Der Welttheil

Australien.

Neueste ausführliche Beschreibung desselben,

unter genauer Bezugnahme auf die dortigen europäischen Ansiedlungs-, Handels- und protestantischen wie katholischen Missions-Verhältnisse.

Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet

von

Dr. F. H. Ungewitter.

Mit einem Vorworte

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath und Professor in München.

Erlangen, 1853.

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

(Adolph Enke.)

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Vorrede.

Ein Vorwort von meiner Hand, zu dem Werke eines Meisters im Gebiete der Erdbeschreibung, möchte freilich für sich selber wieder eines entschuldigenden Vorwortes bedürfen. Ueberhaupt, dies wird der sachkundige Leser bei dem ersten Blick in das vorliegende Buch erkennen, bedarf dasselbe keiner Einführung durch fremde Hand; es wird seine ehrenwerthe Bahn in eigner Kraft beginnen und durchlaufen; wollte es jedoch bei seinem Eintritt in die Lesewelt einen Begleiter sich zugesellen, dann könnte es leicht viel ebenbürtigere finden, als den Schreiber dieses Vorwortes. Wenn aber auch in dem Buche selber kein Zug der Verwandtschaft gewesen wäre, der es zu diesem hingeführt hätte, so war doch in ihm, dem Schreiber, ein solcher Zug nach dem Buche und dessen Inhalt. Australien, in seinen natur- und völkergeschichtlichen Verhältnissen, ist mir seit einer Reihe von Jahren ein ganz besonders lieblicher Ausruhepunkt in dem weiten Felde der Erdbeschreibung gewesen; die Reiseberichte von Australien erregten meine Theilnahme in einem Maaße, wie kaum die aus einem andern Erdtheil, über den in unsern Tagen das Morgenroth eines neuen, geistigen Tages emporgestiegen, und in dessen vorhin unbekannter Natur das wissenschaftliche Forschen eingedrungen ist. Bei dieser eigenthümlichen Vorliebe für den Gegenstand war in mir öfters das Verlangen erwacht nach einem Werke, das in möglichster Vollständigkeit Das umfaßte und zusammenstellte, was wir über Australiens Festland und seine

Digitized by Google

Inſeln wiſſen. Mit großer Freude ſahe ich meinen Wunſch hier in dieſem Buche erfüllt, das mich in ſeinem Verfaſſer einen durch Geſinnung und wiſſenſchaftliches Streben nahe Befreundeten erkennen ließ. Auch andre Leſer, ihre Anforderungen ſeien welche ſie wollen, werden hier nicht nur Unterhaltung, ſondern eine gründliche Belehrung, und wenn ſie dieſes ſuchen, eine Erhebung des Gemüthes auf den geiſtig höchſten Standpunkt der Weltanſchauung unſers Tages finden.

München, 13. Septbr. 1852.

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt.

Seite

Allgemeines über den Erdtheil Australien 1

Erstes Kapitel. Die Entfernung des Erdtheils Australien von Europa. — Näheres über die dem Erdtheil beigelegten Namen. — Die Hauptbestandtheile Australiens und ihre geographische Lage zu einander. — Welche Wege führen von Europa nach Australien? 1

Zweites Kapitel. Der Große Ocean, seine Grenzen, Dimensionen, Abtheilungen und Spezialnamen 6

Drittes Kapitel. Australiens Lage auf der Südseite des Aequators. — Das Klima im Allgemeinen. — Die Beschaffenheit des Festlandes und der Inseln Australiens in geologischer Hinsicht. — Näheres über die Korallen-Inseln 7

Viertes Kapitel. Ueber den Flächeninhalt und die Einwohnerzahl des Erdtheils Australien. — Die große Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Eingeborenen oder Ureinwohnern, die mit Rücksicht auf die äußere körperliche Bildung in Papuas und Australindier eingetheilt werden 11

Fünftes Kapitel. Die sociale Stellung der Eingeborenen. — Allgemeines über ihre Wohnungen. — Die Anthropophagie oder Menschenfresserei. — Die Kleidung der Eingeborenen. — Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse ... 15

Sechstes Kapitel. Die Religionsbegriffe und der Götzendienst der Eingeborenen. — Das Christenthum auf den Südsee-Inseln. — Die nach Einführung des Christenthums unter den Südsee-Insulanern verbreitete Cultur. — Die auf die protestantischen Missionäre gehäuften Verläumdungen und deren Ursachen 23

Siebentes Kapitel. Ueber die Einwanderung der ersten Bewohner Australiens. — Geschichte der Entdeckung der verschiedenen Bestandtheile Australiens. 47

Zweiter Abschnitt.

Das australische Festland oder Neuholland 58

Erstes Kapitel. Lage, Name, Dimensionen, Naturbeschaffenheit und Klima. — Geographischer Ueberblick. — Geschichte der Entdeckung des australischen Festlandes 58

Zweites Kapitel. Naturerzeugnisse. — Die Ureinwohner. — Die zum australischen Festlande gehörenden kleineren Inseln. — Trauriges Schicksal Schiffbrüchiger am Großen Barrierriff. — Die Rottenest- und die Norfolk-Insel 78

Digitized by Google

Seite

Drittes Kapitel. Die Colonieen auf dem australischen Festlande. — Die Colonie von Neu-Südwales. — Geschichte derselben. — Die Deportirten. — Das Leben und Treiben in der Colonie. — Die Colonie Westaustralien. — Die Colonie Port Philipp. — Die Colonie Südaustralien. — Die Colonie Nordaustralien 127

Dritter Abschnitt.

Die drei großen Inseln Australiens 160

Erstes Kapitel. Vandiemensland 160

Zweites Kapitel. Neu-Seeland. — Allgemeine Beschreibung Neu-Seelands. Die Neu-Seeländer. — Die Missions- und Colonial-Verhältnisse auf Neu-Seeland 168

Die Chatham-Insel. S. 208. — Die Bounty-, die Antipoden-, die Aucklands- und Macquarie-Inseln. S. 212. — Die Gruppe Kermandec. S. 213.

Drittes Kapitel. Neu-Guinea. — Geschichte der Entdeckung dieser Insel. — Niederländische Ansiedelung. — Ueppige Vegetation auf der Insel. — Die verschiedenen Paradiesvögel-Arten. — Die Eingeborenen Neu-Guinea's 214

Vierter Abschnitt.

Die übrigen Inseln und Gruppen des innern Gürtels der australischen Inseln 232

Erstes Kapitel. Neu-Britannien, nebst den Admiralitäts-Inseln und der Louisiade 232

1) Neu-Britannien. — a. Die Insel Neu-Britannien. S. 234. — b. Die Insel Neu-Irland. S. 237. — c. Die Insel Neu-Hannover. S. 238.

2) Die Admiralitäts-Inseln. S. 239.

3) Die Louisiade. S. 241.

Zweites Kapitel. Neu-Georgien oder der Salomons-Archipel 243

Drittes Kapitel. Die Neu-Hebriden, nebst den Charlotten- oder Santa Cruz-Inseln 252

1) Die Neu-Hebriden oder der Heilige Geist-Archipel. S. 252. — Espiritu Santo oder die Heil. Geist-Insel. S. 259. — Mallicolo. S. 260. — Erromanga. S. 262. — Tanna. S. 265.

2) Der Santa Cruz-Archipel oder die Königin Charlotten-Inseln. S. 267. — Tomarico oder Santa Cruz. S. 269. — Vanikoro. S. 269. — Die Duffs-Gruppe. S. 270.

Viertes Kapitel. Neu-Caledonien 271

Die Fichten-Insel. S. 278. — Die Loyalty-Inseln. S. 278.

Fünfter Abschnitt.

Die nordwestlichsten Gruppen des äußern Gürtels der australischen Inseln 280

Erstes Kapitel. Die Marianen oder Ladronen 280

Zweites Kapitel. Die Carolinen, nebst den Pelew-Inseln 293

Die Pelew-Inseln. S. 304. — Die östlicheren Gruppen der Carolinen. S. 307. — Die Monteverdo's-Inseln oder die Hogolen-Gruppe. S. 308.

Digitized by Google

Seite

Drittes Kapitel. Der Mulgrave-Archipel, oder die Marshall's- und Gilberts-Inseln..... 308

Die äußersten nordwestlichen und nördlichen Inseln und Gruppen des Mulgrave-Archipels. S. 314. — Die eigentlichen Marshall's-Inseln. S. 314. — Die Radak-Kette. S. 315. — Die Ralick-Kette. S. 317. — Die Gilberts-Inseln. S. 318.

Sechster Abschnitt.

Die übrigen Gruppen des äußern Gürtels der australischen Inseln, vorzugsweise die Südsee Inseln genannt..... 320

Die hierher gehörigen verschiedenen Gruppen. S. 320. — Geschichtliche Notiz über die Einführung des Christenthums auf den einzelnen Gruppen. S. 320. — Zustand auf diesen Gruppen vor der Einführung des Christenthums daselbst. S. 321. — Zustand nach der Einführung des Christenthums. S. 322. — Gewandtheit in Anwendung der Schriftworte auf Vorfälle des täglichen Lebens. S. 324. — Die nach Einführung des Christenthums errichteten Schulen. S. 325. — Arbeitsamkeit, Bodencultur und Geschicklichkeit in den Handwerken. S. 326. — Buchdruckerpressen, Baumwollmanufakturen, Zuckersiedereien. S. 328. — Die gegenwärtigen Handels- und Schifffahrts-Verhältnisse der Südsee-Inseln. S. 329. — Kurze Zusammenstellung der durch das Christenthum auf den Südsee-Inseln bewirkten wohlthätigen Veränderungen. S. 331. — Die jesuitisch-papistischen Ränke wider die evangelischen Missionen in der Südsee. S. 332. — Die Jesuitenpriester Caret und Laval auf den Gambier-Inseln. S. 334. — Schleichen sich auf Tahiti ein und werden hier fortgewiesen. S. 338. — Louis Philipp läßt sich als Werkzeug ihrer Rache brauchen, und sendet ein Kriegsschiff ab, um Genugthuung zu fordern. S. 341. — Französisches Protektorat erschlichen und erzwungen. S. 345. — Der Haß der Tahitier gegen die Franzosen flammt zu offenem Widerstande auf. S. 348. — Pritchard's Verhaftung; Krieg. S. 350.

Erstes Kapitel. Die Fidschi-Inseln..... 355

Zweites Kapitel. Die Freundschafts-Inseln..... 368

a. Die Tonga-Gruppe. S. 388. — b. Die Habai- oder Happi-Gruppe. S. 389. — c. Die Vavau-Gruppe. S. 391. — Die Savage-Insel. S. 392.

Drittes Kapitel. Die Schiffer- oder Samoa-Inseln..... 393

Der eigentliche Samoa-Archipel. S. 404. — Die zerstreut umherliegenden Inseln. S. 405. — Die Insel Wallis. S. 406.

Viertes Kapitel. Die Cooks- oder Hervey-Inseln, oder der Mangia-Archipel..... 407

Die 7 Hervey-Inseln. S. 416. — Die, nicht zum Mangia-Archipel gehörenden, sondern zum Theil ganz entfernt davon liegenden Penrhyn-, Flint-, Suwarows-, Roggeweens- oder Baumans-Inseln. S. 418.

Digitized by Google

Seite

Fünftes Kapitel. Die Gesellschafts-Inseln 420
a. Die Georgischen Inseln. S. 421 u. 448. — Tahiti. S. 448. — b. Die Gesellschafts-Inseln insbesondere. S. 450. — Rajatea. S. 451.

Sechstes Kapitel. Die Austral- oder Tubuai-Inseln 456
Rurutu oder Ohetiroa. S. 457.

Siebentes Kapitel. Die Niedrigen Inseln oder der Gefährliche Archipel 460
Die Vliegen- oder Deans-Inseln. S. 463. — Aurora. S. 463. — Die Pomotu- oder Palliser-Inseln. S. 463. — Die König-Georgs-Inseln. S. 464. — Die Chain- oder Ketten-Inseln. S. 465. — Die Disappointment-Gruppe. S. 466. — Die Gambier-Inseln. S. 470.

Achtes Kapitel. Die Marquesas-Inseln 472
a. Die Washington-Inseln. S. 480. — Nukahiwa. S. 480. — b. Die eigentlichen Marquesas-Inseln. S. 481. — Hiwao oder Dominica. S. 481. — Tahuata. S. 481.

Neuntes Kapitel. Die Sandwich-Inseln 482
Hawaii. S. 494. — Owahu mit Honolulu. S. 496.

Zehntes Kapitel. Die Pitcairn-Insel, die Osterinsel und einige andere zerstreut umherliegende Inseln 499

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erster Abschnitt.

Allgemeines über den Erdtheil Australien.

Erstes Kapitel.

Die Entfernung des Erdtheils Australien von Europa. — Näheres über die dem Erdtheil beigelegten Namen. — Die Hauptbestandtheile Australiens und ihre geographische Lage zu einander. — Welche Wege führen von Europa nach Australien?

Wenn man vom Cap Horn oder Amerika's äußerster Südspitze in nordwestlicher Richtung bis Canton in China eine gerade Linie zieht, so hat man eine Entfernung von 2385 oder, in runder Zahl, von 2400 deutschen Meilen, — eine Entfernung, die beinahe um die Hälfte größer ist, als die von Europa's äußerster Südwestspitze bis zu Asiens äußerster Nordostspitze an der Beringsstraße. Denn wenn man von der portugiesischen Landschaft Algarbien, oder etwa auch von Cadix oder Sevilla aus, ganz Spanien, dann Frankreich, Deutschland, Polen und Rußland durchreis't bis Katharinenburg am Ural, so ist das eine Strecke von 730 Meilen, und von Katharinenburg bis zum Ostcap an der Beringsstraße kann man 910 Meilen rechnen: beide Strecken zusammen machen aber erst 1640 Meilen. Man würde also die Beringsstraße überschreiten und die Polarländer Nordamerika's bis in die Nähe von Quebeck in Canada noch durchreisen müssen, um die Zahl von 2400 voll zu machen. Zu dieser Anfangs durch die cultivirtesten und bevölkertsten Länder der Erde, durch prächtige Städte, regsame Flecken und Dörfer, dann durch unermeßliche Wildnisse einer frei waltenden Natur führenden, demnach die mannigfaltigsten und interessantesten Abwechselungen darbietenden Reise würden, das erwähnte Ostcap als Zielpunkt und durchschnittlich 10 Meilen auf den Tag gerechnet, mehr als 23 Wochen oder beinahe ein halbes Jahr, und, die Möglichkeit einer Eisenbahn auf dem ganzen Wege angenommen, wenigstens drittehalb Wochen erforderlich sein; und dessen ungeachtet fehlten immer noch über achtehalbhundert Meilen an 2400.

Die Strecke aber, vom Cap Horn nach Canton, die selbst bei Eisenbahn-Schnelligkeit (durchschnittlich 4 Meilen in der Stunde) in weniger als 25 Tagen nicht zurückgelegt werden könnte, unterscheidet sich von jener Landstrecke sehr wesentlich; denn sie führt durch das größte Wasserbecken der Erd-

Digitized by Google

oberfläche, durch den Großen Ocean, deſſen nördlicheren Theil man die Südſee und im Uebrigen das Stille Meer zu nennen pflegt; hier iſt alſo einzig und allein eine Seereiſe möglich, die in der angegebenen nordweſtlichen Richtung erſt nach einer Fahrt von mehr als 1100 Meilen einige kleine Inſeln (darunter Otaheite), ſpäter wieder einzelne Inſeln (namentlich von den Carolinen und Ladronen), ſonſt aber nichts als Himmel und Waſſer erblicken läßt.

Aus dieſem ungeheuren Waſſerbecken nun ragt, mit einem Feſtlande, drei großen und zahlloſen kleinen Inſeln und Inſelgruppen, die weit umher zerſtreut liegen, durch welche aber die direkte Reiſeroute von Cap Horn nach Canton mitten hindurch führt, der Erdtheil hervor, mit dem wir uns hier beſchäftigen wollen. Er wird, weil er ſüdwärts von der alten Welt liegt, und (mit wenigen Ausnahmen) auf der ſüdlichen Halbkugel der Erde ſich ausbreitet, in der Regel **Auſtralien** genannt, was ſo viel wie Südland bedeutet. Indeß pflegen namentlich wir Deutſchen die kleineren Inſeln oder Inſelgruppen, zumal wenn ſpeziell nur von ihnen die Rede iſt, mit dem allgemeinen Namen der Südſee-Inſeln zu bezeichnen und den Ausdruck Auſtralien mehr allgemein zu halten, oder vorzugsweiſe dem Feſtlande beizulegen. Die Engländer wenden den Namen Auſtralien ſtets nur auf das Feſtland an, führen andererſeits die drei großen Inſeln und die ihnen zunächſt gelegenen Gruppen unter der allgemeinen (freilich unpaſſenden) Benennung Auſtralaſien auf, und bezeichnen die Südſee-Inſeln mit dem Namen Polyneſien oder Inſelwelt. Franzöſiſche, zum Theil auch nordamerikaniſche Geographen und ſogar franzöſiſche Seefahrer begehen die geographiſche Ungereimtheit, den ganzen indiſchen Archipel: Sumatra, Java, Borneo u. ſ. w., die Molucken, Philippinen ꝛc. (warum nicht lieber auch die japaniſchen Inſeln, die Kurilen und Aleuten?) zu Auſtralien zu rechnen und dies alles mit dem Namen Oceanien zu ſtempeln. Der indiſche Archipel trägt aber entſchieden einen indiſchen, folglich aſiatiſchen Charakter an ſich, während in Auſtralien eine Natur vorwaltet, die weder in Aſien, noch andern Welttheilen ihres Gleichen hat. Zudem umfaßt, dem Wortverſtande nach Oceanien, oder Oceania, wenn nicht wenigſtens das Adjectiv Australis beigefügt wird, alle Länder der Erde, die der Allgemeine Ocean in ſeinen verſchiedenen Theilen umgibt. Außerhalb Frankreich (und höchſtens Nordamerika) kommt denn auch die Benennung Oceanien im gemeinen Leben nicht vor; ebenſo wenig wie Südindien oder gar Notaſien, — Ausdrücke, welche den pedantiſchen Spielereien mancher Gelehrten ihre Entſtehung verdanken.

Das auſtraliſche Feſtland iſt freilich an ſich eine Inſel, und zwar eben ſo vollſtändig, wie z. B. Borneo oder Sicilien; allein da es gegen 150,000 Quadratmeilen begreift, alſo in der Größe beinahe mit Europa

Digitized by Google

wetteifern kann, ſo wird es ein Feſtland oder Continent genannt und den drei großen Continenten der Erde (die beiden andern ſind Amerika und das ſogenannte alte Feſtland, welches Europa, Aſien und Afrika begreift) beigezählt. Es führt den beſondern Namen **Neuholland.** In neuerer Zeit hat man angefangen, es auch wohl Auſtralland zu nennen. Daß es von den Deutſchen vorzugsweiſe und von den Engländern überhaupt und ſtets Auſtralien genannt wird, iſt bereits oben bemerkt worden.

Die oben genannten drei großen Inſeln Auſtraliens ſind Neu-Guinea, Vandiemensland und Neu-Seeland, von denen die erſtere an Neuhollands Nordſeite, die zweite an ſeiner Südſeite und die dritte (die übrigens aus 2 oder eigentlich aus 3 dicht neben einander liegenden Inſeln beſteht) ſüdöſtlich und etwas über 300 Meilen vom auſtraliſchen Feſtlande entfernt liegt.

Von Neu-Guinea ziehen ſich mehrere Inſelgruppen, namentlich Neu-Britannien, Neu-Georgien, Neu-Hebriden und Neu-Caledonien in einem Bogen ſüdoſtwärts bis in die Richtung von Neu-Seeland: dieſe ſind es, welche, nebſt den drei großen Inſeln, von den Engländern, wenigſtens häufig, mit dem allgemeinen Namen Auſtralaſien bezeichnet werden. Sie bilden mit den, ſüdſüdweſtwärts von Neu-Seeland liegenden kleinen Aucklands- und Macquarie-Inſeln gewiſſermaßen einen Gürtel, den man den innern Gürtel der auſtraliſchen Inſeln nennen kann.

Alle übrigen Inſeln und Inſelgruppen, die von dieſem innern Gürtel nordwärts, nordoſtwärts und insbeſondere oſtwärts nach Südamerika hin liegen und ſo zu ſagen den äußern Gürtel der auſtraliſchen Inſeln (bis auf die Sandwich-Inſeln und andere iſolirte Gruppen) bilden, werden von den Deutſchen vorzugsweiſe die Südſee-Inſeln und von den Engländern Polyneſien genannt; obwohl nicht immer mit ſo genauer Unterſcheidung, daß nicht auch z. B. Neu-Caledonien, die Neu-Hebriden u. ſ. w. unter dieſer Benennung bisweilen mitbegriffen ſein ſollten. Wir wollen die Hauptgruppen der Südſee-Inſeln hier kurz andeuten. Nordwärts von Neu-Britannien und Neu-Guinea liegen die Carolinen, deren weſtlichſte Gruppe unter dem Namen der Pelew-Inſeln bekannt iſt. Nördlich von den Carolinen liegen die Ladronen, und öſtlich von den Carolinen der Mulgrave-Archipel oder die Marſhalls- und Gilberts-Inſeln. Da einerſeits Neu-Guinea nicht weit von den Molucken und andererſeits die Pelew-Inſelgruppe wenig über 100 Meilen von den Philippinen entfernt iſt, ſo wird man ſich die Lage der eben genannten 4 Südſee-Inſelgruppen um ſo leichter vergegenwärtigen können. Die Neu-Hebriden liegen von der äußerſten Südoſtſpitze Neu-Guinea's etwa 300 Meilen in ſüdöſtlicher Richtung entfernt. Nun liegen öſtlich und kaum 150 Meilen von den Neu-Hebriden die Fidſchi-Inſeln, und nordoſtwärts von dieſen die Schiffer-Inſeln, welche an-

dererſeits eine ſüdöſtliche Lage zu den oben erwähnten Marſhalls- und Gilberts-Inſeln haben. Oeſtlich und verhältnißmäßig nicht weit von den Fidſchi-Inſeln liegen die bekannteren Freundſchafts- und über 300 Meilen weiter nach Oſten die berühmten Geſellſchafts-Inſeln, deren Hauptinſel Otaheite oder Tahiti weſtſüdweſtlich (eigentlich W. zum S.) und beinahe 1000 Meilen von Lima entfernt liegt. Nordoſtwärts von Otaheite liegen die Marqueſas- und in nördlicher Richtung über 550 Meilen von Otaheite die Sandwich-Inſeln. Die Niedrigen oder Gefährlichen Inſeln, in der Landesſprache Pomatu genannt, bilden die öſtlichſte Inſel-Gruppe Auſtraliens, liegen oſtwärts von Otaheite und weſtnordweſtlich und etwa 430 Meilen von der Oſter-Inſel, der öſtlichſten aller Auſtraliſchen oder Südſee-Inſeln und 500 Meilen von der ſüdamerikaniſchen Weſtküſte entfernt.

Man erkennt aus dieſer Darſtellung, daß das auſtraliſche Feſtland am Weſtende des ganzen Erdtheils liegt, und aus ſeiner nördlichen Küſtengegend die meiſten auſtraliſchen Inſeln und Gruppen quer über den Großen Ocean nach Südamerika's Weſtküſte, bis auf eine Entfernung von 500 Meilen, ſich hinziehen. Neuhollands oder des Feſtlandes Nordküſte liegt in der Nähe der Inſel Timor, einer der kleinen Sunda-Inſeln des indiſchen Archipels, und Neuhollands Weſtküſte wird von dem Indiſchen Meere beſpült, durch welches der gewöhnliche Seeweg (um Afrika's Südſpitze herum) von Europa nach Indien führt.

Sonach führen von Europa nach Auſtralien zwei Seewege, der eine um Amerika's, der andere um Afrika's Südſpitze herum. Soll die Fahrt nach dem öſtlichen Theile Auſtraliens, z. B. nach Otaheite, gehen, ſo iſt der erſte, oder der Weg um das Cap Horn, der nächſte; ſoll ſie aber nach dem weſtlichen Theile, z. B. nach Botany Bay oder Sidney auf der Oſtküſte des auſtraliſchen Feſtlandes, gehen, ſo iſt der Weg um das Vorgebirge der Guten Hoffnung der kürzeſte. Nehmen wir Berlin als den Ort an, von wo die Reiſe ausgeht, ſo beträgt die Entfernung bis Otaheite auf dem Wege um das Cap Horn 3150 Meilen, dagegen auf dem Wege um das Vorgebirge der Guten Hoffnung 4200 Meilen: folglich ſpart man auf jenem Wege 1050 Meilen.

Folgende Berechnung wird dies anſchaulicher machen:

Von Berlin bis zur Elbemündung	50	Meilen.
Von der Elbemündung bis Dover	80	„
Von Dover bis zum Ausgange des Britt. Kanals	60	„
Vom Ausgange des Kanals bis zu den Kanariſchen Inſeln .	360	„
Von den Kanariſchen Inſeln bis Bahia in Braſilien	700	„
Von Bahia bis Cap Horn	750	„
Von Cap Horn nach Otaheite	1150	„
Alſo von Berlin nach Otaheite um das Cap Horn	3150	Meilen.

Digitized by Google

Dagegen:

Von Berlin bis zu den Kanarischen Inseln	550	Meilen.
Von den Kanarischen bis zu den Cap Verdischen Inseln ...	180	„
Von den Cap Verdischen Inseln bis St. Helena	480	„
Von St. Helena bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung	410	„
Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung bis zu dem Cap Leeuwin oder Südwestspitze des australischen Festlandes	1200	„
Von Cap Leeuwin bis zur Baßstraße (welche Neuholland von Vandiemensland trennt)	400	„
Von der Baßstraße bis Sidney	130	„
Von Sidney nach Otaheite	850	„
Demnach von Berlin nach Otaheite um das Vorgebirge der Guten Hoffnung	4200	Meilen.

Sidney liegt ungefähr westnordwestlich und 1500 Meilen von Cap Horn; folglich beträgt auf dem Wege um dieses Cap die Entfernung zwischen Berlin und Sidney etwa 3500 Meilen. Da nun, wie wir oben gesehen haben, auf dem Wege um das Vorgebirge der Guten Hoffnung die Entfernung zwischen Berlin und Sidney 3350 Meilen ausmacht, so ist zwischen beiden Wegen nur ein Unterschied von 150 Meilen, der auf einer so großen Strecke wenig zu bedeuten hat und daher auch an sich keinen Einfluß auf die Wahl des Weges üben kann.

Indeß wird die Reise nach Sidney und dem australischen Festlande überhaupt fast immer um das Vorgebirge der Guten Hoffnung gemacht und in der Regel ein Zeitraum von 3 bis 4 Monaten dazu gebraucht. Denn wenn auch die Entfernung z. B. zwischen Hamburg und Adelaide in der Colonie Südaustralien (auf der Südküste des australischen Festlandes), die geradesten Richtungen gemessen, 3050 Meilen beträgt und, bei einer Schnelligkeit von 50 Meilen täglich, in 61 Tagen oder zwei Monaten zurückgelegt werden könnte, so verhindern doch einestheils die Passatwinde, Stürme, widrige Winde, Strömungen u. dgl. m. das immerwährende Verfolgen der geradesten Richtungen, und anderntheils sind ein stets günstiger Wind und eine Schnelligkeit der Fahrt von durchschnittlich 50 Meilen den Tag so äußerst seltene Fälle, daß man, zumal bei den Kanarischen Inseln und der Capstadt gewöhnlich angehalten wird, immer auf eine Dauer von wenigstens 3 Monaten und darüber rechnen kann. Jetzt ist übrigens, durch eine regelmäßige Verbindung zwischen England und Neu-Seeland über die Landenge Panama, die Reise auf etwa 70 Tage abgekürzt (s. darüber Abschn. 3, Kap. 3).

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Der Große Ocean, seine Grenzen, Dimensionen, Abtheilungen und Spezialnamen.

Die Kugeloberfläche der Erde ist 9,278,960 Quadratmeilen groß. Hiervon kommen nicht einmal 2½ Millionen auf trockenes Land, dagegen zwischen 6 und 7 Millionen Quadratmeilen auf das Meer oder den allgemeinen Ocean, der demnach einen dreimal größern Raum einnimmt, als sämmtliche über ihn emporragende Länder und Inseln. Man hat, was sich bei einer so ungeheuren Ausdehnung leicht begreifen läßt, seinen Haupt- und Nebentheilen, mit Rücksicht auf die Begrenzungen durch trockenes Land, besondere Namen beigelegt und nennt (der zahllosen Unterabtheilungen zu geschweigen) seine an den Polen befindlichen Haupttheile das Nördliche und das Südliche Eismeer, den Haupttheil zwischen Amerika einer- und Europa und Afrika andererseits das Atlantische Meer, den zwischen Afrika und Australien (nämlich Neuholland) das Indische Meer, und den bei weitem größten Haupttheil zwischen Amerika und Asien den **Großen Ocean**, der, da er den Erdtheil Australien umfluthet, unsere Aufmerksamkeit näher auf sich zu ziehen verdient.

Der Große Ocean, auch wohl (jedoch ungeeigneter) das Große Weltmeer genannt, grenzt im Norden (mittelst der Beringsstraße) an das Nördliche und im Süden an das Südliche Eismeer. Im Süden, wo keine durch trockenes Land gebildete Grenzen sind, bildet der südliche Polarkreis oder 66° 32′ S. Br. die Grenze. Dagegen nimmt man als westliche Grenze des südlichen Theils die Meridiane der Westküste Neuhollands an und läßt hier das Indische Meer beginnen, und läßt andererseits im Osten bei Amerika's Südspitze das Atlantische Meer seinen Anfang nehmen. Die größte Ausdehnung des Großen Oceans in der Richtung von Norden nach Süden, die Beringsstraße und beiläufig 66½ Grad S. Br. als Grenzpunkte angenommen, beträgt etwas über 1950 Meilen, demnach 130 Meilen mehr als die Mittelbreite (1820 Meilen). Denn die Ausdehnung von Osten nach Westen ist zwar an vielen Stellen beträchtlicher, aber an manchen auch geringer. So beträgt sie zwischen Californien und Japan etwa 1050 Meilen, zwischen Acapulco (an der mexicanischen Westküste) und Canton in China über 2050 Meilen, zwischen Panama und den Philippinen an 2400 Meilen, zwischen Lima und Neu-Guinea beiläufig 2100 Meilen und zwischen Cap Horn und Sidney (s. oben im 1. Kap.) ungefähr 1500 Meilen. Hieraus die Mittelzahl genommen, gibt 1820 Meilen. (Das Atlantische Meer hat eine mittlere Breite von nicht mehr als 700 Meilen, und das Indische Meer ist durchschnittlich nur 1000 Meilen breit.)

Bereits im vorigen Kapitel ist bemerkt worden, daß man den Großen Ocean in die Südsee und das Stille Meer einzutheilen pflegt. Es ist dar-

Digitized by Google

über zwar keine Regel festgestellt, so daß beide Benennungen oft sogar sehr willkürlich gebraucht werden; indeß ist es eigentlich der zwischen dem südlichen Wendekreise (23° 28′ S. Br.) und 66½° S. Br. (wo das antarktische oder südliche Eismeer seinen Anfang nimmt) befindliche Meeresstrich, den man die Südsee, und dagegen hauptsächlich der zwischen den beiden Wendekreisen liegende Theil, den man das Stille Meer nennt. Der letztere Name kam zuerst durch Magellan auf, der auf seiner Durchfahrt einen ungewöhnlich ruhigen Wasserspiegel vorfand und keinen Sturm erlebte. Man sagt übrigens auch wohl der Stille Ocean, versteht aber dann gemeiniglich das ganze Hauptmeer oder den Großen Ocean darunter.

Von diesen Spezialbenennungen abgesehen, sind die bemerkenswerthesten Theile des Großen Oceans: Das Kamtschatka-Meer, das Ochotskische Meer, das Japanische Meer, das Gelbe Meer ꝛc., und an der amerikanischen Westküste die Meerbusen von Californien und Panama: sie alle gehen uns aber hier insofern nichts an, weil sie mit dem Erdtheil Australien durchaus in keiner Berührung stehen. Dagegen gehört hierher das Korallenmeer, nämlich derjenige Theil des Großen Oceans, der die Nordostküste des australischen Festlandes bespült, sich bis zur Louisiade (neben der äußersten Südostspitze Neu-Guinea's und gewissermaßen die südlichste Gruppe Neu-Britanniens bildend, s. Abschn. 4, Kap. 1) und Neu-Caledonien erstreckt, und den vielen, hier befindlichen Korallen-Eilanden und Riffen seinen Namen verdankt.

Die zu Australien gehörenden Theile des Indischen Meeres werden in der Beschreibung des australischen Festlandes näher bezeichnet werden.

Drittes Kapitel.

Australiens Lage auf der Südseite des Aequators. — Das Klima im Allgemeinen. — Die Beschaffenheit des Festlandes und der Inseln Australiens in geologischer Hinsicht. — Näheres über die Korallen-Inseln.

Der bei weitem größte Theil Australiens liegt auf der Südseite des Aequators; nur die Sandwich-Inseln, die Ladronen, die Pelew-Inseln, die Carolinen- und die Marshalls- und Gilberts-Inseln liegen auf der Nordseite desselben, jedoch innerhalb des nördlichen Wendekreises. Ebenso liegen die südlich vom Aequator befindlichen Inseln und Inselgruppen innerhalb des südlichen Wendekreises, mit Ausnahme Neu-Seelands, Vandiemenslands, einiger kleiner Inseln und der südlichen Hälfte des australischen Festlandes. Die Aucklands- und Macquarie-Inseln liegen sogar zwischen dem 50. und 60. Grade südlicher Breite; Neu-Seeland reicht bis zum 48. Grade hinab, Vandiemensland liegt ungefähr zwischen 40 und 43° S.

Digitized by Google

Br. und das auſtraliſche Feſtland reicht mit ſeiner äußerſten Südſpitze bis zum 39. Grade. Ließen ſich dieſe Beſtandtheile Auſtraliens auf die nördliche Halbkugel und zwar nach Europa und Nordafrika verpflanzen; ſo kämen die Aucklands- und Macquarie-Inſeln zwiſchen Krakau und St. Petersburg zu liegen; Neu-Seeland (deſſen äußerſte Nordſpitze unter 34° 27′ S. Br. liegt) nähme in umgekehrter Lage die Stelle zwiſchen Paris und dem ſüdlichen Theile Algeriens ein, Vandiemensland erhielte zwiſchen Minorca und Marſeille ſeinen Platz, und Neuholland würde, in umgekehrter Lage, mit ſeiner ſüdlichen Hälfte ganz Fezzan nebſt der nördlichen Weſthälfte der Sahara, die Berberei und das ſüdliche Europa bis ungefähr zum Breitengrade von Liſſabon und Corfu bedecken.

Ungeachtet dieſer vorwaltend tropiſchen Lage iſt das Klima Auſtraliens im Entfernteſten nicht unverträglich heiß, wie dies in manchen Gegenden der entſprechenden Tropenländer Afrika's und Amerika's der Fall iſt. Selbſt die unter dem Aequator oder doch in deſſen Nähe liegenden Inſeln (wohin z. B. die ſüdliche Gruppe des Mulgrave-Archipels oder die Gilberts-Inſeln und die nördlichen Theile Neu-Guinea's und Neu-Britanniens gehören) genießen einer ziemlich gemäßigten Temperatur, wovon die Urſache theils in der inſulariſchen Lage, theils in der Regelmäßigkeit der Paſſatwinde liegen mag. Nördlich vom Aequator weht der Paſſatwind ununterbrochen das halbe Jahr aus Südweſt, und das andere halbe Jahr aus Nordoſt; ſüdlich vom Aequator das halbe Jahr aus Nordweſt und die andere Hälfte aus Südoſt. In dieſen tropiſchen Gegenden dauert die Regenzeit gewöhnlich nicht über drei Monate; ſonſt ſind die Unterſcheidungen der Jahreszeit nicht ſehr fühlbar. Außer den Paſſatwinden wehen, erzeugt durch die, beim Wechſel von Tag und Nacht hervorgebrachten Temperatur-Veränderungen, periodiſche Land- und Seewinde, und zwar am regelmäßigſten auf den Tropeninſeln: der Seewind weht gewöhnlich von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, der Landwind von 7 Uhr Abends bis 8 Uhr Morgens. Im Allgemeinen iſt das Klima auf den Inſeln, wie in den meiſten Gegenden des Feſtlandes, nicht nur angenehm, ſondern auch geſund; blos die niedrigen, dem Ueberfluthen der Meereswogen ausgeſetzten Eilande ſind ungeſund. Neu-Seeland, welches außerhalb des Wendekreiſes liegt, hat auf ſeiner nördlichen Inſel ein höchſt liebliches Klima, welches dagegen auf der ſüdlichen beinahe eben ſo kalt und rauh wie in Schottland iſt. Selbſt auf Vandiemensland, welches doch ſeiner geographiſchen Lage nach ein eben ſo mildes Klima, wie Mittelitalien, haben müßte, fällt bisweilen ſogar im dortigen Sommer (d. h. während unſerer Wintermonate) Schnee. Vielleicht iſt die Urſache dieſer und anderer ähnlicher, unter entſprechenden Breitengraden der nördlichen Halbkugel äußerſt ſeltener Erſcheinungen in der ungeheuren Waſſermaſſe zu ſuchen, die über die ſüdliche Hemiſphäre verbreitet iſt.

Digitized by Google

In geognostischer Hinsicht gehören Neuholland und der (im 1. Kap. näher bezeichnete) innere Gürtel der australischen Inseln der Urformation, und die übrigen Inseln theils der vulkanischen oder basaltischen, theils der animalischen oder Korallen-Bildung an. Die vulkanischen Inseln, welche zum Theil erloschene, zum Theil noch brennende Vulkane enthalten, sind ungewöhnlich hoch und unter den Tropen in der Regel von sehr großen Korallenriffen, so wie mit einem auf Polypenkalk ruhenden Erdstreifen eingefaßt. Zu ihnen gehören namentlich die Ladronen und die Sandwich-Inseln. Die abgesondert liegenden Inseln dieser Formation haben meist nur erloschene Vulkane. Die Inseln animalischer Bildung verdanken ihre Entstehung der allmäligen Arbeit der Korallenthiere. Diese oder die Korallen bilden eine Ordnung aus der Klasse der Würmer, welche die Polypen u. a. Thierpflanzen enthält, von denen die Korallenstämme oder andere ähnliche Gehäuse von steinartiger Substanz bewohnt werden. Doch muß man sich diese Gehäuse nicht als von ihren Bewohnern erbaut, sondern vielmehr als einen, ihnen angeborenen Theil vorstellen, und sie daher nicht etwa mit Bienenzellen, sondern eher mit Schneckenschalen vergleichen, nur daß bei ihrer Fortpflanzung das junge Thier zugleich mit seinem kalkigen Gehäuse vom alten, wie ein Zweig aus dem Stamme hervorgetrieben wird. Die Substanz der Thiere in dem Gehäuse ist körnig und häutig; meist scheinen sie einen Magen zu haben; ihre Fühlfäden haben verschiedene Form und sind die Mittel zu ihrer Ernährung; worin aber die Nahrung eigentlich besteht, ist nicht bekannt. An der freien Luft vertrocknen die Thiere und die Rinde erhärtet. Der breite Fuß des Korallenstammes ist an Felsen und andern festen Körpern im Meere wie angeleimt. Im Großen Ocean sind die Steingehäuse um und auf den Gipfeln von Bergen gereiht, die sich bei einer, mit dem Senkblei nicht zu ergründenden Tiefe aus dem Meeresgrunde erheben, und da der Bau oder Wachsthum der Korallen so schnell vor sich geht, daß in kurzer Zeit große Räume dadurch erfüllt und z. B. die Reste versunkener Schiffe oft in 8 bis 9 Monaten damit bedeckt werden, so ist es begreiflich, wie durch das Emporbauen nicht blos Riffe, deren zackige, scharfe Wände den Schiffen verderblich sind, sondern auch ganze Inseln haben entstehen können. Diese ruhen also nicht unmittelbar auf jenen Berggipfeln, sondern auf der (um uns so auszudrücken) Korallen-Krone, die nach und nach mit einer vegetabilischen Decke überkleidet wird. Hat der Bau der Korallenthiere die Meeresoberfläche erreicht, so bauen oder wachsen sie nicht höher (oder können es vielmehr nicht, weil sie an der freien Luft vertrocknen), sondern wachsen in die Breite. Auf der Oberfläche ihres Baues bilden sich aus Korallensand oder Madreporentrümmern allmälig kalksteinartige horizontale Schichten, anderer Sand und Schlamm sammelt sich, zumal bei der Unebenheit der Oberfläche, ebenfalls leicht an, jedoch zunächst am äußern Rande; dadurch entstehen ring- und halbringförmige Inseln, deren

Digitized by Google

Mitte viel später zu festem Boden wird und stets eine Vertiefung darbietet, die man selbst auf den schon vollkommen ausgebildeten Inseln theils als See, theils als sumpfige Niederung noch deutlich erkennt. Pflanzen erscheinen auf dem neuen Boden zuerst; Vögel lassen sich darauf nieder; die vermodernden Pflanzen erhöhen nach und nach den Boden, Vögel tragen vielleicht den Samen anderer Pflanzen herbei; es zeigen sich auch Bäume, und zuletzt nimmt der Mensch von der neuen Schöpfung Besitz. Aus dieser Art der Entstehung (die nicht etwa eine Hypothese ist, sondern die man förmlich zu beobachten Gelegenheit gehabt hat) erklärt sich auch der oft gänzliche Mangel an Säugethieren auf vielen solcher Inseln. Bemerkenswerth ist es, daß dieser Inselbau sich vorzugsweise in den östlichen tropischen Gegenden des Großen Oceans zeigt, wohin er sich vielleicht noch immer weiter ausdehnt; indeß kommen im Westen nicht nur ähnliche Erscheinungen vor, sondern es sind hier auch die Korallenriffe zum Theil in so großer Menge vorhanden, daß z. B. das Korallenmeer (s. 2. Kap.) davon den Namen erhalten hat. (Andererseits sind im Indischen Meere die Lakediven von Korallenriffen eingefaßt, und die Maldiven bestehen an sich nur aus Korallen-Inseln; im Rothen Meere sind die Korallenformationen so zahlreich, daß in den arabischen Küstenstädten aus ihnen hauptsächlich die Baumaterialien zu den Häusern genommen werden.) Die Südsee-Insulaner nennen die flachen Korallen-Inseln Motus.

Hinsichtlich der Gebirgs- und Flußsysteme steht Australien den übrigen Welttheilen weit nach; und dies gilt ganz besonders von dem Festlande selbst, welches namentlich an Strömen, die eine lebhafte Schifffahrt oder sonstige commercielle Thätigkeit ins Dasein zu rufen geeignet wären, sehr arm ist. Auf den Inseln können freilich die Ströme nur einen mehr oder minder kurzen Lauf haben. Was in Neuholland von erwähnenswerthen Gebirgen vorhanden ist, beschränkt sich eigentlich nur auf Neu-Südwales oder den südöstlichen Theil des Festlandes, wo die Austral-Alpen bis zu 8000 und die Grampians bis zu 8200 F. emporsteigen. Weit ausgebildeter ist das Gebirgssystem auf Neu-Seeland, welches in demselben eine wahre Alpennatur zeigt und Bergspitzen von 10,000, ja von mehr als 14,700 F. Höhe aufzuweisen hat. Eben so hoch, wenn nicht noch höher müssen die Gebirge Neu-Guinea's sein, die zwar noch nicht näher bekannt, aber stets mit Schnee bedeckt (und doch liegt diese Insel ganz in der Nähe des Aequators) gesehen worden sind. Auf den Sandwich-Inseln erheben sich Berge von beinahe 16,000 und 14,000 Fuß Höhe. Auch die Gesellschafts- und die Salomons-Inseln sind zum Theil mit hohen Gebirgen bedeckt. Die Natur oder Beschaffenheit aller dieser Gebirge ist aber im Allgemeinen ganz verschieden von dem eigenthümlichen Gebirgscharakter, z. B. der Alpen in Europa oder gar der Anden in Amerika.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Ueber den Flächeninhalt und die Einwohnerzahl des Erdtheils Australien. — Die große Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Eingeborenen, die mit Rücksicht auf die äußere körperliche Bildung in Papuas und Australindier eingetheilt werden.

Sehr ungewiß ist der Flächeninhalt des ganzen Erdtheils; gewöhnlich nimmt man ihn in Bausch und Bogen zu 180,000 Quadratmeilen (wie Europa) an, wovon aber gegen 150,000 allein auf das Festland zu rechnen sind. Von den drei Hauptinseln ist Neu-Guinea so groß, wenn nicht noch größer als Deutschland; Neu-Seeland kann sich im Flächeninhalte reichlich mit dem Königreiche England (d. h. dem eigentlichen England und Wales) messen, und Vandiemensland ist ungefähr so groß wie die Provinz Preußen (Ost- und Westpreußen zusammen). Owaihi, die vornehmste der Sandwich-Inseln, hat gegen 200 Quadratmeilen Flächeninhalt, Neu-Caledonien etwas über 300 Quadratmeilen, die Hauptinsel Neu-Britanniens ist wenigstens noch einmal so groß; sonst aber gibt es nicht eine einzige Insel von der Größe Fünens oder gar Seelands, und bei weitem die meisten sind kleiner als z. B. Bornholm. Indeß gleicht die außerordentliche Menge der Inseln die Kleinheit ihres Umfanges wieder aus, wenigstens insofern, daß man es bei der Annahme von 180,000 Quadratmeilen für den ganzen Erdtheil füglich bewenden lassen kann.

Uebrigens ist die Ungewißheit über das Areal des Erdtheils sehr erklärlich. Freilich sind, vielleicht mit Ausnahme mancher einzelner Inseln und ganz kleiner Inselgruppen, die Entdeckungen neuer Länder im Großen Ocean vollendet; allein es bedarf noch vieler und großer Bemühungen, um auch die dem Namen nach bekannten Länder in ihrem Innern zu erforschen und so der Erdkunde wirklich einzuverleiben. Denn vom Festlande sind zur Zeit fast nur die Küsten genauer bekannt; noch weit weniger ist Neu-Guinea nach dem Innern zu erforscht, von Neu-Seeland ist hauptsächlich erst die nördliche Insel in den meisten, und blos Vandiemensland in allen Richtungen bekannt. In ähnlicher Weise verhält es sich mit den nächstgrößten Inseln; dagegen sind viele der kleinern Inseln und die meisten Gruppen derselben, seit der Einführung des Christenthums daselbst, den Europäern, besonders durch die Missionäre, zu näherer Kenntniß gebracht worden.

Die nämliche Ungewißheit, wie über das Areal, herrscht mit Beziehung auf die Zahl der Bewohner des Erdtheils. Die gewöhnliche Schätzung ist 2 bis 2½ Millionen, und dürfte sich aus manchen Gründen auch rechtfertigen lassen. Freilich kann sie eben so wohl zu hoch wie zu niedrig sein. Denn die Bevölkerung besteht zwar seit längerer und kürzerer Zeit theilweise aus Europäern, und deren Anzahl läßt sich meistens leicht nachweisen; aber

Digitized by Google

doch bei weitem die meisten Australier gehören der Urbevölkerung an, und gerade dieser Umstand ist es, der bei der eigenthümlichen Lebensweise der Eingeborenen und bei der mangelhaften Kenntniß ihrer Wohnplätze, der Ermittelung einer der Wahrheit sich nähernden Gesammtzahl die meisten Schwierigkeiten entgegenstellt. Die Eingeborenen des Festlandes hat man nur in den Küstengegenden kennen gelernt, und die gemachten Beobachtungen haben zu dem Schlusse geführt, daß ihrer überhaupt wenig über 100,000 vorhanden sein möchten. Ob dieser Schluß ein richtiger sei, wird sich erst bei weiterem Vordringen ins Innere ergeben. Bis auf Vandiemensland, welches gegenwärtig nur von Europäern bewohnt ist, scheinen die größern Insel stärker bevölkert zu sein, als das Festland; allein hier hindern wieder, außer den lockeren gesellschaftlichen Banden und dem Mangel eines geregelten Bodenanbaues, die ewigen Fehden, welche zwischen den verschiedenen Stämmen bestehen, einen bedeutenden Anwachs der Volksmenge, oder haben ihn wenigstens bisher verhindert. Auf dem fruchtbaren Neu-Guinea, das dem Anscheine nach 30 Millionen ernähren könnte, leben vielleicht kaum 500,000, theils weil die gesellschaftlichen und namentlich die Geschlechts-Verhältnisse hier sehr ungeregelt sind, theils weil die Eingeborenen die ihnen von der Natur gespendeten reichen Gaben nicht gehörig zu benutzen und zu vervielfältigen verstehen. Wo das Christenthum eingeführt ist, hat sich allerdings dieser Zustand der Dinge geändert; denn mit dem Christenthume hat sich gleichzeitig europäische Cultur unter den Eingeborenen verbreitet, und damit haben sich ihre Verhältnisse, folglich auch die ihrer Bevölkerung, leichter überblicken lassen. Auf den Sandwich- und den Gesellschafts-Inseln haben seitdem sogar förmliche Volkszählungen stattgefunden. Wir werden bei der Spezialbeschreibung der einzelnen Bestandtheile Australiens auf dies alles näher zurückkommen.

Hinsichtlich der Körperbildung zeigt sich unter den Eingeborenen Australiens eine merkwürdige Verschiedenheit. Die Körpergröße oder Körperlänge ist zwar überall so ziemlich die nämliche und stimmt im Ganzen mit der der Europäer überein; denn Menschen von der Größe, wie man sich die Patagonier vorstellt, oder von der Kleinheit wie die Samojeden, hat man unter den Australiern nirgend angetroffen. Die Verschiedenheit liegt in der Gesichts- und Schädelbildung, sodann im Haupthaar und in der Form der Beine und Arme, ebenso auch in der Hautfarbe.

Bekanntlich theilt man die Menschen überhaupt, mit Rücksicht auf die Körperbildung, Hautfarbe ꝛc., in gewisse Arten oder Rassen ein, über deren Anzahl und Bezeichnung zwar die Naturforscher eine Menge der verschiedenartigsten Meinungen aufgestellt haben, die aber am übersichtlichsten hervortreten, wenn man, mit Cuvier, eine weiße oder kaukasische, eine gelbe oder mongolische und eine schwarze oder äthiopische Rasse

Digitized by Google

unterſcheidet; womit im Weſentlichen auch Blumenbach übereinſtimmt, indem deſſen amerikaniſche Raſſe eigentlich nur den Uebergang zwiſchen der kaukaſiſchen und mongoliſchen, und die malayiſche Raſſe den zwiſchen der kaukaſiſchen und äthiopiſchen bildet. Soviel iſt gewiß, daß nicht mehr als drei Grundformen der menſchlichen Geſichts- und Schädelbildung denkbar ſind: Die erſte, wo Stirn und Naſe eine ſenkrecht herablaufende Linie bilden und die Kiefer zurücktreten (dieſe Grundform iſt der kaukaſiſchen Raſſe eigen); die zweite, wo ſie aufwärts einen Bogen beſchreiben, in den auch die Kiefer mehr oder weniger eingeſchloſſen ſind (wie vorzugsweiſe bei der mongoliſchen Raſſe), und die dritte, wo die Stirn und Naſenwurzel zurückgeſchweift und einwärts gedrückt, die Naſe geſtülpt oder geplättet iſt und die Kinnladen mit wulſtiger Mundbedeckung vorwärts ſtehen (was ein charakteriſtiſches Merkmal der äthiopiſchen Raſſe bildet).

Es gibt allerdings auf dem ganzen Erdboden nur Eine menſchliche Natur oder, wenn man ſo ſagen darf, nur Eine Gattung des Menſchengeſchlechts; denn die verſchiedenen, durch eine höhere oder niedrigere Stufe der Geiſtescultur, durch eine ſtärkere oder ſchlaffere oder auch gar keine Zügelung der Begierden, durch Lebensweiſe und Klima entſtandenen Abweichungen der Menſchen unter einander in Hinſicht der Körperbildung, Größe, Hautfarbe ꝛc. ſind nicht ſo weſentlich, daß dadurch ein wirklicher Gattungsunterſchied, im naturgeſchichtlichen Sinne dieſes Wortes, begründet würde.

Nehmen wir einen gemüthvollen, dabei feingebildeten und in vornehmen Kreiſen ſich bewegenden Europäer an, deſſen Kinder eine ſeinem Stande angemeſſene Erziehung genießen, aber dann einen verſchiedenen Lebensgang nehmen und zum Theil nach allen Weltgegenden ſich zerſtreuen. Der eine Sohn bleibt zu Hauſe und widmet ſich dem väterlichen Berufe: er und ſeine Kinder und Kindeskinder werden, wenn ſonſt nicht beſondere Umſtände hinzutreten, ſtets gebildete Europäer ſein und bleiben. Die andern Söhne führen einen ausſchweifenden Lebenswandel, ergeben ſich allen möglichen Laſtern und ſinken zuletzt ſo tief, daß die Angehörigen ſich ihrer ſchämen und die Hand gänzlich von ihnen abziehen. Der eine treibt ſich mit dem gemeinſten Geſindel umher, lebt in wilder Ehe und vererbt mit dem innern moraliſchen Gift das äußere widerliche Gepräge frecher Begierden und Leidenſchaften auf ſeine Nachkommen. Der andere geräth nach Rußland, begeht hier ein Verbrechen und wird zu Zwangsarbeiten in den Bergwerken von Nertſchinsk verurtheilt. Hier gelingt es ihm, mit andern nach Sibirien verbannten Verbrechern und Verbrecherinnen über die Grenze nach der Mongolei zu entkommen, wo ſie bei den Nomaden Aufnahme finden, ſich unter ihnen niederlaſſen, an ihre Lebensweiſe gewöhnen und fortpflanzen. Ein dritter läßt ſich bei den niederländiſch-oſtindiſchen Truppen anwerben; er wird nach Sumatra geſchickt, deſertirt mit einer vagabundirenden Holländerin und verliert ſich unter die Malayen. Ein vierter zieht ſich in England die Strafe der Deportation zu; er wird mit einer Diebin aus London nach Neu-Südwales geſchickt; hier flüchtet er mit ihr in das Innere des auſtraliſchen Feſtlandes und geſellt ſich zu den Neuholländern, deren herumſchweifende Lebensweiſe theilend und an ihr elendes Wohnen unter Baumzweigen und in Höhlen, ſo wie an ihre noch elendere Nahrung ſich gewöhnend. Nun ſtelle man nach einem Jahr-

Digitized by Google

hundert oder noch früher die Nachkommen dieser vier entarteten Söhne mit denen des daheim und auf der höheren Stufe der Gesittung gebliebenen fünften Bruders zusammen, und man wird die grellsten Verschiedenheiten in der Gesichts- und Körperbildung, in der Hautfarbe und sogar im Haarwuchs wahrnehmen und es für unmöglich halten, daß ihr gemeinschaftlicher Stammvater ein schöner Mann der kaukasischen Rasse, von weißer Hautfarbe, feiner Bildung, mit zartfühlendem Herzen, einem Sinn für das Gute, Wahre und Schöne, von der lebendigen Erkenntniß Gottes durchdrungen und von einer ewigen Bestimmung des Menschen überzeugt war. Die einen tragen das mongolische Gepräge, die andern das malayische, die dritten das widerliche der Neuholländer, alle aber, soweit sie aus der Art geschlagen sind, unverkennbare Spuren einer moralischen Verwilderung und zum Theil thierischen Versunkenheit an sich. Nach abermals hundert Jahren sind die Mongolen, Malayen und Australneger vollständig da, und die Nachkommen des in Europa zurückgebliebenen Taugenichts verdanken die Beibehaltung des Typus der kaukasischen Rasse nur dem fortwährenden Anschauen von Europäern und dem Verkehr mit ihnen. Dieses Gleichniß ist nicht etwa eine aus der Luft gegriffene Hypothese, sondern stützt sich auf Erfahrungen und vorgekommene Fälle aus dem wirklichen Leben (s. z. B. weiter unten in der Beschreibung Neuhollands); und man ist zu der Annahme berechtigt, daß auf ähnliche Weise die s. g. Menschenrassen überhaupt entstanden sind, da der Mensch aus der Hand des Schöpfers geistig oder moralisch dem absolut Guten entsprechend, und körperlich mit Formen nach den Begriffen der Urschönheit hervorgegangen ist und die Menschenrassen der meisten außereuropäischen Länder als Ausartungen der Stammrasse — wofür man die kaukasische halten darf — betrachtet werden müssen.

Allein diese Ausartungen oder Verschiedenheiten bestehen nun einmal, und man mag denn auch jene Rassen-Unterscheidungen gelten lassen, sofern nur die Grundursachen festgehalten und die Unterschiede auf möglichst einfache Normen zurückgeführt werden. Die Eingeborenen Australiens lassen sich auf zwei Grundformen der äußern Körperbildung zurückführen.

Die Urbewohner des Festlandes, Neu-Guinea's und des im 1. Kap. erwähnten innern Gürtels der australischen Inseln, mit Ausnahme der Neu-Hebriden und Neu-Seelands (natürlich auch der gegenwärtig nur von Europäern bewohnten Vandiemens-Insel) haben eine mehr oder minder schwarze oder dunkelbraune Hautfarbe, gekräuseltes, rauhes, schwarzes und dichtes Haupthaar, kurze und bei einigen dieser Völker über den Augen vorliegende Stirn, eine entweder dicke oder sehr breite Nase, dicke Lippen und große Ohren, sind von mittlerem Wuchs, haben zwar die angeborene geistige Bildungsfähigkeit, wie alle Menschen, jedoch völlig unentwickelt, und stehen daher zur Zeit nicht nur auf einer sehr niedrigen, hin und wieder sogar auf der untersten Stufe der Gesittung, sondern leben auch zum Theil noch in einem fast thierischen Zustande. Man stellt sie zwischen die malayische und äthiopische Rasse, und nennt sie in dieser Rassen-Beziehung Papuas (was in der Sprache der Eingeborenen ungefähr soviel wie dunkelbraun bedeuten soll) oder Australneger, auch wohl Negritos (kleine Neger), weil sie einige Aehnlichkeit mit den afrikanischen Negern haben, obwohl freilich auch in vie-

Digitized by Google

len Rücksichten von diesen ungemein verschieden sind und in der allgemeinen physischen Bildung wie in der Cultur tief unter den Afrikanern stehen.

Die Eingeborenen der meisten übrigen Inseln haben in der Regel einen hohen Wuchs, schön gezeichnete Muskelformen, eine mehr oder minder charaktervolle Kopf- und Gesichtsbildung, eine entweder hellgelbe (zum Theil ins Olivenfarbige spielende) oder hellbraune Hautfarbe (hin und wieder fast weiß bei den Frauen, dunkler dagegen überhaupt bei den Bewohnern der im 3. Kap. erwähnten Korallen-Inseln), verhältnißmäßig kleine Ohren und sehr weiße schöne Zähne, andererseits aber einen großen Mund, dicke Lippen, eine abgestumpfte Nase und breite Nasenlöcher. Man stellt sie zwischen die kaukasische und malayische Rasse und nennt sie in dieser Rassen-Beziehung *Australindier*, weil sie im Ganzen das Hindu-Gepräge tragen, obwohl die *malayische* Beimischung meistentheils stark hervortritt. Die Frauen haben vom mannbaren Alter an häufig eine gewisse Zierlichkeit in ihren Zügen, große offene Augen, eine zarte glatte Haut, dabei schwarzes, vielfach geordnetes Haar und einen schönen Busen; doch sind sie selten wohlgebaut, vielmehr meist untersetzt und dick, und haben, wie die Männer, einen großen Mund und abgestumpfte Nase. Die Bewohner der Marquesas-Inseln sind unstreitig die schönsten unter den s. g. Australindiern, nach ihnen die von Tahiti, der Sandwich- und Freundschafts-Inseln; bei den Frauen Neu-Seelands ist die Abnahme der Schönheit schon sehr merklich, während die Männer hier stärker und athletischer sind, als irgend eine Völkerschaft der Südsee-Inseln.

Sodann gibt es noch einige Inseln und Inselgruppen, wie die Neu-Hebriden, deren Bewohner in der Körperbildung zwischen den Australnegern und Australindiern gewissermaßen die Mitte halten, oder wie die Carolinen und Marshalls-Inseln, deren Bewohner der malayischen Rasse entschiedener, als die meisten übrigen Südsee-Insulaner, angehören, mit ihren etwas schief liegenden Augen an die mongolische Rasse erinnern, sonst aber die Hauptzüge der Körperbildung mit den Australindiern gemein haben.

Fünftes Kapitel.

Die sociale Stellung der Eingeborenen. — Allgemeines über ihre Wohnungen. — Ihre Nahrungsmittel. — Die Anthropophagie oder Menschenfresserei. — Die Kleidung der Eingeborenen. — Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse.

Da die Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen und der dadurch gewonnene größere oder geringere Vorrath von Genußmitteln von wesentlichem Einfluß auf die *geistige* Bildung der Menschen und Völker ist, so hat man Veranlassung genommen, in dieser Beziehung das Menschengeschlecht in *Wilde*, *Halbwilde* und *Gebildete* zu unterscheiden. Zu den Letztern rechnet man alle ackerbauende Völker, demnach die Europäer und deren Nachkommen in

Digitized by Google

Amerika, die Weſtaſiaten, Chineſen, Japaner u. ſ. w.; und zu den Halbwilden (auf die man auch wohl die, dem Alterthum entlehnte Benennung Barbaren anzuwenden pflegt) gehören die vorzugsweiſe von dem Ertrage ihrer Heerden lebenden Völker oder die Hirtenvölker (Mongolen, Kirgiſen, Beduinen ꝛc.), welche wegen der häufigen Veränderung ihres Wohnplatzes, zu der ſie das Futterbedürfniß nöthigt, auch Wander- oder Nomaden-Völker heißen. Die Wilden ſind die von Jagd und Fiſchfang lebenden Völker, bei denen (obwohl in der Regel die Arbeiten unter beide Geſchlechter ſo vertheilt ſind, daß das weibliche die Haushaltung beſorgt, während das männliche der beſchwerlicheren, gefährlicheren und demnach ſehr unſichern Gewinnung des Lebensunterhaltes nachgeht) die Sorge für den Leib ausſchließlich alle ihre Zeit und Kraft in Anſpruch nimmt und deren Geſchicklichkeiten und etwaige Kunſtfertigkeiten ſich auf die Befriedigung der erſten Bedürfniſſe beſchränken, wobei zugleich der Begriff des Eigenthums noch in ſehr enge Grenzen eingeſchloſſen iſt.

Die Klaſſe der Wilden nun iſt es, in welche die Eingeborenen Auſtraliens (nebſt den Ureinwohnern Amerika's) gehören, ſoweit ſie nämlich nicht ſchon das Chriſtenthum und damit europäiſche Cultur angenommen haben. Wir müſſen uns hier auf allgemeine Andeutungen über ihre Lebensweiſe und Eigenthümlichkeiten beſchränken, und die Einzelnheiten auf die Spezialbeſchreibung verſparen.

Was zunächſt die Art ihres Wohnens betrifft, ſo iſt dieſelbe zwar durchgängig höchſt einfach, aber auch, je nach ihrem geſellſchaftlichen Zuſtande, ſehr verſchieden. Der Neuholländer, der auf der niedrigſten Stufe der Cultur ſteht, wölbt ſich über ſein nächtliches Lager blos eine Laube von Baumzweigen, die kaum ſo hoch iſt, daß er aufrecht darin ſitzen kann; bei ſchlechtem Wetter flüchtet er ſich in Höhlen, die die Natur an den Küſten oder in den Gebirgen gebildet hat, und nur einzelne Stämme bauen zu vorübergehendem Gebrauch runde, mit Gras gedeckte Hütten; meiſtens leben die Neuholländer familienweiſe, ſelten in einer dauernden und eine gewiſſe geſellſchaftliche Ordnung bedingenden Stamm-Verbindung. Beſſer ſchon hat ſich der Papuer in Neu-Guinea gebettet: er bewohnt Hütten, die am Meeresſtrande auf Pfählen errichtet und worin mehrere Familien vereinigt ſind; man findet hier ſchon einfaches Hausgeräth, ſelbſt Gegenſtände des Luxus (auf dem Wege des Tauſchhandels durch die Malayen erlangt); den unverheiratheten jungen Männern ſind eigene Hütten angewieſen. Der Papuer auf Neu-Caledonien hat bienenkorbähnliche Hütten. Die Wohnungen der ſ. g. Auſtralindier verrathen, bei aller Einfachheit, ſchon einen gewiſſen Grad von Cultur. Der Menſch iſt hier näher zuſammengerückt, er ſteht nicht mehr wie der bloße Naturmenſch allein, er hat ſich in Geſellſchaften vereinigt, die gegenſeitig ihre Bedürfniſſe austauſchen; ein ſolches Zuſammenleben vervielfäl-

Digitized by Google

tigt die Ideen, und die natürliche Folge davon sind manche nicht blos auf die Nothwendigkeit, sondern auch auf Bequemlichkeit berechnete Einrichtungen gewesen, namentlich mit Rücksicht auf die Art des Wohnens. Die Familien-Hütten des Australindiers sind meist zierlich gebaut und geräumig; außerdem gibt es häufig Gebäude zu öffentlichen Versammlungen, Morais oder Begräbnißplätze u. dgl. m.

Hinsichtlich der Nahrungsmittel waltet ebenfalls ein großer Unterschied ob. Die Neuholländer nähren sich von dem, was ihnen Jagd und Fischfang einbringt, oder von den Wurzeln, die sie in den Wäldern finden; sonst aber essen sie Alles, was ihnen vorkommt und nur irgend eßbar ist. Außer dem Hunde (gezähmten Dingo), der ihnen zur Känguruh- und Kasuarjagd sehr nützlich ist, haben sie kein einziges Hausthier. Die Papuas auf Neu-Guinea scheinen eben so wenig, wie die Neuholländer, einen Begriff von irgend einer Art von Landwirthschaft zu haben; indeß ist ihr Land weit fruchtbarer, als Neuholland, und sie erhalten daher auch mehr Früchte und Nahrungspflanzen aus der freispendenden Hand der Natur. Auf den kleinern und größern Inseln des oben erwähnten innern Gürtels oder Australasiens (s. Kap. 1), namentlich auf Neu-Caledonien, sieht man schon ordentliche Anpflanzungen von Kokospalmen, Yams, Pisang, Arum (s. unten) und Zuckerrohr, und als Hausthier das Huhn. Noch mehr ist dies der Fall bei den Australindiern, die außer dem Huhn auch das Schwein und den Hund (jedoch eine pflanzenfressende Art und den Eingeborenen zur Nahrung dienend) als Hausthiere haben, Vögel auf Leimruthen und in Netzen fangen, die Fischerei in zum Theil sehr künstlich gebauten Piroguen betreiben und sich dabei sowohl der Netze, wie der Angel bedienen. Die Speisen werden, so oft man Feuer zu Hülfe nimmt, durchgängig mittelst erhitzter Steine in Erdgruben gekocht, und aus der Frucht des Brotbaumes, dem Fleische der Kokosnuß und dem Taro oder Arum Breigerichte bereitet.

Der Taro oder Arum ist eine eßbare Wurzel, weiß, faserig und der rothen Rübe in der Gestalt ähnlich, zwar von sehr herbem Geschmack im rohen Zustande, aber zubereitet eine nahrhafte Speise. Die Zubereitung ist verschieden; entweder wird die Wurzel einfach gebacken, zu welchem Ende man sie in den Boden legt und mit heißer Asche bedeckt, oder man schneidet sie in Scheiben und brät sie in Fett. Meistentheils jedoch bereitet man daraus eine Art Brei, indem die Wurzel zuerst abgekocht, dann in einem Troge mit Steinen zu Teig geschlagen und mit Wasser der Gährung überlassen wird, wozu ungefähr 24 Stunden gehören. Dieser Brei ähnelt dann einer klebrigen Stärke oder einem Kraftmehl. Man sieht mit dieser Erdfrucht ganze Beete und Felder bepflanzt, die gleich den Reisfeldern unter Wasser gesetzt werden. Die Sandwich-Insulaner besitzen in dieser Hinsicht eine große Geschicklichkeit, dem Wasser die gehörige Richtung zu geben, so daß es sich langsam über die Aecker verbreitet und die Frucht bis auf eine gewisse Tiefe überdeckt.

Die Brotfrucht wächst auf einem Baum von oft 50 bis 60 Fuß Höhe und mit einem Stammdurchmesser von 2 bis 3 Fuß; seine Blätter sind breit und ausgeschnitten, häufig 18 Zoll lang, von dunkelgrüner Farbe, mit einer glänzenden Ober-

Digitized by Google

fläche, wie die kräftigſten der immergrünen Gewächſe. Die Frucht iſt oval, hat etwa 6 Zoll im Durchmeſſer, und eine helle erbſengrüne Farbe. Sie wächſt in der Regel an dem Ende der Zweige, und hängt entweder allein oder in Büſcheln von zwei und drei herab. Es finden ſich zuweilen mehrere Hunderte auf einem Baum; und ihre helle Farbe mitten unter den glänzenden Blättern, ſammt dem zierlichen Umriſſe und der hochaufſtrebenden Pyramide des Baumes, gewährt einen herrlichen Anblick. Doch iſt der Werth des Brotfruchtbaumes noch größer als ſeine Schönheit. Er iſt für die Eingeborenen Alles: Nahrung, Wohnung und Kleidung. Der Stamm liefert ein ausnehmend dauerhaftes, mahagonifarbiges Bauholz, und die Eingeborenen verwenden daſſelbe zum Bau ihrer Kähne und Hütten, ſo wie zur Verfertigung ihrer wenigen Geräthſchaften. Aus der Rinde der Zweige verfertigen ſie ihren Kleidungsſtoff; und wenn der Baum angebohrt wird, ſo ſchwitzt er eine zähe, klebrige Flüſſigkeit, gleich dem Vogelleim, aus, die an der Sonne hart wird und, am Feuer gekocht, alle Eigenſchaften des europäiſchen Pechs bekommt. Die Frucht endlich iſt für den Auſtralindier ſo zu ſagen ſein ganzer Lebensunterhalt. Der Baum liefert jährlich zwei Ernten; außerdem gibt es Gattungen, die zu verſchiedener Zeit reif werden, ſo daß die Eingeborenen den größten Theil des Jahres hindurch einen Vorrath von dieſer kräftigen und nahrhaften Speiſe haben können. Die Brotfrucht wird nie roh gegeſſen, und die Eingeborenen haben verſchiedene Methoden, ſie zuzubereiten. Wenn ſie ſich auf einer Reiſe befinden, röſten ſie dieſelbe gewöhnlich am Feuer oder in heißer Aſche, ziehen die Schale ab und eſſen dann die Frucht. Iſt aber gerade fließendes Waſſer in der Nähe, ſo tauchen ſie die geröſtete Frucht hinein, bis ſie ſich ganz vollgeſogen hat, und verzehren ſie ſo als einen weichen, ſüßen, ſchwammigen Teig. Die gewöhnliche und beſte Weiſe der Zubereitung beſteht darin, daß man die Frucht in Erdgruben mittelſt heißer Steine backt. Sie wird dadurch auswendig gebräunt, und das Inwendige ſieht wie die Krume des Waizenbrodes aus. Sonſt aber hat ſie mit dieſem Brote wenig Aehnlichkeit, obwohl ſie außerordentlich nahrhaft, dabei von ſüßlichem Geſchmacke iſt. Um ſie längere Zeit aufbewahren zu können, wird ſie entweder in beſonderen Erdgruben auf eine eigenthümliche Art gebacken, oder in Gährung geſetzt und die Maſſe zu einem ſäuerlichen Teig verarbeitet, der blos geröſtet zu werden braucht, wenn er genoſſen werden ſoll.

Der nützlichſte Baum für die Eingeborenen iſt, nächſt dem der Brotfrucht der Kokosnußbaum oder die Kokospalme, die auf den Südſee-Inſeln ihre urſprüngliche Heimath hat, obgleich jetzt längſt in allen tropiſchen Ländern überhaupt verbreitet iſt. Ihr Stamm erhebt ſich in ſchlanker Säulenform zu einer Höhe von 60 bis 80, ſelbſt 100 Fuß, bei einer Dicke von 1 bis 2 Fuß; zur völligen Ausbildung ſind 50 bis 60 Jahre erforderlich, jedoch fängt der Baum ſchon im 6. oder 7. Jahre an, Früchte zu tragen. Die am Gipfel eine Krone bildenden Blätter ſind gefiedert und die Blattſtiele 12—15 Fuß lang. Sie werden von den Südſee-Inſulanern zu Körben geflochten, zu Sonnenſchirmen und Kopfbedeckungen verarbeitet, und wurden ehemals auch in den Götzentempeln zu mancherlei Zwecken verwendet. An dem, mit dem Stamm zuſammengewachſenen Theil des Blattſtiels befindet ſich eine ganz beſondere Vorrichtung, durch welche die langen Blätter gegen die Gewalt der Winde geſichert werden. Ein ſehr feines, aber ſtarkes, faſeriges Gewebe, das unter dem Anſatz des Stengels an die Rinde angewachſen iſt, umſchließt die Hälfte des Stammes, reicht 2 bis 3 Fuß am Blatte hinauf, und dient auf beiden Seiten des Stengels als Band oder Klammer zum Feſthalten. So lange die Blätter noch jung ſind, iſt dieſes Gewebe blendend weiß, durchſichtig und außerordentlich fein; dann wird es gewöhnlich von den Eingeborenen in lange ſchmale Streifen geſchnitten, in Büſchel zuſammenge-

Digitized by Google

bunden, und als Haarputz auf den Kopf gesteckt. Seine große Biegsamkeit, seine schöne weiße Farbe und glänzende Oberfläche machen es zu einem sehr hübschen Putz, der durch den Contrast mit dem schwarz glänzenden Haar noch mehr ins Licht gestellt wird. Der Stamm der Kokospalme wird zu verschiedenen Arbeiten verwendet; namentlich werden Speere, Stubenwände, Querbalken und Pfeiler für größere Gebäude, die Kniehölzer für die Kähne, auch die Werkzeuge zum Zerspalten der Brotfrucht daraus verfertigt. Jedenfalls aber ist die Frucht der werthvollste Theil dieses nutzreichen und schönen Baumes. Die äußere Gestalt derselben oder der Kokosnuß darf als bekannt vorausgesetzt werden, und wir wollen hier nur bemerken, daß vor der Reife die s. g. Kokosmilch die Stelle des Kerns einnimmt, und eine wasserhelle, angenehm schmeckende und erfrischende Flüssigkeit ist, die sich dann allmälig zum Kern verdickt. Dieser ist sehr ölreich, und das durch Auspressen oder Auskochen gewonnene Oel wird in frischem Zustande zu Speisen, häufig aber auch von den Eingeborenen zum Einreiben der Haut, um diese gegen die allzugroße Ausdünstung und gegen Insektenstiche zu schützen, benutzt. Sonst sind die Kokosnüsse an sich ein gewöhnliches Nahrungsmittel der Eingeborenen. Die Kokospalme kann übrigens durch ein, in der äußern Gestalt der Wasserjungfer ähnliches, geflügeltes Insekt leicht getödtet werden. Im Jahre 1832 zeigten sich auf Rarotonga (südwestlich und über 150 Meilen von Tahiti) und den benachbarten Inseln unzählige solcher Insekten und zerstörten eine Menge dieser unschätzbaren Bäume.

Yams oder Ignamen sind Erdfrüchte, die, gleich den vorgenannten Baumfrüchten, ihre ursprüngliche Heimath auf den Südsee-Inseln zu haben scheinen, jedoch in allen tropischen Ländern angebaut werden. Es gibt ihrer an 14 Arten, von denen die meisten zwar einen bittern, giftigen Saft haben, der aber nicht tödtlich, wenn auch betäubend und Schwindel erregend ist, und überdies, nachdem er mit Seewasser ausgelaugt und ausgepreßt worden, in dem mehligen, eßbaren Theil nicht die geringste schädliche Beimischung zurückläßt. Die am meisten angebaute Art ist die s. g. zahme Yamswurzel, die durch Cultur einen viel milderen Geschmack, als im wilden Zustande, bekommen hat, daher sie auch den andern vorgezogen wird. Die runde, ziemlich dicke, aber bisweilen über 1 Elle lange Wurzel ist äußerlich braun, inwendig schneeweiß, und gekocht oder gebraten von vortrefflichem Geschmack. Sie treibt herzförmige Blätter mit glattem Stengel und glockenförmigen Blumen, und wird in ähnlicher Weise wie die Kartoffel gepflanzt.

Von der Banane oder dem Pisang gibt es auf den australischen Inseln mehr als 16 Varietäten. Es ist eine Baumfrucht, die auch Paradiesfeige oder Adamsapfel genannt wird. Der Bananenbaum hat äußerlich viel Aehnliches mit einer Palme; aber nur die Wurzel ist ausdauernd, dagegen der 10 bis 20 Fuß hohe Stamm, der die Dicke eines Mannsschenkels hat, rohrartig und schwammig, so daß man ihn mit einem tüchtigen Säbelhieb abhauen kann. Oben auf seiner Spitze entfalten sich die Blätter wie in der Form eines Schirmes; sie sind, bei 2 Fuß Breite, 10 bis 12 Fuß lang, fühlen sich wie Atlas an und haben eine glänzende, lieblich grüne Farbe, bis sie verwelken und jungen Schößlingen Platz machen, die sich öffnen und vom Baumgipfel ausbreiten. Die in verschiedenen Farben prangenden Blüthen kommen auf einem ziemlich starken Stengel, ebenfalls am Stammgipfel, mitten unter den Blättern hervor, und geben den traubenförmig geordneten, gelblich grünen Früchten ihre Entstehung, welche 8 bis 9 Zoll lang, halbmondförmig und fast wie Gurken gestaltet sind. Sie haben ein weiches, sehr wohlschmeckendes und nahrhaftes Fleisch, welches gewöhnlich gelb, bei einigen Arten aber auch roth aussieht. Ein Pisang- oder Bananenbaum bringt im Durchschnitt 30 bis 40 Pfund Früchte hervor; besonders

Digitized by Google

kräftige Bäume liefern auch wohl doppelt ſo viel. Ueberhaupt gibt es ſchwerlich eine andere Pflanze, welche verhältnißmäßig ſo viel Nahrungsſtoff gibt. Schon ſeit uralten Zeiten wird der Piſang in den Tropenländern beider Welten angebaut; namentlich iſt es erwieſen, daß er ſchon zu den Zeiten der Inkas den Peruanern zu regelmäßiger Nahrung diente.

Dies ſind die vornehmſten Gegenſtände, worauf der Auſtralindier ſeinen Plantagenbau — wenn man ihn ſo nennen darf — erſtreckt: alles übrige empfängt er aus den Händen der freigebigen Natur, welche ohne ſein Zuthun hervorbringt, was zu ſeiner leiblichen Natur erforderlich iſt.

Und doch iſt, trotz dieſer Fülle der Naturgaben, grade bei Völkern Auſtraliens, die ſich derſelben in reichem Maße zu erfreuen haben, der Genuß von Menſchenfleiſch zu einer ſchrecklichen Gewohnheit geworden. Nicht immer ſteht die Anthropophagie im Zuſammenhange mit dem Verzehren der Feinde aus Rachbegierde (wie z. B. bei den Neu-Seeländern) oder mit Menſchenopfern; obwohl allerdings ein widernatürliches Gelüſt, glühender Feindeshaß und der Aberglaube eines entſetzlichen Götzendienſtes ſich häufig beiſammen finden. Die Sitte, Menſchen an den Altären finſterer Gottheiten zu ſchlachten, iſt ſo alt, wie der Götzendienſt ſelbſt, und es waren namentlich bei den Kanaanitern, Phöniziern, Carthagenienſern, Babyloniern, Aſſyriern und ſelbſt bei den Griechen und Römern (wenigſtens in der ältern Zeit) Menſchenopfer gebräuchlich. Ebenſo brachten die alten Deutſchen, mehrere andere germaniſche, auch celtiſche und die meiſten ſlaviſchen Völker ihren Götzen Menſchen zum Opfer dar. Allein alle dieſe Völker waren doch immer keine Anthropophagen oder Menſchenfreſſer, ſei es nun aus Gelüſt oder aus Feindeshaß. Erſt aus der Geſchichte der Eroberung Mexico's durch Ferdinand Cortez erfuhr man, daß die Mexikaner ſich nicht damit begnügten, Menſchen zu opfern, ſondern deren Fleiſch auch verzehrten; außerdem hatte ſchon Columbus auf ſeiner zweiten Reiſe bei den Eingeborenen der kleinen Antillen häufige Spuren des barbariſchen Gebrauches, Feinde zu ſchlachten und ihr Fleiſch zu eſſen, vorgefunden; und am La Plataſtrom wurde im Anfange des 16. Jahrhunderts beinahe die ganze Mannſchaft eines, von Juan Soliſto befehligten ſpaniſchen Entdeckungsſchiffes von den dortigen Eingeborenen erſchlagen, ihr Fleiſch gebraten und verzehrt. Auch jetzt gibt es noch unter einigen Indianerſtämmen im Innern Südamerika's Menſchenfreſſer; das Nämliche gilt von Eingeborenen mehrerer Inſeln des Indiſchen Archipels; landeinwärts von der afrikaniſchen Oſtküſte, ſowie tief im Innern von Nieder-Guinea wird Menſchenfleiſch auf den Märkten förmlich feilgeboten, und ſelbſt in China ſoll es vorkommen, daß das Fleiſch getödteter Kinder (und der Kindermord iſt dort freilich ſehr häufig) mit dem von Schlachtvieh zuſammen auf den Fleiſchbänken zum Verkaufe ausliegt! Aber dennoch iſt oder war der teufliſche Hang zu Menſchenfreſſerei nirgend ſo tief eingewurzelt und ſoweit verbreitet, wie auf den Südſee-Inſeln, und zwar vornehmlich bei den Auſtralindiern.

Digitized by Google

Die Geschichte erzählt uns einzelne Fälle, wo selbst Mütter in dem Grade das menschliche Gefühl verläugneten, daß sie ihre eigenen Kinder schlachteten und deren Fleisch aßen; aber es geschah in Zeiten der schrecklichsten Hungersnoth und unter äußern Verhältnissen und Umständen, die ganz geeignet waren, das Gemüth und die Sinne zu verwirren. Schiffbrüchige, die sich in ein Boot retteten und viele Tage ohne Nahrungsmittel auf offenem Meere umhertrieben, geriethen durch den quälendsten Hunger in einen ähnlichen Zustand innerer Verwirrung, und in diesem loos'ten sie mit stumpfsinniger Ruhe, wer unter ihnen den übrigen zur Speise dienen sollte. Hier, wie dort läßt sich also leicht eine Ursache, wenn auch kein eigentlicher Entschuldigungsgrund auffinden. Aber wie ein wahres Gelüste nach Menschenfleisch, dies widernatürlichste aller menschlichen Gelüste, förmlich zu einer Sitte bei ganzen Völkern werden kann, dafür muß die Ursache tiefer, sie muß in dem Erloschensein auch des letzten Strahls von einem göttlichen Lichte, in einer gänzlichen Seelenverfinsterung und dem völligen Mangel irgend einer Zügelung von Begierden gesucht werden. Bei den Südsee-Insulanern kann vollends nicht der Hunger die erste Veranlassung zur Anthropophagie gegeben haben; denn sonst müßten die Neuholländer, die in ihrem, an eßbaren Früchten und jagdbaren Thieren so armen Lande (was die europäischen Colonisten angebaut haben, kommt ja ihnen in ihren Wildnissen nicht zu gute) oft froh sind, mit kriechendem Gewürm, Käfer- und andern Insekten-Larven, ihren Hunger stillen zu können, längst Menschenfresser geworden sein; aber gerade bei ihnen gehören Fälle von Anthropophagie zu den allerseltensten. Auch bei den Papuas auf Neu-Guinea sind bis jetzt keine Spuren davon entdeckt worden. Und doch stehen diese wie jene auf einer niedrigeren Stufe der Cultur, als im Allgemeinen die Australindier, bei denen die Anthropophagie so recht zu Hause war und, soweit sie das Christenthum nicht schon angenommen haben, noch ist. Wir werden weiterhin finden, daß bei ihnen das Gelüst nach Menschenfleisch, grimmiger Feindeshaß und der Aberglaube eines gräulichen Götzendienstes mehr oder minder sich vereinigt haben zur Erzeugung und Fortdauer jener schrecklichen Sitte.

Eine Kleidung haben weder die Neuholländer noch die Papuas auf Neu-Guinea. Ueberhaupt gehen die meisten Papuas nackt, höchstens bis auf einen Schurz; dagegen pflegen sie den Leib mit rother Erde oder andern Substanzen auf eine mehr oder minder abenteuerliche, meist sehr abschreckende Weise zu bemalen. Die Sitte des Tätowirens herrscht fast nur unter den Australindiern, die darin meist eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzen, jedoch zugleich auf die Bekleidung des Körpers Bedacht nehmen. Aus der Rinde und dem Baste gewisser Bäume verfertigen sie feine Kleidungs- und tuchartige Stoffe, wie sie denn auch in der Verfertigung

Digitized by Google

von Fiſcherei- und andern Geräthſchaften, von Waffen und Fahrzeugen eine bewundernswerthe Kunſtfertigkeit zeigen.

Staaten können Wilde nicht bilden, folglich kann es auch deren unter den Eingeborenen Auſtraliens nicht geben. (Wir laſſen die durch das Chriſtenthum und europäiſche Cultur auch in dieſer Hinſicht theilweiſe bewirkten Veränderungen hier einſtweilen unberührt.) Denn Staat bedeutet eine, auf ein beſtimmtes Landesgebiet beſchränkte Verbindung von Familien unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte und unter beſtimmten Geſetzen zum Schutz und zur Sicherheit der Staatsmitglieder gegen Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen, und zu möglichſt vollſtändiger Befriedigung der geſetzlich erlaubten höheren und niederen menſchlichen Bedürfniſſe. Der Staat iſt alſo in den meiſten Beziehungen dem menſchlichen Naturzuſtande entgegengeſetzt und zudem nur bei ackerbauenden und überhaupt ſeßhaften Völkern denkbar, weil ihm ſonſt alle feſte Grundlage fehlen würde und das Gebiet des Staates in nichts anderem beſteht, als dem Inbegriff der Grundſtücke (Ländereien, Grundbeſitzungen), deren Eigenthum, nebſt den perſönlichen Rechten der Genoſſen, grade dieſer Staat ſchützen ſoll. Die Neuholländer haben kaum einen Begriff von Eigenthum; ſie leben, wie man ſich auszudrücken pflegt, von der Hand in den Mund, greifen bei ihrer herumziehenden Lebensweiſe auf, was ihnen irgend Eßbares vorkommt, und haben für andere menſchliche Bedürfniſſe wenig Sinn. Sie halten ſich zwar meiſt familienweiſe zuſammen, jedoch in der Regel (denn Ausnahmen gibt es allerdings) ohne die leitende Gewalt von Stammhäuptern. Der Familienvater gilt auch als das Haupt der Familie eigentlich nur ſolange, als er wirklich der Stärkere iſt, und die Söhne ſondern ſich von ihm ab, ſobald ſie ſeiner nicht mehr zu bedürfen glauben. Die Männer vereinigen ſich blos bei drohenden Gefahren von Außen, und nicht über die Dauer derſelben hinaus. (Die einzelnen Ausnahmen ſ. in der Spezialbeſchreibung der 2. Abth.) Etwas enger zuſammengezogen iſt das geſellige Band der Eingeborenen Neu-Guinea's, Neu-Seelands, Neu-Caledoniens und anderer Inſeln des weſtlichen Meeresſtriches; denn hier leben die Eingeborenen nicht blos unter Häuptlingen mit größerer und geringerer Obergewalt, ſondern ſie kennen auch ſchon ein gewiſſes Standesverhältniß, wenn auch nur das von Herren und Sklaven, da (anſcheinend mit Ausnahme Neu-Guinea's) die Stämme in häufigen Fehden mit einander liegen und die Kriegsgefangenen zur Knechtſchaft (ſoweit ſie nicht etwa geſchlachtet ſind) gezwungen werden. Bei den öſtlicher wohnenden Südſee-Inſulanern oder Auſtralindiern hat der Begriff von Standesunterſchied ſich viel weiter ausgebildet und zu einer Art Feudalſyſtem, wie auf vielen Inſeln des indiſchen Archipels, geführt: man hat Edle, die ſich über den gemeinen Haufen erheben, Fürſten oder Oberhäupter, die aus den Familien der Edlen genommen werden, und einen, zwar die

Digitized by Google

zahlreichste Klasse bildenden, aber fast überall in Leibeigenschaft gehaltenen und kein Eigenthum besitzenden Pöbel. Alles freilich mit mancherlei Modificationen. (Die durch das Christenthum bewirkten wesentlichen Veränderungen werden wir späterhin kennen lernen.)

Sechstes Kapitel.

Die Religionsbegriffe und der Götzendienst der Eingeborenen. — Das Christenthum auf den Südsee-Inseln. — Die nach Einführung des Christenthums unter den Südsee-Insulanern verbreitete Cultur. — Die auf die Missionäre gehäuften Verläumdungen und deren Ursachen.

Der Glaube an das Dasein eines oder mehrerer höherer Wesen, verbunden mit dem Gefühl der Abhängigkeit von ihnen, ist bei allen Völkern des Erdbodens zu finden, also auch bei den Australiern. Denn wenn auch, seitdem der Mensch aus dem ursprünglichen Zustande der Vollkommenheit und der, dem Anschauen vergleichbaren lebendigen Erkenntniß Gottes gerathen ist, sich eine Scheidewand zwischen ihm und dem Schöpfer gebildet und die Erkenntniß verdunkelt, zum Theil sogar ganz abgesperrt hat, so ist doch dem Menschen aus jenem Zustande ein unvertilgbares Erinnerungszeichen an sein Verhältniß zum Schöpfer geblieben, und das ist der von Gott stammende Geist. Demnach ist die Religion, als dunkles Bewußtsein von einer höhern Macht, und als Bedürfniß einer Befriedigung desselben, dem Menschen angeboren. Aber gleichwie die physische Beschaffenheit des Menschen oder die Stammrasse entartet ist (s. Kap. 4), ist auch die in der Natur des Leibes vorbildlich abgespiegelte und die leibliche Thätigkeit mit der des Geistes vermittelnden Seele ihrer ursprünglichen Reinheit verlustig gegangen, und eben hierdurch der Geist in seiner vollen Wirksamkeit auf den natürlichen Menschen gelähmt worden, so daß sich jenes angeborene dunkele Bewußtsein nur da zur Klarheit (so weit es auf Erden möglich ist) hat entwickeln können, wo die göttliche Offenbarung mitgewirkt hat. Die s. g. natürliche Religion ist mehr ein Verlangen nach Religion, als die Religion selbst, und bei dem gänzlichen Mangel an einer positiven Grundlage, so schwankend, daß sie nothwendig entweder zum Unglauben und zu moralischer Erstarrung, oder zum Aberglauben und zu thätlicher Gottlosigkeit früher oder später führen muß. Also war die göttliche Offenbarung eine Nothwendigkeit, und zwar um so mehr, da schon früh die Menschen, bei dem Uebergewicht der Sinnlichkeit, in Abgötterei versanken, so daß Gott ein besonderes Volk (die Israeliten) auserwählen mußte, damit dasselbe die wahre Erkenntniß von ihm auf Erden lebendig erhalte und die Urkunden Seiner Offenbarungen den leiblichen und geistigen Nachkommen bewahre. Dieses Volk machte die Stadien der Geschichte seiner politisch-selbstständigen äußern Stellung in Vorderasien durch, wo sich überhaupt eine mehr oder minder richtige Erkenntniß Gottes

Digitized by Google

am längſten erhielt, und um welchen Centralpunkt herum nicht nur die kaukaſiſche Raſſe entſchieden vorherrſcht, ſondern auch der Monotheismus oder die Anbetung des Einen wahren Gottes, freilich mit großen Modificationen ſeinen Hauptſitz hat; obwohl allerdings der eigentliche geiſtige Centralpunkt ſchon ſeit den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums in Europa ſich befindet.

Bei denjenigen Völkern nun, die von Vorderaſien, dem Urſitz der kaukaſiſchen oder Stamm-Raſſe (vergl. Kap. 4), oder von Europa, dem jetzigen Centralpunkte für die wahre Erkenntniß Gottes, *am entfernteſten* wohnen, iſt eine mehr oder minder ſtarke *Vergröberung in phyſiſcher*, oder auch eine mehr oder minder arge *Verſchlimmerung* in moraliſcher Hinſicht am deutlichſten wahrzunehmen.

Gehen wir von Vorderaſien nach Afrika und dringen hier 400 Meilen ins Innere vor, ſo gelangen wir zu dem Hauptſitz der äthiopiſchen Raſſe, zu den Negervölkern, deren charakteriſtiſche Schädel- und Geſichtsbildung (die mit den vorwärts ſtehenden Kinnladen faſt an die Schädelform des Affen erinnert) wir im 4. Kap. kennen gelernt haben, und bei denen ein Fetiſchmus oder Götzendienſt herrſcht, der hin und wieder mit den ſchauderhafteſten Grauſamkeiten gepaart iſt. Menſchenopfer zu Tauſenden, um die Königsgräber mit ihrem Blute zu beſprengen, ſind ſehr gewöhnlich; Kriegsgefangene werden geſchlachtet, um die Manen der im Kampfe gefallenen Krieger zu verſöhnen; in einigen Gegenden des mittelafrikaniſchen Innern wird zu gewiſſen Zeiten eine Jungfrau dem Regengotte zu Ehren lebendig begraben u. ſ. w. Bei den in den Wildniſſen Südafrika's hauſenden Buſchmännern zeigt ſich die äthiopiſche Raſſe mit allen Erſcheinungen thieriſcher Rohheit und ſelbſt eines gewiſſen Grades von Stumpfſinn gepaart. Die Ureinwohner Amerika's waren, nach Weſten wie nach Oſten hin, durch den halben Erdumkreis von dem Stammſitz des Menſchengeſchlechts getrennt, und konnten nicht einmal ſoviel Kraft und Selbſtſtändigkeit bewahren, um eine Geſchichte im Sinne der alten Welt zu vollbringen. Von den Gräueln bei den Mexikanern und andern amerikaniſchen Völkern (zu denen in dieſer Hinſicht ſogar auch die Peruaner gehörten) iſt bereits im vorigen Kapitel die Rede geweſen. Tief im Süden, auf dem unwirthlichen Feuerlande, finden wir die Peſcherä's, zwar gutmüthig und nicht ohne angeborene Kunſtfertigkeit, im Uebrigen aber über das Streben nach Befriedigung leiblicher Bedürfniſſe von einem Tage zum andern wenig erhaben. Das Nämliche läßt ſich von den Eskimo's im hohen Norden ſagen. Daß bei dieſen beiden Völkern keine ſchöne Körper- oder gar ſchöne Grundformen der Geſichtsbildung anzutreffen ſind, iſt bekannt; aber noch weniger findet man ſolche z. B. bei den Kaluſchen oder Koliuſchen auf der ruſſiſchen Nordweſtküſte Amerika's, die von wahrhaft abſchreckendem Aeußern ſind. Die Hindus in Vorderindien bilden immer noch eine Unterabtheilung der kaukaſiſchen Raſſe; aber in Hinterindien iſt dieſe ſchon entſchieden in die mongoliſche, und im Indiſchen Archipel gar in die malayiſche Raſſe übergegangen. Nicht viel beſſer ſieht es aus, wenn wir uns zu den einheimiſchen Völkern Sibiriens, des chineſiſchen und des japaniſchen Reiches wenden. In dieſen beiden Reichen iſt ja der eigentliche Typus der mongoliſchen Raſſe; und wie entartet ſind nicht die Religionsbegriffe ihrer Bewohner! In Vorderindien erhielt ſich lange Zeit ein Schimmer der wahren Erkenntniß Gottes, bis er durch die Finſterniß eines abenteuerlichen Götzendienſtes verdrängt wurde. Doch blieb hier wenigſtens eine Ahnung davon zurück, inſoweit als man noch nach Jahrhunderten

Digitized by Google

den Versuch machte, durch Menschensatzungen und Menschenweisheit das ursprüngliche Licht zu ersetzen, was den pantheistischen Buddhaismus und noch später den Deismus der Sikhs ins Dasein rief. Andere Sektenstifter machten ähnliche Versuche in China und Japan, und welche Früchte sie getragen haben, erkennt man an dem Mangel an frischer Geisteskraft unter allen diesen Völkern.

Was nun Australien betrifft, so sind wir in dessen Festlande oder Neuholland von dem Stammsitze der kaukasischen Rasse (wenn wir als solchen Vorderasien betrachten und von hier aus eine gerade Linie in südöstlicher Richtung ziehen) wenigstens 1600 Meilen, und von dem geistigen oder christlich-religiösen Centralpunkte (ebenfalls die gerade Linie angenommen) ungefähr 2000 Meilen entfernt, und wir finden hier und auf den benachbarten Inseln die malayische Rasse entartet bis zum Hinüberstreifen in eine äthiopische. Daß aber selbst die afrikanischen Neger in der allgemeinen physischen Bildung wie in der Cultur hoch über diesen Australnegern stehen, ist schon im 4. Kap. bemerkt worden. Namentlich an den auf der untersten Stufe der Gesittung stehenden Neuholländern erkennt man recht deutlich, wie eine mehrtausendjährige Abgeschiedenheit von Allem, was zu einer Erkenntniß oder auch nur Ahnung vom Dasein Gottes zu führen geeignet ist, den Menschen in einen fast thierischen Zustand hinabsinken lassen kann. Ihre wenigen Religionsbegriffe sind so verworren, daß man darin vergebens nach einem irgend festen Haltpunkte oder wirksamen Prinzipe sucht. Das nämliche gilt von den Australnegern Neu-Guinea's, denen noch obendrein ein Charakterzug heimtückischer Grausamkeit eigen ist. Die Neu-Caledonier essen eine große Spinnenart und sogar eine Art Speckstein, daneben aber auch Menschenfleisch: mit einem steinernen Instrumente reißen sie ihren Schlachtopfern den Bauch auf. Bei den Bewohnern der Neu-Hebriden ist das Gelüst nach Menschenfleisch so arg, daß Alt und Jung stets auf der Hut vor den Nachstellungen verwandter und nicht-verwandter Landsleute sein muß, um nicht plötzlich überfallen, getödtet und gefressen zu werden. Wenden wir uns nun noch weiter ostwärts, so finden wir zwar auf den Schiffer-, den Fidschi-, den Freundschafts-, Marquesas- und andern Inseln, ebenso auf Neu-Seeland die malayische Rasse nicht nur entschieden vorherrschend, sondern auch zum Theil mit den schönsten Körperformen, hin und wieder sogar mit schöner Gesichtsbildung begabt. Aber auf welchem geistigen oder moralischen Standpunkte stehen alle diese Völker (soweit sie nämlich nicht das Christenthum angenommen und lebendig aufgefaßt haben)? Auf einem Standpunkte, der kaum niedriger gedacht werden kann. Bei den Neuseeländern wurden vor ihrer Bekehrung zum Christenthum schon den zarten Kindern bei einer gewissen religiösen Ceremonie kleine Kieselsteine in den Hals gedrückt, um, wie sie sagten, ihr Herz hart und für das Mitleiden unempfänglich zu machen. Die Menschenfresserei überstieg noch bis zu ganz neuerer Zeit bei

Digitized by Google

ihnen alle Grenzen. Oft wurden von Rachebanden Hunderte von Menschen aufgegriffen, nach einander weggeschlachtet und aufgefressen, unter Erscheinungen, die man vor Schauder kaum wiedererzählen kann. Auf solchen Zügen hatten sie für nichts anderes Sinn, als sich satt zu trinken am Blute ihrer Feinde und sich satt zu essen an deren geschlachteten Leibern. Aber auch außer dem Kriege Kinder, Sklaven und wessen sie habhaft werden konnten, todtzuschlagen, zu braten und aufzuzehren, kostete den Neuseeländern keine Ueberwindung. Ihre religiösen Vorstellungen waren dieser Barbarei ganz entsprechend. Ihren Gott, Atua genannt, stellten sie sich als einen unsichtbaren Menschenfresser vor, der seine Lust an den Qualen der Menschen habe und nur durch Haß und Zorn vertrieben werden könne! Auf den Fidschi-Inseln wird da, wo das Evangelium noch nicht eingekehrt ist, ein Götze in Schlangengestalt verehrt, und die verschiedenen Stämme der Eingeborenen rauben einander die Menschen zu den blutigen Opfern, deren oft 5, 10, 20 und noch mehr auf einmal geschlachtet und gekocht werden, wenn ein Tempel aufgerichtet wird. Dies ist dann eine beständige Veranlassung zu Rachekriegen, in denen schauerliche Grausamkeiten vorkommen. Man haut den unglücklichen Gefangenen oft Glied für Glied ab, bis im Rumpfe das Leben erlischt. In der Zerstückelung Geschlachteter oder Erschlagener hatten die Götzenpriester eine ganz besondere Geschicklichkeit. Zuerst wurden die Füße, dann die Unterbeine, dann die Schenkel abgelöst u. s. w.; die Stücke wurden sorgfältig in Baumblätter gewickelt, in den Glutofen gelegt und gebraten. Und was soll man gar von dem erst jetzt verschwundenen Gebrauch der Fidschi-Insulaner sagen, Kriegsgefangene in zusammengebundener, kauernder Stellung lebendig in den Bratofen zu schieben, um durch dieses langsame Braten das Fleisch desto saftiger zu machen? Die Eingeborenen der Schiffer-Inseln haben bis auf die neueste Zeit ihre Mordlust an Europäern befriedigt und waren zum Theil auch Menschenfresser. Auf den Sandwich-Inseln herrschte vor der Einführung des Christenthums ein ähnlicher abenteuerlicher und blutiger Götzendienst wie auf andern Südsee-Inseln. Besonders bei beabsichtigten Kriegszügen wurden Menschenopfer gebracht, um sich der Mitwirkung der Kriegsgötter zur Vernichtung der Feinde zu versichern. Bisweilen machten die Götzenpriester selbst den Vorschlag, Menschen zu schlachten, manchmal aber schoben sie die Götter vor und erklärten, diese hätten Menschenopfer gefordert und dagegen Sieg verheißen. Hatte man einige von den Feinden zu Gefangenen gemacht, so wurden die Opfer aus ihrer Mitte genommen; wo nicht, so richtete man sein Augenmerk auf Personen, die irgend etwas gethan hatten, was in der einen oder andern Weise strafbar gedeutet werden konnte. So wurden einst unter Tamehameha I. drei seiner Unterthanen geopfert (noch dazu unter gräßlichen Qualen), die weiter nichts verübt hatten, als mit der alten Königin Kokosnüsse zu essen! Unter

Digitized by Google

den äußerlich so wohlgestalteten Bewohnern der Marquesas-Inseln sind großentheils bis auf den heutigen Tag alle Gräuel des Kannibalismus im Schwange; Freund und Feind wird geschlachtet, bei Hungersnoth selbst Weib und Kind. Die Eingeborenen von Pomatu galten vor ihrer Bekehrung zum Christenthume für das wildeste Volk der Südsee. Die Otaheitier hatten, ehe sie Christen wurden, die abenteuerlichsten Gottheiten, darunter einen, etwa 6 Fuß langen, rohen, unförmlichen Klotz aus Aitoholz, und ihm brachten sie häufig Menschenopfer. (Cook zählte im Götzentempel nicht weniger als 49 Schädel von Geopferten.) Die in ihrem geheimen Wollustorden der Arreoys erzeugten Kinder wurden gleich nach der Geburt erstickt oder unter einem Erdhaufen zerstampft. Die zu dem Gesellschafts-Archipel gehörige Insel Rajatea war ein Hauptsitz des Götzendienstes: von allen Nachbarinseln wurden Menschen hierher geschleppt und dem Kriegsgotte Oro in der ehemaligen Residenz Opoa geopfert. Auch die Könige wurden göttlich verehrt.

So waren (und sind, soweit das Christenthum nicht eingeführt worden ist, bis auf den heutigen Tag) fast überall bei den Südsee-Insulanern Menschenopfer und Menschenfresserei, Kindermord, schamloses, thierisches Wesen, mörderische Kriege, Gräuel, die den größten Schauder erwecken, zu Hause. Ihre Götter sind oder waren von der rohesten Natur, die widerlichsten Gestalten und Verzerrungen; und wo nicht völlige Thierheit einheimisch war, herrschte der fürchterliche Druck des Tabu, d. h. einer religiösen Weihe, die nach Belieben von den Götzenpriestern gewissen Dingen, Orten und Personen gegeben wurde und bei Todesstrafe nicht verletzt werden durfte. Es wird am Platze sein, hier etwas Näheres darüber mitzutheilen.

Tabu bezeichnet etwas den Göttern Geheiligtes oder Geweihtes und daher für gewöhnliche Menschen Unantastbares. Auf die Verletzung des Tabu war, wie schon bemerkt, Todesstrafe gesetzt; und überall auf den Inseln waren strenge Wächter aufgestellt. Ein Tabu galt entweder Einzelnen oder Allen, auf längere oder kürzere Zeit, oder für immer. Die Götzen, die Tempel, die Person und der Name des Königs und seiner Familie, die Priester, deren Wohnungen, Kleider und Geräthschaften, waren immer ein Tabu, eine geweihte Sache, die nie verletzt werden durfte. Das Fleisch der Schweine und Vögel, mehrere Gattungen von Fischen, Brotfrüchte, sowie Alles, was als Opfergabe den Göttern dargebracht wurde, war Tabu, und der Gebrauch davon blos den Göttern und Priestern, bisweilen auch andern Männern, aber nie dem weiblichen Geschlechte gestattet. Bisweilen wurde eine ganze Insel oder ein Distrikt tabuirt und dadurch in einen solchen Blokadezustand versetzt, daß sich ihm bei Todesstrafe kein Mensch nähern durfte. Gewisse Frucht- oder Fischgattungen wurden für bestimmte Zeiten tabuirt, und Niemand durfte sie essen, der nicht des Todes sein wollte. War ein Tabu allgemein, so durften die Männer keine ihrer gewöhnlichen Arbeiten verrichten, sondern mußten den Versammlungen beiwohnen, in denen Morgens und Abends Gebete verrichtet wurden. War das Tabu streng, so mußten alle Feuer auf der Insel ausgelöscht werden; keiner durfte mit seinem Boote aufs Meer gehen; keiner durfte baden; Niemand sich außerhalb seiner Thür sehen lassen; es durfte kein Hund, kein Schwein, kein Hahn gehört werden, wenn nicht der Eigenthümer es mit dem Tode

Digitized by Google

büßen sollte. Man legte daher Hunden und Schweinen einen festen Maulkorb an, und versteckte die Hühner unter einem großen Korbe. Ging ein Häuptling aus, so mußte sich Jedermann auf das Angesicht zu Boden werfen. Selbst der König und die Priester durften nichts anrühren, so daß ihnen das Essen von einem Andern in den Mund gesteckt werden mußte. Gewöhnlich wurde das Tabu durch einen Priesterherold laut verkündigt, wobei alle Lichter ausgelöscht werden mußten. Der Uebertreter des Tabu wurde in der Regel alsbald den Götzen geopfert oder erwürgt. Besonders schwer lag der Druck dieser Tabus auf dem weiblichen Geschlechte. Von seiner Geburt an war es dem Mädchen nicht gestattet, einen Bissen Speise zu genießen, den des Vaters Hand berührt hatte, oder der an seinem Feuer gekocht war. Während der Vater mit dem Knaben zu Tische saß, mußte die Mutter draußen vor der Thüre auf dem Boden liegen und warten, bis ihr etwas gereicht wurde. Wenn es an Menschenopfern fehlte und kein Verbrecher vorhanden war, so wurde schnell der Ausweg getroffen, ein neues Tabu auszurufen, in welchem Dinge verboten waren, die leicht gebrochen werden konnten. Oft wurde das Tabu sogar geheim gehalten, damit man desto gewisser Schlachtopfer bekäme, wenn Leute, die nichts davon wußten, über der Verletzung ergriffen wurden.

Von so entsetzlicher Art war noch vor 30, ja noch vor 20, 10 und weniger Jahren und ist hin und wieder bis auf diese Stunde der Zustand der Dinge auf den Südsee-Inseln, — auf Inseln, in denen die ersten Seefahrer lauter Paradiese zu sehen meinten, während sie in deren Bewohnern unschuldige, glückliche Naturkinder gefunden zu haben wähnten. Aber nicht lange, so wurden in letzterer Hinsicht andere Europäer, welche die Inseln besuchten, schrecklich enttäuscht. Cook selbst, der die erste genauere Kunde von Polynesien brachte, fand seinen Tod auf den Sandwich-Inseln, wo die Eingeborenen ihn erschlugen. Ein Theil der Mannschaft La Perouse's wurde auf den Schiffer-Inseln tückisch überfallen und ermordet, wobei die Eingeborenen sich noch an der Verstümmelung der geplünderten Leichname ergötzten. Seitdem verging selten ein Jahr, wo nicht bald auf diesen, bald auf jenen Inseln schiffbrüchige oder aus anderer Veranlassung ans Land gestiegene Europäer von den Eingeborenen erschlagen und in der Regel auch gefressen worden wären. Matrosen des englischen Schiffes „Hunter" wurden 1813 auf den Fidschi-Inseln von den Eingeborenen theils im Wasser erstickt, theils mit Keulen zu Boden geschmettert, dann sofort gebraten und verzehrt; und noch im J. 1838 ward der Capitän eines französischen Schiffes sammt der ganzen Mannschaft hier ermordet. Auf Neu-Seeland wurde 1772 der französische Seefahrer Marion du Fresne mit 16 seiner Matrosen von den Neuseeländern geschlachtet und verzehrt; später erfuhren das nämliche Schicksal die Mannschaften englischer Schiffe. Unter solchen Umständen wagte man fortan nur unter Anwendung der größten Vorsichtsmaßregeln einer Insel sich zu nähern: das Schiff ward mit Netzwerk umspannt bis zur halben Höhe des Takelwerkes; die Kanonen waren geladen, und jeder Mann am Bord mußte in Bereitschaft stehen, weil man keinen Augenblick vor einem Angriffe sicher war.

Digitized by Google

Aber in welch' erfreulicher Weise hat sich dieser Zustand seit der Einführung des Christenthums, d. h. seit den letzten zwei oder drei Jahrzehnden geändert! Friede, Sanftmuth und Freundlichkeit herrschen da, wo früher nur Zwietracht, Rohheit und Haß zu finden waren, und das Angstgeschrei der zum Götzenaltar geschleppten oder zu einer teuflischen Mahlzeit bestimmten unglücklichen Schlachtopfer hat sich in die Stimme des Gebetes und Lobgesanges verwandelt. An die Stelle der Menschenopfer ist christlicher Gottesdienst, an die Stelle des Kindermordes zärtliche Mutterliebe, an die Stelle der unnatürlichsten Wollust Keuschheit, an die Stelle eines unwiderstehlichen Hanges zum Stehlen gewissenhafte Achtung vor fremdem Eigenthum getreten; und wo früher nur die Willkür eines mächtigen Häuptlings als Gesetz galt, da finden wir jetzt geschriebene gute Gesetze und einen Fürsten, der über sie wacht und sie selbst befolgt, an der Spitze eines wohlgeordneten Staates (z. B. auf den Sandwich-Inseln). Noch mehr, diese Menschen, die vordem keinen Begriff vom Lesen und Schreiben hatten, haben jetzt die heilige Schrift in vielen tausend Exemplaren gedruckt in ihrer Sprache, und arbeiten selbst mit, als wackere Lehrer und Evangelisten, an der Ausbreitung des Reiches Gottes. Statt, daß sie sonst Tod und Verderben ihren Nachbarn brachten, kommen sie nun als Friedensboten mit dem Evangelium; die Töchter, sonst unbarmherzig von den eigenen Müttern gemordet, blühen zur Freude der Eltern lieblich auf und empfangen gleichen Unterricht mit den Söhnen; die Frauen, sonst verachtet und gedrückt von den Männern, sind diesen nunmehr liebe Gehülfinnen; und die Männer, die sonst nur an Krieg und Jagd ihre Lust hatten, haben das Feld bearbeiten, Eisen schmieden, Häuser und Schiffe bauen gelernt, oder geben Unterricht in den Schulen und erziehen gemeinschaftlich mit den Frauen die Kinder zu guten und fleißigen Menschen. Ueberhaupt sind die Südsee-Insulaner, bei denen das Christenthum eingeführt ist, besonders aber bei denen, die dasselbe lebendig aufgefaßt haben, ganz andere Menschen und, von der moralischen Umwandlung abgesehen, namentlich auch mit der europäischen Cultur in einem hohen Grade vertraut geworden. Wir werden die Einzelnheiten von diesem allen besonders im 6. Abschnitte kennen lernen. Die Sprache der Südsee-Insulaner hatte fast nur Wörter für Gegenstände des täglichen Lebens, äußerst wenige aber für übersinnliche Dinge. Daher mußten die christlichen Missionäre sich der unsäglichen Mühe unterziehen und diese zum Theil sehr rohe und unbiegsame Sprache nicht nur in eine grammatikalische Ordnung bringen und für sie Alphabete schaffen, sondern sie auch für höhere Begriffe biegsam machen und erweitern. Jetzt werden christliche und andere gemeinnützige Bücher, sogar Zeitungen in der Landessprache gedruckt, und in den höheren Schulen werden Astronomie, Geschichte, Chemie, Mathematik bis zur sphärischen Trigonometrie hinauf ꝛc. gelehrt.

Digitized by Google

Die Vorzüge des jetzigen Zustandes auf den Südsee-Inseln vor dem frühern bedürfen keiner weitern Auseinandersetzung; sie liegen klar vor Augen und entsprechen allen billigen Anforderungen, die man an cultivirte Völker nur irgend machen kann.

Wenn man nun bedenkt, daß namentlich wir Deutschen die erste Cultur auf demselben Wege, wie die Südsee-Insulaner, nämlich durch das Christenthum überkommen haben, und dies nicht nur unbedenklich eingeräumt, sondern auch ganz in der Ordnung gefunden wird, ja selbst durch ein in neuerer Zeit dem heiligen Bonifacius in Fulda errichtetes Denkmal der Dank für die Ausbreitung des Christenthums in unserem Vaterlande sich kundgegeben hat; — wenn man ferner bedenkt, daß bis jetzt noch kein vernünftiger Christ die Thätigkeit eines Paulus und anderer Apostel für die Ausbreitung des Christenthums getadelt hat; — wenn man endlich bedenkt, daß man seit mehr als drei Jahrhunderten stets und immerdar die, durch die Spanier bewirkte Ausrottung des schrecklichen, unter dem Angstgeschrei der Schlachtopfer gefeierten mexikanischen Götzendienstes und die Verdrängung dieses und anderer heidnischer Gräuel durch das Christenthum gebilligt oder vielmehr lobend anerkannt hat; andererseits aber noch vor etwa zwanzig Jahren Deutsche, Franzosen und andere europäische Nationen an dem Kampfe der Griechen wider die Türken direkt durch Philhellenen und indirekt durch reiche Geldspenden Theil genommen haben zu dem laut verkündeten Zwecke, damit „das Kreuz den Sieg davon trage über den Halbmond": — wenn man dies alles bedenkt, so muß man um so mehr erstaunen, daß ganz entgegengesetzte Gesinnungen hinsichtlich des auf den Südsee-Inseln eingeführten Christenthums und der in Folge davon dort verbreiteten europäischen Cultur, in Europa und namentlich in Deutschland sich kundgegeben haben. Die christlichen Missionäre, die den Eingeborenen Australiens unter den größten Lebensgefahren und zum Theil mit Lebensaufopferung das Evangelium verkündigt und sie durch das Christenthum völlig umgewandelt und zu ganz andern Menschen gemacht haben, so daß an die Stelle ihrer Mordlust Sanftmuth, an die Stelle ihrer Gier nach dem Fleische und Blute geschlachteter Feinde der Geist der Liebe, an die Stelle ihres Diebessinnes die strengste Gewissenhaftigkeit, an die Stelle ihres Müssigganges Arbeitsamkeit, und an die Stelle ihres fürchterlichen Aberglaubens und ihrer moralischen wie intellectuellen Finsterniß Geistesaufklärung und Erleuchtung getreten ist: — diese so aufgeklärten, kenntnißreichen und praktisch tüchtigen Männer, die, völlig frei von irgend einem Anflug von Schwärmerei, lediglich aus Mitleid mit dem entsetzlichen Zustande ihrer Mitmenschen in der Südsee, der todesgefährlichen und eben so schwierigen als mühsamen Aufgabe, einen solchen Zustand gründlich zu verbessern, sich unterzogen haben: — sie sind, zum Danke dafür, daß sie die Mordstätten Australiens in Wohnungen des Friedens, der Gastfreundlichkeit

Digitized by Google

und Liebe verwandelt und die dortigen Gestade zugänglich, wirthlich und einladend für den Hülfe, Erfrischungen oder Gewinn suchenden Seefahrer gemacht haben, mit Schmähungen und Lästerungen überhäuft, sind förmlich zu einem Gegenstande des Abscheu's gemacht worden, und ein deutscher rationalistischer Prediger ist darin so weit gegangen, daß er in der Kinderlehre die, seiner Seelsorge anvertrauten Unmündigen geradezu aufgefordert hat, den Missionären zu fluchen!!!

Wie läßt sich wohl diese auffallende Erscheinung erklären? Oder, besser gesagt, ist es überhaupt möglich, eine Erklärung, einen befriedigenden Aufschluß darüber zu geben?

Ja, es ist dies nicht nur möglich, sondern sogar leicht.

Das auf den Südsee-Inseln durch protestantische Missionäre eingeführte Christenthum ist das wahre, ächte, unverfälschte Christenthum, und dieses, eben dieses ist seit mehr als achtzehnhundert Jahren, von den Pharisäern des Judenthums an bis auf die Lichtfreunde und s. g. freien Gemeinden der Gegenwart, der Welt ein Dorn im Auge. Somit zeigt sich schon hierin ein Hauptgrund der Anfeindungen dieser Missionäre. Sodann haben sich, seitdem durch Letztere die Südsee-Insulaner in mehr oder minder cultivirte Völker umgewandelt worden sind, mit denen sich frei verkehren und Handel treiben läßt, in ihrer Mitte theils europäische Abenteurer, um es sich hier auf Kosten der Eingeborenen recht wohl sein zu lassen, theils Kaufleute, des Geldgewinnes wegen, niedergelassen, sind aber in ihren Versuchen, die Eingeborenen noch immer wie Wilde zu behandeln und als gefügige Werkzeuge zur Befriedigung ihrer Habsucht, Herrschsucht, Wollust zu benutzen, auf Hindernisse gestoßen, die sie nicht in der Widerrechtlichkeit ihrer Anmaßungen, sondern in denen, durch welche die Eingeborenen mit der innern Menschenwürde bekannt geworden sind, also: in den Missionären gesucht haben. Endlich haben Personen ohne praktische Tüchtigkeit, ohne innere Selbstständigkeit und gründliche Bildung die Südsee-Insulaner besucht und geschildert zu einer Zeit, wo noch die Reise dahin einer Reise nach dem Monde fast gleich geachtet wurde; ihre demnach sehr marktschreierischen Berichte sind von Stubengelehrten in Deutschland und andern Ländern Europa's weiter ausgebeutet worden; die bei weitem meisten Leser sind leichtgläubig, sobald ihnen von Gelehrten etwas vorerzählt wird, sie verstehen nicht zu prüfen, zu unterscheiden, und wissen am allerwenigsten, daß ein Stubengelehrter über nichts zu urtheilen vermag, was außerhalb seiner Studirstube in der Welt vorgeht; und so haben alle diese Umstände zusammengewirkt, um den elenden Verläumdungen über die protestantischen Missionäre der Südsee-Inseln Eingang zu verschaffen. Wir wollen uns näher darüber aussprechen.

Daß das unverfälschte Christenthum der Welt ein Dorn im Auge oder, mit Paulus zu reden, „den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine

Digitized by Google

Thorheit" ist, darf eigentlich Niemand befremden. Denn „der natürliche (sinnliche) Mensch nimmt nicht an, was des Geistes Gottes ist; es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen, da es geistig gerichtet sein muß" (1. Korinth. 2, 14). Ihm ist das irdische Leben, wie dem Thiere das seinige, der ganze Zweck seines Daseins; ihm ist daher Erlangung der Mittel zur Befriedigung seiner sinnlichen Begierden, soweit die nothwendigen Rücksichten auf seine Mitmenschen oder positive Gesetze sie gestatten, die Hauptaufgabe seiner Bestrebungen, und so bekommt denn seine Genußsucht (im engern und weitern Sinn) nach und nach eine Intensität, die ihn höchst empfindlich macht gegen jede, auch noch so geringe Verletzung oder Antastung derselben. Wird es ihm zu arg und schlagen ihm alle seine Bestrebungen und Berechnungen im Erlangen der Mittel zur Befriedigung seiner Begierden fehl, so ist der gewöhnliche Weg, daß er sich eine Kugel durch den Kopf jagt und durch Selbstmord ein Leben endigt, welches ihm nunmehr nutz- und zwecklos erscheint. Einen Blick in sein Inneres zu thun, sich vor Gott zu demüthigen und Ihn um Hülfe anzurufen, kommt ihm nicht in den Sinn. Gegen das Christenthum hat er sonst grade nichts einzuwenden, sofern man es ihm nämlich *nach seinem eigenen Belieben* deuten und sich zurecht legen läßt; aber er geräth fast außer sich und sträubt sich mit Händen und Füßen gegen das wahre Christenthum, welches ihm die *Verläugnung aller sündhaften Begierden* zu einer unerläßlichen Bedingung seiner zukünftigen Seligkeit macht.

Es darf also eigentlich Niemanden befremden, wenn das ächte, unverfälschte Christenthum der Welt ein Dorn im Auge ist und sein Gebot der Selbstverläugnung und gänzlichen innern Umwandlung sie sogar mit Wuth erfüllt. Und gerade diese Wuth ist es, die sich an den protestantischen Missionären auf den Südsee-Inseln, überhaupt von jeher, an Allen ausgelassen hat, die jenes ächte Christenthum oder das reine Evangelium auszubeuten bemüht gewesen sind.

Als vor mehr als einem Jahrhunderte die ersten deutschen Missionäre nach der dänischen Colonie auf der Küste Coromandel gingen, um das Evangelium unter den tamulischen Indiern zu verkünden, erweckte ein solches Unternehmen unter den protestantischen Christen Europa's wirklich große Theilnahme und Aufmerksamkeit, schon weil die von dort her einlaufenden günstigen Nachrichten an die Erscheinungen bei der ersten apostolischen Verkündigung des Evangeliums lebhaft und wunderbar erinnerten und außerdem in ein neues, überseeisches Lebens- und Naturgebiet führten. Auf der entgegengesetzten Küste Vorderindiens hatten die Portugiesen schon zwei Jahrhunderte früher das *katholische* Christenthum eingeführt, und obgleich die Indier der Küste Malabar, trotz der Taufe und trotz der, gleichzeitig mit dem katholischen Christenthum eingeführten *Inquisition* (die, außer in Spanien, nirgend so furchtbar gewüthet hat, wie in Goa und dem dortigen portug. Gebiet), nach wie vor innerlich Heiden oder heidnische Namenchristen blieben, so fand doch die Welt *hieran* nichts auszusetzen.

Digitized by Google

Aber daß die protestantischen Missionäre in Trankebar auf ein inneres praktisches Christenthum drangen und die dortigen Eingeborenen hiefür zu gewinnen suchten, das war ihr ein Gräuel, und als nun gar ein segensreicher Erfolg der Bemühungen dieser Missionäre sich immer mehr kundgab, beeilten sich die Verfasser der Lettres Edifiantes, Jesuiten und rationalistische Protestanten, diesen Erfolg nicht nur in ein zweifelhaftes Licht, sondern auch geradezu in Abrede zu stellen. Bald war für diese Wahrheits-Entstellungen das größere Publikum gewonnen, welches, aus den vorhin ausführlich entwickelten Gründen, dem Missionswesen nicht nur, sondern auch dem Evangelium überhaupt immer schroff gegenüber stehen muß. Es wurde sogar Mode, auf das protestantische Missionswesen zu schimpfen, bis der sogenannte Zeitgeist etwas Anderes — Neues darbot. Und hieran fehlte es nicht; denn nachdem die Losreißung der brittisch-nordamerikanischen Colonieen von dem Mutterlande lange genug besprochen war, kamen die furchtbaren Stürme der französischen Revolution und ließen geraume Zeit hindurch kaum einen Gedanken an Religion überhaupt bei dem größten Theil des Publikums aufkommen. Kaum aber tauchte im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts die Sehnsucht nach einem regeren kirchlichen Leben wieder auf, als auch die alte Feindschaft ihr Haupt wieder erhob. Ueber die protestantische Mission auf der Küste Coromandel, die mittlerweile ihren gesegneten Fortgang gehabt hatte, machte sich ein Herr Dubois her, der in seinen Briefen über Indien zu beweisen sich bemühte, daß das Unternehmen, die Indier zum Christenthum zu führen, eine Chimäre sei; daß, nach seiner eigenen Erfahrung, Fälle von wirklicher Bekehrung zum Christenthum gar nicht vorkämen, und überhaupt die Hindus der Annahme des Christenthums nicht fähig wären. Wenn Herr Dubois seine „Erfahrungen" auf der Küste Malabar bei den, von katholischen Missionären bekehrten Hindus gemacht hatte, wie es wirklich der Fall gewesen zu sein scheint (denn bei seinem Haß gegen das lautere Evangelium würde er es tief unter seiner Würde gehalten haben, sich von dem Erfolge der protestantischen Mission in Trankebar persönlich zu überzeugen), so mögen seine Behauptungen ganz richtig gewesen sein; allein von den katholischen, durch die Inquisition unterstützten Bekehrungsversuchen in Goa schwieg er wohlweislich und richtete seine Angriffe lediglich auf die protestantische Mission, deren Wirken er jedoch weder kannte, noch zu beurtheilen im Stande war. Genug aber, seine Nachrichten wurden mit großem Eifer verbreitet, selbst von Herausgebern protestantisch-theologischer Zeitschriften, die, immerdar mit ihrem wissenschaftlichen Ernst prahlend, zur Bethätigung desselben nichts Geeigneteres hätten thun können, als die von den Missionären selbstherrührenden Berichte mit jenen Nachrichten zusammenhalten. Seitdem sind Letztere schon durch die Berichte des englischen Bischofs Heber auf das Schlagendste widerlegt (und bei dem gegenwärtigen Stande der Missionen in Indien würden Behauptungen, wie die von Dubois, geradezu lächerlich erscheinen), und waren es schon vor ihrem Erscheinen durch die thatsächliche Darlegung von dem Zustande und Bestande der zahlreichen christlichen Gemeinden auf der Küste Coromandel: — „Die 200 christlichen Gemeinden, bei denen Ackerbau, Viehzucht und Handwerke blühen und die auch den unaufmerksamsten Reisenden durch ihre Grabstätten mit Rohrkreuzen längs der Heerstraßen an ihr Dasein erinnern", waren eine nur zu schlagende Widerlegung. Allein davon wurde wenig oder gar keine Notiz genommen, und aus dem ganzen Verfahren der Missionsfeinde ging deutlich hervor, daß ihnen ein glücklicher Erfolg der Missionen und die dadurch herbeigeführte Minderung der Gräuel eines abscheulichen Götzendienstes schon aus dem Grunde zuwider war, weil sie ausgemachten Thatsachen gegenüber den Schmerz hatten, sich mit ihren Verläumdungen und anmaßenden Behauptungen blosgestellt zu sehen.

Digitized by Google

Wir haben an diesem, aus unzähligen Fällen herausgehobenen Beispiele nur zeigen wollen, wie sich der Haß gegen das lautere Evangelium überhaupt an Allen ausläßt, die dasselbe auszubreiten sich bemühen.

In ähnlicher Weise nun, wie die Berichte des Dubois über Indien, sind von den Missionsgegnern und Feinden des Evangeliums hinsichtlich der protestantischen Missionen auf den Südsee-Inseln die oben erwähnten marktschreierischen und die gröbsten Unwahrheiten enthaltenden Berichte derjenigen Personen ausgebeutet worden, welche diese Inseln besucht und geschildert haben, ohne, bei ihrem Mangel an gründlicher Bildung, innerer Selbstständigkeit und praktischer Tüchtigkeit, auch nur im Entferntesten im Stande gewesen zu sein, über den Erfolg der Missionsthätigkeit und die Wirksamkeit des Christenthums zu urtheilen. Die handgreiflichen Entstehungsgründe dieser und anderer Wahrheitsentstellungen und Verläumdungen werden wir sogleich kennen lernen.

Der erste Versuch, das Christenthum auf den Südsee-Inseln einzuführen, wurde auf Tahiti gemacht, wo bereits 1797 englisch-protestantische Missionäre landeten, aber ihre unter beständigen Lebensgefahren fortgesetzten Bemühungen nicht eher als zu Ende des Jahres 1815 mit Erfolg, nun aber auch mit einem um so gesegneteren Erfolge gekrönt sahen. Um die nämliche Zeit machte der englische Prediger Samuel Marsden in Neu-Südwales es sich zur Lebensaufgabe, die Blutmenschen auf Neu-Seeland zu bekehren, und es gelang hier in der That nach verhältnißmäßig kurzem Zeitraume wenigstens einen festen Stützpunkt für dieses Streben zu gewinnen. Wie erfreulich gegenwärtig der Zustand daselbst ist, haben wir oben schon angedeutet, und werden im 2. Kap. des 3. Abschnittes das Weitere erfahren. Endlich im Jahre 1820 begannen protestantische Missionäre aus den Ver. Staaten von Nordamerika das Werk der Bekehrung auf den Sandwich-Inseln, und das Entgegenkommen der Eingeborenen förderte dasselbe auf eine fast unglaubliche Weise. Von diesen drei Anfangspunkten, besonders aber von Tahiti aus, hat sich seitdem das Christenthum auf die meisten übrigen Südsee-Inseln verbreitet, so daß wir gegenwärtig hier gewissermaßen eine, durch ein gemeinsames geistiges Band zusammenhängende neue Culturwelt erblicken. Es darf übrigens nicht unerwähnt gelassen werden, daß die evangelischen Missionäre überhaupt ihre Bekehrung der Heiden nicht etwa mit der Taufe anfangen, sondern diese erst nach vorgängiger gründlicher Sinnesänderung und richtiger Erkenntniß der Grundlehren des Evangeliums ertheilen. Sonst möchten sie freilich schon lange so viele Millionen heidnischer Namenchristen (wie z. B. im ehemaligen spanischen Amerika, auf den Philippinen, in Nieder-Guinea u. s. w.) um sich her zählen, wie bis jetzt Hunderttausende von mehr oder minder gründlich bekehrten Heiden.

Digitized by Google

Nachdem auf solche Weise das Christenthum die Inseln zugänglich gemacht und die Furcht vor Mord und Todtschlag gehoben hatte, ließen sich auf diesem neuen, lieblichen Schauplatze der Cultur die oben erwähnten Europäer, des wohlfeilen Lebensgenusses und des Handels wegen, nieder. So lange das Christenthum auf die Eingeborenen noch negativ wirkte, d. h. zunächst ihre wilden Leidenschaften zügelte und die Ausbrüche ihrer heidnischen Gräuel verhinderte, sahen sich jene Ansiedler in ihren Ansprüchen auf Boden und Besitzthum der Eingeborenen, sowie in der Behandlung derselben durch nichts weiter beschränkt und gebunden, als worin ihnen Mangel an Gewalt, Anzahl oder sonstigen Mitteln, weiter zu greifen, Schranken setzte. Sie bauten Felder an, so viel sie konnten, benutzten den Ertrag des Bodens, wie den ihrigen; wo der Eingeborene in den Weg trat, mußte er weichen, und unstreitig wäre es mit der Zeit dahin gekommen, wohin es mit den unglücklichen Urbewohnern Amerika's gekommen ist, wäre der Zufluß von Colonisten verhältnißmäßig so zahlreich gewesen, wie auf den amerikanischen Ostküsten, und andererseits die Eingeborenen nicht mit der Zeit von innen heraus zu dem Bewußtsein des eigenen Rechts an den Boden ihrer Väter gelangt *). Die Ansiedler hat-

*) Das Verfahren dieser europäischen Ansiedler und Abenteurer auf den Südsee-Inseln, mit dem Eigenthum der Eingeborenen nach Belieben zu schalten und zu walten, finden die Missions- oder Christenthumsfeinde ganz in der Ordnung, oder lassen doch keinen Tadel darüber laut werden; aber das von Missionären rechtmäßig erworbene und entweder durch Tausch oder förmlichen Kauf erlangte Grundeigenthum wird sofort in dem Lichte dargestellt, als sei es erschlichen oder der Gutmüthigkeit und Gedankenlosigkeit der Eingeborenen abgeschwatzt worden. So heißt es in Maltens Weltkunde (Jahrgang. 1840, Th. 7, S. 177) mit Bezug auf Neu-Seeland unter anderem: Schon haben die Familien mehrerer Missionäre sehr ausgedehnte Ländereien inne, die sich von Jahr zu Jahr mit immer mehr blühenden Meiereien bedecken, neben welchen die der andern Colonisten kaum in Rechnung gestellt werden können." Nein, umgekehrt, die seit der Besitznahme Neu-Seelands durch die brittische Krone oder seit 1840 hier eingewanderten Colonisten haben durch ihre Gier nach Ländereien die Eingeborenen mehrmals zum Aeußersten gebracht und bieten obendrein noch Alles auf, um den Missionären ihr wohlerworbenes Eigenthum zu entreißen und in ihre Gewalt zu bekommen; wahrscheinlich, damit sie durch trefflich angebautes Land der Mühe überhoben werden, wüste Strecken und Wildnisse selbst urbar zu machen. Diesen Colonisten wäre überhaupt wohl alle Lust zum Ansiedeln auf Neu-Seeland vergangen, hätten die Missionäre ihnen nicht vorgearbeitet, und die dortigen Menschenfresser durch das Christenthum in friedliche Menschen umgeschaffen. — So ist andererseits den Missionären auf den Sandwich-Inseln in öffentlichen Blättern und besonderen Flugschriften der lächerliche Vorwurf gemacht worden, sie wohnten in Palästen und ließen den König in einer Strohhütte wohnen, sie sammelten große Reichthümer und ließen die Eingeborenen in dem Grade darben, daß über kurz oder lang eine Hungersnoth entstehen werde! Sollte man nicht meinen, diese handgreiflichen Erdichtungen seien aus einem Tollhause

Digitized by Google

ten aber hiervon nicht die geringste Ahnung; denn sie waren zwar dem Namen nach Christen, kannten aber das Wesen des eigentlichen Christenthums durchaus nicht, und von der Missionsthätigkeit auf den Inseln erwarteten sie keinen andern Erfolg, wie etwa die Aufpflanzung des katholischen Cultus mit seinen äußerlichen Ceremonieen im spanischen Amerika und in den portugiesisch-asiatischen oder afrikanischen Besitzungen bewirkt hatte, in welchem Fall sie allerdings nichts zu fürchten gehabt haben würden, indem Knechtschaft, Despotismus und Willkür dabei recht gut fortbestehen konnten.

Allein der Erfolg war ein ganz anderer, und die Verkündigung der reinen evangelischen Lehre namentlich auf den Sandwich-Inseln von den auffallendsten Folgen begleitet. Mehrere Häuptlinge erkannten in der christlichen Lehre etwas ihre bisherige Gesinnung und Lebensweise Umbildendes; das bisher lockere und willkürliche Verhältniß zwischen König, Häuptlingen und Unterthanen gewann an Festigkeit und gesetzmäßiger Bestimmtheit; und die Landesregierung, im Bewußtsein des Rechts an ihren Boden, fing an, ihr Recht gegen die fremden Ansiedler insofern geltend zu machen, als sie ihnen bisherige Mißhandlungen zwar vergab und den einmal in ihren Händen befindlichen Grundbesitz einräumte, für die Zukunft aber das Verhältniß zwischen Eingeborenen und Fremden gesetzlichen Bestimmungen unterworfen wissen wollte. Allein von dergleichen wollten die Ansiedler schlechterdings nichts hören, und es währte bis zum Jahre 1827, bevor der König es trotz ihrem Geschrei (denn die Eingeborenen waren mit seinen Maßregeln einverstanden) durchsetzte, in seinem eigenen Lande Mord, Diebstahl und Ehebruch gesetzlich zu verbieten und eine Strafe wider den Verbrecher zu verhängen! Die Ansiedler drohten mit Aufruhr und protestirten wider alles Gebundensein an dergleichen Festsetzungen. Als außerhalb des europäischen Mutterlandes befindlich behaupteten sie, den Gesetzen desselben nicht unterworfen zu sein, und als Fremde auf den Sandwich-Inseln unter einer wilden Menschenrasse *) könnten sie von dieser Seite durch keine andere Bestimmungen beschränkt sein, als was sie unter sich selbst ausmach-

---

hervorgegangen? Beiläufig möge hier bemerkt werden, daß der Missionsvorstand oder North american board of Missions in Boston die Missionäre auf den Sandwich-Inseln nicht nur beaufsichtigt, sondern auch mit den erforderlichen Mitteln zu ihrem Lebensunterhalt unterstützt.

*) Daß diese „wilde Menschenrasse" seit der Bekehrung zum Christenthum in den nützlichen Künsten und zum Theil sogar in den Wissenschaften mit den Europäern wetteifert, davon haben wir oben einige Andeutungen gegeben. Was waren denn aber die Ansiedler? Meistens Abenteurer und Glücksritter, die da nicht im Stande gewesen waren, sich redlich zu nähren im eigenen Lande, und es freilich bequem finden mußten, auf Kosten einer „wilden Rasse" ganz nach ihren Gelüsten zu leben.

Digitized by Google

ten *). Je mehr aber die „wilde Rasse" mit dem Christenthum, folglich auch mit der innern Menschenwürde bekannt wurde, um so einleuchtender mußte ihr die Nothwendigkeit förmlicher Staatseinrichtungen, daher um so häufiger und nachdrücklicher der Versuch zur Einführung der so eben angedeuteten und anderer ähnlicher Gesetze werden. Der von den Ansiedlern verübte Unfug ward endlich so arg, daß sogar die Regierung der Ver. Staaten Nordamerika's amtlich Kunde davon erhielt und sich veranlaßt sah, dem Capitän der Fregatte „Vincennes", den sie 1829 mit Instruktionen für den nordamerikanischen Consul in Honoruru nach den Sandwich-Inseln sandte, zugleich den Befehl ertheilte, nachdrückliche Vermahnungen an Diejenigen unter den Ansiedlern ergehen zu lassen, welche nordamerikanische Staatsangehörige waren. Kurz vor der Ankunft des „Vincennes" in Honoruru (Oktober 1829) hatte sich ein, die frechen Anmaßungen der Ansiedler wahrhaft charakterisirender Fall ereignet, der ohne Zweifel zu den ärgsten Gewaltthätigkeiten von ihrer Seite geführt haben würde, wäre nicht eben dieses Schiff beruhigend dazwischengetreten. Nach einer alten Gewohnheit auf der Insel wurde ein Thier, welches in das Gehege eines Landbesitzers brach und die Pflanzung verheerte, getödtet; später aber pflegten die Eingeborenen das Thier gegen eine Vergütung zurückzugeben, während die Ansiedler fortfuhren, jedes eingebrochene Thier eines Eingeborenen niederzuschießen. Um die erwähnte Zeit war die Kuh eines Ansiedlers in das Gehege eines Eingeborenen gedrungen, und dieser hatte sich erlaubt, das Thier bei seinem Fraße zu stören, es hinauszutreiben, und, da es wiederkehrte, einzusperren. Der Ansiedler holte sich das Thier wieder, aber statt einer Vergütung erhielt der Eingeborene nur Drohungen und böse Worte, weil er das Thier eingefangen. Die Kuh kehrte aber nichtsdestoweniger wieder, und der Eingeborene endlich erzürnt, schoß sie an, worauf sie hinausstürzte und sodann fiel. Sobald der Ansiedler es erfuhr, ritt er nach der Wohnung des Insulaners, mißhandelte ihn, band ihn hinter sein Pferd und schleifte ihn eine Strecke lang bis zur Stadt, wo endlich ein anderer Eingeborener vor Mitleid hinzusprang und den Strick abschnitt, dennoch aber der Halbtodte wieder ergriffen und eingesperrt ward. Der Ansiedler zeigte also handgreiflich, daß er und die übrigen Fremden sich in ihren Handlungen durch keine andern Bestimmungen beschränkt erachteten, als was sie selbst unter sich ausmachten! Der König und die Häuptlinge der „wilden Menschenrasse" nahmen aber den Fall anders; sie machten ihn durch den Druck öffentlich bekannt und erließen gegen die schändliche Handlungsweise der Ansiedler ein sehr scharfes Edikt, auf dessen Vollziehung später alles Ernstes gehalten wurde; was um so weniger schwer

*) Eine treffliche Sophistik, deren sich eben so füglich eine Räuberbande bedienen kann! Denn eine Räuberbande erkennt eben so wenig ein anderes Gesetz an, als was sie unter sich selbst ausmacht.

Digitized by Google

hielt, da die meisten Eingeborenen bereits lesen konnten, also um den ganzen Hergang der Sache wußten. Wer waren aber ihre Lehrmeister im Lesen gewesen? die Missionäre. Wer hatte sie die innere Menschenwürde, also auch die Menschenrechte kennen gelehrt? die Missionäre. Es war also kein Wunder, wenn die Ansiedler die Missionäre als die eigentlichen Urheber ihrer vermeintlichen Beschränkungen betrachteten, sie bitter zu hassen anfingen und, da sie ihnen nichts Strafbares nachsagen konnten, auf das Aergste verläumdeten. Bei den europäischen Reisenden, welche, der Landessprache unkundig, in den von ihnen gehaltenen Wirthshäusern sich zunächst mit ihnen in Verbindung setzten, wurde nun das erste Gespräch auf die „tolle Wirthschaft der Missionäre" *) gelenkt, und namentlich bei den Engländern, deren Regierung die Sandwich-Inseln unter Schutz genommen, der Verdacht erweckt, als ob die Missionäre politische Zwecke zu Gunsten der nordamerikanischen Regierung im Auge hätten. Daß man Diejenigen, von denen man befürchten mochte, sie würden auch die Missionäre anhören und dadurch eine richtige Ansicht von dem Stande der Dinge gewinnen, ernstlich warnte, sich ja nicht „in ihren Kreis ziehen zu lassen", und ihnen alle Handlungen und Reden der Missionäre als die versteckteste Heuchelei verdächtigte, darf vollends nicht befremden. Wenn das europäische Schiff die Anker gelichtet und die Reisenden versprochen hatten, daheim in den Reiseberichten „den Heuchlern ihr Unwesen gehörig einzureiben", so hatten jene ihren Zweck erreicht und waren um so zuvorkommender und dankbarer gegen neue Reisende, als ihnen diese nun schon berichten konnten, wie treu solches Versprechen erfüllt sei, und wie die Sache bereits den erwünschten Skandal gegeben habe. Und in welcher Art wurde das Versprechen erfüllt? In englischen, deutschen und andern europäischen öffentlichen Blättern wurde (um nur einige wenige Beispiele anzuführen) erzählt: Die Missionäre (wohlverstanden die protestantischen) predigten von nichts weiter als von der Jungfrau Maria und deren unbefleckten Empfängniß, und schärften den Eingeborenen ein, „daß es nichts helfe, ehrlich zu sein, sondern man müsse sich unbedingt den Missionären unterwerfen, sonst käme man in eine Grube, die mit den Knochen kleiner Kinder angefüllt wäre." (Benahmen sich die Verbreiter dieser elenden Erdichtungen nicht selbst wie Kinder, d. h. wie unverständige Kinder?) Dann

*) Der durch dies Geschwätz sich Luft machende Unmuth war ähnlicher Art wie der, welcher bei Felix sich regte, als Paulus von der Gerechtigkeit und von der Keuschheit redete. Die „tolle Wirthschaft" der Missionäre bestand in nichts anderem, als daß sie die Eingeborenen durch das Christenthum zu einer gewissen innern Selbstständigkeit umgewandelt und ihnen so indirekt die Augen über ihre Rechte geöffnet hatten, besonders und hauptsächlich aber, daß sie der tollen Hurenwirthschaft (um es geradezu auszusprechen), die bisher auf die schamloseste Weise im Schwange gewesen war, Einhalt zu thun sich bemühten.

Digitized by Google

wurde ein Brief fabricirt und veröffentlicht, angeblich von einem bekannten, und für die Ausbreitung des Christenthums auf den Sandwich-Inseln stets sehr thätigen eingeborenen Häuptling, Boki genannt, herrührend und die bittersten Beschwerden über den „Druck der Missionäre" enthaltend. Der Brief wanderte aus einer Zeitung in die andere; selbst der Herausgeber einer sonst sehr achtbaren brittischen Zeitschrift, der „Quarterly Review", ließ, unbekannt mit den näheren Umständen, der Sprache und der Vorstellungsweise der Sandwich-Insulaner, ihn mit einem Raisonnement abdrucken, und bei dem gewöhnlichen Publikum mußte der Brief um so mehr für authentisch gelten, da in demselben eine gewisse kindische Ausdrucks- und Schreibweise nachgeahmt war. Die Leute, welche den in englischer Sprache abgefaßten Brief fabricirt hatten, waren erstens der Meinung gewesen, daß ein Anfänger in der englischen Orthographie auf den Sandwich-Inseln das Ding gerade so machen würde, wie ein Kind in England, während ein Sandwich-Insulaner (da sie von den Missionären zwar die englischen oder lateinischen Buchstaben, aber die Aussprache derselben fast ganz nach unserer deutschen Weise empfangen haben), wenn er z. B. trying nach der Aussprache schreiben wollte, treiing und nicht trieng (wie im Briefe stand) geschrieben hätte. Sodann hatten sie nicht bedacht, daß Boki, der den Unterricht des Missionärs Ellis genossen hatte (eines in jeder Beziehung wissenschaftlich gebildeten Mannes, der Jahre lang auf den Sandwich-Inseln weilte, um die Ausbreitung des Christenthums und der Cultur daselbst sich im höchsten Grade verdient gemacht hat und der Sprache der Eingeborenen vollkommen mächtig ist), seinen eigenen Namen sehr wohl zu schreiben wisse, also Boki und nicht Bockey (wie im Briefe stand) schreiben werde, zumal die Buchstaben c und y in seiner Sprache gar nicht vorkommen. Endlich war ihnen die Hauptsache unbekannt geblieben, nämlich daß Boki überhaupt kein Englisch verstand, außer einigen Brocken, wie sie die Eingeborenen von den Fremden aufzufangen pflegen. Daher er denn auch, als ihm später in Gegenwart von Zeugen der Brief vorgelegt ward, denselben nicht einmal lesen konnte, und als er ihm hierauf übersetzt wurde, höchst entrüstet einen Brief ganz entgegengesetzten Inhalts in seiner Sprache schrieb.

Wie der Zustand der Dinge auf den Sandwich-, den Gesellschafts-, überhaupt auf den Südsee-Inseln in der Wirklichkeit ist, haben unzählige Seefahrer, europäische wie nordamerikanische, längst gewußt; und zumal seitdem der Wallfischfang seine Hauptstationen in der Südsee hat, vergeht kein Jahr, in welchem nicht Hunderte von Schiffen fast aller europäischen Nationen den großen Ocean in die Kreuz und Quere befahren, Wallrath nach Sidney bringen, Sandelholz von den Sandwich- oder den Fidschi-Inseln, Zucker von Otaheite holen, auf den, wichtige Handelselemente darbietenden Marquesas-Inseln commercielle Verbindungen einleiten, bei andern Inseln auf der Fahrt

von Valparaiſo oder Callao nach Canton oder Manilla wegen Ausbeſſerung oder Erfriſchungen anhalten, während des Verkehrs mit der amerikaniſchen Nordweſtküſte (des Pelzwerkes wegen) auf den Sandwich-Inſeln überwintern, den Verkehr zwiſchen dieſen und Ober-Californien vermitteln u. ſ. w. So kann man denn heutzutage z. B. in Stettin oder Stralſund, in Hamburg, in Bremen und andern Seeſtädten aus dem Munde heimgekehrter Südſeefahrer mehr oder minder genau erfahren, wie es auf den Südſee-Inſeln ausſieht, und die Zeit iſt vorüber, wo man alles Ernſtes zu glauben ſchien, man könne dergleichen Nachrichten nur aus Büchern ſchöpfen oder aus den gedruckten und ſyſtematiſch geordneten Berichten der ſogenannten Weltumſegler. Leute, die aus ihren vier Pfählen herausgekommen ſind und ſich in der Welt oder im Leben einigermaßen umgethan haben, finden ſich auf dem ganzen Erdboden zurecht, ohne überall perſönlich zugegen geweſen zu ſein; denn ſie wiſſen falſche und richtige Darſtellungen, parteiiſche und unparteiiſche Berichte wohl zu unterſcheiden und durchſchauen den Berichterſtatter mit ſeiner Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit, ſeinem Scharfblick oder Vorurtheil ſehr bald. Dieſe Leute ſind denn auch über den wahren Stand der Dinge auf den Südſee-Inſeln, ohne perſönlich dort geweſen zu ſein, längſt im Reinen, gleichwie jene Seefahrer; ſie wiſſen zwar, daß ein Herr von Kotzebue die Südſee-Inſeln beſucht, mit dieſem Beſuch in kindiſcher Weiſe groß gethan und eben ſo kindiſch-unverſtändig über die Zuſtände auf dieſen Inſeln abgeurtheilt hat, und kennen ſeine Reiſeberichte von Anfang bis zu Ende; ſie kennen aber auch eben ſo genau die unparteiiſchen und gehaltvollen Berichte eines Beechy, Duperrey, Simonow, Gambier, Grimes, Henry, Finch (Befehlshabers der oben erwähnten nordamerikaniſchen Fregatte Vincennes), Sandiland u. a. m. und aus ihnen die erfreulichen und ſtaunenswerthen Veränderungen, die das Chriſtenthum unter den Südſee-Inſulanern bewirkt hat; ſie kennen ferner die älteren Berichte eines Byron, Wallis, Carteret, Bougainville, Cook und La Peyrouſe, und wiſſen daher, wie es vor der Einführung des Chriſtenthums unter dieſen Inſulanern ausſah; — ſie kennen alle die entſetzlichen, oben geſchilderten Gräuel, die mit dem Götzendienſte verbunden waren, und wiſſen, daß die letztgenannten, ſowie andere gleichzeitige und ſpätere Berichte die ganze Inſelwelt der Südſee zwar als eine große Mordſtätte, aber auch in dem Lichte eines allgemeinen Freudenhauſes erſcheinen ließen und die galanten Franzoſen veranlaßten, Tahiti mit dem Namen Neu-Cythera zu beehren; daß demnach namentlich den Geſellſchafts- und Sandwich-Inſulanern ſchon früh das Gift der ihnen zuvor ganz unbekannten Luſtſeuche mitgetheilt ward, welches unter dem heißen Himmelsſtriche bald auf die verheerendſte Weiſe um ſich griff, ſo daß zu Ende des vorigen Jahrhunderts allein auf Tahiti unter vier Perſonen mindeſtens immer eine als angeſteckt gerechnet werden konnte und kaum erträg-

Digitized by Google

lich der Anblick jener Krüppel war, denen von dem furchtbaren Gifte ganze Gliedmaßen abgefault waren; — sie wissen aus der Reisebeschreibung des Capitäns Wilson (Befehlshabers des „Duff", welches 1797 die ersten Missionäre nach den Südsee-Inseln brachte), daß das arme Volk auf Tahiti auf die rührendste Weise ihm klagte, wie jedes neue Schiff von Europa ihnen auch eine neue Krankheit bringe und doch keine alte wieder mitnehme, indem auch die Pocken, Fieber und andere Uebel verheerend auf sie bereits vererbt waren; daß demnach die Insulaner überhaupt alle unglückseligen Auswüchse der europäischen Welt einen nach dem andern kennen lernten, namentlich an dem unmäßigen Genuß der ihnen dargebotenen geistigen Getränke sich gewöhnten und damit bald der Trunksucht und deren traurigen Folgen anheimfielen; — und wissen, daß alle diese von rohen Seeleuten und europäischen Abenteurern den Insulanern beigebrachten Laster und Krankheiten, in Verbindung mit inneren Kriegen (die besonders auf den Sandwich-Inseln bis 1820 oder bis zur Einführung des Christenthums, so verheerend wirkten, daß schon Cook darin einen Hauptgrund der verhaltnißmäßig geringen Volksmenge erkannte), die einzige Ursache der schnellen Abnahme der Bevölkerung auf den Gesellschafts- und den Sandwich-Inseln seit den Zeiten Cooks (der übrigens nur nach einer allgemeinen und auf sehr schwankenden Grundlagen beruhenden Schätzung, oder vielmehr nach Gutdünken die Volksmenge angab, während in neuerer Zeit förmliche Zählungen stattgefunden haben) sind und daher die selbst in deutschen Geographien enthaltene Angabe, daß die Bevölkerung erst nach der Einführung des Christenthums sich vermindert habe, eine Lüge ist, obendrein um so mehr, da grade seit der Annahme des Christenthums (welches den eingerissenen Lastern, folglich auch den dadurch erzeugten Krankheiten einen Damm entgegensetzte) die Sterblichkeit unter den Eingeborenen sich vermindert und auf Tahiti sogar ein allmäliges Anwachsen der Bevölkerung herbeigeführt hat *).

Nun gibt es aber auch Leute — und grade sie bilden die große Mehrzahl —, welche über ihren engen Berufskreis hinaus das Leben wenig oder gar nicht kennen und über Dinge, die ihren Verstandesbegriffen oder auch räumlich ihnen fern liegen, Dem, was in Büchern oder Zeitungen steht,

*) Sollte den Verfassern jener Geographieen diese letztere Thatsache ganz unbekannt geblieben sein? Sollten sie z. B. nicht wissen, daß die Bevölkerung Tahiti's 1813, also zu einer Zeit, wo noch kein Eingeborener zum Christenthum sich bekannte, nur auf 8000 Einwohner sich belief, aber schon nach wenigen Jahren (und König Pomare erklärte sich 1814 öffentlich für das Christenthum) wieder auf 10,000 sich gehoben hatte? Sammeln sie doch sonst alle neueren statistischen, commerciellen, physisch-geographischen, ethnographischen und politischen Nachrichten für die neuen Ausgaben ihrer Werke: woher denn die befremdende Ausnahme hinsichtlich einer, noch dazu handgreiflichen Lüge?

Digitized by Google

blindlings Glauben ſchenken, zumal wenn es mit ihren eigenen Neigungen und Geſinnungen zuſammenſtimmt. Ob der Verfaſſer ein bornirter Kopf oder Stubengelehrter, oder ob er ein einſichtsvoller, erfahrener und praktiſch tüchtiger Mann iſt, wiſſen ſie nicht zu beurtheilen; genug, wenn es ihnen zuſagt oder in ihren Kram paßt: ſie beten nunmehr maſchinenmäßig nach, was ihnen vorgeſagt worden iſt. Sodann gibt es Leute, die allerdings das Leben kennen und auch recht gut Lüge von Wahrheit zu unterſcheiden wiſſen, aber nur Dasjenige für wahr annehmen, was ihren Lüſten und Begierden ſchmeichelt, da ſie ſo ein neues Mittel mehr bekommen, dieſelben zu beſchönigen oder ſich ihretwegen zu beruhigen. Endlich gibt es Leute, die freilich in den alten Klaſſikern zu Hauſe ſind, überhaupt bisweilen eine ſtupende Gelehrſamkeit beſitzen und ein philoſophiſches Syſtem nach dem andern aus ſich herausconſtruiren und gleich dem babyloniſchen Thurme emporſteigen laſſen, aber in Dingen außerhalb dieſes Bereiches die größte Unkunde verrathen, wie jene rationaliſtiſchen Theologen, welche die Kinder Iſraels „während der Ebbe" durch das rothe Meer ziehen laſſen*), oder wie weiland Campe, der in ſeinem Robinſon während der ganzen Dauer der tropiſchen Regenzeit den Regen Tag und Nacht in Strömen herabſtürzen läßt und Llamas nach einer weſtindiſchen Inſel verſetzt, und die, umdämmert von den, aus der Zopfzeit des vorigen Jahrhunderts noch zurückgebliebenen geiſtigen Nebeln, die handgreifliche Wahrheit nicht erkennen, daß bloße Stubengelehrſamkeit gar keinen Werth hat und der wiſſenſchaftliche Forſcher ſtets Fehlgriffe und Schnitzer macht, ſo lange ihm nicht durch praktiſche Erfahrungen im Leben der Blick geſchärft worden iſt.

Leute aus dieſen und andern ähnlichen Kathegorieen ſind es, die aus den zahlreichen neueren Reiſeberichten über die Südſee-Inſeln grade den allerſchlechteſten und mangelhafteſten ausgewählt haben und nicht müde geworden ſind, die darin enthaltenen Fabeln, Verläumdungen und albernen Redensarten nun ſchon ſeit einem Vierteljahrhundert wiederzukäuen. Wir meinen Otto von Kotzebue's Berichte über ſeine Weltumſegelungen 1815 — 1818 und 1823 — 1826. Daß ſeine Angaben, gelinde geſprochen, veral-

*) Dieſe Exegeten müßten denn doch wahrlich längſt wiſſen, daß in allen Binnenmeeren, die mit dem Weltmeere nur durch ſchmale Meerengen in Verbindung ſtehen, alſo namentlich im rothen Meere, im perſiſchen Meerbuſen, ebenſo im mittelländiſchen Meere, in der Oſtſee u. ſ. w., die Bewegungen der Ebbe und Fluth ſo ſchwach ſind, daß ſie kaum bemerkt werden. Alſo Bibelwahrheiten wollen ſie „natürlich" erklären und machen Schnitzer, über die ſie faſt durch jeden Schiffsjungen eines Beſſern belehrt werden könnten! Ja, die z. B. in Städten an der Oſtſee wohnen, brauchen beinahe nur zum Fenſter hinauszuſehen, um ſich zu überzeugen, daß es dort keine Ebbe und Fluth gibt; und aus jedem nautiſchen Handbuche können ſie erfahren, daß im rothen Meere das Nämliche der Fall iſt.

Digitized by Google

tet, nämlich zum Theil über dreißig, zum Theil über zwanzig Jahre alt sind, daran scheinen diese Leute nicht zu denken; daß zur Zeit seiner ersten Reise das Christenthum auf Tahiti erst kurz zuvor und auf den Sandwich-Inseln noch gar nicht eingeführt war, und daß es auf den letztgenannten Inseln zur Zeit seiner zweiten Reise erst wenige Jahre wirksam gewesen war; daß mittlerweile resp. über 30 und über 20 Jahre verflossen sind und seitdem über die dortigen Zustände, namentlich mit Beziehung auf die durch das Christenthum daselbst bewirkten Veränderungen die vollständigsten, allen Anforderungen wegen historischer Wahrheit vollkommen entsprechende Nachrichten vorliegen, — davon scheinen sie nichts zu wissen oder wollen es nicht wissen; und daß Kotzebue in seinen Berichten große Unwissenheit zeigt, sogar geographische und nautische Unrichtigkeiten sich zu Schulden kommen läßt und in seinen Verläumdungen über die Missionäre unaufhörlich sich selbst widerspricht, ist ihnen vollends entgangen.

Otto von Kotzebue hatte, als Sohn des bekannten Lustspieldichters, nicht blos dessen Autor-Eitelkeit und Schreiblust geerbt, sondern auch die Grundsätze des Vaters, der bekanntlich ein gemeiner Religionsspötter war, eingesogen; gründliche wissenschaftliche Kenntnisse besaß er durchaus nicht, und seine Stellung als Flottenkapitän hatte er allein der hohen Bekanntschaft und Verwendung des Vaters zu verdanken. Wie sein erster Reisebericht (aus den Jahren 1815—1818) ursprünglich beschaffen gewesen sein mag, läßt sich schon daraus entnehmen, daß sein Vater, dem er das Manuscript zur Durchsicht übersandt hatte, noch kurz vor seinem Tode öffentlich erklärte: „er habe an dem Manuscripte stark feilen müssen, und die übrigen Schnitzer werde das Publikum seinem Sohne als einem Seemanne, wohl zu Gute halten." Wenn dies ein eigener Vater von seinem Sohne sagt, was darf dann das unbetheiligte Publikum von seinen Kenntnissen halten? August von Kotzebue war ein sehr sinnlicher Mensch und ebenso, zumal als Seemann, sein Sohn. Dieser scheint die wissenschaftliche und commercielle Aufgabe seiner Reise wenig oder gar nicht beachtet, dagegen sein Hauptaugenmerk auf das große Freudenhaus und Neu-Cythera (s. oben) gerichtet und in jeder Hinsicht die Wünsche und Begierden seiner und anderer Matrosen getheilt zu haben. Bei Seeleuten hat die physische Unmöglichkeit, die sinnlichen Triebe zu jeder beliebigen Zeit zu befriedigen, und die Nothwendigkeit, ganze Wochen, ja Monate der Enthaltsamkeit sich zu befleißigen, beim Landen die Begierden gewöhnlich auf den höchsten Grad gesteigert, und, nachdem schon auf der Reise die gewöhnliche Lieblings-Unterhaltung sich fast nur um hübsche Mädchen u. dgl. gedreht, hat man nun nichts Eiligeres zu thun, als die gesteigerten Begierden in vollem Maße zu befriedigen. Mit einem solchen Drange kam nun auch Kotzebue namentlich nach Otaheite und den Sandwich-Inseln, fand aber zunächst dort, später hier, in Folge der durch das Christenthum bewirkten Veränderung, Hindernisse, die ihn mit grimmigem Hasse gegen die Verbreiter des Christenthums, die Missionäre, erfüllte. Englische Matrosen stürmten einst das Haus des Missionärs Bingham, weil sie ihn für den Urheber polizeilicher Maßregeln hielten, durch welche sie gehindert wurden, mit viehischer Gier über die weibliche Bevölkerung von Honoruru herzufallen. In ähnlicher Weise tobte auch Kotzebue gegen die Missionäre, zwar nicht mit physischer Gewalt, aber desto mehr mit Schmähungen und Verläumdungen, durch die er sich an ihnen wegen der „Keuschheit der tahitischen Frauenzimmer" zu rächen suchte. Von dieser Keuschheit spricht er unter

Digitized by Google

anderm in seiner „Neuen Reise um die Welt ꝛc.“ S. 111, mit der Bemerkung: „die Ausnahmen möchten verhältnißmäßig auch wohl nicht häufiger sein als im gesitteten Europa“, und fügt dann hinzu: „Die Wünsche unserer Matrosen in dieser Hinsicht wurden zwar mitunter erfüllt, aber immer mit der vorsichtigsten Heimlichkeit und unter der geäußerten ängstlichen Befürchtung: wenn es nur der Missionär nicht erfährt!“ Man bedenke: ein Flottenkapitän, im Range nächst dem Contreadmiral, macht sich mit seinen Matrosen gemein und würdigt sich sogar zum Vertrauten ihrer viehischen Begierden herab! Ein Tahitier, bei dessen Frau die Matrosen ihren Zweck erreicht hatten, floh mit ihr, in Reue darüber, von dem Hafenorte nach dem Innern der Insel, und sie kehrten erst zurück, nachdem das russische Schiff den Hafen verlassen hatte. Hr. v. Kotzebue erzählt (a. a. O. S. 112) den Vorfall und schließt also: „Plötzlich waren er und seine Frau in einer Nacht verschwunden. Das Haus stand am Morgen leer; die Eigenthümer kehrten nicht wieder und wir (also Kotzebue und seine Matrosen) konnten nicht erfahren, wo sie hingekommen waren. Haben die Missionäre vielleicht auch schon Oublietten eingeführt?“ Wahrscheinlich hatte Kotzebue mit seinen „Matrosen“ bereits verabredet, daß sie ihm die willfährige Frau des Tahitiers an Bord brächten, damit seine „Wünsche in dieser Hinsicht“ auch erfüllt würden; sie war aber entflohen, ohne daß Kotzebue und seine Vertrauten erfahren konnten, wo sie hingekommen war; und so war denn in seinen Augen nichts natürlicher, als daß die verhaßten Missionäre ihm diesen Streich gespielt und die Tahitierin mit sammt ihrem Manne über Seite gebracht hatten. Und in dem „gesitteten Europa“ schämt man sich nicht, den aus so schmutzigen Beweggründen auf die Missionäre gehäuften Verläumdungen Glauben zu schenken? Was soll man aber gar von dem oben erwähnten deutschen Geistlichen sagen, der das Kotzebue'sche Machwerk unschuldigen Kindern explicirt und sie schließlich auffordert, den Missionären zu fluchen, den nämlichen Männern, welche die Tahitier und andere Südsee-Insulaner zur Keuschheit anzuleiten sich bemüht haben? In welchem Lichte erscheinen andererseits die moralischen Grundsätze eines Mannes, der, weil er die Befriedigung seiner geilen Lüste vereitelt sieht, die Umwandlung des Lasters in christliche Tugend verhöhnt und die Urheber oder Werkzeuge dieser Umwandlung verlästert? Denn die Umwandlung selbst abzuläugnen, wagte Kotzebue nicht oder war zu unbeholfen dazu. So erzählt er im erwähnten Bericht S. 85, wie zahlreiche Tahitier an Bord des Schiffes kamen und nach längerem Aufenthalte heimkehrten, „ohne irgend etwas entwendet zu haben, obgleich ihrer mehr als hundert auf dem Schiffe gewesen waren“, und bemerkt auf der nämlichen Seite: „Bei diesem Besuche war kein Frauenzimmer mitgekommen; auch in der Folge geschah das nur selten und immer betrugen sie sich mit der größten Sittsamkeit.“ Also Menschen, vor denen Cook und alle späteren Seefahrer bis zum zweiten Jahrzehend dieses Jahrhunderts immerwährend auf der Hut sein mußten, weil sie alles stahlen, was ihnen vorkam oder dessen sie habhaft werden konnten, haben seit der Annahme des lebendigen Christenthums den Diebessinn gänzlich abgelegt (eine Thatsache, welche alle neueren Seefahrer einhellig bezeugen und auf die z. B. der höchst unbefangen und unparteiisch urtheilende Capitän Gambier ausdrücklich hinweist), während ihre eben so tief gewurzelte Wollust in Keuschheit und Sittsamkeit sich umgewandelt hat. Welcher Moralprediger darf sich rühmen, eine so gründliche Bekehrung, noch dazu in wenigen Jahren bei einem ganzen Volke, je bewirkt zu haben? Wenn Kotzebue die Tahitier hätte bekehren oder civilisiren wollen, so würde er ihnen wahrscheinlich die Lustspiele seines Vaters oder, um sie etwa auch „zu Thränen zu rühren“, die sentimentalen Rührstücke desselben zum Lesen gegeben haben. Freilich blieb dann auch der Wollustorden der Arreoys bestehen und er sah seine Wünsche erreicht. Kotzebue bedauert gar sehr, daß aus dem muntern Völkchen

Digitized by Google

der Tahitier auf einmal ein ernstes Volk (Kopfhänger nennt er sie) geworden sei; ihre Gesänge seien verstummt, ihre Tänze verpönt, der heitere Muth und frohe Sinn habe aufgehört (a. a. O. S. 98.), und wenige Seiten zuvor beschreibt er den oben erwähnten Besuch folgendermaßen: „Mit ihren Waaren auf den Rücken erkletterten sie unter Scherzen und Lachen schnell das Verdeck, welches sich nun in einen lebhaften Markt verwandelte. Scherz und Freude nahmen kein Ende. Lachend wurden die Waaren angepriesen, lachend der Handel geschlossen." Er widerspricht sich also selbst. Und ein solcher Mann, der am Ende selbst nicht weiß, was er spricht, will sich zum Beurtheiler von Dingen aufwerfen, die ihm eben so fremd sind, wie dem Blinden die Farben? Von seiner Unwissenheit auch in andern Dingen gibt er a. a. O. S. 91 ein Beispiel. Er erzählt hier: „Es habe auch einen König Tajo von Tahiti gegeben; diesem hätten die Missionäre etwas beigebracht, was sie Christenthum nannten; dadurch sei eine Funke in eine Pulvertonne geworfen, die eine furchtbare Explosion gegeben. Der König Tajo sei nun auch auf Eroberungen ausgezogen; da habe sich aber der junge Held Pomareh, König der Insel Tabua, gegen ihn erhoben, ihm alle bisher eroberte Inseln eine nach der andern entrissen, endlich ihn selbst gefangen und den Mörder seiner schuldlosen Religionsverwandten den Manen derselben geopfert. Nun habe der Missionär Nott eine Ueberredung angewendet und ihn so verleitet, auch Christ zu werden und so sei der jetzige Zustand von Tahiti herausgekommen." Abgesehen von dem handgreiflichen Unsinn, der aus diesem Mischmasch hervorleuchtet, verdient nur bemerkt zu werden, daß es einen König Tajo nie gegeben hat und daß eine Insel Tabua in der ganzen Südsee, überhaupt auf der ganzen Erdoberfläche nicht zu finden oder doch bis jetzt noch nicht entdeckt worden ist. Es gibt zwar wohl eine kleine Gruppe unbewohnter Eilande, die Tubai heißt, zu den Gesellschafts-Inseln gehört, und den Seevögeln und Schildkröten Gelegenheit zum Nisten und Eierlegen darbietet. Auch gibt es unter den Australinseln eine, welche Tubuai oder vielmehr Tupuai genannt wird; indeß liegt dieselbe über hundert Meilen von Tahiti entfernt, und die dortigen Eingeborenen kamen erst 1821 mit Tahitiern in Berührung; und zwar in freundschaftliche; denn sie wurden von ihnen im Christenthum unterrichtet. Sonst aber ist, wie gesagt, kein Insel- oder Ortsname denkbar, der mit Tabua hätte verwechselt werden können. Ebenso findet sich in den geschichtlichen Ueberlieferungen oder Sagen der Südsee-Insulaner keine, auch noch so leise Spur von einem Könige Tajo. Hr. v. Kotzebue hätte also jedenfalls besser gethan, die Geschichte Tahiti's ganz unberührt zu lassen, um so wenigstens an das: Si tacuisses etc. nicht erinnert zu werden. Das Nämliche gilt mit Beziehung auf die Sandwich-Inseln, deren König Tamehameha II. (1796 geboren, 1819 zur Regierung gelangt und 1825 in England gestorben) er Lio-lio nennt, mit der Versicherung, dies heiße „Hund aller Hunde." Hieran sucht er nun seinen schwerfälligen Witz zu üben, spricht im Laufe seiner Erzählung immer, wie der Hund aller Hunde sich langsam erhoben habe u. s. w. Selbst der gelehrte Hassel hat Hrn. von Kotzebue die Ehre angethan, seinem Geschwätz Glauben beizumessen, und „dem Hund aller Hunde" in seiner Beschreibung Australiens einen Platz eingeräumt. Tamehameha II. war der Sohn des bekannten Tamehameha I., gelangte 1819 zur Regierung und besaß eine außerordentliche Wißbegierde, welche ihn 1824 sogar zu einer Reise nach England antrieb, wo er auf's Freundlichste empfangen, aber bald darauf von einer Krankheit befallen wurde, an welcher er starb. Er ist also in Europa hinreichend bekannt, und ebenso bekannt ist, daß er sich jenen Namen erst bei seiner Thronbesteigung und zu Ehren seines Vaters beilegte, eigentlich aber Rihoriho hieß, was so viel wie die dunkeln oder schwarzen Himmel bedeutet. Er hieß also nicht Lio-lio, und zudem bedeutet Lio nicht einen Hund, sondern ein Pferd. Wahrscheinlich hatte dieser König sich Kotzebue's

Digitized by Google

Mißfallen durch Aufhebung des Götzendienstes und der damit verbundenen Menschenopfer zugezogen. Auf den Sandwich-Inseln scheinen übrigens die Ansiedler (siehe über diese oben) Hrn. von Kotzebue in den höhern Grad der Verläumdungskunst eingeweiht und ihm bemerklich gemacht zu haben: die Verläumdung finde um so eher Eingang, wenn ein scheinbares Lob mit untergemischt werde. Denn er äußert in seiner „Neuen Reise ꝛc." (Th. II. S. 142) unter anderm: „Herr Stewart, gleichfalls Missionär, aber später hieher gekommen als Bingham, ist ein sehr gescheidter und vielseitig gebildeter Mann. Er würde unendlichen Nutzen stiften, aber Bingham, der sich auch in geistlichen Angelegenheiten die Oberhand angemaßt hat und durchaus will, daß alles nur nach seinem Gefallen gehe, hat ihn in seiner Wirksamkeit so zu beschränken gewußt, daß er außer Stande ist, für die Bildung dieser Insulaner etwas zu thun, wozu sein reger Eifer und sein heller Geist ihn auffordern und deswegen auch wieder weggehen will." Man sagt aber nicht, die „Oberhand" sich anmaßen u. dgl. m., daher Hr. von Kotzebue füglich erst hätte lernen sollen, sich richtig auszudrücken; und sodann, was Hrn. Bingham betrifft, so braucht, um Kotzebue's Haß gegen ihn begreiflich zu machen, nur bemerkt zu werden, daß es der nämliche Missionär ist, dessen Haus die oben erwähnten Matrosen stürmten, weil sie ihm es beimaßen, daß sie ihre wilden Lüste nicht befriedigen konnten. Obige Behauptung ist von Anfang bis zu Ende eine grobe Unwahrheit; und mit Beziehung auf den Kunstgriff, dessen Kotzebue sich bediente, um seiner Lüge einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben, so protestirte Hr. Stewart in seinem (ursprünglich in den Ver. Staaten, dann) 1832 zu London erschienenen Werke A Visit to the South Seas in the U. S. S. (United States Ship) Vincennes etc. auf das Nachdrücklichste gegen das von Hrn. von Kotzebue ihm gespendete Lob und die Drapperie, welche derselbe um ihn herumhänge, um den Schmähungen auf Hrn. Bingham und andere Missionäre auf den Sandwich-Inseln ein Relief zu geben.

Wir fragen schließlich: bei wem zog Kotzebue seine Erkundigungen über die Zustände auf den Gesellschafts- und Sandwich-Inseln ein? Bei den Missionären? Nein. Bei den Eingeborenen? Eben so wenig. Also europäische Abenteurer*), die Ansiedler, die wir oben sattsam kennen gelernt haben, und zum Theil sogar seine eigenen Matrosen waren die Gewährsmänner seiner Behauptungen, Erzählungen und Verläumdungen; und ein solches Machwerk, dessen innere Gehaltlosigkeit klar zu Tage liegt, ist es, welches Leute der oben bezeichneten Kathegorieen sich nicht geschämt haben auszubeuten, und als Fundgrube für ihre direkten und indirekten Schmähungen auf das Christenthum zu benutzen!

Von den katholischen Missionären, die auf den Südsee-Inseln erst in ganz neuer Zeit sich niedergelassen haben, aber nicht etwa unter den wilden

*) „Eine Anzahl träger und ausschweifender Seeleute, mißvergnügt auf ihren Schiffen, bleibt hier (auf den Sandwich- und Gesellschafts-Inseln) zurück, lebt in den öffentlichen Häusern, bis Geld und Kleidung verzehrt sind, oder hängt sich an Weibspersonen und fällt so auf jeden Fall den Eingeborenen, die sie ernähren müssen, zur Last. Diese Menschen thun der niederen Klasse der Eingeborenen unendlichen Schaden, indem sie dieselben zur Unmäßigkeit, Unzucht, zum Müßiggang, überhaupt zu allen möglichen Lastern zu verleiten sich bestreben." In dieser Art äußert sich der mehrerwähnte Capitän Beechy über einen großen Theil der oben genannten Abenteurer.

Digitized by Google

Papuas auf Neu-Guinea oder den blutgierigen Eingeborenen der Neuhebriden, sondern wohlweislich nur da, wo die evangelischen Missionäre schon die Bahn gebrochen, Menschenopfer und Menschenfresserei verbannt und überhaupt die Eingeborenen in friedliche, zugängliche Menschen umgeschaffen, sich eingedrängt haben, und auf die daher selbst von protestantischen Namenchristen um so größeres Lob gehäuft wird, je eifriger sie bemüht sind, wieder einzureißen, was die protestantischen Sendboten aufgebaut haben, — wird unten im 6. Abschnitt und in der Spezialbeschreibung Tahiti's und einiger anderer Inseln näher die Rede sein.

Siebentes Kapitel.

Ueber die Einwanderung der Urbewohner Australiens. — Geschichte der Entdeckung der verschiedenen Bestandtheile Australiens.

Die Geschichte der Südseeländer, überhaupt sämmtlicher Bestandtheile Australiens hebt mit deren Erscheinen auf den Seekarten der Europäer an. Aller Literatur ermangelnd, sind die Sagen ihrer früheren Begebenheiten theils ganz unzusammenhängend, ohne alle Zeitbestimmung, theils von der Art, daß sie uns eben keine große Sehnsucht nach dieser Vorgeschichte erwecken, es sei denn, nach der Geschichte ihrer ersten Einwanderung. So viel lassen uns aber ihre wenigen Sagen und die ersten Nachrichten der Seefahrer über sie errathen, daß ihr Zustand bereits lange ein stillstehender, durchaus entwickelungsloser und ein trauriges Beispiel davon gewesen ist, wie ein Volk, fern von allem göttlichen Bildungsprinzipe, ohne erweckte Sehnsucht und gezeigte Hoffnung auf Erlösung aus sittlichem Verfall, in seiner Fortpflanzung von Geschlecht zu Geschlecht nur eine trostlose wiederkäuende Erneuerung seiner selbst macht.

Was die erste Einwanderung betrifft, so können wir freilich nur Muthmaßungen, wenn auch eben nicht über den Zeitpunkt, doch wenigstens über die Richtung, aus der sie geschehen, aufstellen.

Es ist seltsam, daß man die Art und Weise, wie irgend ein bekannteres oder doch, den vorhandenen Nachrichten zufolge, schon seit undenklicher Zeit bewohntes Land seine erste Bevölkerung erhalten, gewissermaßen als unerreichbar für menschliche Fassungskraft und Begriffe betrachtet und sich daher die dunkelsten und verworrensten Vorstellungen davon macht, — Vorstellungen, die zur Erzeugung der Idee, daß die Erdbewohner von mehr als Einem Elternpaare herstammen müßten, ohne Zweifel nicht wenig beigetragen haben. Wenn wir aber die ganze Weltgeschichte durchgehen und die ältesten Nachrichten über die Einrichtungen in der Natur mit den heutigen Beobachtungen vergleichen, so gewahren wir zwar zahlreiche Veränderungen in den menschlichen Einrichtungen, Begriffen, Vorstellungen, Thaten und Handlungen,

Digitized by Google

aber doch im Ganzen — und nicht blos die Natur und deren Wirken, ſondern auch das ganze Thun und Treiben der Menſchen betrachtet — überall die nämlichen Grundzüge, heute wie vor Jahrtauſenden. Wir haben uns über die Einheit der menſchlichen Natur und die wahrſcheinlichen Ausartungen der Stammraſſe oben im 4. Kapitel genugſam ausgeſprochen; und daß die Abſtammung des Menſchengeſchlechts von mehr als Einem Elternpaare ganz regelwidrig erſcheinen müßte, begreift Jeder, der geſunden Menſchenverſtand und einige naturhiſtoriſche Kenntniſſe beſitzt. Die entgegengeſetzte Idee iſt auch nur von Stubengelehrten und Bibelverächtern auf's Tapet gebracht worden. Hätte die Bibel geſagt, Gott habe urſprünglich mehrere Menſchenpaare erſchaffen, ſo würden ſie haarklein bewieſen haben, daß das im Widerſpruche mit andern Erſcheinungen in der Natur ſtehe! Jedoch wir wollen uns bei ihrem inconſequenten Treiben nicht länger aufhalten: ſie wiſſen oft ſelbſt nicht, was ſie ſagen oder ſchreiben. — Was endlich das allmälige Anwachſen der Erdbevölkerung zu tauſend oder mehreren hundert Millionen in einem Zeitraume von wenigen Jahrtauſenden anbelangt, ſo iſt daſſelbe (an ſich von dem Ueberſchuß der Geburten über die Sterbefälle herrührend) ſehr begreiflich, wenn man bedenkt, daß eine einzige Familie, auf welche 3 Kinder, 9 Enkel, 27 Urenkel und ſo fort in geometriſcher Progreſſion gerechnet werden, in einem vierhundertjährigen Zeitraume auf anderthalb Millionen Nachkommen ſich vermehren kann. Die Iſraeliten geben hiervon ein ſchlagendes Beiſpiel an die Hand. Jakobs 57 Enkel hatten ſich in ihren, aus Aegypten fortziehenden Nachkommen zu 600,000 waffenfähigen Männern, oder, die Weiber, Kinder und Greiſe mitgerechnet, wenigſtens bis auf 2 bis 3 Mill. Seelen vermehrt; und dies ſtimmt auch genau zu jener Rechnung, ſelbſt wenn man nur 215 Jahre für die Dauer des Aufenthalts der Iſraeliten in Aegypten annimmt. Denn dieſer Zeitraum füllt 7 Generationen aus, und da man berechtigt iſt, einen Exponenten oder eine Durchſchnittszahl von 4 bis 5 in der Progreſſion anzunehmen, ſo ergibt ſich eine Mittelzahl von 2,579,506 Nachkommen jener 57 Enkel Jakobs. Hätten nicht von Zeit zu Zeit außergewöhnliche Lichtungen in den Reihen der Menſchheit ſtattgefunden, ſo würde ſchon vor fünftauſend Jahren die Erde nicht Platz für die Nachkommen des erſten Elternpaares gehabt; denn nach obiger Progreſſion (von 3, 9, 27 ꝛc.) würden ſie ſchon in der 32. Generation, oder nach 960 Jahren, zu mehr als 1850 Billionen ſich vermehrt haben.

Wenn nun das allmälige Anwachſen der Erdbevölkerung zu ſo vielen Millionen begreiflich iſt und um ſo leichter ſich erklären läßt, da es mit den Reſultaten zuſammenſtimmt, welche die in geordneten Staaten von Zeit zu Zeit vorgenommenen Volkszählungen liefern, ſo iſt es auch eben ſo begreiflich und erklärlich, wie es zugegangen ſein mag, als dieſes oder jenes Land ſeine erſte Bevölkerung oder ſeine Urbevölkerung, wie man ſich auszudrücken pflegt,

Digitized by Google

erhielt. Liegt uns doch in der Pitcairn-Insel ein Beispiel vor, wie es kaum besser ausgedacht werden kann. Wir verweisen auf die näheren Nachrichten über diese Südsee-Insel in der Spezialbeschreibung Australiens. Wie sah es in den Vereinigten Staaten Nordamerika's vor zwei Jahrhunderten, ja noch vor einem Jahrhundert aus, und wie sieht es jetzt dort aus? Zwar der kleinste ($57\frac{1}{2}$ Q. M.), aber einer der gewerbfleißigsten der Staaten, ist Rhode-Island, und dieser jetzt so wichtige Landstrich, der im 17. Jahrh. einem Indianer-Häuptlinge für eine grüne Brille abgekauft wurde, war damals eine, von Ureinwohnern nur spärlich bevölkerte Wildniß, zählt aber gegenwärtig an 140,000 Einwohner oder beinahe 2,435 auf die Quadratmeile. Die jetzige active Bevölkerung des ganzen Welttheils Amerika läßt sich, sogar mit mathematischer Gewißheit und Schärfe, und zwar von 1492 an bis zum heutigen Tage, auf die Bevölkerung Europa's zurückführen; diese läßt sich wiederum ihrem Ursprunge nach, auf Asien und damit auf die Wiege der Menschheit (vergl. das vor. Kap.) zurückführen; das Nämliche ist bei Afrika der Fall, noch mehr aber, möchte man fast sagen, bei Australien, welches zwar nicht, wie Afrika, durch eine Landenge mit Asien zusammenhängt, aber zum Einwandern aus diesem Welttheil eine so günstige Lage hat, wie sie bei Inseln kaum erwünschter sein kann.

Die Nachkommen von Hams Sohn Chus bevölkerten den Osten und Südosten von Asien, also China und Japan, Vorder- und Hinterindien und den indischen Archipel. Da Neu-Guinea mit seiner Westküste nur ungefähr 15 Meilen von den östlichen Molucken-Inseln entfernt liegt und im Süden nur durch die 15 bis 20 M. breite Torresstraße von Neuholland oder dem australischen Festlande getrennt ist, so konnten diese beiden Bestandtheile Australiens ihre Bevölkerung vom indischen Archipel aus eben so leicht erhalten, wie Letzterer die seinige aus Hinterindien bekommen. Ostwärts von Neu-Guinea beginnt mit Neu-Britannien, den Salomons-Inseln u. s. w., die lange Kette der Südsee-Inseln, die bis auf einige hundert Meilen von Chili quer über die Südsee sich hinzieht. Eine Gruppe dieser Inseln hat den Namen der Schiffer-Inseln erhalten, wegen der großen Geschicklichkeit ihrer Bewohner im Lenken ihrer kunstreich gebauten Piroguen. Die Eingeborenen der Carolinen zeichnen sich durch ihren Unternehmungsgeist aus und segeln, blos nach den Sternen sich richtend, in ihren Kähnen nach den Ladronen, wo sie gegen ihre Naturprodukte Eisen und verschiedene europäische Manufakturwaaren eintauschen. Als im Jahre 1789 der englische Capitän Bligh mit 18 Mann, die an der auf dem Schiffe ausgebrochenen Meuterei nicht Theil nehmen wollten, mitten auf dem Meere in einem Boote ausgesetzt wurde, ward dieses offene Boot nicht etwa sofort von dem Meere verschlungen, sondern die Unglücklichen erreichten, wenn auch unter mancherlei Gefahren, die nicht weniger als zwölfhundert Meilen entfernte Insel Timor. Im

Digitized by Google

Jahre 1818 ſcheiterte der brittiſche Oſtindienfahrer Cabalva an einem, 250 Meilen von Isle de France entfernten Riffe im Indiſchen Meere, und der auf demſelben ſich rettende größere Theil der Mannſchaft wurde nur dadurch am Leben erhalten, daß ein Schiffslieutenant mit wenigen Leuten ſich einem noch übrig gebliebenen Boote anvertraute und damit die Fahrt nach Isle de France unternahm. Wenn alſo einerſeits rohe Wilde Fahrzeuge bauen können, die zu weiten Fahrten über's Meer tauglich ſind, und andererſeits die von europäiſchen Seefahrern angeführten Beiſpiele (von denen ſich noch unzählige andere anführen laſſen) zeigen, daß Seefahrten von mehreren hundert, ja von mehr als tauſend Meilen in offenen Böten möglich ſind, ſo iſt auch die Frage, auf welche Weiſe die verſchiedenen, weit umher zerſtreuten Inſeln und Inſelgruppen der Südſee ihre erſten Bewohner erhalten, nicht ſchwer zu beantworten. Zu welcher Zeit die erſte Einwanderung geſchehen, iſt freilich eine andere Frage. Wenn jedoch Hinterindien und der Indiſche Archipel wahrſcheinlich vor 4000 Jahren ihre ſog. Urbevölkerung erhalten, ſo kann ſchon, wenn nicht gleichzeitig, doch wenige Jahrhunderte ſpäter die Einwanderung in Auſtralien geſchehen, und es wird damit eben ſo natürlich wie anderwärts und in heutigen Fällen zugegangen ſein. Sie mag in Neu-Guinea und Neuholland (welches mit ſeiner Nordküſte z. B. von Timor nur 60 M. entfernt liegt) begonnen und ſich dann allmälig oder je nach den Umſtänden erſt über die näheren, dann über die entfernteren Südſee-Inſeln verbreitet haben.

Seitdem ſcheint alle Verbindung mit den aſiatiſchen und andern Stammgenoſſen abgeſchnitten geweſen zu ſein; und dieſe mehrtauſendjährige Abgeſchiedenheit von Allem, was zu einer Erkenntniß oder auch zur Ahnung vom Daſein Gottes zu führen geeignet iſt, macht die Ausartung der Auſtralier in phyſiſcher, beſonders aber in moraliſcher Hinſicht um ſo erklärlicher; wie auch bereits im vorigen Kapitel ausführlich gezeigt worden iſt. So wenig ſie ſich um die ſog. alte Welt bekümmerten, eben ſo wenig bekümmerte ſich aber auch dieſe um ſie. Ja, man wußte hier nicht einmal, wo ſie hingerathen waren, wenn ſich auch auf dem Indiſchen Archipel die Sage von einer daſelbſt in der Vorzeit ſtattgehabten Auswanderung nach benachbarten Inſeln lange Zeit erhalten haben mochte. In Europa wußte man vollends nichts von ihnen; den feingebildeten Griechen und den welterobernden Römern ſchwebte ſchon das doch keineswegs ſo ſehr ferne Indien faſt nur in der Phantaſie wie ein Zauberland vor; und als Alexander der Große Krokodile im Indus erblickte, erſchienen ſie ihm als ein Zeichen, daß er die Quellen des Nils erreicht habe! Auch nachdem Columbus Amerika, ſelbſt nachdem Magellan einige Südſee-Inſeln entdeckt hatte, wußte man nichts vom Daſein Auſtraliens; und ſogar noch vor hundert Jahren ahnte man kaum, daß der Große Ocean ein Feſtland umfluthe, beinahe ſo groß wie Europa; daß es aber auf den Südſee-Inſeln Menſchen gäbe, die ſelbſt den Europäern leb-

Digitized by Google

haftes Interesse einzuflößen vermöchten, erfuhr man erst vor etwa achtzig Jahren durch Cook.

Ist der Mond, wie man zu vermuthen wohl berechtigt sein dürfte, von vernünftigen Wesen bewohnt, so waren diese, außer den Australiern selbst, die Einzigen, welche schon vor Jahrtausenden um das Dasein eines fünften Welttheils auf der Erde wußten. Denn den Mondbewohnern (deren Existenz vorausgesetzt) stellt sich unsere Erde in einem 50mal größern Maßstabe dar, als uns der Vollmond erscheint; folglich müssen sie auch die Umrisse der irdischen Festländer und Inseln deutlich erkennen und deren gegenseitige Lage weit besser überblicken können, als wir bei Betrachtung einer Weltkarte oder eines Globus. Hat ihnen nun unsere Erde bei der Achsenumdrehung das alte Festland gezeigt, so gewahren sie nach etwa 12 Stunden ganz Amerika und bald darauf die über den Großen Ocean verbreitete Inselwelt. Das Dasein der beiden Welttheile Australien und Amerika war ihnen also auch zu jener Zeit längst bekannt, als noch in Europa Columbus sein Unternehmen, eine neue Welt zu entdecken, vertheidigen und von spanischen Stubengelehrten, die seinen Plan zu prüfen beauftragt waren, Folgendes sich sagen lassen mußte: „Gibt es etwas Abgeschmackteres, als zu glauben, daß es Gegenfüßler gebe, deren Füße gegen die unsrigen gerichtet seien? Man denke sich Menschen, die mit den Füßen in der Luft und mit dem Kopfe nach unten gehen. Man denke sich, daß es einen Theil der Welt gebe, wo alles umgekehrt wäre, wo die Bäume mit ihren Zweigen von oben nach unten treiben, während es von unten nach oben regnet, schneit und hagelt!!!" Gibt es aber, können wir hier umgekehrt fragen, etwas Abgeschmackteres als die Hypothesen, welche Stubengelehrte neuerer Zeit aufstellen, um die heilige Schrift zu umgehen, oder, wo dies nicht möglich ist, deren Aussagen „natürlich" zu erklären? Wenn sie sich stellen, als ob ihnen diese sicherste Urkunde über die Entstehung unseres Sonnensystems und der Menschheit völlig unbekannt wäre, und dagegen verständigen Leuten die Idee aufzuzwängen sich bemühen, die Erde und übrigen Planeten hätten sich durch Zusammenballungen von Bruchstücken größerer Weltkörper nach und nach formirt und die Menschen aus dem Affengeschlecht sich herausgebildet und Anfangs wie Schaafe sich angeblökt?

Wir lassen die Vorstellungen, die sich die Alten von der Gestalt der Erde und von den außerhalb des engen Kreises ihrer geographischen Kenntnisse liegenden Ländern machten, hier unberührt, und bemerken blos, daß sie alles ihnen unbekannte südliche Land unter die Benennung Antichton (entgegenliegendes oder jenseits, d. h. jenseits des Aequators liegendes Land) zusammenfaßten und den Glauben hegten, daß dasselbe durch ein, mit dem Aequator parallel laufendes, unbeschiffbares Meer von den nördlichern Ländern getrennt sei; seine Bewohner nannten sie Antichtonen, die selbst Cicero für

Digitized by Google

ganz andere Wesen als die gewöhnlichen Menschen hielt. Nicht viel besser waren im Allgemeinen die Begriffe, die man sich im Mittelalter von den südlichen Ländern machte; obgleich man sie in vielen Stücken durch die Araber hätte berichtigen lassen können, welche schon zur Zeit des Chalifen Harun Alraschid oder im 8. Jahrh. Sumatra und andere Inseln des Indischen Archipels besuchten, selbst bis nach China fuhren und an der afrikanischen Ostküste weit über den Aequator hinaus vordrangen. Die Entdeckung Amerika's und die fast gleichzeitige Auffindung des Seeweges nach Indien vermehrten allerdings die bisherigen geographischen Kenntnisse um ein Beträchtliches, und man gewöhnte sich seitdem immer mehr an die Idee von der Kugelgestalt der Erde; allein um Erweiterung der Wissenschaften handelte es sich damals nicht, sondern die Begierde nach den im Westen und Osten den Europäern aufgeschlossenen Schätzen war fast die einzige Triebfeder aller neuen See-Expeditionen. Daher machte auch die Kunde von dem Dasein eines neuen Weltmeeres, nämlich des Großen Oceans, den Balboa 1513 auf der Landenge von Panama zuerst erblickte, wenig Eindruck auf die Spanier. Erst nachdem die Portugiesen mit den Molucken bekannt geworden waren, und deren kostbare Gewürze nach Europa gebracht hatten, wo sie beinahe mit Gold aufgewogen wurden, schenkte man der von Balboa gemachten Entdeckung mehr Aufmerksamkeit; denn nun stellte sich die Möglichkeit heraus, den Portugiesen diese werthvolle Besitzung zu entreißen, ohne den hinsichtlich der Entdeckungen ausgemachten Bestimmungen zuwider zu handeln. Der Pabst hatte nämlich eine sog. Demarcationslinie gezogen und alle auf dem halben Erdkreis im Westen derselben gelegenen, noch zu entdeckenden Länder den Spaniern, die östlichen aber den Portugiesen zugesprochen; indem Columbus bei seinen Entdeckungen für die Krone Castilien „dem Laufe der Sonne gefolgt" oder westwärts gesegelt war, Vasco da Gama aber auf seiner Fahrt für den König von Portugal eine entgegengesetzte oder östliche Richtung genommen hatte. Die ungefähr mit dem 318. Grade der Länge von Ferro zusammentreffende Demarcationslinie durchschnitt auf der einen Seite der Erdkugel das südamerikanische Festland, so daß dessen östliche Hälfte mit Brasilien den Portugiesen und die westliche Hälfte mit Peru den Spaniern zufiel; — aber durch beide Pole gezogen durchschnitt sie auf der andern Seite der Erdkugel den Indischen Archipel, und hier war eben der Streitpunkt, weil die Längenberechnung damals noch höchst mangelhaft war. Die Portugiesen zählten freilich von der durch Südamerika gezogenen Demarcationslinie den halben Erdkreis nach Osten hin mit 180 Graden in der Art ab, daß sie bei dem östlichsten Theil der Molucken-Gruppe mit Zählen aufhörten, also deren werthvollste Inseln ihnen nach dieser Rechnung zufallen mußten. Allein die Spanier warfen ihnen vor, sie hätten die Grade zu groß gemessen, und nur dieser verfälschten Rechnung verdankten sie den Besitz der Molucken, welche rechtmäßiger

Digitized by Google

Weise der Krone Spanien gebührten. Der Streit wurde noch mit großer Lebhaftigkeit geführt, als Ferdinand Magellan, ein portugiesischer Edelmann, der unter Albuquerque in Indien gedient und damals auch die Molucken besucht hatte, mißvergnügt über eine ihm widerfahrene Zurücksetzung, aus portugiesischen Diensten zu den Spaniern übertrat und sich anheischig machte, auf einem westlichen Wege nach den Molucken zu segeln und so den Streit wegen dieser Inseln zu Gunsten Spaniens zu entscheiden. Sein Anerbieten erregte bei Hofe Anfangs Befremden, denn man wußte überhaupt noch von keiner Verbindung zwischen dem Atlantischen Meere und dem erst wenige Jahre zuvor entdeckten Großen Ocean. Allein Magellan, ein eben so tüchtiger Seemann als scharfsinniger Beobachter, hatte die Richtung der südamerikanischen Ostküste nach Südwesten hin bemerkt und daraus den Schluß gezogen, daß Südamerika ebenso wie Afrika in einer Spitze endigen und so die Fahrt aus dem atlantischen in das jenseitige Meer möglich machen werde. Carl V. nahm denn auch endlich seine Vorschläge an, stellte ein Geschwader von 5 Schiffen unter seine Befehle und ernannte ihn zum Statthalter aller von ihm im Westen von Amerika zu entdeckenden Länder.

Am 10. August 1519 verließ Magellan mit seinen Schiffen den Hafen von Sevilla, segelte zunächst nach Brasilien und fuhr längs der Küste dieses Landes bis zur Mündung des La Plata, die er anfangs für eine Durchfahrt hielt, sich aber bald von seinem Irrthum überzeugte. Er schiffte nun weiter südlich fort und überwinterte in einem Hafen der patagonischen Küste, der auf den Karten Port St. Julian genannt wird, und unter 49° 7′ S. Br. liegt. Am 24. Aug. 1520 verließ er denselben nach fünfmonatlichem Aufenthalt, entschlossen, bis zum 75. Grade südlicher Breite vorzudringen, um die gewünschte Durchfahrt zu finden; allein schon unter 52° 19′ S. Br. entdeckte er am 21. Oct. die nach ihm Magellanstraße benannte Meerenge, aus welcher er am 28. Nov. 1520 in den Großen Ocean gelangte. Er hätte nun freilich, um nach den Molucken zu gelangen, eine nordwestliche Richtung einschlagen müssen, und würde dann mehrere Hauptgruppen der Südsee-Inseln entdeckt haben; allein er steuerte, vielleicht um sich noch eine Zeitlang in der Nähe der amerikanischen Westküste zu halten, Anfangs mehr nordnordwestlich und schlug erst zwischen dem südlichen Wendekreise und dem Aequator eine westlichere Richtung ein, auf solche Weise einen Bogen beschreibend, der ihn zwischen dem nördlichen Theil des Archipels der Pomotu- oder Niedrigen Inseln (von denen er jedoch nur zwei wüste Eilande entdeckte, die er, der getäuschten Erwartung wegen Desaventurados nannte) und den Marquesas-Inseln hindurch und sodann nordwärts von den interessantesten Gruppen der Südsee-Inseln hin führte, bis er endlich nach mehr als dreimonatlicher Fahrt im Großen Ocean am 6. März 1521 die **Ladronen** oder Marianen auffand und so wenigstens

mit der Entdeckung Australiens den Anfang gemacht hatte. Bald darauf erreichte er die Philippinen, fand aber hier das Ziel seiner Unternehmung, denn er wurde auf der kleinen Insel Matan oder Mactan (bei Zebu) in einem Gefechte mit den Eingeborenen (gegen die er als Bundesgenosse des Königs von Zebu kämpfte) durch einen Speerwurf getödtet. Sein Geschwader ging von da nach den Molucken und kehrte dann auf dem Wege um das Vorgebirge der Guten Hoffnung nach Spanien zurück, welches jedoch nur eines der 5 Schiffe, die Victoria, erreichte, die am 7. Sept. 1522 in den Hafen von San Lucar einlief. So hatte denn zwar unter den obwaltenden Umständen ein Hauptzweck der Reise, nämlich die Ansprüche der Spanier auf die Molucken geltend zu machen, nicht erreicht werden können*), aber eine noch ruhmvollere Aufgabe war gelöst, das bisher unbekannte größte Meer der Erde befahren, die erste Fahrt um die Erde vollbracht und damit der sicherste Beweis von der Kugelgestalt der Erde thatsächlich geliefert worden. Die ganze Reise hatte 1124 Tage oder 3 Jahre und 28 Tage gedauert. Franz Drake war es, der 1577—1580 die zweite sog. Reise um die Welt machte und zwar in 1056 Tagen oder 2 Jahren und beinahe 11 Monaten. Der dritte Erdumsegler war Thomas Cavendish; er machte seine Reise 1586—1588 und brauchte dazu 777 Tage oder ungefähr 2 Jahre und 1½ Monate.

Für die Entdeckung des uns hier beschäftigenden Welttheils Australien war indeß durch diese Reisen wenig geschehen; denn nur eine einzige Inselgruppe desselben am äußersten Westende war von Magellan, und von den beiden brittischen Seefahrern hinsichtlich Australiens nichts entdeckt worden. Allein die Bahn war einmal gebrochen, und die Spanier setzten wenigstens die Entdeckungsreisen noch während des 16. Jahrhunderts im Großen Ocean fort, nachdem bereits 1526 der Portugiese Meneses, auf einer Fahrt nach den Molucken durch Sturm verschlagen, zufällig **Neu-Guinea** entdeckt hatte. Im nämlichen Jahre beauftragte Ferdinand Cortez, der damals noch die Obergewalt in Mexiko führte, einen seiner Anverwandten, Don Alvar de Saavedra, die von Magellan unternommene Fahrt nach den Molucken zu

*) Der Capitän der Victoria, Sebastian Cano, der in Valladolid, wo damals gerade der Hof sich befand, sehr ehrenvoll empfangen wurde, übergab freilich Carl V. zwei Briefe, einen von dem Könige von Ternate, den andern von dem Könige von Tidor, worin sie sich für Vasallen der Krone Spanien erklärten; allein hierbei hatte es auch sein Bewenden. Die Molucken blieben im Besitz der Portugiesen, bis diese hier von den Holländern verdrängt wurden. — Sebastian Cano erhielt zur Belohnung für seine Dienste ein Jahrgehalt von 1500 Dukaten, den Adel und ein Wappen mit Emblemen, welche Bezug auf seine Reise hatten. Die übrige Schiffsmannschaft wurde nach Verhältniß, theils mit Geld, theils mit Adelsbriefen belohnt.

Digitized by Google

erneuern. Saavedra schiffte sich am 31. Oct. 1526 im Hafen Invallanejo (zwischen Acapulco und Guatimala) ein und entdeckte im Januar 1527 unter 11° N. Br. und 189° O. von Ferro (oder ungefähr 171° O. von Greenwich) eine Gruppe von Inseln, welche er die Königs-Inseln nannte, und die heutzutage, einem weit spätern Entdecker oder Wiederauffinder zu Ehren, die **Marschalls-Inseln** genannt werden. Juan Gaetan besuchte dieselben 1542 auf seiner Fahrt von Natividad (an der merikanischen Westküste) nach den Philippinen, und entdeckte zwar auch einige Südsee-Inseln, jedoch ohne daß man genau weiß, welche es gewesen sein mögen. Endlich sandte der Marquis de Mendoza, Vicekönig von Peru, 1567 seinen Vetter Don Alvar de Mendana, von Callao quer über den Großen Ocean auf Entdeckungen aus, und Mendana war hinsichtlich derselben in der That glücklicher als seine Vorgänger; denn er entdeckte nicht nur den nach ihm benannten Mendana-Archipel oder die **Marquesas-Inseln** (er nannte sie seinem Gönner zu Ehren die Marquisen oder Marquesas de Mendoza), sondern auch die **Salomons-Inseln** (jetzt eben so häufig Neu-Georgien genannt) und den **Santa Cruz-Archipel** (oder die Königin Charlotten-Inseln). Die Salomons-Inseln erhielten diesen Namen aus der seltsamen Ursache, weil man das alte Ophir, woher König Salomo das zum Tempel in Jerusalem verwendete Gold hauptsächlich habe holen lassen, aufgefunden zu haben glaubte. Man gewahrte nämlich hin und wieder in den Wohngebäuden oder Hütten der Eingeborenen Goldkörner, die zum Zierrath dienten. Der Bericht über diese Reise wurde dem Könige von Spanien (Philipp II.) übersandt, der denselben mit großem Interesse las und sich dadurch bewogen fand, dem Vicekönige von Peru den Befehl zu ertheilen, er möge Mendana mit 4 Schiffen auf's Neue aussenden und ihm alle in Peru unbrauchbare Männer und Weiber mitgeben, damit er auf den von ihm entdeckten Südsee-Inseln eine Colonie gründen könne. Wegen den politischen Verwickelungen in Europa hatte sich die Erlassung des Befehls bis 1594 verzögert, so daß erst 1595 Mendana seine zweite Reise antrat. Die Zahl der zu Colonisten bestimmten Personen war freilich sehr groß; nur konnten die zu Ansiedlungen auserkorenen Inseln, unter denen man es besonders auf die Salomons-Inseln abgesehen hatte, nicht sobald wieder aufgefunden werden, und so vereinigten sich Proviantmangel, Krankheiten und Stürme, um die ganze Unternehmung fruchtlos zu machen. Hiermit schließen die eigentlichen Entdeckungsreisen im Großen Ocean während des 16. Jahrhunderts.

Wichtiger und zahlreicher waren sie im 17. Jahrhundert, wo sie nicht blos von Spaniern, sondern auch von Holländern und Engländern gemacht wurden. Philipp III. ließ, um die Seeunternehmungen im Großen Ocean weiter zu verfolgen, durch den Vicekönig von Peru, Grafen von Monterey, zwei Schiffe zu einer neuen Fahrt ausrüsten und unter die Befehle von

Digitized by Google

Louis Paz de Torres und Ferdinand de Quiros ſtellen. Letzterem, einem Portugieſen von Geburt, der aber bereits Mendana 1595 auf deſſen zweiter Fahrt begleitet hatte, ſcheint die Hauptleitung der Expedition, jedoch unter dem Oberbefehl von Torres, übertragen worden zu ſein. Die Schiffe gingen am 21. Dec. 1605 von Callao unter Segel und nahmen eine weſtliche Richtung, welche ſie zunächſt durch den Archipel der Pomotu- oder Niedrigen Inſeln führte, von denen mehrere neue aufgefunden wurden. Wichtiger war die Entdeckung der Inſel **Otaheite** im Februar 1606: es ward ihr jedoch damals der Name Sagittaria von unſern Seefahrern beigelegt, die bald nachher, im April 1606, den jetzt gewöhnlich mit dem Namen der **Neu-Hebriden** bezeichneten Heil. Geiſt-Archipel entdeckten. Der ſpäter veröffentlichte Reiſebericht ließ außerdem vermuthen, daß Torres und Quiros auf der weitern Fahrt nach Weſten hin die Oſtküſte Neuhollands erreicht hatten; allein das Nähere darüber erfuhr man nicht. Erſt nachdem 1762 in dem Kriege zwiſchen England und Spanien die Engländer Manilla, die ſpaniſche Hauptſtadt der Philippinen, erobert hatten, entdeckten ſie zufällig in dem dortigen Regierungs-Archive den Originalbericht über die Reiſe von Torres und Quiros, und erſahen daraus zu ihrem Erſtaunen, daß auf derſelben auch eine zwiſchen Neu-Guinea und Neuholland hindurch führende Meerenge aufgefunden und nach dem ſpaniſchen Oberbefehlshaber die **Torresſtraße** benannt worden war. Torres war nämlich bei den Neu-Hebriden von Quiros durch Sturm getrennt worden und hatte nunmehr den Entſchluß gefaßt, nach den Molucken zu ſegeln. Auf dieſem Wege kam er an dem ſüdlichen Theil der Louiſiade vorbei und ſodann in die erwähnte Straße, die er durchſegelte und darauf glücklich Ternate erreichte. Das von den Spaniern über 150 Jahre bewahrte Geheimniß wurde alsbald zur öffentlichen Kenntniß gebracht und ſeit 1770 die Straße von europäiſchen Seefahrern mit großem Vortheil benutzt. Ob Torres bei der Durchfahrt die neuholländiſche Küſte ſah oder beachtete, iſt nicht bekannt; jedenfalls gebührt aber die Ehre der erſten Entdeckung des auſtraliſchen Feſtlandes oder **Neuhollands** nicht ihm, ſondern dem Befehlshaber des im Nov. 1605 von Amboina abgeſandten holländiſchen Schiffes Duyfhen, das die Südweſtküſte von Neu-Guinea befuhr, dann an die Torresſtraße kam, welche ihrer Inſeln halber für ein feſtes Land gehalten wurde, und ſo die Oſtküſte des Carpentariagolfs erreichte, an der es bis 13° 45′ S. Br. entlang fuhr, und bei einem Cap, Keerweer genannt, aus Mangel an Lebensmitteln umkehrte. Dies iſt (etwa Februar oder März 1606) alſo die erſte Entdeckung des auſtraliſchen Feſtlandes. Die Kenntniß von demſelben wurde zunächſt vermehrt 1616 durch den holländiſchen Seefahrer Dirk Hartigs, deſſen Landsleute Schouten (1616), Edels (1619), Ruyts (1627) und Tasmann (1642) theils andere neuholländiſche Küſtenſtriche, theils meh-

Digitized by

rere der sog. Niedrigen Inseln, **Neu-Irland**, die **Fidschi-** und die **Freundschafts-Inseln**, **Neu-Seeland** und **Vandiemensland** entdeckten. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts war arm an Entdeckungen; nur der Spanier Lazeano entdeckte 1686 die **Carolinen** und der brittische Seefahrer William Dampier noch grade zum Schluß, im Jahr 1700, **Neu-Britannien** und einige andere Inseln.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts geschah nichts Bedeutendes für die weitere Erforschung des Großen Oceans. Jedoch entdeckte 1710 der Spanier Padilla die **Pelew-Inseln**, und 1721 der Holländer Roggeween die **Oster-Insel** und abermals einige neue Inseln des Pomotu-Archipels. Um so reicher war die zweite Hälfte des Jahrhunderts, wenn auch eben nicht an neuen Entdeckungen, doch an Bereicherungen, Erweiterungen und wissenschaftlich genauen Bestimmungen der seit Magellan im Großen Ocean bereits gemachten Entdeckungen. Den Anfang machten seit 1765 die Britten Byron, Wallis und Carteret, durch welche wiederum neue Inseln des Pomotu- oder Gefährlichen Archipels, wie auch die **Admiralitäts-Inseln** aufgefunden wurden, und der Franzose Bougainville, der die **Louisiade** und die **Schiffer-Inseln** entdeckte. Sie überstrahlte aber weit der berühmte Cook, der auf seinen dreimaligen Weltumsegelungen in den Jahren 1768 — 1779 *) sowohl die Kunde von den schon aufgefundenen australischen Inseln berichtigte und vermehrte, als auch in Vergessenheit gerathene Inseln wieder auffand, **Neu-Caledonien**, den **Mangia** oder **Cook-Archipel** und die **Sandwich-Inseln** zuerst entdeckte, zugleich der Erste war, der die Torresstraße seit 1606 wieder durchschiffte, und so die Erforschung der Umrisse Australiens gewissermaßen vollendete. Leider wurde er auf Owaihi, einer der Sandwich-Inseln, am 14. Februar 1779 von den Eingeborenen getödtet. Von den übrigen Seefahrern, die nach Cook in der zweiten

*) Die Veranlassung zu seiner ersten Reise (1768 — 1771) gab der im J. 1769 zu erwartende, aber nur in der Südsee sichtbare Durchgang der Venus durch die Sonne, dessen Beobachtung, zumal bei seiner Seltenheit, im Interesse der Wissenschaft sehr wünschenswerth erschien. Cook wählte Tahiti zum Standort der Beobachtung, und lernte bei dieser Gelegenheit die Insel und deren Bewohner näher kennen. Er machte später die Entdeckung, daß Neuseeland eine Doppelinsel sei und befuhr die bis dahin noch sehr unbekannte Ostküste Neuhollands. Die vortheilhafte Schilderung, die er namentlich von der Botany-Bai machte, gab in der Folge Veranlassung zur Gründung der Verbrecher-Colonie in Neu-Südwales. Auf seiner zweiten Reise, von 1772 bis 1775, stellte er insbesondere die Thatsache fest, daß kein zweiter Continent, wie etwa Neuholland, im Großen Ocean zu finden sei. Die dritte Reise Cooks wurde hauptsächlich zu dem Zwecke unternommen, um die Beringsstraße und die amerikanische Nordwestküste zu untersuchen; sie war indeß auch wichtig durch die Entdeckung der Sandwich-Inseln im J. 1778.

Digitized by Google

Hälfte des 18. Jahrhunderts um die weitere Erforschung Australiens sich verdient machten, sind besonders zu nennen: die Britten Wilson (der die seit 1710 unbeachtet gelassenen Pelew-Inseln wieder auffand), Bligh (von dem bereits oben im Eingange dieses Kapitels beiläufig die Rede gewesen ist), Marschall, Gilbert, Edwards, Vancouver, Hunter, Buttler, Baß u. s. w.; die Franzosen La Peyrouse, D'Entrecasteaux und Marchand, und der Nordamerikaner Ingraham (der die nördlichen Marquesas entdeckte und Washingtons-Inseln nannte), durch welche theils neue Inseln entdeckt, theils früher entdeckte näher untersucht wurden.

Das 19. Jahrhundert begann mit einer Erforschung der West- und Südküste des australischen Festlandes durch den französischen Seefahrer Baudin und die Britten Flinders und Grant, während gleichzeitig der Engländer John Turnbull den Großen Ocean befuhr, die Kenntniß von den Gesellschafts- und Sandwich-Inseln bereicherte und mehrere neue Inseln entdeckte. Im Jahr 1803 befuhren auch die Russen unter Krusenstern den Großen Ocean, und der Reisebericht dieses ausgezeichneten Mannes ist von bleibendem Werth. Im Jahr 1805 entdeckte der Spanier Monteverdo die nach ihm benannte südlichste Gruppe der Carolinen; 1812 wurden die **Macquarie-** und 1815 die **Aucklands-Inseln** von brittischen Seefahrern aufgefunden. Von neueren Seefahrern als Duperrey, Beechy, Gambier ꝛc. ist bereits im vor. Kap. die Rede gewesen und daselbst auch gezeigt worden, aus welchen Ursachen die australische Inselwelt den Europäern nicht mehr in nebeliger Ferne sich darstellt, sondern ihnen gegenwärtig so nahe gerückt ist, wie nur irgend ein anderer außereuropäischer Welttheil.

Zweiter Abschnitt.

Das australische Festland oder Neuholland.

Erstes Kapitel.

Lage, Namen, Dimensionen, Naturbeschaffenheit und Klima. — Geographischer Ueberblick. — Geschichte der Entdeckung des australischen Festlandes.

Das australische Festland liegt auf der Westgrenze des Großen Oceans, südostwärts von den Hauptgruppen des Indischen Archipels (ein Theil der Nordküste ist nur ungefähr 65 Meilen von der Insel Timor entfernt) und östlich von der Insel Madagascar (Entfernung 880 Meilen) und

Digitized by Google

dem südlichen Theil der afrikanischen Ostküste (Entfernung 1080 Meilen), und wird im Norden, Westen und Süden vom Indischen Meere bespült.

Im Jahrhundert seiner Entdeckung, d. h. im 17. Jahrh., wurde das australische Festland stets das große oder unbekannte Südland genannt; seit Dampier oder seit dem Ende des 17. Jahrhunderts kam jedoch für dasselbe der (übrigens von Abel Tasman 1644 nur einem Theil der Nordwestküste beigelegte) Name **Neuholland** auf, und dieser ist auch jetzt noch bei vielen europäischen Nationen, namentlich in Deutschland, am gebräuchlichsten; wogegen die Engländer jene ältere Benennung Australien (von terra australis, dem lateinischen Namen für Südland) wieder hervorgeholt haben und sich ihrer jetzt durchweg bedienen. In neuerer Zeit sagt man hin und wieder auch wohl Australland. (Vergl. Kap. 1, Abschnitt 1.)

Das australische Festland liegt zwischen 10° 40′ 42″ (der nördlichste Punkt, Cap York an der Torresstraße) und 39° 11′ 30″ S. Br. (der südlichste Punkt, Cap Wilson an der Baßstraße), so daß es beinahe grade in der Mitte von dem südlichen Wendekreise durchschnitten wird und, auf die nördliche Halbkugel verpflanzt, in umgekehrter Lage mit seiner südlichen Hälfte ganz Fezzan, nebst der nördlichen Westhälfte der Sahara, die Berberei und das südliche Europa bis ungefähr zum Breitengrade von Lissabon und Corfu bedecken würde. (Vergl. Kap. 3, Abschn. 1.) Seine äußersten West- und Ostpunkte stimmen fast genau mit den Meridianen von Canton in China und von Jamskoi in der russisch-sibirischen Seeprovinz Ochotsk zusammen; denn Neuholland liegt zwischen 113° 0′ 46″ (Cap Inscription an der Westküste) und 153° 39′ 40″ (Cap Byron an der Ostküste) O. von Greenwich.*)

*) Da die geographischen Ortsbestimmungen nicht nur des Festlandes, sondern auch des ganzen Erdtheils Australien fast ohne Ausnahme von den Engländern herrühren und diese bei den Längenberechnungen stets die Sternwarte von Greenwich als ersten Meridian annehmen, so ist wohl nichts natürlicher, als daß auch wir hier überall diesen Meridian bei den Längenangaben zu Grunde legen. Bei den übrigen außereuropäischen Welttheilen erscheint derselbe ebenfalls am geeignetsten, weil die besten darüber vorhandenen Karten die englischen sind. Sonst mag man freilich auch Paris, Berlin, Wien, Göttingen, St. Petersburg, kurz jeden Ort, wo sich eine Sternwarte befindet, dessen geographische Länge also genau angegeben werden kann, als ersten Meridian annehmen; nur nicht Ferro, wie unbegreiflicher Weise die meisten deutschen Geographen und Landkartenzeichner (aber nicht die deutschen Seeleute), einem alten Herkommen oder, besser gesagt, Schlendrian zu gefallen, noch immer thun. Ferro ist eine 4 Quadratmeilen große Insel: durch welchen Punkt auf derselben ist denn nun der erste Meridian gezogen? Durch den, welcher 17° 58′, oder durch den, welcher 17° 55′, oder durch den, welcher 17° 40′ oder 17° 41′ W. von Greenwich, oder vielleicht durch den, der genau 20° W. von Paris liegt? Und in dieser Weise schwanken die Angaben jener Herren, welche denn doch wahrlich einsehen müßten, daß es

Demnach beträgt die größte Ausdehnung des australischen Festlandes von Norden nach Süden 28½ Breitengrade oder ungefähr 427 Meilen (die mittlere Ausdehnung in dieser Richtung aber nur etwa 250 Meilen), und die größte Ausdehnung von Osten nach Westen ungefähr 40½ Längengrade oder (da hier auf den Längengrad nur 13½ Meilen gerechnet werden können) gegen 550 Meilen.

Der Flächeninhalt ist nach den neuesten Küstenaufnahmen noch nicht berechnet worden, und die nur nach allgemeinem Ueberschlag gemachten Angaben schwanken zwischen 150,380 und 142,425, ja selbst (nach neueren französischen, aber sehr unzuverlässigen Angaben) 138,375 Quadratmeilen; so daß man es bei der mehr allgemein gehaltenen Angabe von beiläufig 150,000 Quadratmeilen (s. Kap. 4, Absch. 1) einstweilen füglich bewenden lassen kann. Der Küstenumfang beträgt nach einer ungefähren Berechnung 1937 Meilen, wovon auf die östliche Küste 300, die nordöstliche 287, die nördliche 225, die nordwestliche 325, die westliche 225, die südwestliche 300 und auf die südöstliche Küste 275 Meilen kommen.

Diese großentheils flachen, stellenweise sandigen und öden, auch besonders an der Ostseite (der vielen Korallenriffe und Klippen wegen) schwer zugänglichen Küsten sind es fast allein, die, nebst einigen innern Gegenden im südöstlichen und südwestlichen Theil, vom australischen Festlande den Europäern bekannt sind. Denn letztere sind bis jetzt nur an wenigen Stellen, und auch da höchstens nur 150 Meilen tief, ins Innere vorgedrungen, indem zu große Schwierigkeiten im Wege stehen. Nicht etwa als ob unübersteigliche Gebirge oder andere physische Hindernisse da wären, sondern weil in Neuholland, bei dessen unausgebildeten Flußsystemen, lediglich nur Landcommunicationen möglich sind und der häufige Mangel an Trinkwasser, an wildwachsenden eßbaren Früchten und jagdbarem Wilde zu weiten Reisen ins

---

in wissenschaftlicher Hinsicht am Ende besser wäre, gar keine Meridianbestimmungen, als Angaben in's Blaue hinein zu machen. Aus den Angaben oben im Texte ersieht man, daß die Gradvermessungen nicht blos auf Minuten, sondern bis auf Sekunden genau gemacht sind. Kämen in Seekarten Differenzen von 14, 15, selbst 18 Gradminuten bei der Längenangabe vor, so möchten wohl, blos aus diesem einzigen Grunde, jährlich mehrere hundert Schiffe scheitern. Ein altes Herkommen beruht häufig auf innerer Wahrheit und ist daher ehrwürdig; nur nicht in diesem Fall; denn daß man vormals die canarische Insel Ferro als den westlichsten Punkt der sogenannten alten Welt betrachtete (was aber doch die westlichste Azoren-Insel Flores ist), und dieser unrichtigen Vorstellung zu Gefallen den ersten Meridian durch sie zog, dabei obendrein noch die Inconsequenz begehend, theils von diesem Meridian aus die Länge westlich und östlich, theils aber auch in einem fort nach Osten hin, rings um die Erdkugel, bis wieder zu demselben Meridian, also von 0° bis 360°, zu zählen, hat nichts Ehrwürdiges an sich, sondern ist ein falsches und jedenfalls unwissenschaftliches Verfahren, welches demnach aus dem Gebiete der Wissenschaft längst hätte verbannt werden sollen.

Digitized by Google

Innere eine ähnliche Verproviantirung erforderlich macht, wie die Karavanen, welche die Sahara in Afrika durchziehen, ſie bedürfen. Man hat daher, da Pferde die ausdauernde Tragfähigkeit zu weitem Transport von Waſſerſchläuchen und Proviantſäcken nicht beſitzen, alles Ernſtes vorgeſchlagen, aus Vorderindien Kameele zu holen (deren es auf der Oſtſeite des untern Indus in Menge gibt), ſie den Albertfluß, der in den ſüdlichſten Theil des Carpentaria-Buſens mündet, hinaufzuſchaffen und ſodann mit ihnen nach dem Central-Innern vorzudringen. Uebrigens wird man wahrſcheinlich auch hier die nämliche große Einförmigkeit wahrnehmen, die in den Verhältniſſen des bis jetzt bekannten Landes herrſcht. Denn die Ausſagen aller Reiſenden, welche, zum Theil mit einigem Erfolge, ins Innere vorzudringen geſucht haben, ſtimmen darin überein, daß der vorherrſchende Charakter des Landes nach dem Innern zu ödes Flachland iſt; und ſie ziehen aus dieſem und andern Umſtänden den Schluß, daß im Central-Innern eine große Wüſte, ähnlich vielleicht der Libyſchen oder der Sahara, ſich befinden möge. Am unermüdlichſten hat ſich Capitän Sturt im Erforſchen des auſtraliſchen Feſtlandes bewieſen; auch iſt er bis jetzt am weiteſten ins Innere vorgedrungen, nämlich bis 28° S. Br. und 141° 22′ O. von Greenwich. Er erreichte am 13. Februar 1845 dieſen Punkt, der nordnordöſtlich und 126 Meilen von Sidney entfernt liegt, und äußert darüber Folgendes: „Nicht die geringſte Abwechſelung bot die öde Wüſte dar, bis zu der ich vorgedrungen war; kein auch noch ſo niedriger Hügel ließ ſich irgendwo am Horizonte blicken, mochte man noch ſo oft umherſchauen: der Boden war flach und eben wie das Meer. Nach Norden hin*) konnte ich eine Strecke von 11 (d. h. engliſchen, alſo etwas über 2⅓ deutſchen) Meilen überblicken, die ich jedoch nicht durchwanderte; denn ich würde ſchwerlich eine weniger troſtloſe Gegend, als ich jetzt vor mir hatte, zu ſehen bekommen haben.“ Die hin und wieder ausgeſprochene Vermuthung, daß im Innern ein ungeheurer Landſee, weit größer als das Kaſpiſche Meer, ſich befinde, wird mit gewichtvollen Gründen beſtritten. Im Jahre 1844 ſuchte der Reiſende Leichard vom nördlichen Theil der Colonie Neu-Südwales aus in's Innere vorzudringen: er kam jedoch nur bis etwa zum 26. Grade S. Br., und ſein Freund Hodgſon, der, über ſein langes Ausbleiben beſorgt, ihm nachreiſte, drang nur einen Breitengrad weiter nach Norden vor. Beide Punkte befinden ſich landeinwärts vom Sandy-Cap (an der Oſtküſte, unter 24° 42′ S. Br. und 153° 16′ O. von Greenwich) und reſp. 50 und 65 Meilen in weſtſüdweſtlicher und weſtlicher Richtung davon entfernt; und wenn hier ein ſchönes, zum Theil gebirgiges, reich bewäſſertes und daher ſehr fruchtbares Land aufgefunden wurde, ſo darf nicht vergeſſen werden, daß bis zum Mittelpunkt des

*) Alſo nach der Gegend des Carpentaria-Buſens.

Digitized by Google

Innern immer noch wenigstens 225 Meilen sind. An schönen und fruchtbaren Landstrichen fehlt es überhaupt in Neuholland nicht. So bietet die, gewöhnlich der Garten von Neu-Südwales genannte Gegend von Illawarra (südlich und etwa 12 Meilen von Sidney) so überraschende Naturschönheiten und eine so üppige Vegetation dar, daß wer nicht weiß, daß er sich in Neuholland befindet, in Brasilien zu sein glaubt. Ebenso erinnern ein waldiger Küstenstrich der Halbinsel Coburg (an der Nordküste) und die Schlingpflanzen der ebenfalls stark bewaldeten Ufer des Albertflusses an die bezaubernden Urwälder Südamerika's. Dies alles sind jedoch nur verhältnißmäßig wenige Ausnahmen von der oben angedeuteten Regel. Schon wenn Seefahrer aus neuholländischen Häfen nach den doch wahrlich nicht sehr fernen Inseln Timor und Timorlaut kommen, fällt ihnen augenblicklich der große Contrast zwischen den einförmigen Landschaften des australischen Continents und der überaus reichen Mannigfaltigkeit der Vegetation Indiens auf.

Die Gebirgsform auf dem australischen Festlande ist, wie sich schon aus dem bisher Gesagten entnehmen läßt, sehr beschränkt. Es erheben sich zwar aus den Ebenen, selbst aus denen der Nordwest- und Nordküste, Bergketten, aber gewöhnlich isolirt und ohne Verbindung mit einander; Hochgebirge, die auf Neu-Guinea und Neu-Seeland stolz emporsteigen, und Plateauländer, woran das benachbarte Asien so reich ist, fehlen in Neuholland fast gänzlich, sowie auch hier die Stufenländer sehr unbedeutend sind. Was von erwähnenswerthen Gebirgen vorhanden ist, beschränkt sich eigentlich nur auf Neu-Südwales oder den südöstlichen Theil des Festlandes. Hier breitet sich vornehmlich ein, mit dem Namen der Blauen Berge bezeichnetes Gebirgsland hinter Sidney auf 30 Meilen Länge von Norden nach Süden, bei einer durchschnittlichen Breite von $7\frac{1}{2}$ Meilen, aus, erhebt sich zu 2- bis 3000 Fuß Höhe ohne bedeutende Bergspitzen, und hat, obwohl durch Thalschluchten stark zerklüftet, große Bergebenen, so daß es mehr ein Plateau, als eine Bergkette genannt werden kann. Rauhheit und Wildheit, jedoch nicht ohne Großartigkeit, ist der Charakter dieser Bergebenen, wo keine Menschen wohnen, außer den Inhabern der Wirthshäuser, die man für die Reisenden auf den hindurchführenden Straßen errichtet hat. Als eine besondere Eigenthümlichkeit zeigt sich hier die Bildung großer Querspalten, indem kleine Flüsse in tiefen, von senkrechten Felswänden gebildeten Schluchten das Gebirgsland in seiner ganzen Breite von Westen nach Osten durchschneiden und es dadurch in einzelne, schmale Querstreifen theilen. Alle diese Schluchten sind höchstens am obern Eingange zugänglich; die untern Theile sind durch Steilwände und die östlichen Mündungen durch auf einander gethürmte Felsblöcke und Trümmer verstopft und ungangbar, so daß die Straßen und Pässe über die zwischen ihnen liegenden schmalen Bergrücken hinführen: sie sind, hat man nur die Steilabfälle zu beiden Seiten erstiegen, nichts weniger als unbe-

Digitized by Google

quem. Dies war es aber, was die ersten Reisenden nicht ahnen konnten, und weshalb sie ihre Kräfte so lange erfolglos daran verschwendeten, in die ungangbaren Thalschluchten einzudringen. Der bekannteste Theil der Blauen Berge ist der zwischen den Flüssen Wolgan und Cox (hinter Sidney), auf dem auch allein die erforschten Pässe und die angelegten Straßen hinüberführen. Der nördlichste und später entdeckte Paß mit der Bellstraße ist weniger im Gebrauche, desto mehr aber der Paß des Berges York, der schon 1814 zur Anlegung der großen Weststraße benutzt wurde. Der beschwerlichste und gefährlichste Theil der Letztern ist der Coxpaß, durch den die mit Kunst spiralförmig angelegte Straße in das 676 Fuß tiefe Clwyd-Thal hinabführt. Seit 1832 hat man übrigens eine neue, 3 Meilen kürzere Straße gebaut, welche den Steilabfall des Coxpasses vermeidet und das großartigste Werk dieser Art in Neuholland ist. Der erwähnte York mit 3300 Fuß hohem Gipfel ist eigentlich kein Berg, sondern nur der steile Abfall des ganzen Bergrückens in das Clwyd-Thal, und hat daher auch nur vom Westen gesehen die Form eines Berges. Unter 36° 20′ S. Br. erhebt sich der Seaview zu 6500 Fuß Höhe; er liegt südwestlich und 52 Meilen von Sidney, und bei ihm beginnt im Süden das Weiße oder Warragong-Gebirge (so wird es im Lande selbst genannt), dem von englischen und andern europäischen Geographen der Name Austral-Alpen beigelegt worden ist und welches sich bis auf 8000 Fuß erhebt, zum Theil auch lange dauernden Schnee trägt, weshalb ein Theil derselben die Schneeberge genannt wird. Westlich von ihm streichen von Norden nach Süden die Grampians, mit dem 8200 Fuß hohen Williamsberge, welcher westnordwestlich und 28 Meilen von Melbourne und südöstlich und 60 Meilen von Adelaide (der Hauptstadt der Colonie Südaustralien) liegt. Dies sind die bemerkenswerthesten und höchsten Gebirge des australischen Festlandes; die übrigen, die sich fast nur in der Colonie Süd- und Westaustralien befinden, sind im Ganzen weit niedriger; auf der Nordwest- und Nordküste herrscht der Charakter des Flachlandes vor; die einzelnen Berge und Bergreihen auf der Nordostküste erheben sich zu keiner ansehnlichen Höhe, und im Innern sind, wie schon bemerkt, keine Gebirgssysteme oder großartige Gebirge zu erwarten.

Andererseits besitzt das australische Festland auch durchaus keine Ströme mit vollständig ausgebildetem Flußsystem und von der Größe, wie etwa der Ganges oder Mississippi, oder auch nur wie der Rhein oder die Donau. Ein Stromsystem ist allerdings wohl in dem Murray*) mit seinen Neben-

*) Der Murray (in der Landessprache Hunie genannt) entspringt am Seaview (s. oben), hat eine Stromlänge von wenigstens 140 Meilen, kommt mit seinem untern Laufe der Stadt Adelaide (Hauptstadt der Colonie Südaustralien) bis auf

Digitized by Google

flüssen vorhanden; allein den neuholländischen Strömen fehlen die charakteristischen Hauptmerkmale der bedeutenderen Flüsse anderer Welttheile, nämlich ein festes Flußbett, eine kräftige Strömung und eine mehr oder minder gleichmäßige Wasserfülle. Ohne feste Quellen, bilden sie sich gewöhnlich nur aus Ketten von Teichen, haben einen kurzen Quellenlauf, der sich von dem Mittellaufe fast nie unterscheiden läßt, stagniren zu manchen Zeiten, in

---

8 Meilen nahe und ergießt sich dann in den, mit dem Meere an der Südküste in Verbindung stehenden Alexandrina-See, dessen Ausfluß in die Encounter-Bai ist. Der Murray hat zum Theil romantische Umgebungen und an seinen Ufern steigen hin und wieder 200 Fuß hohe Felsenwände empor. Seine Hauptnebenflüsse sind der Murrumbidgi und der Darling, und sein ganzes Stromgebiet mag an 22,000 Quadratmeilen umfassen. Dieses Stromgebiet ist aber hinsichtlich der Ausbildung mit dem des Mississippi, des Ganges oder gar des Marannon durchaus nicht zu vergleichen. — Die übrigen bekannteren und fast nur auf die Colonie in Neu-Südwales sich beschränkenden Ströme, als der Macquarie, Brisbane, Hastings, Hunter, Hawksbury u. s. w., haben meistens nur einen Lauf von 30, 40 oder 60 Meilen, und der an der Westküste mündende Schwanenfluß hat gar nur eine Stromlänge von 15 Meilen. Dagegen sind in neuester Zeit an der Nordküste mehrere Ströme entdeckt worden, die wahrscheinlich einen eben so langen, wenn nicht noch längeren Lauf haben, als der Murray. Es sind dies namentlich der Albert, Adelaide, Victoria und Fitzroy. Der in dem südlichsten Theil des Carpentaria-Busens mündende Albertfluß wurde 1841 durch Stokes entdeckt und von ihm 12 Meilen hinaufwärts, nämlich bis 17° 58′ 30″ und 139° 25′ O. von Greenwich, befahren, wo die unter dem Wasser befindlichen Baumwurzeln und Stämme das weitere Vordringen verhinderten. Seine Quellen sind demnach ganz unbekannt; jedoch ist seine Tiefe, selbst mehrere Meilen stromaufwärts von der Mündung, beträchtlich und in ähnlichem Verhältniß auch seine Breite. Er fließt, soweit man ihn kennt, durch romantische Gegenden, und seine Ufer sind meistens dicht bewaldet. Der Adelaidefluß, welcher in die Adamsbai (an der die Insel Melville von der Nordküste des Australischen Festlandes trennenden Clarencestraße) mündet, wurde 1839 vom Capitän Wickham entdeckt und von ihm beinahe 18 Meilen hinauf, bis 12° 57′ S.-Br. und 131° 19′ O. von Greenwich befahren. Aus dem unbekannten Innern kommend, hat er einen sehr gekrümmten Lauf, an vielen Stellen flache, an andern waldige Ufer, ist der tiefste bekannte Strom Neuhollands und beinahe 12 Meilen von der Mündung hinaufwärts für Schiffe von 400 bis 500 Tonnen fahrbar. Er wimmelt von Krokodilen. Südwestlich und 40 Meilen von seiner Mündung befindet sich die des Victoriaflusses, der 1839 von Stokes entdeckt und über 30 Meilen hinauf mit Böten befahren wurde, während der „Beagle", zu dem Stokes gehörte, beinahe 12 Meilen weit hinauf segelte. Er ist an einigen Stellen fast ¾ St. breit und nicht weniger als 20 Faden oder 120 Fuß tief, hat theils steile, 400 bis 500 Fuß hohe Felsen, theils flache und stark bewaldete Ufer und wimmelt, wie der Adelaide, von Krokodilen. Der Fitzroy mündet in den Königsund (etwa unter 17° S.-Br., im nördlichen Theil der Nordwestküste) und wurde 1839 von den Offizieren des erwähnten „Beagle" beinahe 20 Meilen hinaufwärts befahren, bis 70° 44′ S. Br. und 124° 34′ O. von Greenwich, wo die mit Gras bewachsenen Ufer 20 Fuß hoch waren.

Digitized by Google

Sümpfe und Seen ſich auflöſend, oder trocknen ganz aus, wogegen ſie zu andern Zeiten wieder den verheerendſten und unregelmäßigſten Anſchwellungen unterworfen ſind, und haben häufig unzugängliche, durch Sandbänke verſtopfte Mündungen, denen die Deltabildung (ſo charakteriſtiſch bei dem Nil, Ganges, der Wolga u. a. m.) ganz abgeht.

Unter den bis jetzt bekannten Landſeen Neuhollands iſt am größten der Torrens-See innerhalb der Grenzen der Colonie Südauſtralien. Er wurde 1840 von Eyre entdeckt und zieht ſich mit einem durchſchnittlich 7 Meilen breiten Waſſerſtreifen auf eine Strecke von beinahe 150 Meilen hufeiſenförmig um das ſüdauſtraliſche Gebirgsland herum. Mit ſeiner äußerſten Nordſeite liegt er etwa 110 Meilen in nördlicher Richtung von der mehrerwähnten Stadt Adelaide entfernt; ſein Waſſer iſt übrigens ſehr ſalzhaltig. Im Januar 1843 wurde durch Lander und Lefroy der $3\frac{1}{2}$ Meilen lange und kaum $1\frac{1}{2}$ Meilen breite Dambeling-See entdeckt: er liegt ſüdöſtlich und 32 Meilen von Perth, der Hauptſtadt der Colonie Weſtauſtralien, und ſein Waſſer iſt, wie das des vorigen, ſehr ſalzhaltig. Die Coloniſten in Weſtauſtralien hatten ſich die übertriebenſten Vorſtellungen von ihm gemacht; denn die Eingeborenen hatten von einem See in dieſer Gegend geſprochen und ſeinen Umfang als unermeßlich geſchildert, ſo daß, wenn ein Knabe ihn zu umgehen anfange, er ein alter Mann geworden, ehe er ganz herumgekommen ſei! Der oben erwähnte Alexandrina-See (ſüdöſtlich und 8 — 9 Meilen von Adelaide), der jedoch eigentlich nur eine Lagune und im Ganzen ſeicht iſt, hat eine Länge von 15 und eine Breite von etwa 8 Meilen. Außer kleineren Seen in Neu-Südwales und Südauſtralien, gibt es in den Ebenen des Innern von Neu-Südwales längs der Flußufer zahlreiche Sümpfe.

Da das auſtraliſche Feſtland auf der ſüdlichen Halbkugel liegt, ſo ſind natürlich die dortigen Jahreszeiten den unſrigen entgegengeſetzt. December, Januar und Februar bilden dort den Sommer, Juni, Juli und Auguſt dort den Winter; der neuholländiſche Frühling beginnt im September und der Herbſt im März. Beiläufig möge hier auch auf die weit öſtlichere Lage, als Deutſchland hat, und auf den dadurch in der Zeit, mit Beziehung auf Tag und Nacht, bewirkten Unterſchied aufmerkſam gemacht werden. Die Sonne geht (allgemein gerechnet) in Deutſchland acht Stunden ſpäter auf, als dort, ſo daß, wenn es in Deutſchland 6 Uhr Morgens iſt, die Bewohner Neuhollands ſchon 2 Uhr Nachmittags haben.

Wir wollen über die Jahreszeiten in der ſüdlichen und der gemäßigten Zone angehörenden Hälfte des auſtraliſchen Feſtlandes hier einiges Näheres mittheilen. Der neuholländiſche Frühling alſo beginnt im September. Anfangs zeigt ſich im öſtlichen Theile des Feſtlandes hin und wieder zwar noch Kälte, allein im Allgemeinen herrſcht hier dann Regenwetter vor, das die häufigen kalten Winde unan-

Digitized by Google

genehm machen; das Ende des Monats iſt jedoch gewöhnlich ſchön. Der October gilt für einen angenehmen Monat durch ſein heiteres, mäßig warmes Wetter; gegen das Ende treten aber als Vorboten des Sommers die periodiſchen Land- und Seewinde, auch bereits, obwohl nur ſelten, die heißen Nordweſtwinde (die ja in Neu-Südwales, wovon hier zunächſt die Rede iſt, aus dem Innern kommen) ein. Der November iſt ſchon entſchieden heiß, und ſeine trockene, nur durch einzelne heftige Gewitterſtürme unterbrochene Dürre zeigt, daß er bereits großentheils dem Sommer angehört. In Weſtauſtralien iſt der Frühling meiſt wolkig, nebelig und regenig. — Der mit dem December beginnende Sommer gilt in Neu-Südwales für die unangenehmſte Jahreszeit; die Hitze iſt im Ganzen ſehr drückend, und wenn ſie an der Küſte auch durch die Seewinde gemildert wird, ſo verlieren dieſe doch im Innern an Kraft, und namentlich gilt die Zeit der Windſtille zwiſchen dem Wechſel dieſer periodiſchen Winde für die läſtigſte Tageszeit. Außer an feuchten Stellen verdorren im Sommer Gras und Pflanzen, und nur die zwar ſehr heftigen, aber eben nicht ſehr häufigen Gewitterſtürme erfriſchen die Vegetation. Schon der December iſt einer der heißeſten Monate des Jahres und in ihm reifen bei Sidney die meiſten Früchte; der heißeſte aber iſt der Januar, der Erntemonat an der Oſtküſte, wogegen im Februar die zunehmenden Gewitter und Regen, ſo wie ſtarke Wechſel in der Tagestemperatur ſchon das Ende des Sommers anzeigen. In Weſtauſtralien ſcheint der Sommer auch trocken zu ſein, wenigſtens fällt an der neuholländiſchen Weſtküſte wenig Regen, mehr freilich an der Südküſte der Colonie Weſtauſtralien (z. B. bei Albany), welche Gegend jedoch den ſtets Regen bringenden oceaniſchen Winden ganz beſonders ausgeſetzt iſt. — Den Eintrittt des Herbſtes bezeichnen in Neu-Südwales ſtarke Regengüſſe bei Anfangs noch ſehr warmem Wetter; die Vegetation wird dadurch erfriſcht, es beginnt gleichſam ein zweiter Frühling, und den Charakter, der den Herbſt in Europa auszeichnet, hat der neuholländiſche Herbſt gar nicht; eher könnte man ihn eine zweite Regenzeit nennen. Der März iſt gewöhnlich ſehr regnig und veränderlich, auf ſehr ſchöne heiße Tage folgen oft ſchon kühle Nächte; im April nehmen die Regengüſſe noch zu, obgleich ſie, wie überhaupt in Neuholland, nicht anhaltend, dafür aber ſehr heftig ſind. Die Verſchiedenheit zwiſchen der Tages- und der Nacht-Temperatur ſteigt, und man beginnt in Sidney und anderen Theilen von Neu-Südwales Abends ein Kaminfeuer anzuzünden. Auch im Mai fällt Anfangs noch häufig Regen, gegen das Ende dieſes Monats aber beginnt bereits das beſtändige und klare Wetter, das dem geprieſenen Winter von Neu-Südwales eigenthümlich iſt. In Weſtauſtralien wechſeln im Herbſt ſchönes, klares Wetter mit ſtarken Regengüſſen. — Den Winter betrachtet man in Neu-Südwales als die ſchönſte und angenehmſte Jahreszeit, und er übt zugleich auf die durch die Tropenhitze geſchwächten Conſtitutionen der Europäer einen ſo heilſamen und erfriſchenden Einfluß aus, daß Invaliden der brittiſch-oſtindiſchen Truppen, ſtatt nach Europa oder den Thälern des Himalaya, jetzt gewöhnlich nach Neu-Südwales gebracht werden, wo ſie ſich bald erholen. Die Schönheit des neuholländiſchen Winters liegt beſonders in dem beſtändigen klaren Wetter; es regnet wenig, und der in den kühlen Nächten ſtark fallende Thau erhält die Vegetation lange friſch. Die Tage ſind nicht kalt, nur ſehr angenehm kühl; es fällt an der Küſte kein Schnee, man kennt blos Reif. Landeinwärts in der Küſtenebene von Neu-Südwales friert es zwar Eis, aber nur ſelten und wenig. Schnee fällt nur im Gebirge, und die Sonne behält ſelbſt auf den Hochebenen von Bathurſt und Argyle, wo die Kälte anhaltender iſt und der Schnee oft ſtark fällt, dennoch ſtets Kraft genug, den über Nacht gefallenen Schnee in den Ebenen und Thälern ſchnell aufzulöſen: nur auf den Bergen bleibt er liegen. Der Juni gilt für einen der kühlſten Monate, das Wetter iſt ſtets rein und klar, die Tage ſind angenehm kühl und nur die

Digitized by Google

Nächte kalt. Beſtimmter treten alle dieſe Erſcheinungen im Juli, dem kälteſten Monate des Jahres hervor; der Regen wird immer ſeltener, der Thau ſtärker, und über den Flüſſen und Sümpfen liegen des Morgens dicke Nebel. Aehnlich bleibt es den Auguſt über oft bis in den September, allein der Regenmangel wird zuletzt fühlbar, und Hirt und Landmann ſehnt ſich zuletzt nach dem Frühlingsregen. In der Colonie Weſtauſtralien iſt der Winter eben ſo mild und angenehm, wie in Neu-Südwales. An der Küſte iſt Reif nicht häufig, Froſt nur ſelten; indeß ſcheint der Winter hier regniger zu ſein.*)

Die Erſcheinungen, welche die Jahreszeiten in der ſüdlichen Hälfte des auſtraliſchen Feſtlandes darbieten, vornehmlich die Milde und Regelmäßigkeit der Temperatur, ſowie die Trockenheit und Dunſtloſigkeit der Atmoſphäre, machen es begreiflich, wie das Klima hier jederzeit als eines der geſundeſten der Erde hat geprieſen werden können. Selbſt das Tropenklima an der Nordküſte iſt, wenn auch nicht ſo geſund wie im ſüdlichen Theil Neuhollands, doch keineswegs ſo ungeſund, wie z. B. die unter gleichen Breitengraden liegenden Gegenden der afrikaniſchen Weſtküſte. Krankheiten kommen in Neu-Südwales, wie auch in Weſt- und Südauſtralien, ſelten vor und anſteckende fehlen ganz, bis auf eine Pockenepidemie, die ſeit 60 Jahren die Ureinwohner zweimal befallen hat, und eine Influenza, die vor 25 Jahren den ganzen ſüdlichen Ocean überzog. Das Unterlaſſen der Pockenimpfung hat den Coloniſten keinen Schaden gebracht, Fieber kommen nicht oft vor, und jetzt iſt in Neu-Südwales die häufigſte und gefährlichſte Krankheit lediglich die Ruhr, aber auch nur in Folge der hier auf die unglaublichſte Weiſe herrſchenden Trunkſucht. Die nachtheiligſte Seite des in Neu-Südwales herrſchenden Klima's beſteht in ſeiner Dürre, die hier bisweilen mehrere Jahre anhält und dann natürlich die traurigſten Folgen für den Landbau und die Viehzucht herbeiführt. Die Colonie hat ſeit ihrer Gründung eine Dürre dieſer Art viermal auszuſtehen gehabt: 1789, 1814, 1826 und 1838.

Muſterhaft ausgeführte Seekarten vom auſtraliſchen Feſtlande, nach den ſorgfältigen Küſtenaufnahmen und Vermeſſungen brittiſcher Seefahrer entworfen

*) An der neuholländiſchen Nordküſte, welche nur etwa 12 Grade vom Aequator entfernt iſt, alſo entſchieden der heißen Zone angehört, iſt der Verlauf der Jahreszeit durch die Muſſons oder halbjährlich aus Einer Richtung wehenden Winde bedingt, und ſcheint ungefähr in der Art wie in Indien vor ſich zu gehen. Die Regenzeit, die ungeſunde Hälfte des Jahres, beginnt mit dem Anfange Octobers und dauert bis April oder Mai; ſie iſt durch ſchwüle Hitze, Feuchtigkeit der Atmoſphäre und heftigen, wenn auch nicht anhaltenden Regen ſehr unangenehm und (auf der Inſel Melville und in einzelnen Gegenden der feſtländiſchen Nordküſte) für den menſchlichen Organismus höchſt nachtheilig. Im Anfange des Maimonats hören die Regen auf, die Luft wird reiner und trockener, und es beginnt die geſunde Jahreszeit, welche zugleich die angenehmſte iſt. Aber es fällt kein Regen, und der ſtarke Thau iſt nicht überall im Stande, die Vegetation zu erhalten; daher zeigen ſich gegen den Eintritt des Weſtmuſſons die Folgen der Dürre, die übrigens an der Nordweſtküſte noch weit heftiger und anhaltender iſt als an der Nordküſte.

Digitized by Google

und aus den so ausgezeichneten nautischen Bureaus der Engländer hervorgegangen, sind schon seit längerer Zeit vorhanden, und in der neuesten auch mit großem Fleiß ausgeführte Landkarten darüber erschienen; allein je mehr man die Ueberzeugung hegen darf, daß dabei die zuverläßigsten Angaben benutzt worden sind, desto mehr genügt ein flüchtiger Blick, um sofort den gewaltigen Unterschied zwischen dem Festlande Australien und den beiden andern Continenten (s. Abschn. I., Kap. 1) zu gewahren. In Amerika gibt es freilich noch viele unerforschte und uncultivirte Landstriche, aber auch wiederum zahlreiche Länder mit politischer Begrenzung und zum Theil mit Oertern übersäet; — in Afrika sind wenigstens feste Haltpunkte da, sogar geschichtlicher Art im nördlichen Theil, und wenn auch das Central-Innere noch unbekannt ist, so darf man doch fest glauben, daß hier nicht trostlose Einöden, sondern blühende, fruchtbare Landschaften mit regsamer starker Bevölkerung den Blicken der Europäer früher oder später sich enthüllen werden; — Asien bietet die reichste Fülle in den historischen Begebenheiten und geographischen wie ethnographischen Verhältnissen, und sogar im fernen Osten Länder mit unglaublicher Volksmenge und eigenthümlich, aber doch mehr oder minder fest geordneten socialen Einrichtungen dar; — und die Karte von Europa läßt nur am eisigen Polarmeere einzelne Flecke uncultivirten und unbewohnten Landes erkennen.

Ganz anders in Australien, dessen Festland auf der Karte wie ein leeres Blatt sich darstellt, der Ausfüllung — wenn diese überhaupt je vollständig geschehen wird — harrend, und zur Zeit erst schwach umrändert mit Namen nicht etwa von Ländern, sondern von Küstenpunkten, die fast nur für Seefahrer Interesse haben. Und sogar der wichtigste Theil dieses Landes würde fehlen, hätten nicht in dem Vaterlande des berühmten Cook, des Erforschers der neuholländischen Ostküste, besondere Umstände es nothwendig oder zweckmäßig erscheinen lassen, hier eine Colonie zu gründen, welcher seitdem mehrere andere Niederlassungen an der West-, an der Süd- und selbst an der Nordküste sich an die Seite gestellt haben.

Demnach bietet das australische Festland zwei Anhaltpunkte für die Spezialbeschreibung dar: die Eingeborenen mit ihrer Umgebung aus den drei Reichen der Natur, und die Colonieen mit ihren Einrichtungen der Cultur.

Ehe wir jedoch zu dieser Spezialbeschreibung übergehen, ist es durchaus erforderlich, die äußern Umrisse des australischen Festlandes näher kennen zu lernen, zu welchem Ende wir zuvörderst dessen Küsten mit ihren bemerkenswerthesten Meeresbuchten, besonderen Benennungen u. s. w. einzeln durchgehen, und dann eine Geschichte der Entdeckung dieser Küsten folgen lassen wollen.

Bei dem geographischen Ueberblick wird es am geeignetsten sein, mit der **Ostküste**, der, in ihrer ganzen Ausdehnung bis nach der Nordküste hin, von Cook der

Digitized by Google

Name Neu-Südwales beigelegt worden, und deren die gleichnamige Colonie enthaltender Theil am bekannteſten unter allen Gegenden Neuhollands iſt, den Anfang zu machen. Sie wird, wie kaum noch wiederholt zu werden braucht, durchgängig vom großen Ocean beſpült, und beginnt im Süden mit Cap Howe, unter 37° 30′ 30″ S. Br. und 150° 7′ 40″ O. von Greenwich. Nördlich und etwa 22 Meilen von dieſem Vorgebirge, an der Mündung des kleinen Küſtenfluſſes Murru, iſt die Südgrenze der **Colonie** von Neu-Südwales, die ſich ungefähr 70 Meilen längs der Oſtküſte nordwärts und durchſchnittlich 30 Meilen in's Innere erſtreckt. An ihrer Küſte befinden ſich zwei berühmte Meeresbuchten, nämlich Port Jackſon (die Einfahrt iſt beinahe 1 Meile breit, worauf ſich die Bai ſüdſüdweſtlich, dann weſtlich in's Land hineinzieht bis Sidney Cove oder der Sidney-Bucht, an der die Colonial-Hauptſtadt Sidney liegt), und die etwas ſüdlicher liegende nur durch eine ſchmale Halbinſel von Port Jackſon getrennte Botany-Bai, wo Cook zuerſt landete und die Anfangs zum Colonial-Haupt- und Centralpunkt beſtimmt war. Nordwärts von der Colonie iſt beſonders Cap-Byron, als äußerſter Oſtpunkt Neuhollands (ſ. oben im Eingange dieſes Kapitels), und etwa 15 Meilen nördlicher die Moreton-Bai zu bemerken.

Mit dem Sandy-Cap (nördlich und 60 Meilen vom Cap Byron), unter 24° 42′ S. Br. und 153° 16′ O. von Greenwich, hört die eigentliche Oſtküſte auf, und es beginnt die **Nordoſtküſte.** Das genannte Cap bildet mit der Küſte die 20 Meilen tief in's Land eindringende und an der Mündung 12 Meilen breite Hervey-Bai. Weiter nordwärts liegt faſt genau unter dem Wendekreiſe des Steinbocks, nämlich unter 23° 29′ S. Br. (und 151° O. von Greenwich), Cap Capricorn und daneben die Keppel-Bai. Noch mehr nach Norden hin, unter 22° 12′ S. Br. und 150° 12′ O. von Greenwich, Cap Townshend; nördlich davon liegen die Percy- und die Northumberland-Inſeln, und im Weſten bildet das Meer an der Küſte den Broad-Sund. Aus der Gegend der Northumberland-Inſeln zieht ſich nordnordweſtwärts, parallel mit der Küſte, jedoch in verſchiedener Entfernung von ihr, bis in die Nähe der Südküſte Neu-Guinea's, alſo durch 16 Breitengrade, eine Kette von Korallenriffen hin, den Seefahrern unter dem Namen des Großen Barrierriffes bekannt. Theils dieſer Riffe, theils der vorhandenen zahlreichen Korallen-Inſeln wegen hat man den, die neuholländiſche Nordoſtküſte beſpülenden und bis Louiſiade (neben der äußerſten Südoſtſpitze Neu-Guinea's und die ſüdlichſte Gruppe Neubritanniens) ſich erſtreckenden Theil des großen Oceans das **Korallenmeer** benannt. Zwiſchen 20° und 20° 30′ S. Br. liegen unweit der neuholländiſchen Nordoſtküſte die Cumberland-Inſeln, und nordweſtwärts davon ſpringt weit aus der Küſte, unter 19° 43′ S. Br., Cap Upſtart vor. Nordweſtlich und 15 Meilen von dieſem Vorgebirge liegt, vor der Cleveland- und der Halifax-Bai, die ſchöne und waldige Magnetiſche Inſel (Magnetical Island), deshalb ſo genannt, weil man hier eine Störung der Magnetnadel beobachtet hat. Noch weiter nordweſtwärts erhebt ſich auf der Küſte, unter 18° 22′ S. Br., der 3500 Fuß hohe Hinchinbroke, und etwa unter 16° 30′ S. Br. befindet ſich die Trinity- oder Dreieinigkeits-Bai. Zwiſchen dieſer und Cap Melville iſt der Endeavour-Hafen zu merken, von dem weiter unten näher die Rede ſein wird. Cap Melville liegt unter 14° 9′ S. Br. und Cap Direction unter 12° 52′ S. Br. Neben dem letztgenannten Vorgebirge liegt die kleine Reſtauration-Inſel, welche Capt. Bligh von der Bounty (ſ. Pitcairn-Inſel) nach langer gefahrvoller Fahrt in einem offenen Boote zuerſt erreichte. Nördlich und 7 bis 8 Meilen vom Cap Direction liegt Fair-Cap und öſtlich und 3 Meilen von dieſem die, etwa nur 1 engliſche Meile im Umfange haltende, weiter unten näher zu erwähnende Boydan-Inſel.

Digitized by Google

Unter 10° 40′ 42″ S. Br. und 141° 32′ O. von Greenwich haben wir Cap York und damit Neuhollands äußerſte **Nordſpitze** erreicht, und befinden uns nunmehr an der, das auſtraliſche Feſtland von Neu-Guinea trennenden, kaum 20 Meilen breiten **Torresſtraße** (ſ. das Geſchichtliche darüber in Kap. 7, Abſchn. 1), welche aus dem, Korallenmeer genannten Theil des großen Oceans in das indiſche Meer führt und zahlreiche Inſeln enthält, von denen folgende die bemerkenswertheſten ſind: Die Booby-Inſel (unter 10° 36′ S. Br. und 141° 55″ O. von Greenwich: hier iſt ein Blechkaſten aufgeſtellt, mit einem Buche, worin die die Torresſtraße paſſirenden Seefahrer irgend bemerkenswerthe nautiſche Notizen einzeichnen), die unter 9° 34′ S. Br. liegende und von den Eingeborenen Arub genannte Darnley-Inſel, die öſtlich und etwa 15 Meilen davon liegende Murray-Inſel, und die neben Cap York liegenden Prinz v. Wales-Inſeln, welche durch die 7½ Meilen lange, im W. bis 3¾ und im O. kaum ½ Meile breite, übrigens ſichere und gefahrloſe **Endeavour-Straße** vom Feſtlande getrennt ſind. — Der zwiſchen der Inſel Timor (im W.) und der Torresſtraße (im O.) befindliche, im S. die neuholländiſche Nordküſte beſpülende und im N. die ſüdöſtlichen Inſeln des indiſchen Archipels umfluthende Theil des **Indiſchen Meeres** wird von den Engländern die Haraforen-See (Arafura-Sea), ſonſt auch wohl das Timor-Meer genannt. Aus der ſo eben erwähnten Endeavour-Straße gelangt man in den, von dem Indiſchen Meere (der Südweſtküſte Neu-Guinea's gegenüber) gebildeten **Carpentaria-Buſen** (über Namen und Geſchichte der Entdeckung ſ. unten), der 105 Meilen in die Nordküſte des auſtraliſchen Feſtlandes eindringt, an der Mündung (zwiſchen Cap York und Cap Wilberforce) 75 Meilen breit iſt und einen Küſtenumfang von 300 Meilen hat. In ihn münden namentlich der Flieders- und der Albertfluß (ſ. oben). Die Geſtade ſind faſt durchgängig niedrig und mit den, an der neuholländiſchen Nordweſt- und Nordküſte ſo häufigen Mangrove-, hin und wieder auch mit Gummibäumen ſpärlich bewachſen. Im ſüdlichſten Theil des Carpentaria-Golfes liegt die aus 4 größern und 6 kleinern bewohnten Inſeln (der Mornington-, Bentinck-, Sweers-, Allens-, Piſonia-Inſel u. ſ. w.) beſtehende Gruppe der **Wellesley-Inſeln**; weſtnordweſtlich und etwa 36 Meilen von ihr die Gruppe Sir Ed-Pellew, und nördlich von dieſer, neben dem nördlichern Theil der Weſtküſte des Buſens die 9 Meilen lange und eben ſo breite Große Inſel (Groote Eiland von den holländiſchen Entdeckern genannt und auf einigen Karten mit dem Namen Büſchings-Inſel bezeichnet). Man pflegt das, den Carpentaria-Buſen umgebende Land das Carpentaria-Land, und den im Weſten daran grenzenden nächſten Nordküſtenſtrich das Arnhems-Land (vom 17. Jahrhundert her) zu nennen. Hier iſt, an der Weſtſeite der Mündung des Carpentaria-Buſens, zunächſt Cap Arnhem (12° 19′ S. Br. und 137° 1′ O. von Greenwich), ſodann folgt nordweſtwärts davon Cap Wilberforce (11° 52′ S. Br. und 136° 33′ O. von Greenwich). Zwiſchen dieſen beiden Vorgebirgen befindet ſich die Melville- und auf der Weſtſeite vom Cap Wilberforce die Arnhem-Bai. Weſtlich und etwa 50 Meilen von der Letztern befindet ſich die Mountnorris-Bai, die im Weſten von der dichtbewaldeten und 12½ Meilen langen **Halbinſel Coburg** begrenzt wird. Dieſe von O. nach W. ſich ausdehnende Halbinſel iſt zwar an mehreren Stellen über 5 Meilen breit, wird aber im öſtlichen Theil durch die von N. her eindringende Raffles-Bai (an der 1827 eine brittiſche Colonie gegründet, jedoch ſchon 1829 wieder aufgegeben wurde) und in der Mitte durch die ebenfalls von N. her eindringende und den beſten Hafen der Nordküſte bildende Bai Port Eſſington (an der jetzt Victoria, die junge Stadt der 1839 hier gegründeten Niederlaſſung, unter 11° 22′ S. Br. und 132° 12′ O. von Greenwich, ſich erhebt) bedeutend ſchmäler gemacht und hängt im SO. durch einen 1¼

Digitized by Google

Meilen langen und ½ M. breiten Iſthmus mit dem feſten Lande zuſammen. Sie bildet zugleich die Nordſeite der bereits im 17. Jahrhundert entdeckten, beinahe 18 Meilen langen und 10 Meilen breiten Vandiemens-Bai, vor der die (19 M. lange und 9 M. breite, waldige, aber auch ſumpfige) **Melville-Inſel**, mit dem 1824 von den Britten angelegten, aber längſt wieder aufgegebenen Fort Dundas, und die (durch die Apsleyſtraße von der Melville-Inſel getrennte) **Bathurſt-Inſel** mit der ehemal. brittiſchen Niederlaſſung Port Cockburn (an der Apsleyſtraße, dem ehemal. Fort Dundas gegenüber und gleichzeitig mit dieſem wieder aufgegeben) liegen. Aus der Vandiemens-Bai führt nordwärts die Dundasſtraße (zwiſchen der Melville-Inſel und der Halbinſel Coburg) und weſtwärts die Clarenceſtraße (zwiſchen dem feſten Lande und den eben genannten Inſeln). Am weſtlichen Ende der Clarenceſtraße fängt die Küſte an eine entſchieden ſüdweſtliche Richtung zu nehmen, wird hier Vandiemensland (ſ. unten die Geſchichte der Entdeckung) genannt und wendet ſich bei den Mündungen des Fitzmaurice und des Victoriafluſſes (ſ. oben), ungefähr unter 14° 45′ S. Br., wieder weſtlich (wo der Cambridge-Golf unter 14° 48′ S. Br. zu merken iſt) und ſogar nordweſtlich bis Cap Londonderry, unter 13° 44′ S. Br. und 126° 54′ O. von Greenwich.

Bei Cap Londonderry beginnt die eigentliche **Nordweſtküſte**, deren bis zur Roebuck-Bai (ungefähr unter 18° S. Br.) ſüdweſtwärts ſich hinabziehender Theil 1644 von Abel Tasman entdeckt und daher auch wohl Tasman-Land genannt wird, von ihm ſelbſt aber die Benennung Nova Hollandia oder Neuholland erhielt (ſ. das Weitere unten). Bemerkenswerthe Meeresbuchten ſind hier: die Vanſittart-Bai, der Admiralitätsſund, die Brunswick-Bai (unter 15° S. Br., in ſie mündet der Prinz-Regentfluß), die Collino-Bai, der bei Cap Levesque (16° 22′ S. Br. u. 122° 57′ O. von Greenwich) tief ins Land eindringende **Königsſund** (früher Cygnetſund genannt: vor ihm liegt der aus zahlreichen kleinen Inſeln beſtehende Bukkanier-Archipel, von franzöſiſchen Seefahrern Bonaparte-Archipel benannt), und endlich die ſchon erwähnte Roebuck-Bai. Der zwiſchen letzterer und dem Königsſunde liegende und mit Cap Levesque in eine Spitze auslaufende, halbinſelartige Küſtenſtrich wird Dampier-Land (wenigſtens auf vielen engliſchen Karten) genannt. Der zwiſchen der Roebuck-Bai und der Inſel Depuch (unter 20° 35′ S. Br. und 117° 36′ O. von Greenwich: ſie gehört zu der Forreſtier-Gruppe) befindliche und erſt 1841 von Stokes genauer unterſuchte Küſtenſtrich iſt meiſt ſehr flach und bietet auch nach dem Innern zu nur den Anblick weiter Ebenen dar. Der nun folgende, 1628 entdeckte Küſtenſtrich bis zum Nordweſtcap wird von jener her **De Witts-Land** genannt, und es ſind hier der Dampier-Archipel (aus der Roſemary-, der Legendre-, Enderby- u. a. Inſeln beſtehend), die 4½ M. lange, und 2¾ M. breite, unter 20° 51′ S. Br. und 115° 22′ O. von Greenwich liegende **Barrows-Inſel** (von Stokes zu einer zweiten Strafſtation, ähnlich der auf der Norfolk-Inſel, vorgeſchlagen), der tief ins Land eindringende Exmouth-Golf und das an der Mündung dieſes Golfes liegende, ſo eben erwähnte **Nordweſt-Cap**, unter 21° 47′ 40″ S. Br. und 114° 2′ 2″ O. von Greenwich zu merken.

Von dem Nordweſt-Cap an nimmt die Küſte eine entſchieden ſüdliche Richtung, ſo daß ſie von dort an bis zum Cap Leeuwin vorzugsweiſe die **Weſtküſte** genannt wird. Mit Bezug auf die älteren, aus dem 17. Jahrhundert herrührenden beſonderen Namen der eigentlichen Weſtküſte iſt zu bemerken, daß der Theil zwiſchen dem Nordweſtcap und Steep-Point (26° 15′ S. Br. und 112° 36′ O. von Greenwich) **Eendrachts-Land** (mit der Hayfiſch-Bai, von den Franzoſen Baie des chiens marins, was daſſelbe bedeutet, genannt und durch die Halbinſel Peron von dem faſt eben ſo großen Golf, Freycinet-Hafen getrennt, und den davor liegenden Dirk

Digitized by Google

Hartog-, Dorre- u. a. Inſeln); — der im Süden daran grenzende Theil **Edelland** (jetzt auch wohl Victorialand genannt, mit Houtmans Abrolhos, einer vor der Küſte von N. nach S. ſich hinziehenden Kette von Riffen und Sandbänken); der dann folgende Küſtenſtrich Vlaming-Land (mit dem Schwanenfluß), und endlich der ſüdlichſte Theil der Weſtküſte Leeuwin-Land (mit Auſtralind, der Geographen-Bai, dem Cap Naturaliſte, unter 33° 27′ S. Br., und der äußerſten Südweſtſpitze Neuhollands, **Cap Leeuwin**, unter 34° 19′ S. Br. und 115° 6′ O. von Greenwich, neben deſſen Oſtſeite die Flinders-Bai ſich befindet) genannt wird.

An der **Südküſte** liegt, oſtwärts und nicht weit von der Flinders-Bai, Cap Entrecaſteaux (unter 34° 52′ S. Br. und 116° 1′ O. von Greenwich); öſtlich und 24 M. davon die neuangelegte und zur Colonie Weſtauſtralien gehörende Stadt Albany und daneben der **Königgeorgsſund**, in deſſen Nähe die öſtlichſte Südküſtengrenze der Colonie Weſtauſtralien ſich befindet. Der nun folgende, 1627 entdeckte und Nuyts-Land genannte, übrigens noch wenig unterſuchte, aber, ſo viel man weiß, meiſt unfruchtbare Südküſtenſtrich umgibt halbmondförmig den (dem Meerbuſen von Guinea an Afrika's Küſte vergleichbaren) **Auſtral-Buſen** (bei den Engländern Australian Bight), an deſſen Weſtſeite der Archipel de la Recherche, ein Labyrinth von Eilanden und Klippen, liegt, während an ſeiner Oſtſeite ſchon das Gebiet der Colonie Südauſtralien beginnt und ſich dann oſtwärts bis zum 141. Grade öſtlicher Länge von Greenwich hinzieht. Da, wo im Oſten der Auſtral-Buſen aufhört, dringt 40 M. tief in die Südküſte ein der, an ſeiner Mündung 12, weiterhin aber 18 M. breite und ſich dann allmälig verengende **Spencer-Buſen** (eine Zeit lang Bonaparte-Buſen genannt). Minder tief dringt an ſeiner Oſtſeite der **St. Vincent-Buſen** (eine Zeit lang Joſephine-Buſen genannt) ein, der an ſeiner Mündung 15 M. breit, aber nur 20 M. lang iſt. An ſeiner Oſtſeite liegt Adelaide, die Hauptſtadt der Colonie Südauſtralien, und vor ſeiner Mündung die 20 M. lange und meiſtens an 7 M. breite Känguruh-Inſel. Oeſtlich von dem St. Vincent-Buſen befindet ſich die Encounter-Bai, in welche der oben erwähnte Alexandrina-See ſeinen Ausfluß hat. Am weſtlichen Eingange zur Baßſtraße iſt beſonders die 8 Meilen tief in die Südküſte eindringende, verhältnißmäßig ſehr breite und einen äußerſt geräumigen Hafen bildende Bai zu merken, welche mit dem Namen **Port Philipp** bezeichnet wird. Nicht ganz ſo geräumig iſt die an ihrer Oſtſeite befindliche Bai, **Port Weſtern** oder Weſtern-Port genannt. Hierauf zieht ſich die Südküſte immer ſüdlicher, bis ſie in dem, bereits im Eingange dieſes Kapitels genannten **Cap Wilſon** (unter 39° 11′ 30″ S. Br.) ihren äußerſten Südpunkt erreicht. Der Küſtenſtrich zwiſchen Cap Howe (ſ. oben) und Cap Wilſon wird Gipps-Land genannt. Das letztgenannte Vorgebirge (Cap Wilſon) liegt gerade an der Mitte der 1792 von dem Britten Baß entdeckten und nach ihm benannten **Baßſtraße**, welche Vandiemensland von Neuholland trennt und in der Mitte etwa 28 M. breit iſt. Quer vor ihrem weſtlichen Eingange liegt die 10 M. lange und und bis 6¼ M. breite, faſt nur von ſog. Kanalleuten oder Seehundsfängern bewohnte King-Inſel. Am entgegengeſetzten oder öſtlichen Ende der Baßſtraße liegen, außer verſchiedenen kleinern, namentlich die 8½ M. lange und durchſchnittlich 3 M. breite **Flinders-Inſel** (ſie iſt die Hauptinſel der Furneaux-Gruppe, und auf ſie ſind die letzten Ueberreſte der Eingeborenen von Vandiemensland ſeit 1832 verpflanzt worden), die an ihrer Südſeite liegende kleinere **Hunter-** (früher Barren-)**Inſel** und die Clarke-Inſel.

Nachdem wir ſo das auſtraliſche Feſtland in ſeinen äußern Umriſſen überblickt und näher bezeichnet haben, wollen wir dieſes Kapitel mit einer kurzgefaß-

Digitized by Google

ten Geſchichte der Entdeckung und allmäligen Erforſchung dieſes Feſtlandes ſchließen.

Daß die erſte Entdeckung des auſtraliſchen Feſtlandes durch den Befehlshaber des holländiſchen Schiffes Duyſchen im Anfange des Jahres 1606 geſchehen, iſt bereits im 7. Kap. des 1. Abſchnittes erzählt worden. Die Holländer ließen dieſe Entdeckung, ohne von dem eigentlichen Gegenſtande derſelben etwas zu ahnen, vielmehr die Carpentariaküſte für eine Fortſetzung von Neu-Guinea anſehend, nicht unbenutzt. Im Jahr 1617 wurde eine zweite Reiſe in dieſe Gegend, aber ohne Erfolg, unternommen; 1623 kamen zwei auf Entdeckungen ausgeſandte Schiffe, Pera und Arnhem, nachdem der Capitän Carſtens in Neu-Guinea gefallen war, nach der Torresſtraße, und von da befuhr das erſtgenannte Schiff die Carpentariaküſte und ſcheint bereits bis an das Ende dieſes Buſens vorgedrungen zu ſein. Ohne Zweifel erhielt die Küſte damals den Namen Carpentaria, nach Peter Carpenter, der als Generalſtatthalter von 1623 bis 1627 die holländiſch-oſtindiſchen Beſitzungen verwaltete. Als hierauf Ant. van Diemen ſein Amt als Generalſtatthalter antrat, ſandte er eine neue, aus den Schiffen Kleinamſterdam und Wezel beſtehende Expedition unter Ger. Th. Pool 1636 ab. Dieſer verlor zwar ſein Leben in Neu-Guinea, allein ſein Nachfolger im Commando, Pieterſen, erreichte den an der Weſtſeite des Carpentaria-Buſens befindlichen Theil der Nordküſte, befuhr ſie vom Cap Weſſel (oder Wezel, unter 10° 59′ 15″ S. Br. und 135° 46′ 30′ O. von Greenwich; es gehört einer gleichnamigen Inſelgruppe auf der Weſtſeite des Einganges zum Carpentaria-Buſen an) bis Cap Vandiemen (unter 11° 8′ 15″ S. Br. und 130° 20′ 30″ O. von Greenwich); d. h. bis zur äußerſten Nordweſtſpitze der Inſel Melville, und nannte dieſe ganze Küſtenſtrecke Arnhemsland, wogegen der bei der Melville-Inſel ſich anſchließende und ſüdweſtwärts ſich hinziehende Küſtenſtrich den Namen Vandiemensland erhielt. — Die gleichzeitige Auffindung der Weſtküſte war mehr ein Werk des Zufalls und der Strömungen des Indiſchen Meeres, die hier die Schiffe ſtets nach Oſten treiben. Sie führten zuerſt das Schiff Eendracht unter dem Kaufmann Gilles Miebais und dem Capitän Dirk Hartigs auf der Fahrt nach Bantam an die Küſte der Hayenbai (zwiſchen dem Wendekreiſe des Steinbocks und etwa dem 26. Grade ſüdlicher Breite) im Oct. 1616, wo eine auf der Nordſpitze der Inſel Dirk Hartig (jenem Capitän zu Ehren ſo benannt) zurückgelaſſene Zinkplatte mit einer Inſchrift die Kunde von dieſer Entdeckung erhalten hat *). Die Küſte umher wurde Een-

*) Der franzöſiſche Seefahrer Freycinet nahm 1818 dieſe, 1697 von Vlaming zuerſt aufgefundene und von ihm, wie von ſpäteren Seefahrern unangetaſtet gelaſſene Platte mit nach Frankreich, und ſie befindet ſich jetzt im Pariſer Muſeum.

Digitized by Google

drachtsland genannt. Im Jahr 1618 kam auf dieſelbe Weiſe das Schiff Mauritius an die Weſtküſte, jedoch nördlicher und wahrſcheinlich um das Nordweſt-Cap oder Cap Northwest (21° 47′ 40″ S. Br. und 114° 2′ 2″ O. von Greenwich). Südlich von Eendrachtsland ſah J. Edel im Juli 1619 die Weſtküſte von 29° S. Br. an und benannte ſie nach ſich Edelsland. Die eigentliche Nordweſtküſte wurde 1628, als der holländiſche Generalſtatthalter Carpenter von Batavia eine Flotte nach Europa zurückführte, von dem Befehlshaber des dazu gehörigen Schiffes Vianen, Capt. de Witt erforſcht und nach ihm De Wittsland genannt. — Auf ähnliche Weiſe wie die Weſtküſte wurde den Holländern auch die Südküſte des auſtraliſchen Feſtlandes bekannt. Im Jahr 1622 kam das Schiff Leeuwin nach dem neuholländiſchen Südweſtcap, welches, nebſt einem Theil der umliegenden Küſte, nach ihm den Namen erhielt. Cap Leeuwin liegt unter 34° 19′ S. Br. und 115° 6′ O. von Greenwich. Wahrſcheinlich in derſelben Gegend erreichte im Januar 1629 Peter Ruyts im „Gulde Zeepaard" die Südküſte, befuhr ſie bis zum Auſtralbuſen, und dieſe Strecke erhielt den Namen Ruytsland. Abel Tasman, der zur Erforſchung des ſüdlichen Continents von Isle de France aus ſüdoſtwärts und dann unter dem 41. Grade ſüdlicher Breite in gerader öſtlicher Richtung ſegelte, ſtieß im Nov. 1642 auf die Weſtküſte der (nach ihm jetzt häufig Tasmania genannten) Inſel Vandiemensland, die er umſchiffte, indeß noch nicht als Inſel erkannte, ſondern als eine ſüdliche Fortſetzung von Ruytsland betrachtete. Aber mit dieſer Entdeckung ſchwand wenigſtens der Wahn, daß Neuholland der nördliche Theil eines großen Südpolar-Continentes ſei. Dieſe iſolirten Entdeckungen, beſonders die letzte, veranlaßten den holländiſch-oſtindiſchen Generalſtatthalter van Diemen, jenen berühmten Seefahrer 1644 mit einer großen Aufnahme des ganzen Landes zu beauftragen. Tasman nahm zuerſt den Carpentaria-Golf, deſſen Weſtküſte bisher noch nicht befahren war, auf, ſodann die Nordküſte und die, zwiſchen Vandiemensland und de Wittsland bisher unerforſcht gelaſſene Strecke der Nord- und Nordweſtküſte, welcher Strecke allein er den Namen Nova Hollandia oder Neuholland beigelegt zu haben ſcheint, der dann ſpäter auf den ganzen weſtlichen Theil und zuletzt auf das ganze Feſtland übertragen wurde (ſ. oben im Eingange dieſes Kapitels). Mit van Diemens Tode 1645 hörten alle Erforſchungen der Holländer an dieſen Küſten auf. Die holländiſch-oſtindiſche Compagnie (die zum Befahren der indiſch-auſtraliſchen Gewäſſer holländiſcherſeits damals allein berechtigt war) ſcheint es für überflüßig gehalten zu haben, ihre Kräfte an ein Land zu verſchwenden, deſſen abſchreckende und unwirthbare Küſten, von den roheſten Menſchen bewohnt, nichts für ihre Zwecke Brauchbares darboten. — In dem ganzen Zeitraume von 1644 bis 1770 wurde vom auſtraliſchen Feſtlande wenig oder nichts Neues entdeckt, denn die Fahrten der

Digitized by Google

Holländer 1696 (unter dem Admiral Vlaming) und 1705 (bei Gelegenheit einer Aufnahme der Weſtküſten Neu-Guinea's) waren von keiner großen Wichtigkeit in dieſer Hinſicht; erheblicher waren freilich die Unterſuchungen der Weſtküſte durch den (bereits im 7. Kap. des 1. Abſchn. erwähnten) brittiſchen Seefahrer Dampier im Jahr 1699, wiewohl auch durch ihn keine große neue Entdeckungen in Neuholland gemacht wurden. Das Land gerieth ſeitdem beinahe völlig in Vergeſſenheit, der erſt Cook es entriß. Dieſer wandte ſich, nachdem er auf ſeiner erſten Reiſe Neu-Seeland unterſucht hatte, nach Weſten und ſtieß am 19. April 1770 auf die neuholländiſche Oſtküſte bei Cap Howe (unter 37° 30′ 30″ S. Br. und 150° 7′ 40″ O. von Greenwich; es liegt ſüdſüdweſtlich und etwa 55 Meilen von Sidney) oder da, wie ſie eine ſüdweſtliche Richtung nach der Baßſtraße hin annimmt. Er ſegelte längs derſelben nordwärts, entdeckte die berühmte Botanybai und landete hier. Von da ſetzte er ſeine Küſtenaufnahme nach Norden hin fort, und führte ſie, wenn man ſeine Mittel und die zahlloſen Gefahren an dieſen klippenreichen Geſtaden erwägt, mit außerordentlicher Genauigkeit aus. Nachdem er bei Cap Tribulation (unter 16° S. Br.) auf dem ihm unbekannten Barrierriff aufgeſtoßen und nur dadurch, daß das Felſen- oder Korallenſtück im Schiffboden ſitzen blieb, dem Untergange entronnen war, auch im Hafen Endeavour (unter 15° 27′ 4″ S. Br. und 145° 10′ 49″ O. von Greenwich, an der Nordküſte, ſüdöſtlich und 75 Meilen vom Cap York) einen Zufluchtsort zur Ausbeſſerung des Schiffes gefunden hatte, gelangte er glücklich zum Cap York, und fand daſelbſt in der Endeavourſtraße den Paß in das Indiſche Meer. Cook hatte der von ihm unterſuchten Oſtküſte Neuhollands die Benennung Neu-Südwales beigelegt und von ihr im Namen der brittiſchen Krone feierlich Beſitz genommen. Seine Beſchreibung von ihr lenkte die Aufmerkſamkeit der brittiſchen Regierung auf dieſen bisher unbekannten Winkel der Erde und regte den Entſchluß an, hier eine Niederlaſſung zu gründen. Mit der Ausführung dieſes Entſchluſſes wurde Arthur Philipp (eigentlich wohl Phillip: er war der Sohn eines Deutſchen aus Frankfurt a. M.) beauftragt, der im Mai 1787 mit einem Geſchwader und zahlreichen, zur Deportation verurtheilten Verbrechern nach Neuhollands Oſtküſte abging und am 26. Januar 1788 den erſten Grundſtein zu der Stadt Sidney legte, und zwar nicht an der von Cook vorgeſchlagenen Botanybai, ſondern an dem etwas nördlichern und für den Colonial-Centralpunkt paſſendern Port Jackſon. Wir wollen das Nähere im 3. Kap. dieſes Abſchnittes erzählen, und hier nur noch das Weſentliche der ſeitdem an den Küſten wie im Innern des auſtraliſchen Feſtlandes gemachten Entdeckungen mittheilen. Die Erforſchung des bis dahin völlig unbekannten Innern ging von der neugegründeten Colonie aus; indeß beſchränkte ſie ſich eine geraume Zeit hindurch auf die Küſtenebene von Neu-

Digitized by Google

Südwales, und es verging ein Vierteljahrhundert, bevor die Blauen Berge (ſ. oben) überſtiegen wurden. Zwar hatte es ſeit den erſten Jahren der Niederlaſſung am Port Jackſon nicht an geſchickten und unternehmenden Männern gefehlt, welche ſich die Erforſchung des Binnenlandes zur Aufgabe geſtellt hatten, allein ihre raſtloſen Bemühungen, über die genannten Berge vorzudringen, ſcheiterten völlig an den Schwierigkeiten, mit denen ſie zu kämpfen hatten und die bereits oben näher bezeichnet worden ſind. Endlich aber, als 1813 eine furchtbare Dürre (ſ. oben) das ganze Gebiet der Colonie von der Seeküſte bis zum Fuß der Blauen Berge in eine Wüſte zu verwandeln drohte und das Vieh durch Entziehung des friſchen Futters haufenweiſe zu Grunde richtete, und dieſer traurige Zuſtand zu einem neuen Verſuche, die das Innere abſperrende Schranke zu durchbrechen, antrieb, gelang dasſelbe. Zwar mußten die drei unternehmenden Männer Wentworth, Blaxland und Lawſon, welche, die Schluchten (ſ. oben) meidend, die Blauen Berge glücklich überſtiegen und von den ſteilen Gipfeln ein gut bewäſſertes, grasreiches Thal, das ſich mehrere Meilen nach Weſten hin auszudehnen ſchien, erblickten, aus Mangel an Lebensmitteln wieder umkehren, aber auf die von ihnen zurückgebrachte Kunde, drang der Ingenieur Evans auf dem nämlichen Wege noch weiter vor, entdeckte die ſchöne Bathurſt-Ebene und den Macquarieſluß, und gab ſo Veranlaſſung, daß mittelſt der Verbrecher-Arbeit eine gangbare Straße durch das Gebirge gebahnt und jene Reihe von Viehweiden, die ſeitdem für die Colonie von ſo großer Wichtigkeit geworden, zugänglich gemacht wurde. Im folgenden Jahre 1815 entdeckte man nun auch den Lachlan (Nebenfluß des Murray), und legte in dem ſchönen Macquarie-Thale die neue Colonie Bathurſt an, welche der Anfangspunkt für die weitere Erforſchung des Binnenlandes ward. Die Entdeckung der genannten beiden Flüſſe im Innern ſpannte die Erwartungen auf's Höchſte, und eine neue Expedition unter Oxley ward beſtimmt, beide zu unterſuchen, was dieſer auch in ſeinen Reiſen 1817 und 1818 that und zugleich die Liverpool-Ebenen und andere Grasflächen entdeckte, welche den weſtlichen Fuß der Blauen Berge in nördlicher Richtung umgürten. Von 1819—1823 wurden die wichtigſten Forſchungen ſüdwärts gerichtet, die Bergketten auch dort überſtiegen und der 1819 zufällig entdeckte Murrumbidgi (ein Hauptnebenfluß des Murray; ſ. oben) unterſucht. Beſonders wichtig für die nähere Bekanntſchaft mit dem Innern wurden die Reiſen Cunningham's in den Jahren 1823 bis 1829; dieſer unterſuchte zugleich den obern Lauf mehrerer nicht unbedeutender Flüſſe im nördlichen Theil der Colonie von Neu-Südwales, während 1824 zwei andere Reiſende Hovell und Hume ihre Forſchungen auf den ſüdlichen Theil richteten und von Argyle (einer Grafſchaft im Innern der Colonie, ſüdweſtlich und etwa 16 Meilen von Sidney) ſüdwärts bis Port Philipp an der Südküſte vor-

Digitized by Google

drangen, wobei ſie die große Bergkette Warnagong (ſ. oben) kennen lernten. Der bereits im Eingange dieſes Kapitels erwähnte Capitän Sturt drang ſchon in den Jahren 1828 — 1831 ziemlich weit ins Innere ein, und brachte die erſte Kunde von dem im Murray und deſſen Nebenflüſſen auf dem auſtraliſchen Feſtlande vorhandenen Stromſyſtem. Wichtig waren auch die Reiſen des Majors Mitchel, der ſchon 1831 und 1832 dergleichen gemacht hatte, 1835 aber den Auftrag erhielt, den Lauf des Darling (ſ. oben) bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Murray, und ebenſo auch den des Letztern aufwärts zu erforſchen. Sein Begleiter Cunningham kam um's Leben, ohne daß man bis jetzt die näheren Umſtände ſeines Todes hat ermitteln können: wahrſcheinlich ward er von den Eingeborenen erſchlagen. Auf einer 1836 unternommenen Reiſe entdeckte Mitchel die Grampions. Von den neueſten Entdeckungen im Innern iſt bereits oben die Rede geweſen. — Die Küſtenumriſſe wurden, ſeit der Gründung der Colonie von Neu-Südwales, beſonders durch die Britten Vancouver, Edwards, Bligh, Flinders, Grant, Baß, King u. ſ. w. und durch die Franzoſen d'Entrecaſteaux (einem ausgezeichneten Seemann), Baudin (der zur Zeit des franzöſiſchen Conſulates ſeine Reiſe machte) und Freycinet (1818) erforſcht. Im Jahre 1837 ſchickte die brittiſche Admiralität die Cutterbrigg oder Corvette „Beagle" zur Feſtſtellung der geographiſchen Ortsbeſtimmungen einzelner Theile der Nordweſtküſte, zu Beobachtungen der Ebbe und Fluth an den Küſten des auſtraliſchen Feſtlandes, zur Ermittelung des beſten Fahrwaſſers in der Baß- und in der Torresſtraße ꝛc. aus. Beinahe 6 Jahre wurden auf dieſe Expedition verwendet, welche bis 1841 Capitän Wickham und ſeitdem der bisherige Marinelieutenant Stokes leitete. Daß von ihnen namentlich die wichtigſten Flüſſe an der Nordküſte entdeckt und erforſcht worden ſind, haben wir oben geſehen, und daß ſie überhaupt nicht nur der Schifffahrt, ſondern auch der Wiſſenſchaft die ausgezeichnetſten Dienſte geleiſtet haben, davon liefert ihr Reiſebericht*) den überzeugendſten Beweis. Beim Durchleſen dieſes Werkes weiß man in der That kaum, ob man mehr den Text oder die beigefügten Illuſtrationen und Karten bewundern ſoll. Die Sprache in jenem iſt eben ſo weit von Künſtelei wie von pedantiſcher Schwerfälligkeit entfernt; ſie vereinigt wiſſenſchaftlichen Ernſt mit anziehender Lebendigkeit in der Darſtellung und überall leuchtet die den Engländern faſt angeborene beneidenswerthe praktiſche Tüchtigkeit hervor, die ſich auch in den mit ſicherer Hand ausgeführten Illuſtrationen zeigt. Die Karten tragen nicht blos einen officiellen Charakter, ſondern ſind auch wirklich ſo zuverläſſig oder untrüglich,

*) Von Stokes 1846 zu London in 2 Bänden herausgegeben unter dem Titel: Discoveries in Australia; with an account of the Coast and Rivers explored and surveyed during the voyage of H. M. S. Beagle in the years 1837 — 38 — 39 — 40 — 41 — 42 — 43.

Digitized by Google

ſo weit Menſchenwerk es überhaupt ſein kann. Wenn man mit dieſem gediegenen Werke den ſentenzen- und phraſenreichen Bericht des franzöſiſchen Gelehrten Arago über Freycinet's Reiſe (die er eine Promenade um die Welt nennt) zuſammenhält, ſo wird man unwillkürlich von einer Empfindung beſchlichen, als hätte man ein Vomitiv eingenommen.

Zweites Kapitel.

Naturerzeugniſſe. — Die Ureinwohner. — Die zum auſtraliſchen Feſtlande gehörenden kleinen Inſeln. — Trauriges Schickſal von Schiffbrüchigen am Großen Barrierriff. — Die Rotteneſt- und die Norfolk-Inſel.

In Hinſicht der Naturerzeugniſſe hat das auſtraliſche Feſtland, was Pflanzen und Thiere betrifft, ſehr viel Eigenthümliches, ſo daß es in dieſer Beziehung faſt als eine neue Welt erſcheint.

Wir wollen uns zunächſt mit ſeinen Erzeugniſſen aus dem **Pflanzenreiche** beſchäftigen. Das Charakteriſtiſche derſelben beſteht zunächſt ſchon darin, daß ſich unter ihnen äußerſt wenige Bäume mit eßbaren Früchten, keine Getreideart und überhaupt wenige Pflanzen finden, die zur Nahrung des Menſchen dienen können. Einheimiſch ſind in dieſer Beziehung nur Kohlpalmen, Yams, einige Wurzelarten, wilde Beeren u. dgl. m. Dagegen ſind Aepfel, Birnen, Pflaumen, Oliven, Feigen, Granatäpfel, ſodann Getreide, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Hülſenfrüchte, Zwiebeln, Hopfen, Flachs, Hanf ꝛc. erſt aus Europa, und andererſeits Zucker, Cacao, Baumwolle u. ſ. w. aus Aſien durch die Coloniſten hierher gebracht und angepflanzt worden.

Eine andere Eigenthümlichkeit iſt die geringe Dichtigkeit der Waldungen, an denen Neuholland überhaupt nicht ſehr reich iſt. In vielen Theilen der Colonie von Neu-Südwales, beſonders im Innern derſelben, iſt das Land nur ſpärlich bewaldet, und man kann hier im Ganzen nicht mehr als drei oder vier Bäume von irgend erheblicher Größe auf den Morgen rechnen. Manche Naturwälder der Colonie gleichen in ſofern einem herrſchaftlichen Park, als man darin nach Herzensluſt umhergallopiren oder fahren kann. Auch die dichteren Waldungen hier, die an heißen Sommertagen allerdings einen angenehmen Schatten gewähren, hindern den Reiſenden nicht, darin nach allen Richtungen in ſcharfem Trabe zu reiten. Nur an den Ufern der Flüſſe und hauptſächlich auf dem im Bereich ihrer Ueberſchwemmungen liegenden Lande wird der Wald zu einem Dickicht, wo Bäume aus dem Geſchlecht Eucalyptus zu einer Höhe von 150 bis 200 Fuß ſich erheben, während eine ſchlanke Ceder-Art und der Roſenholzbaum von geringerer Höhe, ſowie unzählige wilde Weinſtöcke oder Schmarotzerpflanzen die Zwiſchenräume ausfüllen.

Eine dritte Eigenthümlichkeit beſteht darin, daß die Blätter der in Neuholland vorherrſchenden Pflanzen vertikal ſtehen und bei den Bäumen ohne

Digitized by Google

den Glanz und die Friſche ſind, wodurch ſie in anderen Welttheilen ſich auszeichnen; auch ſind ſie faſt ſtets hart und zum Theil lederartig, ſelbſt holzig. Daher gibt es auch faſt keinen Baum, der ſeine Blätter verliert, wohl aber ſeine Rinde, was nicht wenig dazu beiträgt, das finſtere, zurückſtoßende Anſehen der neuholländiſchen Wälder zu vermehren. Das Holz der meiſten Bäume iſt harzreich und aromatiſch, daher fault es ſchwer.

Zwei Drittel des Stammholzes gehören blos dem, dem auſtraliſchen Feſtlande durchaus eigenthümlichen und anderswo noch nicht gefundenen Geſchlecht Eucalyptus an, namentlich der Gattung **E. robusta**, welche **160** bis **180**, auch wohl **200** Fuß hoch wird und **24** bis **36** Fuß Umfang bekommt. Andere einheimiſche Bäume ſind verſchiedene Palmen (nur keine Kokospalmen, wie es ſcheint), Akazien, einige Caſuarinen-Gattungen, die (gleichfalls hier nur vorkommenden) Banksien u. ſ. w. Viele Flußufer ſind häufig mit Mangelbäumen oder Mangroves (wie die Engländer ſie nennen) ſo dicht bewachſen, daß man nicht durchdringen kann. Die Mangelbäume gehören zu den Rhizophoreen und ſind in mehreren Geſchlechtern auf dem auſtraliſchen Feſtlande zu finden. Die Eucalyptus und die ebenſo verbreitete und häufige Acacia heißen bei den Coloniſten ſchlechthin Gummibäume, obwohl die einzelnen Arten ſehr verſchiedene Namen führen. Ein europäiſches Auge betrachtet ſie mit Verwunderung, wenn die Zeit eintritt, wo ſie von der alten Rinde entblößt ſind, die ſie in gewiſſen Perioden auf eine dem Mauſern der Vögel faſt vergleichbare Weiſe verlieren. Die ſich alsdann von Neuem bildende Rinde gibt ihnen ſo vollkommen das Ausſehen abgeſtorbener Bäume, daß man, von der in Lappen und Faſern darumhängenden alten Rinde noch mehr getäuſcht, ſich wundert, wie die neuholländiſchen Wälder eine ſo große Menge abgeſtorbener Bäume enthalten, bis ein Blick nach den Wipfeln die dort befindlichen grünen Blätter gewahren läßt, was aber das Staunen nur erhöht und die Frage verurſacht, wie es möglich ſei, daß Bäume ohne Rinde noch wachſen können. Mancher konnte ſich nicht eher von ſeiner Täuſchung erholen, als bis durch einen Schnitt in den Stamm die junge, grüne Rinde ihm deutlich vor Augen gelegt wurde. Dieſe Gummibäume ſchwitzen das reinſte Gummi und zwar zu gewiſſen Zeiten in großer Menge aus; ſeine Eigenſchaften ſind ganz wie die des arabiſchen Gummi. Der ſog. wollige Gummibaum hat den botaniſchen Namen **Eucalyptus mannifera** erhalten, weil man lange Zeit glaubte, von ihm rühre das Manna her, welches man des Morgens, bevor die Sonne hoch ſteht und es nach und nach auflöſ't, in Flocken auf dem Graſe und hängend an den Aeſten und Bäumen in ſolchen Quantitäten findet, daß man oft in kurzer Zeit mehrere Pfund einſammeln kann. Allein in der neuſten Zeit hat man durch die ſorgfältigſten Beobachtungen ermittelt, daß es keineswegs von dem Baume (der überhaupt nur Gummi ausſchwitzt, aber durchaus keine mannaähnliche

Digitized by Google

Subſtanz liefert), ſondern von einer rothäugigen Grille herrührt, welche eine helle Flüſſigkeit von ſich gibt, die ſchnell gerinnt und ſich verhärtet, aber, wie ſchon bemerkt, durch die Sonnenſtrahlen nach und nach wieder aufgelöſ't wird. Da die Grille auf und neben jenen Bäumen in großer Menge ſich aufzuhalten pflegt; ſo iſt es freilich erklärlich, wie die obige Meinung entſtehen konnte. Sehr verbreitet iſt unter den Bäumen auch das Geſchlecht der Caſuarinen, welche die Coloniſten hier Eiche nennen. Sie ſind von auffallender Form durch ihre blätterloſen dünnen Zweige, die ihnen das Anſehen baumartiger Schachtelhalm-Arten geben. Mehrere Arten dieſer Bäume erreichen eine beträchtliche Höhe und alle haben ein ſehr hartes und dauerhaftes Holz, das man wegen ſeiner Härte Eiſenholz nennt. Die Bewohner der Südſee-Inſeln verfertigen ihre Kriegskeulen aus dem Holz der Caſuarinen, daher ſie auch wohl Keulenbäume genannt werden. — Die neuholländiſche Flora zeichnet ſich durch die Schönheit ihrer Blumen aus, doch ſind dieſe ebenfalls ſehr einförmig.

Noch auffallender unterſcheidet ſich die **Thierwelt** von der der andern Erdtheile. Es gibt zuvörderſt wenig Säugethiere, und unter dieſen ſind das räthſelhafte Schnabelthier und das Känguruh, nebſt einigen anderen Beutelthier-Gattungen, z. B. der Känguruh-Ratte ꝛc. und einer Hunde-Gattung dem Lande ausſchließlich eigen. Das Känguruh und der Dingo oder neuholländiſche Hund ſind die größten vierfüßigen Thiere, welche die Neuholländer, ſoweit ſie mit den Coloniſten nicht in Berührung gekommen ſind, kennen. Als daher bei der Gründung der Colonie am Schwanenfluß Rinder ans Land gebracht wurden, hielten die Eingeborenen der dortigen Gegend dieſelben für große Hunde, und dieſe Größe, beſonders aber wohl auch die Hörner flößten ihnen einen ſolchen Schrecken ein, daß, als einſt eine Kuh zufällig in ihre Nähe kam, ſie von Entſetzen getrieben auf die nächſten Bäume kletterten. Von den bereits 40 Jahre zuvor in Neu-Südwales eingeführten europäiſchen Thieren hatten ſie nie Kunde erhalten.

Von dem Känguruh, welches das größte Säugethier in Neuholland iſt und zu den Beutelthieren gehört, gibt es wenigſtens 8 Arten, die alle einander in der Lebensweiſe gleichen, aber in Hinſicht der Größe ſehr verſchieden ſind. Das große Känguruh (didelphis gigantea) hat die Größe eines Hammels, aufgerichtet aber Mannshöhe, und wiegt 150 bis 180 Pfund. Die Haare ſind lang, dicht und am obern Theil des Körpers graubraun, am untern weißlich; der Kopf iſt klein und der Vordertheil des Leibes dünn, dagegen der hintere Theil verhältnißmäßig weit dicker, als an irgend einem bekannten Thiere; die Ohren ſind lang und in unaufhörlicher Bewegung, die Vorderfüße kurz, aber wohl fünfmal länger die Hinterfüße, welche mit drei ſcharfen Klauen verſehen, während jene fünfzehig ſind. Der über 2 Fuß lange und ſehr dicke Schwanz dient beim Sitzen als Stütze und

Digitized by Google

beim Forthüpfen zur Erhaltung des Gleichgewichts. Das Känguruh nährt sich von Früchten, Wurzeln, Blättern ꝛc., frißt aber hauptsächlich Gras und liebt besonders die Art, die den Namen Känguruhgras führt; es ist furchtsam, jedoch dabei sehr lebhaft, behende und munter und hüpft hin und her. Das Junge lebt in der Bauchtasche an den Zitzen der Mutter so lange, bis es von der Größe eines Daumens zu der eines Pudels gelangt, mit einem feinen Pelze bekleidet und stark genug ist, um hinter der Mutter herzuhüpfen, sich selbst zu nähren und bei Gefahren, oder wenn es ihm zu kalt ist, die warme Bauchtasche wieder zu suchen. Das Känguruh lebt gesellig in Heerden von 20 bis 30 unter Anführern, und ist auf dem ganzen australischen Festlande, im Norden, Süden, Osten und Westen, ebenso auf den dazu gehörigen nahen Inseln, namentlich auch auf Vandiemensland anzutreffen.

Das zwar nicht fette, aber wohlschmeckende und leicht verdauliche Fleisch des Känguruh wird nicht nur von den Eingeborenen, sondern auch von den Colonisten häufig gegessen. Von jüngern schmeckt es wie Kalbfleisch, von ältern wie Hirschwildpret; ihr Fell dient besonders den Eingeborenen in den südlichen kältern Gegenden zur Bekleidung und Bedeckung, und gibt ein weiches, warmes Pelzwerk. Statt des Zwirns bedienen sich die Neuholländer der Sehnen vom Schenkel und Schwanze dieses Thieres, um die Felle zusammen zu nähen. Sie selbst jagen das Känguruh um seines Fleisches, sodann auch seines Felles wegen; aus den nämlichen Gründen machen Jagd auf das Thier die Colonisten, bei denen aber, als Engländern, noch die Jagdliebhaberei hinzukommt. Bekanntlich bildet in England die Jagd, wenn auch nur auf Hasen, Füchse und Haselhühner (denn Hochwild, außer Dammhirschen in eingehegten Parks, gibt es dort nicht mehr), einen nothwendigen Apparat des Luxus und der Vergnügungen der höheren und reicheren Klassen, und wird gewöhnlich mit einem außerordentlichen Schaugepränge betrieben, so daß oft ein einziger Fuchs von 50 bis 60 Jagdhunden und von 12 bis 20 Jägern auf schönen Jagdpferden verfolgt wird. Da nun das Leben in den Colonieen auf Neuholland und Vandiemensland eine ziemlich getreue Copie des Thuns und Treibens im brittischen Mutterlande ist, so spielt natürlich auch die englische Jagdliebhaberei dabei ihre Rolle, und es sind nicht blos Jagdhunde und Jagdpferde mit herübergebracht, sondern sogar Dammhirsche nach Neu-Südwales versetzt worden. Bis sich aber Letztere hier in hinreichender Zahl vermehrt haben werden, muß man sich mit dem einheimischen Hauptwilde, dem Känguruh, begnügen. Beim Verfolgen desselben geht es in ähnlicher Weise zu, wie auf der Fuchsjagd in England. Das Känguruh hüpft auf den Hinterbeinen mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit von dannen, macht, wo Hindernisse in den Weg kommen, Sprünge bis zu 30 Fuß Weite und 8 Fuß Höhe, und springt über Bäche, tiefe Absätze und ziemlich hohes Buschwerk mit Einem Satze; an solchen Stellen können ihm die Hunde nichts anhaben, und nur auf der Ebene ermattet es leicht. Gewöhnlich packen die Hunde es an den Schenkeln, werfen es um und erwürgen es dann durch einen Biß in die Gurgel. Einzelne Hunde wagen sich aber nicht leicht an ein großes Känguruh, und die stärksten hüpfen bisweilen mit 3 oder 4 an ihnen hängenden Feinden davon. Kommt einem großen Känguruh ein Hund zu nahe, so richtet es sich häufig mit seinen Hinterfüßen und Schwanz in die Höhe und dreht sich rund herum, dem Hunde stets entgegen, den es mit den Vorderpfoden abwehrt oder ergreift und wie ein Bär umarmt, indem es ihm mit den scharfen Klauen seiner kräf-

Digitized by Google

tigen Hinterfüße den Bauch aufſchlitzt. Nicht ſelten geſchieht dies; oder es verſetzt auch wohl mit ſeinem Schwanze dem Hunde betäubende Schläge. Die beſte Zeit zur Jagd dieſer Thiere iſt des Morgens, wenn der Thau noch auf dem Graſe liegt, und ſie ſich ihre Nahrung ſuchen. Wenn ein Fluß oder Teich in der Nähe iſt, ſo kann man ſicher ſein, daß die Känguruhs ihre Flucht dahin nehmen. Die große Länge ihrer Hinterbeine und des Schwanzes macht es ihnen leicht, mitten im Waſſer auf feſtem Boden zu ſtehen, während die angreifenden Hunde ſchwimmen müſſen, und der Kampf eines großen Känguruh mit einer Koppel Hunde gibt ein höchſt unterhaltendes Schauſpiel. Ganz ernſthaft ſteht das Känguruh in der Mitte ſeiner um ihn herumſchwimmenden Feinde, indem es fortwährend aufmerkſam um ſich blickt und ſeine Vorderpfoten bereit hält, jeden, der ihm zu nahe kommt, damit zu packen und unterzutauchen. Seine Aufmerkſamkeit wird dadurch nicht im Geringſten geſtört, und das Sprudeln und Strampeln ſeines Gefangenen iſt ihm ganz gleichgültig; hat auch gewöhnlich bald ein Ende, wenn ihm nicht ein muthiger Kamerad zu Hülfe kommt und das Känguruh nöthigt, jenen fahren zu laſſen. Der Befreite eilt dann ſo ſchnell wie möglich nach dem Ufer und iſt durch Nichts zu bewegen, einen zweiten Angriff zu wagen.

Eine kleinere Art, das Buſchkänguruh oder Wallabat, von den Engländern gewöhnlich Wallaby genannt, iſt beſonders in den Weſtküſtengegenden und auf den Inſeln an der Südküſte und in der Baßſtraße ſehr häufig, und auch ihm wird ſeines ebenfalls ſchmackhaften Fleiſches und ſeines Felles wegen eifrig nachgeſtellt.

Die Känguruhratte (Phascalomys), von der Größe eines Kaninchens, iſt mäuſefahl, hat eine ſpitze Schnauze, einen langen Schwanz mit Haarbüſchel, lange, dünne und gebogene Krallen an den Vorderfüßen, einen Zitzenbeutel, wohnt in hohlen Bäumen und hüpft mit ſehr großer Geſchwindigkeit wie die Känguruhs, denen es auch in der Lebensart gleicht. Die Jagd auf dieſes, allenthalben in Neuholland verbreitete Thier macht viel Vergnügen.

Gleichfalls zu den Beutelthieren gehört der Wombat (didelphis Wombat), ein, dem Dachshunde an Größe gleichkommendes Thier mit breitem, vorn abgeplattetem und wie ein Dreieck geformtem Kopf, der bei dem kurzen Hals auf den Schultern zu ſitzen ſcheint, einem gewölbten Rücken und gelblich braunem Haar. Er lebt, wie der Dachs, in Höhlen und geht nur Nachts ſeiner Nahrung nach, die hauptſächlich in Gras und Wurzeln beſteht. Seine Stimme iſt ein leiſes Ziſchen, ſein Naturell ſanft, aber gereizt beißt er ſtark um ſich. Er läßt ſich leicht zähmen und auch in Europa ziehen, wird ſehr fett und oft 30 Pfund ſchwer. Sein Fleiſch iſt nicht nur eßbar, ſondern auch wohlſchmeckend und ſaftig, daher es ſogar für eine Delicateſſe gilt.

Ferner gehören zu den Beutelthieren das Schweifthier, der fliegende Fuchs und das fliegende Eichhorn. Das Schweifthier (Dasyurus) oder der Schweifbeutler iſt ein Raubthier und nährt ſich vorzüglich von Robben und andern Strandthieren, iſt aber auch den Heerden der Coloniſten gefährlich; jedoch gibt es mehrere Arten derſelben von ſehr verſchiedener Größe, und die kleinſte Art, nicht größer als eine Maus, ſcheint nicht fleiſchfreſſend zu ſein. Das langgeſchwänzte Schweifthier, eins der größten, iſt doch nur ſo groß wie eine Katze, und hat einen langgeſtreckten Leib, einen fuchsähnlichen Kopf mit kurzen ſpitzen Ohren, eine mit ſtarken Hundszähnen bewaffnete Schnauze, ein rothbraunes Fell mit weißen, länglich runden Flecken und einen langen Schweif, der mit kurzen Haaren bedeckt iſt, aber in einem ſchönen, langhaarigen Büſchel endigt. Der fliegende Fuchs oder der große Flugbeutler, mit braunen, weichen und dichten Haaren bedeckt, iſt von der Größe einer Katze,

Digitized by Google

kann vermöge der zu einer Flughaut ausgedehnten Seitenhaut, welche beim Laufen anliegt, sich eine Zeitlang in der Luft schwebend erhalten, und erscheint dann in einer Größe, daß er sich wirklich furchtbar ausnimmt. Als Cook im Endeavourhafen an der Nordküste sein Schiff ausbessern ließ (s. das vor. Kap.), sah ein Matrose im Walde ein solches Thier vom Baume auf die Erde herabfliegen; er erschrack darüber auf's Aeußerste, seine Einbildungskraft verlieh dem Thiere außer den Flügeln noch Hörner und die Größe eines Gallonenfasses, und nach seiner Rückkunft erzählte er ganz treuherzig, daß er wahr und wahrhaftig glaube, den Teufel leibhaftig gesehen zu haben. Das fliegende Eichhorn (Hepura Ru) oder der eichhornartige Flugbeutler gleicht mit Kopf und Schwanz dem Eichhörnchen, nähert sich aber im Uebrigen den Beutelthieren und hat die Größe einer Wanderratte, ein schönes, feinhaariges, oben aschgraues Fell und einen langen buschigen Schwanz. Seine Flughaut ist wie bei dem großen Flugbeutler eingerichtet.

Der Dingo bildet eine, dem australischen Festlande ausschließlich eigene wilde Hundegattung und wird daher auch eben so häufig der neuholländische Hund genannt. Er hat die Größe eines mittelmäßigen Haushundes, eine röthliche oder dunkelgelbe Farbe, zottiges Haar, langen buschigen Schwanz und dicken Kopf. Er bellt übrigens nicht, stößt aber vornehmlich wenn er auf Beute ausgeht, ein klägliches Geheul aus, beißt um sich, wenn er angreift oder sich vertheidigt und läuft mit großer Schnelligkeit. Am Victoriaflusse fand die Mannschaft des „Beagle" (s. vor. Kap.) den Dingo ziemlich größer, als in andern Gegenden der Küste. Als Raubthier macht er Jagd auf Känguruhs und andere einheimische Thiere; in den Colonieen richtet er unter den Schaafheerden oft großen Schaden an, da er jedem Schaafe, das er erreichen kann, ein Stück abbeißt. Sein Biß ist so bösartig, daß nur in wenigen Fällen die Wunde heilt, und es sterben zuweilen 20 bis 30 Schaafe an den Bissen eines Dingo. Ein ihm eigenthümlicher, starker Geruch hält europäische Hunde vom Angriffe ab, wozu seine Art, sich zu vertheidigen, ebenfalls viel beitragen mag. Treffen mehrere Dingo's auf einen zahmen Hund, so fallen sie ihn an und verzehren ihn. Die Fruchtbarkeit der Dingo's kommt jener der zahmen Hunde gleich, und während sie Junge haben, halten sie sich in einem hohlen Baume, einem Dickicht oder einem andern Schlupfwinkel auf. Die Neuholländer suchen sie jung einzufangen und wissen sie dann wenigstens insoweit zu zähmen, daß sie ihnen beim Einfangen des Emu und Känguruh treffliche Dienste leisten. Ihrem Beispiele sind die Colonisten gefolgt, denen es sogar gelungen ist, die wilden Hunde mit zahmen zu vermischen und auf diese Weise eine zur Jagd sehr nutzbare Art zu ziehen.

In der Colonie am Schwanenfluß erhielt Stokes (s. das vor. Kap.) einen jungen Dingo weiblichen Geschlechts, der in einem hohlen Baum eingefangen war. Diese Hündin warf, mit einem europäischen Hühnerhunde vermischt, dreimal Junge. In solchen Zeiten war sie sehr bösartig und ließ allen alten Groll gegen diejenigen aus, von denen sie irgend mißhandelt worden war, indem sie hinter ihnen her schlich und sie plötzlich in's Bein biß. Denn eine Beleidigung vergaß sie nie. Gegen ihre

Digitized by Google

Jungen war ſie ſehr zärtlich, und als Stokes ſie einſt mit an's Land nahm, fing ſie Vögel und brachte ſie ihnen, wie eine ſorgſame Mutter, die ihre Kinder mit allerlei ſchönen Sachen zu erfreuen ſucht. Ihr Geruchsſinn war ausgezeichnet, und auf der Kaninchenjagd kratzte und arbeitete ſie an einem Loche mit den Vorderpfoten und Zähnen ſo lange, bis ſie die Kaninchen erwiſcht hatte. Sie völlig zu zähmen, gelang nicht, ſo große Mühe Stokes ſich auch gab. Einſt als der „Beagle" (ſ. das vor. Kap.) in Tamar (auf Vandiemensland) vor Anker lag, witterte ſie Schaafe am Lande: ſofort ſprang ſie über Bord, ſchwamm an's Ufer und bevor ſie abgewehrt werden konnte, hatte ſie bereits einen ſtattlichen Widder gepackt und gewürgt. Statt nun forzulaufen, ſprang ſie, als wäre nichts geſchehen, in das Boot. Stokes mußte einen Schadenerſatz von 5 Pf. Sterl. oder beinahe 35 Thalern leiſten. Mit zahmen Hunden konnte ſie ſich durchaus nicht vertragen, ſondern biß ſich mit ihnen herum. Sie bellte nie, ſondern ſtieß höchſtens eine Art Geheul aus, und dieß auch nur, wenn ſie angebunden war, was immer mit einer Kette geſchehen mußte; denn einen Strick biß ſie augenblicklich durch. Sie ließ ſich ſchwer angreifen, außer wenn ſie in's Boot getragen und an's Land gebracht werden ſollte; dann hielt ſie ganz ſtill. Die Sicherheit, mit der ſie auf einen hohen Abſatz und dergleichen ſprang, war bewundernswerth. Diebiſch war ſie im höchſten Grade.

Das Schnabelthier (**Ornithorhynchus paradoxus**), ausſchließlich dem neuholländiſchen Feſtlande eigen, iſt eines der ſonderbarſten Thiere der Schöpfung und hat ſeinen Namen daher, weil es die Eigenſchaften eines vierfüßigen Thieres und eines Vogels gleichſam in ſich vereinigt. Es hat nämlich eine zahnloſe Schnauze, die einem Entenſchnabel vollkommen gleicht, und macht davon, wenn es im Schlamme ſeine Nahrung ſucht, ganz in der nämlichen Weiſe Gebrauch, wie die Ente. Es hat im Uebrigen Aehnlichkeit mit der Fiſchotter, eine Körperlänge von etwa 1½ Fuß, an den kurzen Füßen eine Schwimmhaut, die an den Vorderfüßen noch über die Krallen hinausreicht, einen kurzen, breiten, platten Schwanz, wie der Biber, aber mit borſtigen Haaren dicht beſetzt, und unverhältnißmäßig kleine Augen und Ohren. Der Körper iſt mit dichten groben Haaren bedeckt. Auf dem Rücken iſt das Haar ſchwarzbraun, am Bauche gelblich grau. Die Männchen haben, außer den 5 Krallen an den vier Füßen, noch einen hohlen Sporn, womit ſie bei der Vertheidigung verwunden, und in welchem der Ausführungsgang einer Drüſe ſich öffnet, deren Flüſſigkeit ſich in die gemachte Wunde ergießt und giftig, doch nicht tödtlich ſein ſoll. Dieſes abenteuerliche Thier — von dem ſogar behauptet worden, es lege 2 oder 3 Eier von der Größe eines Hühnerei's, was aber ungegründet zu ſein ſcheint, indem vielmehr nach den angeſtellten Beobachtungen ſich mit Sicherheit ſchließen läßt, daß es lebendige Junge zur Welt bringt — findet ſich häufig in den neuholländiſchen Flüſſen, beſonders im Lachlan, aber auch eben ſo häufig in ſtehenden Gewäſſern; man ſieht es auf die Oberfläche des Waſſers kommen, um Luft zu ſchöpfen, und dann wieder untertauchen, um ſeiner Nahrung nachzugehen, die wahrſcheinlich in kleiner Fiſchbrut, Inſekten u. dgl. mehr beſteht.

Digitized by Google

Der stachelige Ameisenbär (Echidna) oder der Stachelameisenfresser, gleichfalls blos dem neuholländischen Festlande eigen, vereinigt die Gestalt eines Ameisenbärs und eines Igels oder Stachelschweins in sich und wird sehr fett, jedoch hat sein Fleisch einen etwas aromatischen Geschmack.

Vampyre von den größern und kleinern Arten sind besonders in den Gegenden der Nordost- und Nordküste sehr zahlreich.

Von dem See-Elephanten und andern Phoken, von dem Wallfisch (der im antarktischen Meere führt den naturhistorischen Namen balaena antipodarum) und dem Pottfisch möge hier blos bemerkt werden, daß die letztgenannten Fischsäugethiere in den neuholländischen Gewässern früher weit häufiger waren als jetzt, aber auch zur Zeit noch immer gefangen werden; daß dagegen jene Phoken, die noch vor wenigen Jahrzehnten in großen Schaaren nach den Inseln der Baßstraße kamen, durch die häufigen Nachstellungen hier, wenn nicht ganz ausgerottet, doch selten geworden sind.

Einheimische Vögel sind Emu's, schwarze Schwäne, sog. Waldenten (Leptotarsis Eytoni), weiße und schwarze Krähen (jene mit schwarzem, diese mit weißem Schnabel), eine Truthahnart (Talegalla Lathami), der Leiervogel, eine Unzahl von Papageien (darunter auch schwarze und eine Art, die wie die hühnerartigen Vögel das Futter auf der Erde sucht), broncefarbige Tauben und Wachteln, Trappen, Reiher, weiße Adler, an den Küsten Sturmvögel ꝛc. ꝛc.

Den Emu oder neuholländischen Casuar (Casuarius Novae Hollandiae) trifft man überall auf dem australischen Festlande an; wenigstens ist er in den Gegenden der Nordwest- und Nordküste eben so häufig gesehen worden, wie im Süden und in Neu-Südwales. Auch lebt er auf Vandiemensland, und eine Abart desselben (Apteryx australis, bei den Eingeborenen Kiwi oder Kiwikiwi) auf Neuseeland. Der Emu gleicht im Bau und in der Gestalt, wie auch in der Lebensweise dem schwarzen oder indischen Casuar, unterscheidet sich aber von ihm sowohl durch die Farbe und die Bildung der Federn, welche mehr Bart haben, als auch besonders durch den Mangel des Flügelsporns, der hochrothen Fleischlappen am Kopfe und Halse und des Helmes oder der auf dem Kopfe befindlichen knöchernen und mit einer hornartigen Masse bedeckten Erhöhung. Er gehört zu den größten Vögeln der Erde, indem er gegen 7 Fuß hoch wird; sein Körper ist graubraun, der dünn befiederte Hals schön bläulich bis an den Kopf; auf diesem stehen dünne Haare schopfartig in die Höhe und eben so auf der breiten Grundfläche seines dicken Schnabels. Seine borstenartigen Federn sind ein Mittelding zwischen Federn und Haaren, und die Stelle seiner Flügel vertreten zwei kurze Lappen. Die Eier, deren der Emu an 50, und wie der Strauß in den Sand legt, sind so groß wie Straußeneier, haben eine schöne, dunkelgrüne Farbe und gewähren eine schmackhafte Speise. Die Schalen sind sehr fest und können zu Trinkgeschirren benutzt werden. Das Gewicht eines Emu beträgt 70 bis 80, ja nach Einigen sogar 120 Pfund. Bei dem Mangel an eigentlichen Flügeln kann er natürlich nicht fliegen, aber mit seinen langen Beinen desto schneller laufen; und es bedarf sehr flüchtiger Hunde, um ihn einzuholen, doch entgeht er ihnen, falls in der Nähe ein Dickicht ist, wo er Schutz sucht. Auch vertheidigt er sich mit den

Digitized by Google

Füßen und ſchlägt damit ſo gewaltig, daß die Hunde oft niedergeworfen und ſchwer, ja tödtlich verwundet werden. Der Dingo überholt ihn im Laufen und die Neuholländer machen mit jenem Jagd auf ihn. Der Emu nährt ſich von Vegetabilien, und ſein Fleiſch hat, wie der im vor. Kap. erwähnte Reiſende P. Cunningham verſichert, das Anſehen und Geſchmack des Rindfleiſches, und iſt beſonders von jungen Emu's eine wahre Delicateſſe. Andere Reiſende hingegen finden das Fleiſch hart und unſchmackhaft. Während gewiſſer Perioden des Jahres ſind die Emus mit einer großen Menge Fett um den Körper verſehen, welches man ausfließen läßt und das von den Coloniſten ſehr geſchätzt wird.

Der ſchwarze Schwan (Cygnus atratus) unterſcheidet ſich von unſeren Schwänen faſt nur durch die Farbe ſeines Gefieders, welches bis auf einen gelblichweißen Streifen an den Schwungfedern ganz ſchwarz iſt; auch hat er einen ſchlankern Hals und einen etwas längern, ſchön hochrothen Schnabel, wovon die kahle Haut ſich bis hinter die Augen erſtreckt. Man findet ihn in zahlreicher Menge auf den Flüſſen der ſüdlichen Hälfte des auſtraliſchen Feſtlandes (aber nicht nordwärts vom 27. Grade Südl. Br.) und der Vandiemens-Inſel. Er bewegt ſich oft ſehr ſchnell mit ausgebreiteten Flügeln unmittelbar auf der Waſſeroberfläche hin, und die Flügelſchläge, ſowie das dadurch verurſachte Geräuſch erinnern unwillkürlich an die Lokomotive auf Eiſenbahnen und an die Bewegung der Dampfſchiffe.

Die prächtige Mänura (Maenura superba), von der Größe des Goldfaſans, gehört zu den hühnerartigen Vögeln; die Hauptfarbe ſeines Gefieders iſt ſchwärzlich, auf den Flügeln aber in's Rothbraune übergehend; die Federn des Kopfes bilden einen kleinen Federbuſch; aber das Bewunderungswürdigſte an ihm iſt ſein Schwanz, der ganz die Form einer griechiſchen Leier hat und weßhalb der Vogel auch häufig der Leiervogel oder Leierſchwanz genannt wird. Der Schwanz beſteht bei dem Männchen aus 16 Federn von dreierlei Art. Die 12 eigentlichen Schwanzfedern ſind 2 Fuß lang, ſchwärzlich, mit einer Menge einzelner Faſern verſehen und gleichen dem Gerippe einer Feder; ganz anders gebildet ſind die zwei innerſten Federn, indem ſie bogenförmig auseinander laufen, aſchgrau und ſehr ſchmal ſind und nur an den äußerſten Seiten eine Fahne haben. Die dritte Art der Schwanzfedern, gleichfalls nur 2, haben eine beträchtliche Breite und die Form eines lateiniſchen S, und ihre innere Fahne iſt von breiten und anſchließenden Bärten gebildet, welche ein abwechſelnd mit ſchwarzbraunen und rothen, zum Theil ganz durchſichtigen Querbändern geziertes Band vorſtellen. Die Spitze dieſer zwei äußerſten Federn iſt ſammetſchwarz und weiß gefranſt. Uebrigens trägt nur das Männchen dieſe Zierde; denn im Schwanze des Weibchens fehlen die 4 Federn der zweiten und dritten Art. Man findet den Vogel auf den Blauen Bergen und in einigen andern Gegenden des auſtraliſchen Feſtlandes.

Die bereits oben erwähnte Waldente (Leptotarsis Eytoni) hat dieſen Namen daher erhalten, weil ſie häufig in die Bäume fliegt und ſich auf die Zweige niederſetzt. Sie wird hierzu in den Stand geſetzt durch ihre, zwar mit einer Schwimmhaut verſehenen, aber ſehr gebogenen Füße; ihre hell fleiſchfarbigen Beine ſind unverhältnißmäßig lang. Sie iſt kleiner als die gewöhnliche europäiſche Ente, aber faſt ganz ähnlich auf der Bruſt gezeichnet. Der Rücken iſt dunkelbraun und die noch dunkelfarbigeren Flügel ſind an den Spitzen leicht broncirt. Beim Fliegen machen die Waldenten ein eigenthümliches, ungefähr mit dem Pfeifen zu vergleichendes Geräuſch, welches weithin hörbar iſt. Man hat ſie bis jetzt nur an den Flußufern der Nordküſte gefunden.

Digitized by Google

Auf der Nordküste lebt auch der Megapodius tumulus, der zu den Brachvögeln gehört und durch den merkwürdigen Bau seiner Nester sich auszeichnet. Auf der Halbinsel Coburg und zwar in der Gegend von Port Essington (s. das vor. Kap.) sieht man nämlich Gebäude von etwa 5 Fuß Höhe und bisweilen 35 Fuß lang, die von King und Anderen für Grabmäler gehalten wurden, bis man die auffallende Entdeckung machte, daß sie von diesen Brachvögeln errichtet werden, die darin ihre Eier reihenweise legen und sie so größtentheils durch die Sonnenwärme ausbrüten lassen. Sie bauen sie mittelst ihrer Füße, die verhältnißmäßig sehr groß und stark sind. Die Beine sind gelb, die Federn braun. Es nimmt sich seltsam aus, wenn sie auf einem Beine umherhüpfen und mit dem andern das Baumaterial herbeitragen und handhaben. Die Jungen laufen, sobald sie aus dem Ei gekrochen sind, umher, und die Alten bekümmern sich nicht um sie. Die Gebäude befinden sich stets in der Nähe von dichtem Gebüsch, in welches die Vögel bei Gefahren sogleich flüchten. Auf einer der Possession-Inseln in der Endeavourstraße war ein Gebäude dieser Art 8 Fuß hoch und so fest, daß die Offiziere des „Beagle" (s. v. Kap.) ihre Vermessungen darauf anstellten.

Krokodile oder Alligators halten sich in allen Flüssen innerhalb des Wendekreises auf. Die Schiffsmannschaft des „Beagle" traf sie mehr oder minder zahlreich im Albertflusse, im Fitzroy, im Adelaide (der von Alligators wimmelt) und bei Port Essington an, wo ein dicht am Gestade in seiner Hängematte schlafender Matrose von einem Alligator beinahe gepackt worden wäre. Dieser verschlang, da ihm der Matrose entkam, wenigstens das Bettlaken; bald nachher wurde er gefangen und man fand bei Oeffnung seines Magens nicht nur die Ueberreste des Lakens, sondern auch die Vorderpfote eines von ihm verschlungenen Wachtelhundes darin. An der Mündung des Fitzmauriceflusses wurde Stokes selbst von einem Alligator verfolgt und entkam ihm nur mit genauer Noth. Im obern Lauf des Victoriaflusses, der ebenfalls von Alligators wimmelt, wurde ein solcher von der Mannschaft des „Beagle" erlegt: er war 15 Fuß lang.

Unter den übrigen Amphibien Neuhollands gibt es auch einige demselben eigene Arten von Gecko's, namentlich dem schwarzen Skink auf der Känguruh-Insel, den Saurus tridactylus, die Iguana decresiensis, den Gecco sphincturus u. a. m. Sie haben die großen hervorstehenden Augen, die nadelförmigen und senkrechten Augäpfel, den glatten Körper und einen äußerst gelenkigen lanzenförmigen Schwanz mit den Gecko's in andern Welttheilen gemein, unterscheiden sich aber von diesen durch ihre dünnen, verlängerten, auf den Seiten sehr zusammendrückten Zehen, die ihnen das Klettern auf Bäume unmöglich machen, während jene kurze, breite, gedrückte, auf der untern Fläche mit einer Menge kleiner Bläschen bekleidete Zehen haben, so daß sie sogar an der Decke eines Zimmers weglaufen können.

Von Schildkröten gibt es mancherlei Arten; sie machen eins der vornehmsten Nahrungsmittel der Neuholländer aus, und sind sowohl an den Küsten des Festlandes, als auf den dazu gehörigen Inseln in unglaublicher Menge vorhanden. Auf der Ostküste fand Flinders vor allen die Riesenschildkröte, die Browne für eine eigene Art hielt: die kleinsten, die man fing, wogen 250, größere 300 bis 500 Pfund. Bei einem Weibchen, das 459 Pfund wog, fand man 1940 erbsengroße Eier.

Digitized by Google

Auch Schlangen hat das auſtraliſche Feſtland in Menge, und zwar ſowohl Land- als Waſſerſchlangen. Auf der Depuch-Inſel (ſ. d. geographiſchen Ueberblick im vor. Kap.) findet ſich eine graue Schlange von 5 Fuß Länge; ſie wird zum Geſchlecht der Boa gerechnet, ebenſo eine 6 Fuß lange und mit giftigen Fangzähnen bewaffnete Schlange, welche Péron in der Nähe des Königgeorgsſundes (an der Südküſte der Colonie Weſtauſtralien) tödtete. Sonſt aber gibt es höchſt wahrſcheinlich keine eigentliche Rieſen- oder auch ſonſt irgend bedeutend große Schlangen in Neuholland. Auf der Grant-Inſel, neben der Einfahrt zum Port Philipp (an der Südküſte und Baßſtraße), war einſt der Lieutenant Emery vom „Beagle“ (ſ. das vor. Kap.) auf der Jagd, als er das klägliche Geſchrei eines Vogels hörte, der einen Baum umflatterte. Hr. Emery entdeckte eine Schlange, welche die Jungen dieſes Vogels aus dem Neſte raubte; alsbald erkletterte er den Baum, packte mit beiſpielloſer Unerſchrockenheit die Schlange hinten im Nacken und tödtete ſie. Sie hatte bereits ein Junges verſchlungen. Ob ſie giftig war, wird nicht erzählt; indeß beherbergen die Inſeln in der Baßſtraße allerdings giftige Schlangen, deren Biß ſchnell tödtet. So wurde auf der neben der Inſel King liegenden kleinen Neujahrs-Inſel eine, den dortigen ſog. Kanalleuten (ſ. weiter unten) gehörige Katze von einer Schlange dieſer Art gebiſſen und ſtarb innerhalb einer Stunde. In der Colonie von Neu-Südwales kennt man bereits mehr als 8 Arten giftiger Schlangen, darunter die Diamondſchlange, die in der Umgegend von Sidney häufig und deren Biß höchſt gefährlich iſt. Die Waſſerſchlangen unterſcheiden ſich von den Landſchlangen durch ihren, wie ein Ruderriemen abgeplatteten Schwanz und den faſt wie bei einem Aale zuſammengedrückten, unten eckigen Körper; ſie haben ſehr mannigfaltige Farben, ſind theils unſchädlich, theils giftig und von 12 Zoll bis 12 Fuß lang. An der Nordweſtküſte wurden von der Mannſchaft des „Beagle“ zwei Waſſerſchlangen geſchoſſen: die größte war 4 Fuß lang und von ſchmutzig gelber Farbe; in ihrem Magen fand man einen ziemlich großen Fiſch. Bei der Barrows-Inſel, ebenfalls an der Nordweſtküſte, fing Stokes eine Seeſchlange von 8 Fuß 1 Zoll Länge und der Dicke eines Mannsſchenkels. Sie war oben grau und unten weiß und weit größer, als die an der indiſchen Küſte gefangene, von Shaw beſchriebene und von ihm Hydrus major (von Andern Pilamis Shawi) genannte Seeſchlange. Der hier in Rede ſtehenden, von der ſich in Stokes' Werke (ſ. das vor. Kap.) eine Abbildung befindet, iſt der Name Hydrus Stokesii beigelegt worden. Eine der gemeinſten in den Gewäſſern der Nordweſtküſte iſt Dampiers Seeſchlange mit dem rothen Kopfe.

An Fiſchen ſind die Flüſſe und Seen des auſtraliſchen Feſtlandes verhältnißmäßig arm, deſto reicher aber ſeine Küſtengewäſſer. Unter den zahlloſen Fiſchen der Letztern führen wir hier nur die Haifiſche und die Rochen an.

Die Haifiſche, die in jedem Hafen, jeder Bai Neuhollands anzutreffen ſind, erreichen hier eine furchtbare Größe, bei einem Gewicht von 12 bis 25 Ctr. und darüber. Die Mannſchaft des „Beagle“ fing am ſüdlichen Theil der Nordoſtküſte mittelſt der Harpune einen Haifiſch von 20 Fuß Länge; bei einem andern, der an der Nordküſte gefangen ward, fand man 36 Junge. Denn die Haifiſche vermehren ſich ſehr ſtark, obgleich nicht alle Arten lebendige Junge zur Welt bringen, ſondern viereckige, mit langen Fäden verſehene, flach gedrückte und mit einer hornigen, durchſcheinenden Schale überkleidete Eier. Die Haifiſche bilden in jeder Rückſicht und im naturgeſchichtlichen Sinn die vollkommenſten Fiſche, und wie ſie die größten ſind (denn es gibt deren

Digitized by Google

von 30 bis 40 Fuß Länge und von beinahe 4000 Pfd. Schwere) ſo ſind ſie auch die gefräßigſten Raubthiere, die nichts verſchmähen, Menſchen und Pferde ganz verſchlucken und gern den Schiffen nachziehen. Ihr Fleiſch iſt übelriechend und ungenießbar; die fette Leber gibt jedoch guten Thran, und aus der Haut der meiſten Arten wird das unter dem Namen Chagrin bekannte, zu Ueberzügen von Büchern, Kaſten, Beſtecken, Uhrgehäuſen und andern Sachen dienende, ſtarke harte Leder bereitet.

Die Rochen zeichnen ſich durch ihre ſonderbare Geſtalt aus; denn ſie haben einen breiten, oben flachen Körper, welcher rautenförmig oder auch rund iſt, nach hinten ſchmaler wird und einen dünnen Schwanz hat, der ſich gewöhnlich in zwei mit Stacheln beſetzte Spitzen endigt. Ihre Haut iſt hart und oft ſtachelig; das Fleiſch von einigen eßbar; die viereckigen, mit brauner, lederartiger Schale umgebenen Eier laufen an den Ecken in Spitzen aus und wurden früher, ehe man wußte, was ſie waren, Seemäuſe genannt. In Lebensart und Aufenthaltsart ſchließen ſich die Rochen an die Haifiſche an, ohne die Größe von den größten Haifiſcharten zu erreichen; doch gibt es in den neuholländiſchen Gewäſſern auch Rochen, die an 200, 300, ja bis zu 400 Pfund ſchwer werden. Es gibt ſehr viele Arten, darunter den Stachel- oder Nagelrochen (von 1½ F. Länge und Breite, braun und aſchgrau gefleckt und auf dem rauhen Körper mit dicken eiförmigen Knochenknoten beſetzt, deren jeder eine krumme Hakenſpitze hat) und den gemeinen Stechrochen (Raja pastinaca), der 2 F. lang und über 100 Pfund ſchwer iſt und mit ſeinem, für giftig erachteten Schwanzſtachel gefährliche Wunden verurſachen kann.

Von den Molluſken oder Weichthieren ſind vor allen die verſchiedenen Arten von Muſcheln und Auſtern merkwürdig, womit der ganze Strand bedeckt iſt und die wohl die vornehmſte Nahrung der Eingeborenen ausmachen, auch überall anzutreffen ſind, wo Känguruhs, Emu's und Schildkröten nicht ausreichen. Die Rieſenmuſchel (die nicht etwa mit der Rieſenſchildkröte zu verwechſeln iſt) führt ihren Namen mit Recht, denn ſie wird 5 Fuß lang und 500 Pfund ſchwer. Das darin wohnende Thier kann mit ſeinen Schalen, die mit zahnartigen, in einander paſſenden Vertiefungen und Erhabenheiten verſehen ſind, dem Menſchen Arme und Beine abkneipen und Ankertaue zerſchneiden. Im Uebrigen ſind dieſe Schalen gefaltet, mit gewölbten Schuppen bedeckt und oft ½ Fuß dick. Sie werden zu Trögen und Waſſerbehältern benutzt, und das Fleiſch des Thieres, obwohl hart, wird gegeſſen. Die Rieſenmuſchel kommt in ziemlich zahlreicher Menge vor, ebenſo das ſchimmernde Seeohr, die zierliche Kräuſelſchnecke und beſonders eine Auſter-Art (Ostrea scyphophylla), die äußerſt ſchmackhaft und mit ihrer kegelförmigen, 6 bis 7 Zoll verlängerten Schale an dem Felſen feſtſitzt. Auch Perlenmuſcheln will man gefunden haben. Von dem Trepang (auch Sipunkel genannt und zu den Holothurien gehörig) gibt es an der Nord- und Nordweſtküſte 2 Arten, den ſchwarzen (Baatuh) und den weißen (Koro genannt) und beide bilden einen wichtigen Artikel in dem chineſiſchen Handel, nur daß für die erſtere Art doppelt ſo viel wie für die letztere bezahlt wird. Der Trepang, der ſich übrigens auch an den Küſten Neu-Guinea's und den Korallen-Inſeln Auſtraliens in großer Menge findet, beſteht in einer länglichen, gallertartigen Maſſe von 3 Zoll bis 2 Fuß Länge, iſt beinahe rund, nur etwas flacher auf derjenigen Seite, die auf dem Felſen oder Meeresboden liegt, und bewegt ſich wie ein Wurm, daher er auch eigentlich zu der Ordnung der Ringelwürmer und zwar zu der Familie der Nacktwürmer gehört, jedoch von den Meiſten den zu den Strahlthieren gehörenden Holothurien beigezählt wird. Er hat weder Arme noch Schale, lebt in ſeichtem Waſſer an Korallenfelſen, und kriecht, wenn die Sonne das Waſſer erwärmt, an die Oberfläche: er ſcheint von den, die Korallen bildenden Pflanzenthieren (vergl. Kap. 3, Abſchn. 1.) zu leben. Die

Digitized by Google

Chineſen ſind nach Trepang eben ſo begierig wie nach indianiſchen Vogelneſtern (die im Grunde aus nichts Anderem beſtehen; denn die Schwalbe, welche dieſe Neſter baut, ſtößt ihren Schnabel in die auf dem Ufer liegenden Trepangs und verwendet die in Fäden zerriſſenen Stücke zum Neſterbau); ſie halten ihn für ſtärkend und anreizend und gebrauchen ihn zu Suppen, die bei keinem Gaſtmahle fehlen dürfen. Daher bildet er, wie geſagt, im Verkehr mit ihnen einen ſehr wichtigen Handelsartikel, und es gibt Jahre, in denen der Werth des in China durch die Nordamerikaner und Britten eingeführten Trepangs eine Million Piaſter überſteigt. Mit dem Fang deſſelben beſchäftigen ſich, außer dieſen beiden Nationen, hauptſächlich die Buggiſen und Malayen des indiſchen Archipels, zum Theil auch die Chineſen ſelbſt, und nach der Gründung der brittiſchen Colonie an der Nordküſte war es das Erſte, daß ſie und jene Eingeborenen der indiſchen Inſeln um die Erlaubniß nachſuchten, an der dortigen Küſte Trepang fiſchen zu dürfen. In ſeichtem und auch in 3 bis 4 Faden tiefem Waſſer kann ein malayiſcher Taucher 8 bis 10 Thiere auf einmal heraufholen. Sobald man eine Anzahl Trepangs gefangen hat, bringt man ſie auf's Geſtade, macht einen Einſchnitt in die Thiere, durch welchen der Magen ausgedrückt wird, wäſcht und ſiedet ſie und vergräbt ſie in die Erde; nach einigen Stunden werden ſie wieder herausgenommen, abermals geſotten und dann an der Sonne oder am Feuer getrocknet. Die an der Sonne getrockneten ſind die beſten, allein dieſe Methode iſt ſehr langwierig, und es laſſen ſich eher 30 Ctr. am Feuer, als ein einziger an der Sonne trocknen; daher man an Stellen, wo die Trepangs ſich in Menge finden, gewöhnlich die ſchnellere Methode vorzieht. So zubereitet, können ſie an trockenen Orten 2 bis 3 Jahre aufbewahrt werden. Auf dem Markt wird der Trepang in 8 Sorten getheilt, von denen die erſte mit 90 und die geringſte mit 4 Piaſtern der Pekul (zu 133⅓ Pfd. engl. Gewichts) bezahlt wird.

Von Inſekten beſitzt das auſtraliſche Feſtland zahlreiche, ihm eigene Arten. Die Käfer und Schmetterlinge prangen zum Theil in den herrlichſten Farben. Jedoch ſind die Raupen mehrerer Schmetterlingsarten eine wahre Landplage.

Noch mehr iſt dies, wenn auch in einer andern Weiſe, der Fall bei den Moskitos, die zwar an der Nordküſte ſelten, dagegen deſto häufiger an der Nordweſtküſte ſind, wo man ſich Nachts im Freien oft nur dadurch vor ihnen retten kann, daß man einen einigermaßen hohen Baum beſteigt und hier die auf dem Boden unmöglich gemachte Ruhe ſucht; denn die Moskitos halten ſich mehr in der Nähe des Erdbodens. Bei ſtürmiſchem und regneriſchem Wetter bleibt man ebenfalls von ihnen verſchont. Auf der Nordweſtküſte wird man, wie Nachts von den Moskitos, ſo am Tage von den Fliegen gequält, die hier mit der unermüdlichſten Frechheit den Menſchen anfallen und zwiſchen die Augenlider, in die Naſenöffnungen, die Ohren und den Mund, ſobald dieſer nur im geringſten geöffnet wird, eindringen. Daher halten auch in einigen Gegenden der Nordweſtküſte die Eingeborenen ihre Augen ſtets halb geſchloſſen, wodurch ſie gezwungen werden, beim Aufblicken den Kopf hinten über zu beugen. Und dieſe nämliche Erſcheinung, die noch vor wenigen Jahren Wickham und Stokes beobachteten, fiel ſchon 150 Jahre früher dem berühmten brittiſchen Seefahrer Dampier auf, der in der Beſchreibung ſeiner erſten Reiſe von 1687 über die Eingeborenen an der Nordküſte unter anderm Folgendes äußert: „Ihre Augenlider ſind jederzeit halb geſchloſſen, damit ihnen die Fliegen nicht in die Augen kommen mögen. Die Fliegen ſind hier ſo arg, daß, ſo viel man ihnen auch mit dem Fächer wehrt, ſie ſich dennoch ins Geſicht ſetzen, und wenn man ſie nicht mit beiden Händen abwehrt, in die Naſe dringen, ja

Digitized by Google

sogar in den Mund fliegen, wenn die Lippen nicht gut geschlossen sind. Da nun die Eingeborenen von Jugend an von diesem Geschmeiß belästigt werden, so öffnen sie die Augen niemals ganz, können daher auch nicht weit sehen, wenn sie nicht den Kopf in die Höhe heben, wobei sie sich dann ausnehmen, als wollten sie nach etwas, was über ihnen ist, blicken." — Die Termiten zeichnen sich durch ihren künstlichen Bau aus: die Wohnungen der einen Art bestehen aus Baumblättern und dehnen sich bis zur Größe eines Kinderkopfes aus, zu welchem Ende die Blätter von den Thieren umgebogen und mittelst eines eigenen Leims befestigt werden. Diese Blätter bilden die Zellen, welche eine über die andere emporsteigen. Die andere Art höhlt feste Erdhaufen aus. Die Ameisen sind von verschiedener Größe und Farbe: einige sind nicht größer als die kleinsten in Europa und theils weiß, theils schwarz, andere fast zolllang, theils grün, theils roth und ihr Biß ist sehr schmerzhaft. Als die Offiziere des „Beagle" auf der Südküste der Melville-Insel (s. den geogr. Ueberblick im vor. Kap.) Vermessungen mit dem Sextanten anstellten, wurden sie in dieser Arbeit, in die sie sich ganz vertieft hatten, plötzlich auf eine höchst unangenehme Weise gestört, nämlich durch heftige Bisse an mehreren Theilen des Körpers. Sie stellten augenblicklich die Instrumente zur Seite und entkleideten sich, wo sie dann fanden, daß ihre Peiniger große grüne Ameisen waren. Die rothen sind ebenfalls sehr zu fürchten; denn wenn man ihrem Bau zu nahe kommt, so eilen sie in ungeheurer Zahl hervor, greifen den Störer wüthend an und verfolgen ihn sogar eine geraume Strecke.

Was die Erzeugnisse des **Mineralreichs** betrifft, so glaubte man bis auf die neuste Zeit, daß das australische Festland davon nur etwa Steinkohlen (woran namentlich der nördliche Theil der Colonie von Neu-Südwales überaus reich ist) und Salz (außer dem Seesalz, sowohl Quell-, als Steinsalz), aber keine Metalle besitze. Allein auf eine höchst überraschende und erfreuliche Weise hat man sich hierin getäuscht gesehen; denn es sind nicht nur in den letzten Jahren reiche Erzlager von Kupfer, Blei, Eisen, Zinn und Silber entdeckt worden, sondern auch die im Jahre 1851 in Neu-Südwales zufällig aufgefundenen Goldspuren haben bald die erstaunenswerthe Thatsache herausgestellt, daß das continentale Australien höchst wahrscheinlich das an **Gold** reichste Land der Erde sei. Die ganze Kette der Blauen Berge und der Austral-Alpen (s. das vor. Kap.) hat sich, so zu sagen, als Ein großes Goldlager ausgewiesen. Aber nicht genug, daß sonach die beiden Colonieen Neu-Südwales und Victoria (wie die Colonie Port Philipp jetzt genannt wird) unermeßliche Goldschätze besitzen; sondern auch die Colonie Südaustralien (und, wie es scheint, zum Theil selbst West- und Nordaustralien) kann sich eines ähnlichen Goldreichthums rühmen. In Neu-Südwales wurde gleich Anfangs ein Goldklumpen von seltener Größe aufgefunden, und man hat dort seit dieser Entdeckung bereits Gold im Werthe von 3 Mill. Pf. St, gewonnen, und in der Colonie Port Philipp oder Victoria wurden nach deren Hauptstadt Melbourne am 12. December 1851 nicht weniger als 23,000 Unzen Goldes, als Ausbeute einer einzigen Woche, auf einmal eingebracht. Zugleich waren neue Goldlager entdeckt, und es war

Digitized by Google

fast eine Unmöglichkeit geworden, Feldarbeiter, Hirten u. s. w. bei ihrer bisherigen Beschäftigung festzuhalten, da Alles auf's Goldsuchen sich legte. Der Preis eines Erlaubnißscheines dazu war daher auch erhöht worden, und zwar bis zu 5 Pf. Sterl. Die Colonie Südaustralien verdankt hauptsächlich dem in ihrem Gebirgslande aufgefundenen und durch europäische Bergleute bereits in großer Menge zu Tage geförderten Metallreichthume (freilich nicht blos in Gold, sondern vornehmlich in anderen Metallen bestehend) ihr rasches Aufblühen. Auch an Edelsteinen fehlt es, besonders im Innern des australischen Festlandes, nicht. Bausteine, Kalk, Gyps, Walkererde u. s. w. sind im Ueberflusse vorhanden.

Wir wollen nunmehr mit den **Ureinwohnern** oder Eingeborenen des australischen Festlandes, die man schlechthin Neuholländer zu nennen pflegt, uns näher beschäftigen.

Daß man von ihnen manche falsche Vorstellungen sich gemacht hat, liegt an der bisher oft mangelhaften Schilderung derselben, und diese rührt wiederum von einer gewissen Indifferenz und dann freilich auch davon her, daß man bis jetzt fast nur diejenigen Stämme der Eingeborenen näher geschildert hat, die mit den Colonisten von Neu-Südwales in mehr oder minder häufige Berührung gekommen sind. Aber gerade dieser letztere Umstand, der von den nachtheiligsten Folgen für die Eingeborenen gewesen ist, hat zu voreiligen und einseitigen Urtheilen über sie Veranlassung gegeben. In der Umgegend von Sidney lassen sich nur noch wenige Eingeborene blicken, und die man zu sehen bekommt, trifft man gewöhnlich im betrunkenen Zustande an. Die meisten Wilden haben einen natürlichen Abscheu vor geistigen Getränken; sind sie aber damit bekannt geworden und haben sie, die Scheu überwindend, diese Getränke genossen und ihnen erst einmal Geschmack abgewonnen, so suchen sie das Gelüste durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu befriedigen und werden um so leidenschaftlichere Trinker, da ihnen überhaupt ein inneres Moralprinzip fehlt und sie eben so wenig äußere Rücksichten zu nehmen haben, wodurch der Leidenschaft mehr oder minder wieder Einhalt gethan werden könnte. Dies gilt denn namentlich auch von den Neuholländern, soweit sie den plötzlichen Uebergang aus ihrem Naturzustande in eine Art civilisirten Lebens gemacht haben. Von wohlthätigen Folgen der Bekanntschaft mit der Civilisation ist bei denen in der Umgegend von Sidney und in den meisten Gegenden der Colonie von Neu-Südwales nicht das Mindeste zu spüren, vielmehr sind sie größtentheils auf's Höchste entartet und schwächliche, elende Geschöpfe geworden, an denen alle Mühe zur Verbesserung ihres Zustandes nutzlos verschwendet ist. Man hat ihnen Gär-

Digitized by Google

ten zum Anbau gegeben und unzählige Verſuche gemacht, um ſie an Ordnung zu gewöhnen und ihnen Geſchmack an europäiſchen Künſten beizubringen; allein alles vergebens; und ſo hielt man es endlich für eine Unmöglichkeit, ſie zu beſſern, ja ihren völligen Untergang zu verhindern. Allein man verkannte dabei die handgreifliche Wahrheit, daß wenn ein tiefgewurzelter äußerer Schaden geheilt werden ſoll, eine gründliche innere Kur vorhergehen muß. Das moraliſche Bildungsprinzip wohnt in den Neuholländern ſo gut wie in civiliſirten Menſchen (vergl. Kap. 6, Abſchn. I.), nur daß es, wie bei allen Wilden, noch ſchlummert und, um ſeine Wirkſamkeit auf die Handlungen äußern zu können, zuvor einer vollſtändigen Entwickelung bedarf, wozu das Chriſtenthum — als der einzige Weg zur Wiederherſtellung des urſprünglichen Verhältniſſes zwiſchen Gott und den Menſchen — am ſicherſten verhilft, wie wir in ſpäteren Abſchnitten an zahlreichen Beiſpielen erkennen werden. Ein ſolcher Weg wurde aber bei den Eingeborenen in der Colonie von Neu-Südwales nicht eingeſchlagen; man fing vielmehr die Sache von einer ganz verkehrten Seite an, ſäete, ohne den Boden zuvor aufgelockert und für den Samen empfänglich gemacht zu haben, wollte ſchon ernten, nachdem man kaum erſt geſäet hatte; die durch die ganze äußere Erſcheinung der Eingeborenen geweckte Geringſchätzung derſelben ſteigerte die Ungeduld bei den Schwierigkeiten, und ſo wurde man bald muthlos und ſuchte die Urſache des Mißlingens der Bemühungen nicht in der Verkehrtheit der Maßregeln, ſondern in einer angeborenen Unfähigkeit, die man bei den Wilden vorausſetzen zu müſſen glaubte. Auch wurde der weſentliche Umſtand überſehen, daß die Eingeborenen nicht etwa mit europäiſchen Muſterbildern, ſondern im Gegentheil, und zwar gerade zuerſt, mit der Hefe civiliſirter Völker genauer bekannt wurden, nämlich mit deportirten und in ihre Mitte geflüchteten Verbrechern, welche alsbald die Trunkſucht und damit ein ganzes Heer anderer Laſter ihnen beibrachten. Die verführten Neuholländer wurden erſt hierdurch zu ſolchen elenden, entarteten Geſchöpfen, deren wir oben erwähnt haben. Unberechenbar iſt der Schaden, den die entlaufenen Verbrecher unter den Eingeborenen anrichten, und ihr entſetzlicher Einfluß hat ſogar bereits bei den kräftigen Neuſeeländern zum Theil ſich zu äußern angefangen. Schon mancher Neuſeeländer hat ſeine angeborene Mannhaftigkeit und Unerſchrockenheit eingebüßt und dafür gemeine Niederträchtigkeit und Hinterliſt ſich angeeignet von jenen unverbeſſerlichen Schurken. Denn wenn auch der bei Gründung der Verbrecher-Colonieen beabſichtigte Zweck im Ganzen erreicht worden iſt, wie wir im folgenden Kapitel ſehen werden, ſo wird man es doch andererſeits ganz natürlich finden, daß ſehr viele der deportirten Verbrecher ſich unverbeſſerlich gezeigt haben. Stokes erzählt einen Fall, wo in Sidney ein deportirter Taſchendieb ſchon im Sterben lag und dennoch die letzte Kraft dazu verwendete, um einem mitleidig an ſeinem Todtenbette ſitzenden Herrn die Börſe

Digitized by Google

aus der Tasche zu rauben! So übte die Gewohnheit des Verbrechens noch in den letzten Augenblicken ihre entsetzliche Gewalt aus.

Von den in derartiger Weise entarteten Eingeborenen darf man also keinen Schluß auf die Neuholländer überhaupt machen. Denn diese nehmen sich in ihrem Naturzustande und soweit der nachtheilige Einfluß der Europäer nicht zu ihnen durchgedrungen ist, ganz anders aus, als die Geschöpfe in der Umgegend von Sidney. Außerdem macht Stokes mit Recht darauf aufmerksam, wie ganz verschieden der Eindruck ist, den die im Naturzustande lebenden Eingeborenen machen, wenn sie ihren täglichen Beschäftigungen nachgehen und sich dabei nicht gesehen glauben. Auf solche Weise nur kann man sich ein richtiges Bild von ihnen entwerfen.

Wir wollen sie nunmehr schildern, wie sie, sich selbst überlassen und von allem fremden Einfluß entfernt, sich darstellen, und dann an einzelnen Beispielen zeigen, welcher Entwickelung und Ausbildung sie fähig sind.

Bei einem Lande, fast so groß wie Europa, muß es auffallen, daß die Eingeborenen, man mag sie an der Süd- oder an der Nord-, an der West- oder an der Ostküste beobachten, eine seltene Uebereinstimmung in den äußern Formen, wie in den Sitten und Gebräuchen zeigen; freilich mit manchen Modifikationen, die aber doch das Wesentliche in dem allgemeinen Typus nicht aufheben. Daß dieser Typus noch ganz der nämliche ist, wie Seefahrer des 17. Jahrhunderts ihn schildern, darf bei der einförmigen Lebensweise dieser Wilden wohl nicht auffallend erscheinen.

Die gewöhnliche Körpergröße der Männer ist zwischen 5 Fuß 5 Zoll und 5 F. 9 Z., obwohl schon Neuholländer gesehen worden sind, die 5 F. 11 Z., ja über 6 F. maßen. Die Hautfarbe ist beinahe schwarz oder tief dunkelbraun, — besser kann man sich hinsichtlich der Hautfarbe im Allgemeinen nicht ausdrücken. Das Haar ist durchgängig dunkel, bisweilen schlicht, bisweilen kraus und nicht selten hinten aufgebunden. Aber nie ist ein Neuholländer mit negerartigem wolligem Haar gesehen worden. Nicht auf der Oberlippe, wohl aber am Kinn tragen die Neuholländer einen Bart und lassen ihn so lang wachsen, daß sie ihn in Zornanfällen zausen können, wobei sie gleichzeitig wider den Gegenstand ihrer Wuth oder Verachtung ausspeien. Die obere Stirn ist ziemlich erhaben, wenn auch etwas zurückgeschweift, dagegen tritt die untere über den Augenhöhlen so stark vor, daß sie hier dicke Wulste zu bilden scheint. Auch die Backenknochen treten etwas hervor; die starke Nase ist in widerlicher Art gekrümmt*), der Mund unangenehm groß und breit, die Lippen sind dick, doch nicht aufgeworfen, und die Zähne zwar im Ganzen schön geformt, aber durch das absichtliche Ausschlagen von zwei Vorderzähnen in der oberen Kinnlade häufig entstellt. (Von dieser Sitte wird weiter unten näher die Rede sein.) Die nicht sehr großen dunkeln Augen sind zwar meistens ohne Ausdruck, aber nicht ohne Lebhaftigkeit, obwohl diese sich häufig mehr durch ein wildes Feuer in den Blicken kundgibt. Der Körper, mit der oft sehr breiten Brust, ist im Allgemeinen gut gebildet, jedoch sind die Arme und Beine in der Regel

*) In einigen neueren Werken über Australien wird die Nase des Neuholländers breit, flach und wie eingedrückt geschildert. Dies kann wohl nur von einzelnen entarteten Individuen in der Colonie von Neu-Südwales gelten; bei den Neuholländern im Allgemeinen aber ist die Nase so geformt, wie sie oben beschrieben ist.

Digitized by Google

dünn und mager; blos die Armmuskeln ſind vollſtändig entwickelt, was wahrſcheinlich dem häufigen Speerwerfen beizumeſſen iſt. Mißgeſtaltete Menſchen ſieht man ſelten, jedoch kann die Urſache hiervon darin zu ſuchen ſein, daß man mißgeſtaltete Kinder zu tödten und ältere krüppelhafte Perſonen auszuſetzen und dem Hungertode preiszugeben pflegt. Das weibliche Geſchlecht iſt bei den Neuholländern freilich mit äußern Reizen nicht ausgeſtattet; namentlich entſpricht die Form des Buſens den europäiſchen Begriffen von Schönheit nicht: er hat ſelbſt im Jugendalter wenig oder keine Conſiſtenz und hängt bei Müttern tief herab; aber die Neuholländerinnen ſind darum noch immer nicht die häßlichſten unter den Weibern wilder Völker. In neuerer Zeit ſind Ehen zwiſchen ihnen und Europäern ſchon ziemlich häufig vorgekommen.

In der nördlichen tropiſchen Hälfte des auſtraliſchen Feſtlandes gehen die Eingeborenen gewöhnlich nackt, oder tragen höchſtens einen Gürtel von Fellen oder Blättern; und eine derartige dürftige Bedeckung um die Mitte des Leibes iſt am häufigſten bei dem weiblichen Geſchlechte. In den ſüdlichen kälteren Gegenden ſind Mäntel von Känguruhfellen, auch wohl von Gras, die bis zum Knie hinabreichen, im Gebrauch. Die Sitte des Tättowirens findet ſich bei den Neuholländern nicht und ſcheint ihnen überhaupt nicht einmal bekannt zu ſein. Dagegen bemalen ſie den Körper, beſonders bei feſtlichen Gelegenheiten, mit rother und weißer Farbe: zu jener nehmen ſie rothes Harz, zu dieſer Muſchelkalk. Da ſie den Farbeſtoffen Thran beizumiſchen pflegen, ſo macht dies ſie eben ſo ſchmutzig als übelriechend. Die rothe Farbe iſt die gewöhnlichſte, und die Formen der Bemalung ſind ſehr verſchieden; einzelne Stämme ſcheinen ſich nach ihnen zu unterſcheiden. Eine minder allgemeine Verzierung oder Verunzierung der Haut ſind bei Männern tiefe Narben von ſelbſt gemachten Schnittwunden auf der Bruſt; man bringt ſich dieſe Wunden durch Aufritzung mit ſcharfen Muſcheln bei und ſucht ſich dadurch bei dem weiblichen Geſchlechte beliebt zu machen. Zierrathen im Haar, am Halſe und an den Armen ſind im Ganzen ſelten, wenigſtens nicht ſo häufig als der das Geſicht im höchſten Grade entſtellende Naſenſchmuck, der in einem, oft 2 Fuß langen Bambusſtäbchen beſteht, welches quer durch die durchbohrte Naſenwand geſteckt wird. Auch werden Knochen oder Federn hindurchgeſteckt, jedoch überhaupt nicht immer, ſondern nur bei feierlichen Gelegenheiten. Nicht bei allen, aber doch bei vielen Stämmen herrſcht die Sitte, den Jünglingen nach erreichter Mannbarkeit mit einem Steine feierlich einen oder zwei Vorderzähne der obern Kinnlade auszuſchlagen. Der Phyſikus der Colonie am Port Eſſington zog den Eingeborenen der Umgegend häufig dergleichen Vorderzähne aus, und ſie fanden ſeine Methode mit dem Pelikan oder Schlüſſel weit zweckmäßiger, als die ihrige mit einem Stein. Ein Schiffscargadör, der davon hörte, kaufte ſogleich die Zähne, um ſie nach London zu bringen und an dortige Dentiſten mit Vortheil wieder zu verkaufen. Denn die Neuholländer haben ſehr ſchöne Zähne, und ſie machen denn auch den weiteſten Gebrauch von ihnen und bedienen ſich ihrer zu Zwecken, wobei wir mancherlei Werkzeuge: Meſſer, Kneipzangen u. ſ. w. zu Hülfe nehmen müſſen. Da dies von Jugend auf geſchieht, ſo trägt es wahrſcheinlich nicht wenig dazu bei, daß die Kinnladen etwas vorſtehen. Denn die Kinder haben nach Verhältniß weniger vorſtehende Kinnladen als die Eltern.

Daß das Land in ſeinem Naturzuſtande den Eingeborenen wenige Nahrungsmittel darbietet, wird ſich wohl ſchon aus der oben gegebenen, die Naturerzeugniſſe betreffenden Darſtellung haben entnehmen laſſen. Auf den Südſee-Inſeln brauchen die Eingeborenen faſt nur die Hand auszuſtrecken, um ſich zu ſättigen, denn dort ſind Brodfruchtbäume, Piſangs und Kokospalmen in Menge vorhanden. Nicht ſo in Neuholland, welches zwar alle Elemente in ſich trägt, um ſeine Bewohner reichlich zu nähren,

Digitized by Google

aber dazu durchaus der Beihülfe menſchlicher Kunſt und Cultur bedarf. Da nun die Neuholländer zur Zeit noch reine Naturkinder ſind, ſo müſſen ſie ſich auch mit dem begnügen, was ihnen in ihrem Geburtslande die Natur freiwillig darbietet. Wenn man ſagt, daß es zu den Funktionen eines vollkommen organiſirten Landes gehöre, ſeine Bewohner zu ernähren, ihnen den Impuls zur Bildung zu geben, und die Schule derſelben zu gewähren, ſo hat man damit das Weſentlichſte aufgezählt, was den Neuholländern fehlt. Dies gilt bis in's Einzelne und Kleinſte; z. B. hätten ſie die genannten Fruchtbäume der Südſee-Inſeln, und zwar überall in ſolcher Menge wie dort, ſo brauchten ſie nicht tagtäglich, und noch mühſamer als die Vögel und andere Thiere, ihre Nahrung aufzuſuchen, ſie brauchten keine herumziehende Lebensweiſe zu führen und hätten Zeit übrig, auf manche Bequemlichkeiten des Lebens zu ſinnen und, was die Hauptſache iſt, dem keinem Menſchen fehlenden natürlichen Vervollkommnungstriebe und der Gefühlsentwickelung mehr Raum zu geben. Aber, wie geſagt, keine köſtliche Frucht hängt da, um nur gepflückt zu werden oder von ſelbſt von den Bäumen zu fallen; keine nährende Pflanze ſproßt aus dem unbebauten Boden hervor, und nur wenige einheimiſche Thiere ſind in ſo zahlreicher Menge vorhanden, um die Jagd auf ſie lohnend zu machen. Sogar an gutem Trinkwaſſer iſt großer Mangel. So darf man ſich denn nicht wundern, wenn die Neuholländer ſalziges Waſſer (nach dem Innern zu ſehr häufig) mit eben der Begierde trinken, wie der durſtende Europäer friſches Quellwaſſer, und wenn ſie andererſeits nichts verſchmähen, was nur irgend eßbar iſt. Denn ſie graben allerdings eßbare Wurzeln aus und verzehren ſie; ſie eſſen Palmkohl, aber begnügen ſich auch mit jungen Baumblättern und den unſchmackhaften Früchten verſchiedener Gewächſe, ſie eſſen das Fleiſch von Säugethieren und Vögeln, ſo weit ſie deren habhaft werden können, ſie eſſen das von Schildkröten, Fiſchen und Schalthieren, aber auch Schlangen, Eidechſen, Fröſche, Ameiſeneier, Käferlarven und große milchweiße Raupen, die aus den Eiern einer Art Käfer in dem Holze niedergeſchlagener Bäume oder auf verfaulten Baumſtämmen entſtehen; kurz, ſie verzehren ohne Umſtände das ekelhafteſte Gewürm und Ungeziefer aller Art. Wilder Honig macht übrigens eine Lieblingsſpeiſe aus.

Daß bei den Neuholländern Fälle von Anthropophagie oder Menſchenfreſſerei zu den allerſeltenſten gehören, iſt bereits im 5. Kap. des I. Abſchn. bemerkt worden. Zwar behaupten die, der Trepangfiſcherei wegen (ſ. oben) die neuholländiſche Nordküſte häufig beſuchenden Malayen des Indiſchen Archipels, daß unter den Eingeborenen des auſtraliſchen Feſtlandes dieſe barbariſche Sitte herrſche; und als einer derſelben am Bord des mehrerwähnten „Beagle“ nach Kupang (im niederländiſchen Antheil der Inſel Timor) kam, wurde er dort augenblicklich als ein Neuholländer erkannt und *Marega* oder Menſchenfreſſer genannt, was ihn nicht wenig verdroß. Andererſeits war in der Umgegend von Adelaide (Hauptſtadt der Colonie Südauſtralien) ein Colonialbeamter, Namens Sievewright, einſt Augenzeuge, als Neuholländer das Fleiſch eines jungen Weibes verzehrten. Ein anderer Fall der Art war mit einem Kinde vorgekommen, deſſen eine Hand man in dem Korbe einer Neuholländerin noch gefunden hatte. Ob beide abſichtlich getödtet worden, wird von Stokes, der dies erzählt, nicht erwähnt. Aber dem ſei nun, wie ihm wolle: jedenfalls ſcheint man durchaus nicht berechtigt zu ſein, die Eingeborenen *überhaupt* der Anthropophagie zu beſchuldigen. Aeltere Coloniſten, die in vielfältige Berührung mit ihnen gekommen ſind, machen ihnen dieſen Vorwurf eben ſo wenig, wie entflohene und ſpäter wieder eingefangene Deportirte, welche geraume Zeit bei den Eingeborenen ſich aufgehalten hatten.

Die Spärlichkeit der Nahrungsmittel und des Trinkwaſſers zwingt die Neuholländer ſchon von ſelbſt zu einer *herumziehenden Lebensweiſe*, und da ſie

von Jugend auf daran gewöhnt ſind, ſo iſt ihnen dieſelbe gewiſſermaßen zur zweiten Natur geworden. Die Eingeborenen in der Verbrecher-Colonie auf der Rottenest-Inſel*) bejammern nichts ſo ſehr als den Verluſt ihres Wanderlebens, und die große Vorliebe zu dieſem iſt offenbar auch die Haupturſache, daß die Neuholländer gegen die Bequemlichkeiten und andern Erſcheinungen europäiſcher Cultur im Allgemeinen ſehr gleichgültig ſich bezeigen. Ein junger Neuholländer, Miago genannt, und aus der Gegend des Schwanenfluſſes, den Capt. Wickham auf ſeiner Fahrt längs der Nordweſtküſte als Dolmetſcher (obgleich er nur gebrochen engliſch ſprach) mitgenommen hatte, freute ſich auf der Rückreiſe ſchon im Voraus auf das Staunen ſeiner Landsleute, wenn dieſe ihn wieder ſehen würden. Denn er war noch zu unbedachtſam, um ſich ihren Charakter richtig vorzuſtellen. Bekleidet mit einer alten Marinelieutenants-Uniform, weißen Beinkleidern und einer Mütze mit langer Feder, ging er ans Land, fand aber bei ſeinen alten Freunden und Bekannten unter den Eingeborenen eine ſehr kühle Aufnahme, obwohl er für all ſein Geld Brod kaufte und es ihnen ſchenkte. Sie hielten ihn für einen Abtrünnigen und glaubten, daß er nunmehr für immer die umherwandernde Lebensweiſe aufgegeben haben werde. Er empfand dies ſo tief, daß er alle auf dem Schiffe gemachten Anfänge der Civiliſation vernachläſſigte und dem Zigeunerleben ſeiner Landsleute ſich gänzlich wieder ergab **). Welchen Einfluß daſſelbe auch auf Europäer ausüben kann, läßt ſich aus folgendem Fall ſchließen. Zur Zeit der Gründung der Colonie Auſtralia Felix oder von Port Philipp (ſ. das folgende Kap.) entkamen zwei beim Bau eines Forts beſchäftigte Deportirte und flüchteten ſich unter die Neuholländer. Der eine von ihnen wurde ermordet, dem andern aber gelang es, ſich beliebt zu machen, und ſo in ihrer Mitte geduldet zu werden. Er blieb bei ihnen bis 1835, wo er durch Coloniſten zufällig entdeckt wurde. Während ſeines eilfjährigen Aufenthalts unter den Eingeborenen, in welcher Zeit er mit keinem Europäer in Berührung gekommen war, hatte er ſeine Mutterſprache völlig vergeſſen und war zu einem vollſtändigen Wilden ausgeartet. Seine Verſtandeskräfte, wenn er deren überhaupt viele beſeſſen hatte, ſchienen ſich ſehr verringert zu haben, und es war nichts Erhebliches über ſeine Lebensgeſchichte und die Sitten der Eingeborenen, bei denen er ſo lange zugebracht hatte, aus ihm herauszubringen. Er erhielt ſeine Begnadigung und ging nach Hobarton; allein er hatte ſich an Müſſiggang und Indolenz ſo ſehr gewöhnt, daß nichts aus ihm zu machen war.

Auf ihren Wanderungen errichten die Neuholländer zum Schutz gegen übles Wetter temporäre Hütten aus übergebogenen und halbkreisförmig in die Erde geſteckten Baumzweigen; auch verſchmähen ſie es nicht, in ſolchen Fällen zu hohlen Bäumen und Felſenhöhlen ihre Zuflucht zu nehmen; ja manche Stämme ſcheinen überhaupt in dergleichen Höhlen zu leben. In kalten Nächten pflegen die Neuholländer ſich auch wohl im Sand zu vergraben, um gegen die kühle Witterung ſich zu ſchützen. Irgend zweckmäßige Wohnungen zu bauen, dazu beſitzen ſie durchgängig, in welchem Theile des Feſtlandes es auch ſei, weder Geſchick noch Trieb. Auch in der Nähe europäiſcher Anſiedler haben ſich keine Fortſchritte oder Veränderungen in dieſer Hinſicht bei ihnen gezeigt. Was in den nordweſtlichen Küſtengegenden von hüttenartigen Vorrichtungen vorhanden iſt, beſteht gewöhnlich aus einem Dach von grobem Graſe

*) Das Weitere darüber ſ. im folgenden Kapitel unter Colonie Weſtauſtralien.

*) Als die Offiziere des „Beagle“ ihn ſpäter in Perth am Schwanenfluß trafen, war er ein vollſtändiger Wilder geworden. Er hatte ſich übrigens die Feindſchaft ſeiner Landsleute zugezogen durch den Raub einer jungen Neuholländerin, die ihn andererſeits zu ſehr feſſelte, als daß er zu einer neuen Seefahrt zu bewegen geweſen wäre.

oder Blättern, welches auf vier, 3 bis 4 F. hohen Pfählen ruht und die Seiten offen läßt. Nur an der Westseite des Königssundes (unter 16° 6′ S. Br.; vergl. auch die geogr. Uebersicht im vor. Kap.) fand Stokes eine bienenkorbähnliche Hütte von 16 F. Höhe, durch eine dichte Grasbekleidung gegen Wind und Regen geschützt, und mit einer einzigen niedrigen Oeffnung zum Hineinkriechen für die Bewohner versehen. Diese, damals unbewohnte Hütte glich auf's Täuschendste denen, welche Stokes auf einer früheren Reise an der Südostküste des Feuerlandes wahrgenommen hatte. Die Hütten in der Umgegend von Cap Hotham (an der neuholländischen Nordküste, der Insel Melville gegenüber) sind nur bis 5 Fuß hoch und nicht sehr dauerhaft gebaut, jedoch mit grobem Grase gut gedeckt. Uebrigens sind in andern Gegenden, besonders auf der Nordostküste, die Hütten größer und bequemer, auch mit festerem Fachwerk und zierlichem Dach aus Gras oder Palmblättern versehen. In Gegenden, wo die Eingeborenen durch den Ueberfluß gewisser Nahrungsmittel veranlaßt werden, länger sich aufzuhalten, errichten sie Hütten, die von ihnen einige Zeit im Jahre bewohnt werden, sonst aber leer stehen. Daher kommt es, daß besonders nach dem Innern zu die Zahl dieser Hütten so groß ist und mit der der Einwohner in keinem Verhältnisse steht; dies und die Menge der Pfade und der angebrannten Bäume gibt vielen Gegenden das Ansehen, als seien sie stark bevölkert, was doch durchaus nicht der Fall ist, und mancher Reisende staunte über die Menge der Spuren von Einwohnern, wo doch weit und breit keiner zu finden war. Dergleichen Hütten liegen häufig beisammen und bilden kleine Dörfer von 5 bis 10 Wohnungen. Sie sind äußerst einfach und roh, gewöhnlich 12 F. lang und 6 F. breit, sehr niedrig, und gleichen einem, auf der Erde ruhenden spitzen Dache oder einem Kartenhause, dessen eine Seite offen ist, oder auch wohl halbdurchgeschnittenen Bienenkörben. Das Fachwerk besteht aus Zweigen, die in die Erde gesteckt und oben zusammengebunden und worüber Rindestreifen von Eukalypten gedeckt sind. Die Bewohner schlafen gewöhnlich zugleich mit ihren Hunden auf Gras, Rinde oder Matten in den Hütten, vor deren offener Seite ein Feuer brennt.

An Geräthschaften haben die Neuholländer Aexte von einem geschärften Stein, sägenartige Messer von Holz, woran scharfe Quarzstücke befestigt sind, hölzerne Spaten zum Ausgraben der Wurzeln, Gefäße aus Rinde, Blättern, Rohr ꝛc. oder Muscheln, hölzerne Schüsseln, Matten, Fischnetze, welche letztere mit Sorgfalt und Geschicklichkeit verfertigt sind. Kähne oder Canots der Eingeborenen sind weder westlich von der Clarencestraße (welche die Insel Melville von der Nordküste trennt: vergl. die geogr. Uebersicht im vor. Kap.), noch im Hintergrunde des Carpentariagolfs, noch an der neuholländischen Südküste, sondern hier, namentlich an der ganzen Nordwestküste, nur Flöße zu finden. Die Eingeborenen an der Nordküste bauen freilich Kähne, wozu sie vielleicht durch die diese Küste häufig besuchenden Malayen angeleitet oder veranlaßt worden sein mögen. Als die Offiziere des „Beagle" den Adelaidefluß hinauffuhren, begegneten sie zwei jungen Wilden in einem Canot, dem künstlichsten, welches sie überhaupt bei den Neuholländern gesehen hatten. Es war 15 Fuß lang und aus Baumrinde gemacht, deren Stücke mit bewundernswerther Geschicklichkeit zusammengenäht waren. Auch die Eingeborenen an der Nordostküste sind sehr geschickt in der Verfertigung von Kähnen, deren sie viele und ziemlich große besitzen. Fischerei ist eine Hauptbeschäftigung der Neuholländer, selbst da, wo sie keine Kähne haben. Nicht minder betreiben sie die Jagd, wobei sie, wie schon erwähnt, gezähmte Dingo's zu Hülfe nehmen. Unter ihren Waffen ist die vornehmste der Speer oder Wurfspieß, der keinem Volksstamme fehlt. Die Spitze ist gewöhnlich von Stein, bisweilen aber auch mit Widerhaken versehen, und der Schaft in der Regel 12 Fuß lang. Die Wurfspieße der Eingeborenen an der Nordwestküste sind gewöhnlich an beiden Enden mit Spitzen versehen,

Digitized by Google

und unterſcheiden ſich auch in andern Stücken etwas von denen, deren ſich die Eingeborenen am Schwanenfluſſe bedienen. Die Neuholländer werfen den Speer mit großer Kraft und Genauigkeit, denn ſie üben ſich von Jugend auf im Gebrauche dieſer Waffe. Wenn ſie Eingeborenen von andern Stämmen oder auch Europäern ohne Wurfſpieß entgegengehen, ſo iſt dies in der Regel ein Zeichen ihrer friedlichen Geſinnung. Indeß darf man ſich dadurch nicht zu ſehr täuſchen laſſen; denn wenn man auch die Speere nicht ſieht, ſo haben ſie ſie doch ſtets bei der Hand, und bisweilen ſchleppen ſie dieſelben ſogar mittelſt der Vorderzehen im Sande nach ſich. An einem Vorgebirge (Point Pearce) an der Mündung des Victoria war Stokes mit einer Chronometer-Regulirung eifrig beſchäftigt, als er ſich plötzlich im Rücken von einem Wurfſpieße getroffen fühlte. Er blickte um ſich und ſah in einiger Entfernung Wilde auf einem waldigen Felſenvorſprunge, unter ihnen einen, mit großem Haarbüſchel auf dem Kopfe verzierten, langen Neuholländer, der ohne Zweifel den Speer geſchleudert hatte. Stokes befürchtete einen zweiten Wurf, die Wilden machten jedoch ſtatt deſſen Anſtalt herunterzukommen, und mit Mühe und zuletzt faſt erſchöpft von ſtarkem Blutverluſte gelang es ihm, mit dem Chronometer und dem ausgezogenen Wurfſpieße das Boot und hierauf das Schiff zu erreichen, wo ſeine Wunde zwar gefährlich, aber doch nicht tödtlich gefunden wurde. Der Lieutenant Emery war mit einiger Mannſchaft zu Hülfe gekommen, ſonſt wäre Stokes verloren geweſen. — Mit kürzeren Wurfſpießen, die die Neuholländer haben, fangen oder harpuniren ſie (mit außerordentlicher Geſchicklichkeit) Fiſche und tödten Vögel, ſowie andere Thiere. Zu letzterem Zwecke bedienen ſie ſich auch des Bumerang und des Wamara, oder gurkenartig geformter Knittel von 2 bis 3 Fuß Länge, welche geworfen werden, und zwar mit ſolcher Sicherheit, daß ſie ſelten das Ziel verfehlen. Den Wamara insbeſondere pflegen die Coloniſten Wurfſtock zu nennen. Auf der Halbinſel Coburg und in anderen Gegenden der Nordküſten führen die Eingeborenen auch große Keulen; dagegen ſcheinen Bogen und Pfeile den Neuholländern gänzlich zu fehlen, wenigſtens ſind dergleichen bisher nie bei ihnen wahrgenommen worden. — Das Feuerzeug der Neuholländer beſteht gewöhnlich aus zwei Stücken weichen, weißen Holzes und dürrer Papyrusrinde.

In den Armen und Beinen haben ſie eine große Behendigkeit. Ein junger Neuholländer, den Capitän Stanley 1839 auf einer Fahrt nach den öſtlichen Inſeln des Indiſchen Archipels bei ſich hatte, kletterte an dem ſchlanken, aſtloſen Stamme einer Kokospalme mit der Leichtigkeit, wie auf einer Leiter, hinan, und als ihm oben die Beinkleider und Hemdsärmel etwas hinderlich waren, wußte er jene, indem er blos mit einer Hand ſich feſthielt, und dieſe, indem er mit den Beinen den Stamm umklammerte, mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit aufzukrempen. Uebrigens waren ihm die Kokosnüſſe, an denen er großes Behagen fand, etwas ganz Neues, was die bereits oben ausgeſprochene Vermuthung, daß das auſtraliſche Feſtland der Kokosbäume entbehrt, zu beſtätigen ſcheint. Auffallend iſt, daß die Neuholländer, welche die höchſten Bäume furchtlos und unbedenklich beſteigen, höchſt zaghaft ſich zeigen beim Hinabblicken in einen nach europäiſcher Art gegrabenen und einigermaßen tiefen Brunnen, ſei es nun, daß das Fremdartige derartiger Brunnen ſie ängſtlich macht, oder daß ſie vom Schwindel befallen werden.

Die Neuholländer beſitzen einen merkwürdigen Inſtinkt oder angeborenen Scharfſinn, der an eine ähnliche Eigenſchaft der Beduinen Arabiens erinnert. An der Haifiſchbai, nördlich und 90 Meilen vom Schwanenfluß, lernte der Engländer Roe einen Eingeborenen kennen, der aus den, von ſeinen Landsleuten herrührenden Fußſtapfen im Sande nicht nur genau erſehen konnte, wie viele dageweſen waren, ſondern auch ſogar den Namen eines Jeden zu nennen wußte. Seine Ausſagen erhielten

ſpäter volle Beſtätigung durch Eingeborene am Schwanenfluſſe, die zur angegebenen Zeit und in der angegebenen Zahl an jener Stelle in der Nähe der Haifiſchbai geweſen waren. Bei dem ſchon oben genannten jungen Neuholländer Miago, der die Fahrt längs der Nordweſtküſte auf dem „Beagle“ mitmachte, wurde eine Naturgabe anderer Art entdeckt. Er war nämlich auf offenem Meere und ſelbſt bei dichtumwölktem Himmel im Stande, die Richtung des Hafens, auf den das Schiff zuſteuerte, jederzeit ganz genau anzugeben, ohne daß dieſelbe ihm irgend näher bezeichnet worden wäre; ſo daß ſelbſt, wenn er auf den Kompaß ſich verſtanden und dieſen zu Rathe gezogen hätte, es ihm nichts genützt haben würde. Wenn man 50 oder 60 Meilen von einem Hafen entfernt iſt, ſo ſteuert man ſelten oder nie ſofort in der geradeſten Richtung auf ihn zu, ſondern in der Regel iſt man, örtlicher Hinderniſſe oder widriger Winde wegen, zu Umwegen genöthigt. Miago aber ließ ſich nie irre führen, ſo oft man dies auch mit ihm verſuchte, vielmehr gab er, als wittere er den Ort aus der Ferne, jederzeit die geradeſte Richtung nach dem Hafen an. Dieſe Gabe, die allerdings in ähnlicher Weiſe den nordamerikaniſchen Indianern hinſichtlich der Auffindung von Orten auf dem feſten Lande eigen iſt, ſchien ſelbſt den durch und durch wiſſenſchaftlich tüchtigen Offizieren des „Beagle“ völlig unerklärlich auf offener See, wo nichts als Himmel und Waſſer zu ſehen iſt. Sie muß einer Art Inſtinkt beizumeſſen ſein, und ſo mag es ſich denn auch vielleicht erklären laſſen, wie lange vor Erfindung des Kompaſſes unternehmende Seefahrer weite und gefährliche Seereiſen wagen und das Ziel derſelben erreichen konnten. Ein anderer Eingeborener am Schwanenfluſſe, der bei einer ſpäteren Fahrt des „Beagle“ mitgenommen wurde, wußte wenigſtens nach der Rückkehr auf's Genaueſte die Orte an der Nordweſtküſte, wo das Schiff geweſen war, anzugeben und obendrein noch manchen Gegenſtänden, die ihn lebhaft intereſſirten, eine poetiſche Seite abzugewinnen. Er beſang ſie mit erſtaunenswürdiger Leichtigkeit und hätte ſich wahrlich in gewiſſer Beziehung manchem italieniſchen Improviſator an die Seite ſtellen können. Die Eingeborenen der Umgegend der oben erwähnten Haifiſchbai beſuchen häufig die nahe Depuch-Inſel (ſ. den geogr. Ueberblick im vor. Kap.) und haben hier an Felſenwänden rohe Zeichnungen, wie es ſcheint zum Zeitvertreib, entworfen von Gegenſtänden, die im Bereiche ihrer Erfahrung und Faſſungskraft ſind: von ihren Corroborieſ oder Nationaltänzen, von Känguruhs, Fiſchen, Vögeln, Waffen ꝛc., — nur nicht, was charakteriſtiſch iſt, von irgend einem Gegenſtande unanſtändiger Art. Nachdem jener Neuholländer vom Schwanenfluſſe dieſe Malereien geſehen hatte, übte auch er ſich in der Zeichnenkunſt und machte wirklich ohne Anleitung Fortſchritte darin. Sein Streben ging dahin, die Zeichner auf der Depuch-Inſel noch zu übertreffen.

Von einer anderen Geſchicklichkeit der Eingeborenen war Stokes in der Gegend von Albany Zeuge. Albany gehört zu der Colonie Weſtauſtralien und liegt an der Südküſte bei König-Georgs-Sund, oſtſüdöſtlich und 40 Meilen vom Cap Leeuwin. Stokes machte eine kleine Landreiſe von hier aus nach dem Innern zu und fand eine Anzahl Eingeborener mit dem Verbrennen eines Gebüſches beſchäftigt, was ſie jährlich zu gewiſſen Zeiten thun. Die Sicherheit, mit der ſie das furchtbare Element zu regieren und zu beherrſchen wußten, erfüllte ihn mit Bewunderung. Diejenigen, die hauptſächlich damit beauftragt ſind, die Flammen weiter zu leiten oder auch ihnen Einhalt zu thun, ſind mit belaubten Baumäſten verſehen, womit ſie das Feuer, wenn es eine verkehrte Richtung nimmt, auslöſchen. Die Neuholländer ſcheinen mit dieſen partiellen Waldbränden die Vertreibung von Schlangen, Eidechſen und Buſchkänguruhs oder Wallabats aus dem Gebüſche zu bezwecken; ſie unterſtützen dieſe Wirkung des Feuers durch Rufen und Schreien und tödten die Thiere, ſobald ſie herauskommen,

mit Wurfſpießen oder Bumerangs. Die ganze Scene iſt ſehr belebt, und der eifrige Wilde, bei dem jede Muskel in Bewegung und jede Geiſteskraft in Thätigkeit iſt, ſcheint ein ganz anderer als ſonſt zu ſein.

Von dem Wanderleben der Neuholländer iſt bereits oben die Rede geweſen. Sie ziehen alſo ſtammweiſe langſam umher, öfter verweilend, je nachdem die einzelnen Gegenden ihnen beſondere Hülfsquellen zur Ernährung darbieten. Was nun die gewöhnliche tägliche Lebensweiſe im Allgemeinen betrifft, ſo entfernen ſich Morgens Alle aus dem Lager, mit Ausnahme der jüngeren Kinder, die unter Aufſicht von erwachſeneren zurückbleiben; nur die Säuglinge tragen die Mütter auf dem Rücken mit ſich herum. So gehen ſie, gewöhnlich zu zwei oder drei, die Männer zum Fiſchfange oder zur Jagd, und die Frauen zum Aufſuchen anderer Nahrungsmittel: ſie tauchen nach Muſcheln, graben Wurzeln und fangen die kleineren Thiere ein; auch fiſchen ſie mit Haken und Leine, während die Männer mehr das Speerſtechen beim Fiſchfange anwenden. Jeder ißt von dem, was er findet, den Reſt bringt er zu dem gemeinſamen Eßplatze, wo alles unter die Familie vertheilt wird. Außerdem verfertigen die Männer Waffen, Kähne oder, wo dieſe nicht im Gebrauche ſind, Flöße; die Frauen ſorgen für den Hüttenbau, die Verfertigung der Geräthe, Matten ꝛc.; beim Fortgehen müſſen ſie zugleich das Meiſte tragen, denn der Mann beladet ſich nur mit den Waffen. Iſt für die Nahrung geſorgt, ſo vertreibt man ſich die Zeit mit Kämpfen, Tänzen, gewöhnlich aber mit müßigem Umherſtreifen, bis der Hunger zu neuer Anſtrengung für die Hauptbeſchäftigung des Lebens antreibt. Größere Verſammlungen mehrerer Stämme ſcheinen nur bei gewiſſen Gelegenheiten, großen Jagden, Kämpfen zwiſchen zwei Stämmen, Feſten u. dgl. m. vorzukommen.

Wenngleich der Grundtypus der Neuholländer überall auf dem neuhölländiſchen Feſtlande der nämliche iſt (ſ. oben), ſo fehlt doch auch bei ihnen nicht die dem ganzen Menſchengeſchlechte eigene Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit in dem äußeren Gepräge und den Charakteren einzelner Individuen, wie ganzer Familien und Stämme. Selbſt der Einfluß der Europäer hat ſich nicht überall, wenigſtens da nicht nachtheilig gezeigt, wo Deportirte fern geblieben ſind. „Wir waren ganz erſtaunt“, erzählt Stokes unter anderm, „über den Contraſt zwiſchen den Eingeborenen am Schwanenfluſſe und denen, die wir bei einer früheren Gelegenheit am König-Georgs-Sunde (an der Südküſte der Colonie Weſtauſtralien) geſehen hatten, obwohl die Entfernung zwiſchen ihnen nur 50 Meilen beträgt. Der Vergleich fiel entſchieden zu Gunſten derer aus, die unter dem Einfluſſe ihrer civiliſirten Mitmenſchen geſtanden hatten. Eine Haupturſache der günſtigen Veränderung iſt ſchon die beſſere Koſt und die Regelmäßigkeit des Genuſſes. Die Eingeborenen haben in der That namentlich dem Waizenbrote großen Geſchmack abgewonnen, und ſie arbeiten tüchtig für die Coloniſten, denen ſie Holz ſpalten, Waſſer tragen u. dgl. m., um ſolches Brot zu bekommen. Sie ſcheinen von Natur gut geſinnt, friedlich und harmlos; auch kann man, bei gehöriger Anleitung, gute Dienſtboten aus ihnen machen; nur wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen und längere Zeit wieder im Verkehre mit ihren Landsleuten in der Wildniß geweſen ſind, fallen ſie leicht in ihre alten Gewohnheiten zurück“. Auch der mehrerwähnte Miago wies ſich auf der Reiſe längs der Nordweſtküſte in manchen Stücken als ſehr brauchbar aus. Lieutenant Warburton in Albany (im ſüdlichſten Theile der Colonie Weſtauſtralien) hatte einen Eingeborenen zum Bedienten und war recht gut mit ihm zufrieden. Indeß gehörte er einem Stamme an, der mit einem anderen in Feindſchaft lebte. Als daher auf einer Landpartie ſein Herr ihn nach Hauſe ſchickte, um etwas, was dort vergeſſen war, zu holen, erbat er ſich zuvor dringend ein Gewehr, um ſich gegen die Eingeborenen des feindlichen Stammes, durch deſſen Gebiet ihn ſein Weg

führte, vertheidigen zu können. An der Twofold-Bai, im ſüdlichſten Theile der Oſtküſte, gründete ein Coloniſt, Hr. Boyd, vor einigen Jahren eine Niederlaſſung, die wegen der Nähe des grasreichen und überhaupt fruchtbaren Manero-Landes oder der Brisbane-Ebenen, wahrſcheinlich ſehr emporkommen wird. Dieſer gebrauchte Eingeborene ſogar zu Matroſendienſten auf ſeiner Jacht und zwar mit dem beſten Erfolge. Sie waren bald ſo weit eingeübt, daß ſie Fahrten auf den Wallfiſchfang mitmachen konnten, und hier kamen ihnen ihr ſcharfes Geſicht und ihre Geſchicklichkeit im Speerwerfen beſonders beim Harpuniren des Fiſches trefflich zu Statten. Sie zeigten überhaupt guten Willen bei Allem, wozu ſie angeleitet wurden. Ja, in Neu-Südwales ſelbſt kommen Ausnahmen von der erwähnten Regel vor. Schon die Eingeborenen der Umgegend von Shoal-Haven (ſüdlich und 16 Meilen von Sidney) und in andern Gegenden des ſüdlichen Theiles der Colonie von Neu-Südwales unterſcheiden ſich ſehr vortheilhaft von denen bei Sidney; ſie haben ein gutes äußeres Anſehen, wieſen ſich als brauchbare Menſchen aus und berechtigen zu noch größeren Erwartungen für die Zukunft. Andererſeits haben z. B. die Eingeborenen an der Roebuck-Bai (ſ. die geogr. Ueberſicht im vor. Kap.) eine ſtattlichere Geſtalt als die der Südoſtküſte und ſelbſt als die meiſten anderen Stämme der Weſtküſte; ſie gehen nackt bis auf eine Grasmatte um die Lenden und tragen ihr ſchlichtes Haar hinten aufgebunden. Die Sitte des Einſchlagens von einem oder zwei Vorderzähnen nach erreichter Mannbarkeit ſcheint bei ihnen nicht zu herrſchen, auch der Wurfſtock ihnen unbekannt zu ſein. Eine auffallende Erſcheinung bot den Offizieren des „Beagle“ ein junger Mann an der Nordweſtküſte dar. Seine Haut war kupferfarbig; ſein Kopf war nicht ſo groß und gerundeter als bei ſeinen Begleitern; von einer hervorragenden Unterſtirn war bei ihm nichts zu ſehen; die Schultern hatten mehr die Umriſſe wie bei Europäern, auch waren Körper und Beine beſſer proportionirt als bei den übrigen Eingeborenen; — kurz, er konnte als ein wohlgeſtalteter Mann betrachtet werden, mit dem äußeren Gepräge der kaukaſiſchen Raſſe. Entweder ſtammte er väterlicherſeits von einem an dieſe Küſte verſchlagenen europäiſchen Seemann, oder von einem Malayen her. Es dürfte vielleicht hier nicht unerwähnt gelaſſen werden, daß der Lieutenant Grey, der 1838 von der Hannover-Bai (an der Nordweſtküſte, ungefähr unter 15° 30′ S. Br.) ziemlich weit ins Innere vorgedrungen war (übrigens traf er faſt überall nur unfruchtbare, öde Gegenden an) unter den Volksſtämmen einige kennen lernte, die in der Cultur weiter vorgeſchritten waren, als die Eingeborenen an der Nordküſte überhaupt. Es zeigte ſich dies an manchen Einrichtungen. Zugleich waren unter ihnen Einzelne von weit hellerer Hautfarbe, einnehmenderer Geſichtsbildung und ſchönerem Körperbau als die Uebrigen. Grey war geneigt, ſie für Abkömmlinge von holländiſchen Seeleuten, die an der Küſte Schiffbruch gelitten und bei den Eingeborenen Aufnahme gefunden, zu halten. — Sodann iſt wieder die Bemerkung gemacht worden, daß die Eingeborenen der Umgegend von Port Philipp (an der Baßſtraße) ſchöner geſtaltet ſind, als die am Schwanenfluß. „Am obern Lauf des Victoria“, erzählt Stokes, „ließen ſich Eingeborene hören, und wir ſetzten uns auf alle Fälle in Vertheidigungsſtand. Endlich kamen zwei von ihnen heran, begleitet von einem großen röthlichgelben Hunde, der abſcheulich heulte. Sie beobachteten uns jedoch nur, ſchienen ſehr erſtaunt über unſere Erſcheinung, riefen häufig ho! ho! und zogen ſich allmälig zurück. Sie waren gut geſtaltet, von hohem Wuchs und ganz nackt. Jedenfalls boten ſie einen grellen Contraſt gegen die elenden Weſen der Umgegend von Sidney dar. Hier ſahen wir die Eingeborenen in ihrem reinen Naturzuſtande, dort aber ſind es verkrüppelte Culturgeſchöpfe geworden.“

Wickham und Stokes nahmen während ihrer Umſchiffung des auſtraliſchen Feſtlandes auch eine auffallende Charakter-Verſchiedenheit unter den Eingeborenen

wahr: in einigen Gegenden waren ſie ſehr freundlich geſinnt, während ſie an andern Orten die größte Feindſeligkeit und Abneigung gegen die Fremden an den Tag legten. Dies waren offenbar nicht etwa zufällige Verſchiedenheiten, ſondern es mußte als ein ſcharf ausgeprägter Contraſt in den Geſinnungen der einzelnen Stämme, mögen die Urſachen nun phyſiſcher oder moraliſcher Art ſein, betrachtet werden. Auf der Halbinſel Coburg trafen Engländer, welche dieſelbe 1839 durchforſchten, Eingeborene an, die ſich ſehr friedlich und dienſtfertig bezeigten, und ſich ſogar zu Wegweiſern erboten, wobei ſie einen bewunderungswürdigen Scharfſinn in Ermittelung des richtigen Weges, ohne die geringſten äußern Kennzeichen dabei zu haben, an den Tag legten. Auch lieferten ſie den Engländern Krabben, wofür ſie Brot erhielten, welches ſie begierig verzehrten. Nach der neuangelegten Colonie bei Port Eſſington brachten ſie wilden Honig und Palmkohl, welches ein vortreffliches Gemüſe abgibt, obwohl der Baum, um den Kohl zu bekommen, umgehauen wird. Die Eingeborenen der Halbinſel Coburg ſind im Allgemeinen wohlgeſtaltet und unterſcheiden ſich in manchen Stücken von den übrigen Neuholländern. Sie gehen ganz nackt; nur wenn ſie nach der Colonie am Port Eſſington kommen, bedecken ſie die Mitte des Leibes mit einigen Blättern. Ihre Canots haben ſie meiſt von den Malayen des Indiſchen Archipels erhalten. Die Eingeborenen an der Shoalbai (in der Gegend der Clarenceſtraße: ſ. die geographiſche Ueberſicht im vor. Kap.) halfen der Bootsmannſchaft des „Beagle“ bereitwillig beim Aufſuchen von Schalthieren; ebenſo führten ſie einen Offizier, den ſehr durſtete, ſogleich zu einem von ihnen gegrabenen Brunnen, deſſen Waſſer freilich ſalzhaltig war; obwohl ſie ſelbſt es begierig tranken. Sie hatten offenbar nie zuvor einen Weißen geſehen; denn zu einem Matroſen, der ſeine Beinkleider bis über die Kniee aufgekrampt hatte, traten ſie heran und rieben die Haut, um zu ſehen, ob ſie bemalt ſei. Sie waren wiederum von ſchönerer Geſtalt als Eingeborene anderer Gegenden, namentlich als die an der ziemlich nahen Adamsbai, in welche der Adelaide mündet. Ihre Zähne waren durchgehends vollſtändig, — abermals ein Beweis, daß die Sitte des Ausſchlagens von Vorderzähnen nicht bei allen Stämmen herrſcht. Bei dieſer Gelegenheit möge auch bemerkt werden, daß am Königsſunde (früher Cygnetſund genannt, an der Nordweſtküſte), an der Weſtſeite des Carpentariagolfs und an der Küſte des Auſtralbuſens (im Süden) alſo in ganz entgegengeſetzten Gegenden des auſtraliſchen Feſtlandes, die Sitte einer Art Beſchneidung bei den Eingeborenen beobachtet worden iſt. Indeß iſt dieſe Sitte nicht etwa als eine religiöſe Ceremonie, ſondern vielmehr als eine Verſtümmelung in ähnlichem Sinn, wie das Ausſchlagen von Vorderzähnen, zu betrachten.

In der Gegend der Adelaide-Mündung, an der Clarenceſtraße (welche die Melville-Inſel von der Nordküſte des Feſtlandes trennt) traf Stokes eine neuholländiſche Familie, die aus einem ältlichen Manne, ſeinem Weibe und vier Kindern beſtand. Es gelang ihm, indem er allein ſich ihnen nahte, zu dem Weibe ſo weit heranzukommen, daß er ſie mit einem Taſchentuche beſchenken konnte, wogegen ſie ihm ein großes Blatt von der Kohlpalme darreichte. Nach und nach ſammelte ſich die ganze Familie um ihn her; nur das älteſte Kind, ein etwa 15jähriger Knabe, zeigte noch immer die größte Schüchternheit. In ſeiner durchbohrten Naſe trug er einen dünnen hölzernen Stab, der eine volle Elle lang war. Seine und ſeiner Geſchwiſter Zähne waren vollſtändig, dagegen fehlten nicht nur dem Vater, ſondern auch der Mutter zwei Vorderzähne in der obern Kinnlade, wie bei den Eingeborenen der Umgegend von Port Eſſington, wo dieſe Sitte nach der Verheirathung beobachtet wird. Sie hatten drei kleine Hunde bei ſich, auf die ſie große Stücke zu halten ſchienen und von denen ſie ſich daher auch nicht trennen wollten, obgleich ihnen reichlicher Erſatz dafür geboten wurde. Das Weib trug einen flaſchenartig geformten Korb mit weißer und rother Erde, zum Bemalen des

Körpers, auf dem Rücken. Dieſe Eingeborenen zeigten mehr Neugierde, als bei andern Neuholländern bemerkt worden, und ſie ließen ſich ſogar bewegen, nach dem in der Nähe liegenden Schiffsboote herabzukommen. Hier, wie anderwärts, erregte zunächſt die Größe der Ruderriemen, dann die des Bootes ſelbſt das höchſte Staunen. Die Art, wie der Mann ſich dabei benahm, war beluſtigend: zuerſt ſchrie er laut auf, dann folgte ein leiſes Pfeifen. Man ſah es ihm an, wie ſeine Aufmerkſamkeit auf alles und jedes gerichtet war, und wie Neugierde und Furcht in ihm kämpften. Endlich gewann jene die Oberhand, und er war ſchon im Begriff, das Boot zu beſteigen und ſich an Bord des „Beagle" bringen zu laſſen, als die inſtändigen Bitten ſeines Weibes und älteſten Kindes ihn wieder umſtimmten. Jedoch verſprach er, in ſeinem Canot, welches in der Nähe lag und 20 Fuß lang war, nach dem Schiffe zu kommen. Noch denſelben Tag, gegen Abend, erfüllte er ſein Verſprechen; er war von zwei jungen Wilden begleitet, die das Canot in Bewegung ſetzten und leiteten. Um ſie deſto mehr dazu zu bringen, an Bord zu kommen, fuhr Stokes ihnen in einer Jolle entgegen; er gerieth aber damit einmal zufällig zwiſchen Canot und Ufer, und nun war alles verdorben. Beſonders der eine junge Wilde gerieth in die größte Wuth, wahrſcheinlich weil er glaubte, man wolle ihnen den Rückweg abſchneiden. Sofort kehrten die Eingeborenen mit dem Canot nach dem Lande zurück. Dieſer ſcheinbar unbedeutende Vorfall hätte für den Steuermann Fitzmaurice und den Schiffsſchreiber Keys die traurigſten Folgen haben können. Denn als dieſe am folgenden Tage auf dem Strande Beobachtungen mit der Magnetnadel anſtellten und dieſelben beinahe vollendet hatten, ſahen ſie plötzlich auf einem angrenzenden, etwa 20 Fuß hohen Felſenvorſprunge eine Menge Eingeborener verſammelt, welche ihre Wurfſpieße auf ſie richteten und durch drohende Geberden zu erkennen gaben, daß ſie mörderiſche Abſichten im Schilde führten. Zum Glück hatte in dieſem ſchrecklichen Momente Hr. Fitzmaurice die Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart, mit lautem Jauchzen und lebhaften Geberden zu tanzen und zu ſpringen, was auch Hr. Keys that, obwohl dieſer in einiger Entfernung war und ſich durch die Flucht hätte retten können. Sei es nun, daß die Wilden daran Gefallen fanden, oder daß ſie durch das harmloſe Treiben der beiden Engländer beſänftigt wurden; genug, ſie ſenkten ihre Wurfſpieße, erhoben ſie jedoch augenblicklich wieder zum Schleudern, ſobald die Offiziere die geringſte Miene machten die zu ihren Füßen liegenden geladenen Piſtolen aufzugreifen. Endlich kam ein anderes bemanntes Boot vom Schiffe heran, worauf die Eingeborenen, unter denen der junge Mann von geſtern ſich am wildeſten geberdet hatte, ſich zurückzogen. Obgleich das Leben der HH. Fitzmaurice und Keys an einem Faden gehangen hatte, ſo mußten ſie ſpäter ſelbſt lachen, wenn ſie an dieſen Vorfall zurückdachten, wo ſie im wahren Sinne des Wortes um ihr Leben getanzt hatten.

Auf der Fahrt des „Beagle" längs der Nordweſtküſte wurde bei Cap Leveſque (ſ. die geogr. Ueberſicht im vor. Kap.) geankert, um friſches Waſſer einzunehmen und nautiſche Vermeſſungen anzuſtellen. Kaum war das Boot abgefahren, als auch ſchon am großen Maſte die weiße Flagge wehte, das jedesmalige Zeichen, wenn vom Schiffe aus Wilde am Lande wahrgenommen wurden. Die Bootsmannſchaft blickte nach dem Geſtade und ſah daſſelbe mit Eingeborenen vollgedrängt. Sie erhoben ein herausforderndes Geſchrei, wobei ihre Arme, mit windmühlenartiger Geſchwindigkeit herumwirbelten (was die Neuholländer in ſolchen Fällen gewöhnlich zu thun pflegen), und ſchwenkten ihre Speere. Die Schnelligkeit ihrer Bewegungen ließ ihre Zahl nicht genau überſehen; augenſcheinlich aber waren ſie in großer Stärke verſammelt. Indeß ging die Mannſchaft an's Land, obwohl an einer Stelle, die von den Wilden nicht beherrſcht wurde. Sie machten auch keinen Verſuch, die Engländer am Landen zu verhindern, und Letztere vermieden ihrerſeits jede Gelegenheit zu Feindſeligkeiten. Am

folgenden Morgen begab ſich eine ſtark bewaffnete Abtheilung an's Land und fing an, einen Brunnen zu graben. Die Eingeborenen hielten ſich auf den benachbarten Anhöhen und beobachteten die Engländer beim Graben mit lebhafter Neugierde. Am andern Tage ließen ſie ſich nicht blicken, wohl aber am nächſtfolgenden, wo ſie, ermuthigt durch das gelaſſene Benehmen der Engländer, immer kühner wurden und näher ſich herandrängten. Um ihnen ein- für allemal Furcht einzujagen und einen Beweis der Ueberlegenheit der Weißen zu geben, wurde Abends auf dem Schiffe eine Congreveſche Rakete nach der Richtung, wo man die Wilden vermuthete, abgefeuert. Dies that die gewünſchte Wirkung, und die Brunnengräber wurden nun nicht weiter geſtört. Nach Verlauf mehrerer Tage kamen einzelne Eingeborene nach dem Strande, als die Engländer gerade ein Fiſchnetz ausgeworfen hatten. Gelockt durch das Anerbieten einiger Fiſche, kamen ſie näher und benahmen ſich überhaupt friedlich, beobachteten aber die Vorſicht, ſich immer den Rücken frei zu halten. Die Engländer ſchenkten ihnen einige Spielſachen u. dgl. m., für welche bei der Ausrüſtung des „Beagle“ Sorge getragen war; die Eingeborenen nahmen dieſelben zwar an, aber mit der größten Gleichgültigkeit, — eine Erſcheinung, die man in dergleichen Fällen bei den Neuholländern faſt immer beobachtet hat. Den mehrerwähnten Miago betrachteten ſie mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, und nachdem dieſer wieder am Bord und in Sicherheit war, beklagte er ſich bitter über die ihm von ſeinen Landsleuten zugeworfenen verächtlichen Blicke, und gerieth ſogar in Wuth über ein ſolches Benehmen, welches er mit den heftigſten Drohungen erwiederte, bei denen es freilich auch ſein Bewenden behielt.

An dem ganz nahen Königsſunde war das Zuſammentreffen mit einem Eingeborenen wieder anderer Art. Die Engländer fanden hier ein Floß von 18 Fuß Länge und 4½ Fuß Breite, bei dem jedoch die Natur das Meiſte gethan hatte; denn es beſtand faſt nur aus dem Stamm und den Wurzeln eines Mangrove oder Mangelbaums. Mit mehr Kunſtfertigkeit aber war ein Floß gebaut, auf dem ein alter Neuholländer ſich dem die Küſte unterſuchenden Schiffboote unerſchrocken näherte. Schon Tags zuvor war er zu der gelandeten Bootsmannſchaft zutraulich herangetreten, obwohl er allem Anſcheine nach nie zuvor Europäer geſehen, und hatte ihr unaufgefordert einen bequemen Weg zum Strande gezeigt. Mit feſten Tritten und einer außerordentlichen Behendigkeit war er über die Felſen, mochten ſie noch ſo ſteil ſein, hinweggeſchritten, ohne daß man ihm die geringſte Anſtrengung dabei angemerkt. Er war ungefähr 5 Fuß 8 Zoll lang; ſein Haar war hinten nicht aufgebunden, wie dies ſonſt bei den meiſten Eingeborenen an der Nordweſtküſte gebräuchlich iſt; auch waren ſeine Zähne nicht vorn lückenhaft, ſondern vollſtändig; ſeine Unterſtirn trug freilich das charakteriſtiſche Gepräge der Neuholländer, dagegen war die Oberſtirn auffallend hoch; ſeine Faſſungskraft war ſehr ſchnell, und er drückte ſich in Worten und Geberden auf eine gefällige und ruhige Weiſe aus, nicht dabei mit den Armen windmühlenartig fechtend, wie die meiſten ſeiner Landsleute zu thun pflegen. Ueberhaupt bot ſein ganzes Benehmen einen erfreulichen Contraſt gegen das der Eingeborenen anderer Gegenden dar. Die Engländer bedauerten, mit paſſenden Geſchenken für ihn nicht verſehen zu ſein; alles, was ſie ihm geben konnten, beſtand in einigen Glasperlen und etwas Schiffszwieback, den er ſehr begierig aß. Sein Betragen blieb das nämliche, als die Engländer von ihm ſchieden; es war ihnen jedoch im höchſten Grade auffallend, daß, als das Boot vom Lande abfuhr und er das Geſtade hinaufging, er auch nicht einziges Mal zurückblickte, ſondern ſo ruhig und ſtill vor ſich hinwandelte, als wäre ihm, was er heute geſehen und erlebt, etwas ganz alltägliches. Dieſer Mangel an Neugierde ſcheint jedoch den Neuholländern überhaupt mehr oder

minder eigenthümlich zu ſein; während bekanntlich ſonſt bei faſt allen Wilden grenzenloſe Neugierde grade ein charakteriſtiſcher Zug derſelben iſt. Namentlich iſt dies bei den Feuerländern oder Peſcherähs der Fall, die in ſo mancher Hinſicht den Neuholländern gleichen. Letztere aber ſieht man ſelten eine Neugierde oder Verwunderung äußern; und doch iſt ihre Gleichgültigkeit eben ſo wenig Dummheit, wie ihre Einfalt verſteckte Schlauheit iſt.

Die ſo eben erwähnte Aehnlichkeit zwiſchen den Feuerländern und Neuholländern bemerkte Stokes beſonders bei fünf Eingeborenen, die er auf der Nordſeite des Königsſundes antraf. Capitän Wickham und Stokes fuhren an's Land, um ſie wo möglich zu bewegen, das Schiff zu beſuchen; dem älteſten unter ihnen wurde ein Taſchentuch geſchenkt, welches ihm ungemein zu gefallen ſchien; als er jedoch den Wunſch vernahm, daß er und ſeine Gefährten an Bord kommen möchten, war er mit Mühe zu bewegen, das Tuch zu behalten. „Wer es nicht ſelbſt erfahren hat," fügt Stokes hinzu, „kann ſich keinen Begriff davon machen, wie ſchwer es im Allgemeinen hält, mit Wilden durch Zeichen ſich zu verſtändigen, und wie häufig Mißverſtändniſſe nothwendig dabei vorkommen müſſen. Als ich ſpäter der Unterredung mit jenen Eingeborenen weiter nachdachte, wurde es mir mehr als wahrſcheinlich, daß ſie das: an Bord kommen und dort „zu eſſen" erhalten, ſo verſtanden hatten, als ſollten ſie gegeſſen werden." Der Aelteſte hatte übrigens das Wort geführt oder vielmehr die Zeichen für die Uebrigen gemacht, was in ſolchen Fällen bei den Neuholländern gewöhnlich zu geſchehen pflegt. Seltſamer Weiſe hatten ſie ſich auch bei verſchiedenen Anläſſen verneigt, und zwar ganz auf morgenländiſche Weiſe, dabei ein Wort ausſprechend, was wie irru irru klang.

Man ſieht aus dieſem allen, daß Offenheit und Zutraulichkeit im Charakter der Neuholländer ſelten zu finden ſind, und wir haben ſogar mehrere Beiſpiele von einem verſteckten, hinterliſtigen Weſen oben kennen gelernt. In letzterer Beziehung verdient noch folgender Fall erzählt zu werden. Ein Pflanzer im Innern der Colonie am Schwanenfluß wurde eines Abends von einem Eingeborenen, Namens Tonquin, um die Erlaubniß gebeten, in ſeiner Küche übernachten zu dürfen, wo am nämlichen Abend ein anderer Neuholländer ebenfalls Aufnahme gefunden hatte. Die Bitte ward gewährt. Tonquin aber hegte einen perſönlichen, oder von einem Streit zwiſchen den verſchiedenen Stämmen herrührenden Haß gegen ſeinen Schlafgenoſſen und ging darin ſo weit, daß er ihm Nachts den Speer durch das Herz ſtieß, worauf er ſich ruhig wieder niederlegte zum Schlafen. Am folgenden Morgen gerieth natürlich Alles in Entſetzen über die That, deren Beſtrafung Tonquin nur dadurch entging, daß er die erſte Verwirrung zu ſeiner Flucht benutzte. Es ſcheint auch unter den Neuholländern die Blutrache zu herrſchen; denn Tonquin erzählte ſpäter, er habe 14 Tage hindurch faſt gar nicht geſchlafen, indem die Angehörigen des Ermordeten ihm ſtets auf der Ferſe geweſen wären und ihn von Ort zu Ort unabläſſig verfolgt hätten. Er entkam indeß mit dem Leben, obwohl er durch die fortwährende Angſt faſt zu einem Schattenbilde geworden war.

An einer Religion fehlt es den Neuholländern natürlich nicht (vergl. Kap. 6, Abſchn. I, im Eingange), nur ſind ihre religiöſen Begriffe im Allgemeinen ſehr ſchwankend und unbeſtimmt. Die erſten Coloniſten in Neu-Südwales glaubten, daß dieſe Begriffe der Eingeborenen ſich auf den Unterſchied zwiſchen gut und böſe und eine Ahnung vom zukünftigen Leben beſchränkten. Doch entdeckte man auch bald den Glauben an einen böſen Geiſt, ſpäter den an zwei Götter, einem böſen und einem guten Geiſt. Der böſe Geiſt heißt in Neu-Südwales bei einigen Stämmen Man, mit dem Glauben, daß ihm die Todten gehören, bei andern heißt er Bucki und iſt den Todten feindlich, und bei noch andern Stämmen heißt er Koppa und wohnt in Höhlen, denen daher

Digitized by Google

die meiſten Eingeborenen ſich nicht zu nähern wagen. Im Allgemeinen ſind die unſichtbaren höheren Weſen der Neuholländer, wie freilich bei den meiſten Heiden, mehr finſterer, Furcht erregender als freundlicher, wohlwollender Art. Auch die Eingeborenen in der Colonie Weſtauſtralien glauben an einen böſen Geiſt, den ſie Jinga nennen und der finſtere Höhlen, Brunnen und geheimnißvolle düſtere Orte bewohnen und bisweilen in der Geſtalt einer geringelten, ungeheuren Schlange ſich blicken laſſen ſoll. Ein Eingeborener, der für einen Pflanzer am Schwanenfluß arbeitete, weigerte ſich, ihm Nachts Waſſer aus einem nahen Brunnen zu hohlen, aus Furcht vor dem böſen Geiſte, der, wie er meinte, beſonders Trinkwaſſer ſcharf bewache und grade in der Stunde der Nacht am fürchterlichſten und mächtigſten ſei. Endlich wird auch in einigen Gegenden Neuhollands an das Daſein eines Gottes Wappo geglaubt, der dem großen Feſte Kebarra vorſtehe. Uebrigens nehmen die meiſten Neuholländer neben dem böſen Geiſt auch einen guten an, den ſie Koyan nennen, während jener am häufigſten Petoyan genannt wird. Der gute Geiſt ſchützt die Menſchen gegen den böſen, der in der Finſterniß wohnt und Licht wie Feuer meidet; Nachts verkündet ihn das Säuſeln des Windes in den Bäumen, ihm opfern ſie Speere, um ihn zu verſöhnen. An eine Fortdauer nach dem Tode glauben die Neuholländer allgemein, nur von Strafen und Belohnungen im andern Leben ſcheinen ſie wenig zu ahnen. In Neu-Südwales verſetzen ſie die Geſtorbenen gewöhnlich in die Wolken und glauben, daß ſie dort kleine Fiſche eſſen. Am verbreitetſten aber iſt in dieſer Beziehung bei den Neuholländern der Wahn, daß die Weißen keine gewöhnliche Menſchen, ſondern ihre in veränderter Geſtalt auf die Erde zurückgekehrten verſtorbenen Landsleute ſind! Dies geht ſo weit, daß noch in ganz neuer Zeit ein Coloniſt in Perth (Hptſt. der Colonie am Schwanenfluß), der einem verſtorbenen Neuholländer von einem Stamme im Innern ähnlich ſehen ſollte, regelmäßig zweimal im Jahre einen Beſuch von ſeinen vermeintlichen Anverwandten erhielt, die ſich davon nicht zurückhalten ließen, obwohl ſie jedesmal einen Weg von 14 Meilen durch eine, nicht ſelten von ihren Feinden durchſtreifte Gegend machen mußten. Man kann ſich denken, wie ſehr entflohene Verbrecher dieſen Wahn zu ihrem Vortheil zu benutzen gewußt haben. Auch die Eingeborenen in der Nähe vom Port Eſſington, auf der Halbinſel Coburg, glauben, daß ihre Verſtorbenen in der Geſtalt der Weißen wieder erſcheinen. Ein von ihnen Imburra-burra genannter Baum (der Adanſonia gleichend) iſt nach ihrer Meinung von böſen Geiſtern bewohnt.

Die Todten werden theils verbrannt, theils begraben oder auf andere Art beigeſetzt, und dabei gewiſſe Ceremonieen beobachtet. Das Verbrennen geſchieht mittelſt kleiner Scheiterhaufen, auf die man, außer der Leiche, die Waffen und Geräthe des Todten legt, die auch den Begrabenen in das Grab mitgegeben werden. Im Innern des ſüdöſtlichen Theils des auſtraliſchen Feſtlandes fanden die Reiſenden Oxley und Sturt allenthalben am Murray, Lachlan und Murrumbidgi große künſtliche Gräber, die an der Küſte unbekannt ſind und regelmäßige, kegelförmige Erdhaufen von 5 Fuß Höhe bilden, in denen theils die Aſche verbrannter Körper, theils die Leichen in ſitzender Stellung und mit vielen Fellen bekleidet gefunden wurden. Darüber war ein Gerüſt von Holz und Zweigen errichtet, auf welches die Erde geſchüttet war. Um das Grab herum waren halbrunde, oft amphitheatraliſche, in Reihen ſich erhebende Sitze aus Raſen angebracht. Häufig führen ſorgfältig geebnete Gänge zu dieſen Sitzen; auch pflegen die umſtehenden Bäume entrindet und mit verſchiedenen Figuren geziert zu ſein. Am Flindersfluß, in der ſüdöſtlichen Gegend des Carpentaria-Buſens, fand Stokes eine Beſtattung anderer Art. Der Todte war in Baumrinde gewickelt, darüber ein Netz, und um dieſes waren der Länge nach dünne Baumſtämme gelegt,

welches alles auf zwei gabelförmigen Aeſten, deren unteres Ende in die Erde geſteckt war, ruhte. Einige Waffen lagen neben dem Todten. Bei den Eingeborenen auf der Halbinſel Coburg werden die Gebeine der Todten häufig von Ort zu Ort getragen. Ein Weib trug die Gebeine ihres verſtorbenen Kindes beſtändig mit ſich herum und benetzte ſie häufig mit Thränen des Schmerzes über den erlittenen Verluſt. Sie wußte mit bewundernswürdiger Genauigkeit, als hätte ſie Oſteologie ſtudirt, die auseinander gefallenen Beine wieder zuſammenzuſetzen, um ſich ſo von ihrem Kinde ein deſto lebhafteres Bild machen zu können. Erſt nach längerer Zeit würde ſie vermocht, ſich von ihnen zu trennen.

Die Neuholländer haben meiſt eine abergläubiſche Furcht vor den Todtengräbern, und ſprechen davon, wenn es ſein muß, nur leiſe, nie laut. Ein Pflanzer, der in einer gefährlichen Gegend am Schwanenfluß wohnte, hatte zwei Soldaten als Schutzwache bei ſich. Einſt überfielen fünf Einwohner ſeine Wohnung ſo plötzlich, daß die Soldaten kaum Zeit gewannen, ſich zur Wehre zu ſetzen; jedoch bekamen ſie endlich die Oberhand, ſchoſſen zwei Wilde nieder und durchbohrten die andern mit dem Bajonnett. Die Leichen wurden unweit der Hausthür begraben und bildeten nunmehr die ſicherſte Schutzwehr; denn kein Eingeborener ließ ſich je wieder auf der Pflanzung ſehen. Der Glaube an Geſpenſter oder Geiſtererſcheinung iſt allgemein und kann auch, nach dem bisher Geſagten, kaum weiter auffallen; ebenſo wird an Vorbedeutungen aller Art u. dgl. mehr geglaubt. In den weſtlichen Küſtengegenden und im öſtlichen Flachlande beſtehen gewiſſe Geſetze über das Eſſen von Thieren, deren manche den jungen Männern und den Frauen unterſagt ſind, eine Sitte, die an das Tabu bei den Auſtralindiern erinnert (vergl. Kap. 6, Abſchn. I.).

Obgleich es den Neuholländern faſt durchaus an Formen, in denen ſich ihr religiöſes Leben äußert, fehlt, ſo haben ſie doch allerdings eine Art Prieſterthum, welches ſogar, wenigſtens häufig, erblich zu ſein ſcheint. Die Prieſter ſelbſt, die eine um ſo größere Achtung genießen, je bejahrter ſie ſind, heißen bei den Eingeborenen in Neu-Südwales Karraji, und ihre Geſchäfte beſtehen hauptſächlich darin, die Naſenwand zu durchbohren, Vorderzähne auszuſchlagen, den Frauen Fingerglieder abzuſchneiden (eine ähnliche Sitte wie das Ausſchlagen der Zähne), die Narben auf der Haut hervorzubringen und was dergleichen mehr iſt. Sie beziehen dafür von den Stammmitgliedern eine kleine Abgabe an Lebensmitteln. In ſchwierigen Fällen ertheilen ſie Rath, heilen Wunden und Krankheiten und befaſſen ſich auch mit Wahrſagungen. Am Königgeorgsſunde, wo die Prieſter Mulgarradock genannt werden und in mehrere Grade zerfallen, werden ſie hoch geachtet und gelten für Zauberer, welche Gewitter, Regen und Krankheiten herbeiführen und vertreiben können.

Die einzige Spur religiöſer Gebräuche bei den Neuholländern ſind Feſte, darunter das bekannteſte und beliebteſte mit dem allgemeinen Namen Korrobory bezeichnet wird, und weſentlich aus einem Tanze beſteht. Man pflegt dazu einen ganz einſamen Platz im Walde zu wählen, damit man nicht geſtört werde. Die Zuſchauer ſitzen in einem Halbkreiſe umher; vor ihnen brennt eine Reihe von Feuern, welche durch trockene Holzrinde unterhalten werden; hinter den Feuern iſt der Schauplatz des Tanzes. Die Weiber, welche das Orcheſter bilden, ſitzen auf einer Seite, faſt ganz im Verborgenen, aber ſo, daß ihre gellenden ſchrillenden Stimmen und der gräuliche Lärm, den ſie durch ihre hölzernen Klappern und durch Herumſchwingen an Schnüren befeſtigter Holzſtücke verurſachen, die Wildheit der Scene noch erhöhen müſſen. Die Tänzer beſchmieren ſich mit einer Art von weißem Kalk und geben ſich ſichtliche Mühe, ſo abſchreckend und furchtbar als möglich auszuſehen. Ein Augenzeuge beſchreibt den Tanz folgendermaßen: „Wir warteten einige Zeit auf den Anfang des

Schauſpiels und betrachteten einſtweilen die umherſitzenden Zuſchauer, die zum Theil ſehr ernſthaft ſich geberdeten, zum Theil plauderten und lachten. Auf einmal aber trat eine Todesſtille ein und alle Augen richteten ſich auf den Schauplatz, als in Einem Augenblick die Schauſpieler auftraten; und wirklich ſprangen ſie auch ſo plötzlich aus dem dichten Dunkel des Waldes in den feuerhellen Kreis, daß es war, als wenn ſie aus der Erde aufgeſtiegen wären. Als ſie vor den Feuern ſtanden, Alle in der gleichen Stellung, machten ſie wirklich einen ſeltſamen Eindruck. Sie ſahen aus, wie lebendige Skelete. Die gellende Muſik der Weiber erſchallte, und die geſpenſtiſch ausſehenden Tänzer ſtreckten ihre Arme und Beine aus, machten eine Art von zitternder Muskelbewegung am ganzen Leibe, namentlich an den Knieen und Ellbogen, und begannen mit dem Ausruf: Wrru! Wrru! Wrru! in regelmäßiger Ordnung um die brennenden Feuer herumzukreiſen. Dieſes Rufen hatte einige Aehnlichkeit mit dem Schnurren des Spinnrades und hielt gleichen Takt mit dem abſcheulichen Gebrülle und Geklapper des unſichtbaren Orcheſters.“

Da die Neuholländer zu den Wilden gehören (ſ. Kap. 5, Abſch. I, im Eingange), ſo kann auch von Staatsverhältniſſen bei ihnen nicht die Rede ſein. Selbſt von Einrichtungen, die damit einigermaßen zu vergleichen wären, findet ſich bei ihnen faſt keine Spur, und was in dieſer Hinſicht vorhanden iſt, beſchränkt ſich auf ein Verhältniß, wie es das Familienleben auch im Naturzuſtande mehr oder minder mit ſich bringt. In ganz Neuholland ſind die Eingeborenen in kleine Stämme eingetheilt, die gewöhnlich nur aus wenigen Familien beſtehen; die Stämme eines größern Diſtrikts ſcheinen alsdann wieder durch gemeinſame Sprache zu einem Ganzen verbunden, und obwohl das Verhältniß zwiſchen dieſen größern und kleineren Einheiten in Neu-Südwales nicht klar durchſchaut werden kann, ſo iſt doch in den älteſten Zeiten der Colonie manches bemerkt worden, was darauf ſchließen läßt, daß es hier nicht anders geweſen ſei, als es z. B. am Königgeorgsſunde (im ſüdlichſten Theil der Colonie Weſtauſtralien) noch jetzt iſt, wo die zahlreichen, ſonſt getrennt lebenden Stämme den allen Diſtriktsbewohnern gemeinſamen Namen führen, übrigens in weiter keiner Verbindung ſtehen, als daß ſich manchmal mehrere, zu einem Diſtrikt gehörige Stämme zu großen Jagden, Feſten u. dgl. verſammeln. Die Stämme unterſcheiden ſich von einander durch verſchiedene Formen der Waffen, Geräthe u. ſ. w., hauptſächlich aber durch abweichende Bemalung des Körpers. Auch haben ſie (wenigſtens in Neu-Südwales) beſondere Namen nach dem einem jeden zugehörigen Landſtriche; die Endſylbe gal bezeichnet in Cumberland (der Grafſchaft, worin Sidney liegt) den zu einem Stamme gehörenden Mann (wie Gweagal, einer des Stammes Gwea). Bei der Gründung der Colonie in Neu-Südwales wohnten um Port Jackſon die Stämme Gwea, Kammerra, Kadi, Wahn, u. a. m.; eine Verbindung zwiſchen ihnen beſtand nicht weiter, als daß der mächtigſte Stamm Kammerra (an der Nordſeite des Hafens) das Vorrecht beſaß, daß das große Feſt Yulang (weſentlich nichts anderes als der Korrobory) und das Ausſchlagen der Vorderzähne nur von Männern aus ſeiner Mitte beſorgt werden durfte: die den Knaben anderer Stämme ausgeſchlagenen Zähne wurden als ein Tribut dieſem Stamme überlaſſen. Die Namen der Diſtrikte um den Königgeorgsſunde (an der Südküſte der Colonie Weſtauſtralien) ſind Meananger, Murram, Yobberore, Will, Warrangle und Korine. Jeder einzelne Stamm beſitzt ein beſonderes Gebiet, auf deſſen Behauptung er ſtreng wacht; daher proteſtirten die Eingeborenen der Umgegend von Sidney bei der Gründung der Colonie lebhaft, aber natürlich erfolglos gegen die Beſitznahme der Europäer, und im Innern thun ſie dies bei der zunehmenden Ausdehnung der Niederlaſſungen noch jetzt. Auch ſcheint in Neu-Südwales einzelnen Familien be-

Digitized by Google

ſtimmtes Land zugewieſen zu ſein, wie es in der Colonie Weſtauſtralien ebenſo der Fall iſt, wo jede Familie ihren Bezirk und das Recht, darauf zu jagen, zu fiſchen, und Wurzeln zu graben hat, ohne darum unter gewiſſen Beſchränkungen die übrigen Mitglieder des Stammes von der Benutzung des Bezirkes ausſchließen zu dürfen. So gehören z. B. alle Würmer in den Grasbäumen, die für Leckerbiſſen gelten, dem Grundbeſitzer; ohne ſeine Gegenwart darf keine große Jagd durch Anzünden des Graſes gehalten werden, und er bekommt von der Ausbeute einen größern Antheil, während in jedem Bezirke der Fang von Thieren auf andere Weiſe, als dieſe, Allen geſtattet iſt. Daher kann jede Familie auch außerhalb ihres Bezirkes umherziehen und die Hülfsquellen anderer benutzen; ohne darum ihr Eigenthumsrecht zu verlieren.

Der Raum, den die einzelnen Stämme durchwandern, iſt, da ſie den Diſtrikt, dem ſie angehören, nicht zu verlaſſen ſcheinen, nur klein, und die Verbindung zwiſchen ihnen gering: ſie dehnt ſich ſelten über die benachbarten Stämme aus. Ein Eingeborener, Namens Bennilong, der bei Sidney wohnte und mit den erſten Coloniſten in vielfache Berührung kam, kannte den Hawkesbury nicht, obwohl derſelbe nur 5 Meilen entfernt iſt; ein anderer, der am Königgeorgsſunde wohnte und Wilſon auf ſeiner Reiſe begleitete, war nie über 7 oder 8 Meilen weit vom Sunde nach Weſten hingekommen, und Eingeborene in der Nähe der Halbinſel Coburg wußten von der Gründung einer Colonie auf derſelben nicht das Geringſte, obwohl ſchon mehr als zwei Jahre ſeitdem verfloſſen waren. Nur im Flachlande der Südoſtküſte ſcheinen die Eingeborenen weitere Landſtriche zu durchwandern und in größeren Haufen ſich zu verſammeln. In den Weſtküſtengegenden legen die jungen Männer der Stämme ſich gegenſeitig Beſuche ab, unter Beobachtung verſchiedener Ceremonieen. Ueberall in Neuholland gelten grüne Zweige für ein Symbol des Friedens, und eben ſo allgemein iſt die Sitte, Fremde unter Nennung ihres Namens bei denen, welchen ſie unbekannt ſind, vorzuſtellen.

Aus manchen Andeutungen in der obigen Schilderung der Eingeborenen wird man ſchon haben entnehmen können, daß es an *Feindſeligkeiten* zwiſchen den verſchiedenen Stämmen nicht fehlt. Zwiſchen den Eingeborenen um Port Philipp und den Stämmen im nahen Küſtenſtriche Gipp's Land (am öſtlichen Eingange zur Baßſtraße) beſtand, als Stokes 1842 dort war, eine bittere Feindſchaft, die oft zu kriegeriſchen Ueberfällen führte. Ja, die gegenſeitige Erbitterung ging ſo weit, daß ſie nicht ſelten ein Stück Fleiſch von ihren getödteten Feinden zwiſchen die Haut ihrer Schenkel oder Arme ſteckten und es da verweſen ließen. Indeß ſind die Kriege unter den Neuholländern im Entfernteſten nicht ſo ausgedehnt und anhaltend, wie auf manchen Südſee-Inſeln, und zudem ſelten oder nie mit Menſchenfreſſerei gepaart. Manche Stämme ſind, wenn auch nicht von feindlichen Geſinnungen, doch wenigſtens von Vorurtheilen gegen andere erfüllt. So machen ſich die Eingeborenen am Schwanenfluß die übertriebenſten Vorſtellungen von ihren Landsleuten an der Nordweſtküſte und prägten dem oft erwähnten Miago vor ſeiner Abfahrt nach dieſer Küſte auf das Schärfſte ein, dort ja nicht an's Land zu gehen, außer in ſtarker Begleitung von „Quibra-Leuten" oder Leuten vom Schiffe, denn die dortigen Menſchen ſeien böſe und begierig nach Menſchenfleiſch. Auch der Nachfolger Miago's, nämlich ein anderer Eingeborener vom Schwanenfluß, der eine ſpätere Fahrt auf dem „Beagle" mitmachte, hatte eine ganz beſondere Furcht vor den Stämmen an der Nordweſtküſte.

Daß die Angelegenheiten eines Stammes meiſt nur bei beſonderen Veranlaſſungen von Einzelnen, als *Häuptlingen*, geleitet werden, iſt bereits im 5. Kap. des I. Abſchn. bemerkt worden. Bei den Stämmen der Küſte von Neu-Südwales gibt

es denn auch Oberhäupter eigentlich nicht, außer wenn perſönliche Eigenſchaften, zufällige Umſtände oder auch der Einfluß der Europäer Einzelnen größeres Anſehen bei den Stammgenoſſen verſchafft haben. Bei Port Philipp andererſeits ſah Tukey einen durch Schönheit und beſſere Kleidung ausgezeichneten Mann, den zwei Eingeborene ſeines Stammes auf den Schultern trugen, während zwei andere vor ihm her tanzten. An der Moretonbai (ſ. die geogr. Ueberſicht im vor. Kap.) gibt es beſtimmt erbliche Stammhäupter, welche großes Anſehen genießen; ſie ſorgen für nichts, ſondern erhalten von den Stammgenoſſen einen Tribut an Lebensmitteln, Fiſchen u. ſ. w.; Jagd und Fiſcherei treiben ſie nur zu ihrem Vergnügen. In den Weſt- und Nordweſtküſten-Gegenden iſt keine Spur von einer Würde der Art bemerkt worden; wohl aber am Königgeorgsſunde und an der Nordküſte, namentlich auf der Inſel Melville und der Halbinſel Coburg, wo die, ganz auf dieſelbe Art, wie in den ſüdlichen Theilen des auſtraliſchen Feſtlandes, in Stämmen verbunden lebenden Eingeborenen unter erblichen Oberhäuptern ſtehen, die ein bedeutendes, allgemein anerkanntes Anſehen genießen.

Wenn ſchon eine ſolche, freilich nicht allgemeine, ſondern immer als eine Ausnahme zu betrachtende Inſtitution, wie die Erblichkeit der Häuptlingswürde, bei den Neuholländern auffallend erſcheinen muß, ſo ſind doch noch weit merkwürdigere und mit einem Leben, wie ſie es führen und führen müſſen, ſchwer vereinbare Verhältniſſe beobachtet worden. Es beſteht nämlich bei vielen Stämmen eine Art Ständeunterſchied. So theilen ſich am Königgeorgsſunde die Eingeborenen in zwei Klaſſen: Erniung und Tem oder Taaman; dieſe verheirathen ſich ſtets unter einander, ſo daß nur ein Mann der einen mit einer Frau der andern Abtheilung zu einer Ehe ſich verbindet, und wer dagegen fehlt, wird ſchwer beſtraft; die Kinder folgen der Mutter. Nur bei den Stämmen des Diſtrikts Murram (ſ. oben) fehlt dieſe Eintheilung. Daneben beſteht noch eine andere, in die Klaſſen Monkalon und Torndirrup, welche wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen und unter einander leben, doch ſo, daß öſtlich vom genannten Sunde die erſtern und weſtlich die letztern überwiegen: die Bedeutung dieſer Namen und ihr Verhältniß iſt nicht näher ermittelt worden. Uebrigens hat man auch in anderen Küſtengegenden ähnliche Verhältniſſe beobachtet.

Was die ehelichen Verhältniſſe betrifft, ſo iſt unter den Neuholländern von Neu-Südwales die Polygamie erlaubt; da jedoch die Erhaltung mehrerer Frauen, obgleich dieſe auch für das Aufſuchen der Nahrungsmittel ſorgen müſſen, oft mit Schwierigkeiten verbunden iſt, ſo kommt es ſelten vor, daß ein Mann mehr als eine Frau hat. Ein Stammoberhaupt an der Moretonbai, bei dem der Engländer Pamphlet lebte, hatte zwei Frauen, deren eine alle Geſchäfte und das Einſammeln des Tributs bei den Stammgenoſſen beſorgen mußte, während die andere geſchäftslos mit dem Manne lebte. Die Art und Weiſe, wie eheliche Verhältniſſe angeknüpft werden, iſt verſchieden und Heirathsceremonieen ſcheinen zu fehlen. Gewöhnlich wirbt der Mann um die Frau bei den Tänzen durch Geſchenke. Die Sitte, Frauen zu rauben und unter den ärgſten (übrigens von den Frauen keineswegs mit Unmuth erduldeten) Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen in des Mannes Hütte zu ſchleppen, worauf dann die Ehe erfolgt, iſt keineswegs ſehr verbreitet, ſondern kommt meiſt nur in Fällen vor, wo die Werbung abgewieſen iſt, oder ein Stammgenoſſe aus einem fremden Stamme heirathet, was nicht häufig geſchieht. Sonſt wird allerdings ein gewiſſer Ehrgeiz darin geſetzt, aus fremden Stämmen Weiber zu entführen; und oben haben wir ſchon einen ähnlichen Fall von Miago erzählt. Am Königgeorgsſunde herrſcht nicht nur die Polygamie, ſondern auch die merkwürdige Sitte der Verlobung mit einer Ehefrau auf den Fall,

daß ihr Mann ſtirbt, was allgemein erlaubt iſt; nach dem Tode des Mannes verlebt die Wittwe die Trauerzeit bei dem Stamme ihres Vaters, ehe ſie in die neue Ehe eintritt, falls ſie nicht etwa ſchon früher mit dem Verlobten entläuft. Im nördlichen Theil des auſtraliſchen Feſtlandes findet ſich die Polygamie ebenfalls, und auf den Flinders-Inſeln an der Nordoſtküſte*) ſoll der Mann oft ſogar bis 10 Frauen haben; die Ehegebräuche beſtehen hier darin, daß die Eltern das Mädchen ſchon in früher Jugend zum Bräutigam bringen und ſie ihm zugleich mit einem Feuerbrande übergeben: ſie bleibt jedoch nur einen Tag bei ihm und kehrt dann bis zum reiferen Alter zu ihrer Familie zurück. Stirbt der Ehemann, ſo heirathet der Bruder ſeine Frau.

Es kann nicht befremden, daß die Frauen durchaus in der Gewalt der Männer ſind, und wenngleich ihre Lage ſchon deshalb keineswegs angenehm ſein kann, da der größere und beſchwerlichere Theil aller Geſchäfte auf ihnen laſtet, ſo ſcheint doch grauſame und harte Behandlung der Frau nur hie und da ausnahmsweiſe vorzukommen. Die Männer ſind gewöhnlich ſehr eiferſüchtig; von den Frauen wird faſt allenthalben Keuſchheit und Züchtigkeit gerühmt, und wo ſich das nicht findet, kann man mit Beſtimmtheit auf den demoraliſirenden Einfluß der Europäer rechnen. Den Reiſenden und Seefahrern iſt ſtets der große Contraſt in dieſer Hinſicht zwiſchen den Neuholländerinnen und den meiſten Südſee-Inſulanerinnen aufgefallen; denn während dieſe (ſoweit das Chriſtenthum nicht eine Aenderung darin bewirkt hat) ſich den Fremden nicht ſelten aufdrängen, ſind jene im höchſten Grade zurückhaltend gegen ſie oder laſſen ſich vielmehr meiſtentheils gar nicht vor ihnen blicken. Auch im Verkehr mit Männern ihres Stammes ſcheinen ſie wenigſtens in ſo weit zurückhaltend zu ſein, daß ſie die eheliche Treue nicht verletzen; dagegen iſt freilich den Mädchen bis zu ihrer Verheirathung große Freiheit mit den Männern geſtattet. Die Geburten geſchehen leicht und ſind meiſt gefahrlos; in Neu-Südwales wird dabei die Frau mit Waſſer beſprengt, und ein an ihrem Körper befeſtigter Strick von einer andern Frau an ihren Lippen gerieben, bis es blutet, eine auch ſonſt bei Krankheitsfällen vorkommende Sitte, die ohne Zweifel eine Art Heilmittel ſein ſoll. Aber die große Schwierigkeit, junge Kinder aufzuziehen, iſt der Grund, warum die Frauen theils Fehlgeburten oft herbeiführen, theils nicht ſelten die Kinder bei der Geburt tödten, was namentlich bei Fällen körperlicher Entſtellung geſchieht; auch tödtet man, wenigſtens im öſtlichen und weſtlichen Neuholland, von Zwillingen ſtets das eine Kind. Auf dem Feſtlande, nicht aber auf den Inſeln in der Baßſtraße (ſ. weiter unten), wurden bisher auch die aus der Verbindung mit Europäern entſprungenen Kinder gleich nach der Geburt gewöhnlich getödtet; allein jetzt, wo förmliche Ehen zwiſchen Europäern und Neuholländerinnen keine Seltenheit mehr ſind und Letztere ſich auch ſchon immer mehr an jene gewöhnt haben, geſchieht es faſt gar nicht mehr. Die Eltern behandeln ihre Kinder im Ganzen gut; die Mütter zeigen gegen dieſelben ſelbſt eine außerordentliche Zärtlichkeit und ſorgen auf das Thätigſte für ihre Erhaltung und ihr Wohlſein. An dem oben erzählten Beiſpiele von dem Weibe auf der Halbinſel Coburg haben wir auch erſehen, daß eine neuholländiſche Mutter den Verluſt eines Kindes eben ſo tief empfindet, wie nur irgend eine Europäerin.

In den Gegenden der Weſtküſte iſt unter den Eingeborenen eine Art Chronologie im Gebrauche, eine Eintheilung des Jahres in gewiſſe Zeitabſchnitte, deren Verhältniß aber noch nicht genau erforſcht iſt; überall benennen die Neuholländer außerdem die auffallendſten Sternbilder und theilen den Horizont nach der Wind-

*) Sie liegen ſüdſüdöſtlich und 55 Meilen vom Cap York entfernt, ſind alſo nicht mit der Flinders-Inſel in der Baßſtraße zu verwechſeln.

richtung ein, in Neu-Südwales in acht Theile. — Muſikaliſche Inſtrumente ſind faſt allenthalben unbekannt, wenn man nicht das oben beim Korrobory erwähnte rohe Taktſchlagen durch einen Stock u. dgl. als muſikaliſche Begleitung des Geſanges anſehen will; nur auf der Nordküſte wird ein Inſtrument Ebru erwähnt, dem Anſcheine nach eine Art Flöte, obwohl es gewöhnlich mehr einen dröhnenden, als einen ſanften Ton von ſich gibt.

Es hat von je her die größte Verwunderung erregt, und iſt ſelbſt als ein unauflösbares Räthſel angeſehen worden, daß von den Stämmen der Neuholländer, bei ſo mancher überraſchender Gleichförmigkeit und Uebereinſtimmung im Aeußern wie in den Anſichten und Gebräuchen, die verſchiedenſten Sprachen geſprochen werden, und ſogar Stämme, die ziemlich nahe bei einander wohnen, ſich oft kaum verſtändlich machen können. Die Halbinſel Coburg, auf der die 1839 angelegte Colonie am Port Eſſington ſich befindet, begrenzt im Norden die Vandiemensbai (ſ. die geogr. Ueberſicht im vor. Kap.). Auf die, übrigens ſpäter als unrichtig befundene, Nachricht, daß in dieſer Bai ein Schiff geſcheitert ſei, wurde vom Port Eſſington ein Kutter dahin abgeſchickt, um den Thatbeſtand zu ermitteln. Mehrere Neuholländer aus der Umgegend der Colonie fuhren mit. Am Ufer des in die Bai mündenden Alligator-Fluſſes traf man einige Eingeborene an, welche die von der Halbinſel Coburg alsbald anredeten, wo es ſich aber fand, daß ſie einander durchaus nicht verſtehen konnten, obwohl die Entfernung zwiſchen beiden Stämmen nur 15 bis 20 Meilen betrug. Endlich nahmen die Eingeborenen vom Port Eſſington zu dem ſeltſamen Mittel die Zuflucht, ihre Landsleute in gebrochenem Engliſch (ſo viel ſie ſelbſt davon aufgefaßt hatten) anzureden, und ſchienen ſich zu wundern, daß ſie nun vollends nicht verſtanden wurden. Eine große Schüſſel mit gekochtem Reis wurde hingeſtellt, wovon aber die Eingeborenen am Alligator-Fluſſe (welche die Speiſe nicht kannten) nicht eher zu eſſen wagten, als bis ſie ihre Landsleute vom Port Eſſington zulangen ſahen. Wahrſcheinlich iſt die Erſcheinung einer ſo großen Sprachen-Verſchiedenheit eine Folge der Iſolirtheit der einzelnen Stämme, die, wie wir oben geſehen haben, im Allgemeinen in ſehr geringer Verbindung unter einander ſtehen.

Wir haben nunmehr die Eingeborenen des auſtraliſchen Feſtlandes in allen ihren Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſen geſchildert, und der Totaleindruck, den ſie machen, iſt offenbar ein günſtiger. Denn wenn ſie auch eine weit niedrigere Bildungsſtufe, als die Südſee-Inſulaner im Allgemeinen, einnehmen, ſo darf man doch von ihnen ſagen, daß ihre guten Eigenſchaften die ſchlimmen überwiegen. Von der Züchtigkeit oder Zurückhaltung gegen Fremde bei dem weiblichen Geſchlecht iſt ſchon oben die Rede geweſen; andererſeits darf man die Neuholländer von einem Hange zum Stehlen freiſprechen, und von heimtückiſchen Verräthereien und Ueberfällen, von denen die Geſchichte der Seereiſen in der Südſee ſo voll iſt, finden ſich bei den Neuholländern wenige oder gar keine Beiſpiele, außer wo ſie mit Fremden in Berührung gekommen ſind und von dieſen die ihnen urſprünglich nicht bekannten Laſter angenommen haben. Denn was ſie im ſüdlichen Theil des auſtraliſchen Feſtlandes von den Deportirten Schlechtes lernen, nehmen ſie ſich auf der Nordküſte von den Malayen häufig an. Ihren vaterländiſchen Boden lieben ſie über Alles. Den Nachfolger Miago's oder den Eingeborenen vom Schwanen-

fluß, der eine ſpätere Fahrt des „Beagle" mitmachte, machte Stokes in Kupang auf die herrliche Umgegend, beſonders aber auf die Fülle köſtlicher Früchte und anderer guter Eßwaaren (denn in der Regel erfreut den Neuholländer nichts ſo ſehr, als was eßbar iſt) aufmerkſam; aber alles umſonſt: er zog die öden, dürren Gegenden Neuhollands den üppigen Naturſchönheiten Timors vor.

Daß die Eingeborenen des auſtraliſchen Feſtlandes in Beziehung auf das Raſſen-Verhältniß den Papuas angehören, wiſſen wir aus Kap. 4, Abſchn. I. — Wie groß ihre Zahl ſei, läßt ſich begreiflicher Weiſe nicht beſtimmen; und ſelbſt Muthmaßungen darüber ermangeln aller und jeder Anhaltspunkte. Man hat ſich daher mit Schätzungen aufs Gerathewohl hin begnügen müſſen, und dieſe ſchwanken zwiſchen 100,000 und 200,000 Eingeborenen auf das ganze Feſtland gerechnet.

Es bleibt uns nun noch übrig, von den Verſuchen zu reden, die theils von den brittiſchen Behörden, theils von Miſſions-Vereinen gemacht worden ſind, um die Neuholländer zum Chriſtenthum zu bekehren und ihnen zugleich die Elementar-Wiſſenſchaften beizubringen. Die Colonialregierung in Neu-Südwales ließ die Eingeborenen nie ganz aus der Acht und errichtete von Zeit zu Zeit Schulen für ihre Kinder. Im Jahre 1826 kam auch ein Londoner Miſſionär nach der Colonie, der ſich unter den Eingeborenen niederließ, ihre Sprache ſtudirte und ihrer Belehrung ſich zu unterziehen anfing; allein der Einfluß der Coloniſten und beſonders der Deportirten hatte ſchon zu nachtheilig auf ſie gewirkt, und hieran hauptſächlich ſcheiterte die Unternehmung. Eine förmliche Miſſion errichteten dann 1832 die HH. Watſon und Hand, Sendboten der engliſchen kirchlichen Miſſions-Geſellſchaft, und zwar im Wellingtonthal, welches nordweſtlich und etwa 36 Meilen von Sidney liegt, und wo ihnen einige Regierungsgebäude und Ländereien überlaſſen wurden. Im Jahre 1837 geſellte ſich auch der in Baſel ausgebildete deutſche Miſſionär Günther zu ihnen. Sie mußten Anfangs alle Freundlichkeit aufbieten, um die Eingeborenen zutraulich zu machen. Dieſe erkannten endlich die gute Abſicht, wurden gefällig und zuvorkommend, und arbeiteten im Garten, deſſen Beſorgung den Miſſionären zuerſt allein überlaſſen war, ſo daß, wie Hr. Günther ſchrieb, ſie Aufſeher und Handwerker, Bauern und Hausknechte zugleich ſein mußten. Die Eingeborenen kamen übrigens nach und nach in größerer Anzahl herbei und nahmen die Miſſionäre auf deren Umzügen im Lande umher freundlich auf. Auch lernten ſie Kinder in die Schule ſchicken und ſogar zum Theil ſelbſt leſen. Denn die Miſſionäre hatten nicht nur ihre Sprache ſich angeeignet, ſondern ſie auch in eine grammatikaliſche Ordnung zu bringen gewußt, ſodann ein Wörterbuch angelegt und das Evangelium Matthäi, nebſt anderen Schriften, in die Sprache der Eingeborenen überſetzt. Indeß ſtellte ſich dem fernern Gedeihen dieſer Station manches,

in der Eigenthümlichkeit der Colonialverhältniſſe von Neu-Südwales liegende Hinderniß entgegen, und ſo mußte ſie zuletzt ganz aufgegeben werden. Eine andere Station, Zionshügel genannt und 1838 von den deutſchen Miſſionären Schmidt und Eipper an der Moreton-Bai (nördlich und an 100 M. von Sidney) errichtet, beſteht noch, wahrſcheinlich weil ſie außerhalb des Bereiches des nachtheiligen Colonialeinfluſſes liegt. Im Jahre 1841 trafen auch Berliner Miſſionäre, von dem Prediger Goßner ausgeſendet, hier ein, mit der Abſicht, neben der Unterweiſung im Chriſtenthum den Eingeborenen auch in der leiblichen Thätigkeit mit dem Beiſpiele voranzugehen, und zugleich durch Händearbeit ſich ſelbſt zu unterhalten. Von der Wirkſamkeit dieſer Station unter den Eingeborenen iſt viel zu hoffen. — Ferner beſteht in Perth, der Hauptſtadt der Colonie am Schwanenfluſſe, ſeit 1840 eine Methodiſten-Miſſion für die Eingeborenen. — Endlich iſt zur Bekehrung der Ureinwohner auch an der Südküſte der Anfang gemacht worden, und zwar ein ſehr erfreulicher. In der Colonie Auſtralia Felix oder Port Philipp ſind Miſſionäre der Methodiſten-Geſellſchaft thätig, nämlich in Gilong, an der Hobſon-Bai, und in Buntingdale, weſtlich und 20 Meilen von Melbourne (Hauptſtadt der Colonie); und in der Colonie Südauſtralien hauptſächlich lutheriſche Miſſionäre aus Dresden, theils in der Colonial-Hauptſtadt Adelaide, theils an der Encounterbai und Port Lincoln. Die von ihnen in der Nähe von Adelaide angelegten Schulen für Kinder von Eingeborenen ſind im guten Gedeihen, und ſowohl die Knaben wie die Mädchen zeigen Faſſungsgabe und Luſt zum Lernen.

Stokes, der 1840 und 1842 in Adelaide war, ſpricht ſich ſehr günſtig über dieſe Schulen und das dortige Miſſionsweſen aus, iſt jedoch der Anſicht, daß die moraliſche und intellectuelle Ausbildung der Eingeborenen ſehr erleichtert werden würde, wenn man ihre Sprache von den Schulen gänzlich fern hielte und den Unterricht in engliſcher Sprache ertheilte. Dieſe Anſicht mag Vieles für, aber auch Manches gegen ſich haben; da ſie indeß von einem Manne herrührt, der einen reichen Schatz von Erfahrungen beſitzt und überdies nur das wahre Wohl der Heiden im Augen hat, ſo iſt es wohl nicht ungeeignet, wenn wir ihn hier ſelbſt reden laſſen. „Das Schulweſen," äußert er zunächſt, „möchte wohl noch beſſere Früchte tragen, wenn einige Mängel gehoben würden. Man ſcheint nämlich nicht genug Bedacht darauf genommen zu haben, den eingeborenen Eltern ein ſolches Intereſſe für die Schulen einzuflößen, daß ſie ihre Kinder nicht nur freiwillig, ſondern auch gerne hineinſchicken. Daß irgend ein Mittel über die bloße Ueberredung hinaus angewendet werden muß, wird Jeder einräumen, der da weiß, wie nützlich auch das jüngſte Mitglied einer neuholländiſchen Familie den Eltern iſt. Sobald das Kind nur irgend etwas laufen kann, wird ihm auch ſchon ein leichtes Geſchäft beim Jagen ꝛc. übertragen. Wenn alſo den Eltern ein Knabe oder ein Mädchen fortgenommen und in die Schule gebracht wird, ſo entbehren ſie oft eine weſentliche Hülfe. Alſo ſollte man den Vater für dieſe Entbehrung einigermaßen entſchädigen, damit er die Kinder um ſo bereitwilliger in die Schule ſchicke. Sodann ſollte man die Kinder nach dem Schulbeſuche nicht mehr in immerwährendem Verkehr mit ihren wilden Angehörigen laſſen, weil hierdurch Gewohnheiten genährt werden,

welche die guten Früchte der Erziehung leicht wieder zerſtören.“ Sodann fährt Stokes fort: „Endlich ſollte man die Kinder doch lieber zuerſt Engliſch lehren und ſie dann in dieſer Sprache überhaupt unterrichten. Schon bei einem Beſuche in Tahiti 1835 ſah ich mit Bedauern, daß die Miſſionäre, ſtatt die engliſche Sprache zur allgemeinen zu machen zu ſuchen, darauf beharrten, den Unterricht in einer verdorbenen Mutterſprache zu ertheilen, deren Wörter zwar meiſt tahitiſch, dagegen Syntax und Conſtruction ganz engliſch ſind; ähnliche Beobachtungen in Neuſeeland haben mich in der Meinung von der Unzweckmäßigkeit dieſes Syſtems beſtärkt. Wie viel zweckmäßiger wäre es nicht geweſen, wenn gleich von vorn herein die engliſche Sprache auf den Südſee-Inſeln eingeführt wäre; denn dann wären die zur Zeit noch beſtehenden Schranken zwiſchen den verſchiedenen Volksſtämmen daſelbſt längſt gefallen. Daß nun jenes ungeeignete Verfahren auch bei den Neuholländern beobachtet wird, iſt um ſo auffallender, als die öffentliche Meinung in den dortigen Colonieen, auf Erfahrung ſich ſtützend, entſchieden dagegen iſt. Es ſcheint auch in der That außer allem Zweifel, daß, wenn das Wohl und die Civiliſation der eingeborenen Bevölkerung bezweckt ward, man ihr ein Mittel an die Hand geben mußte, wodurch ihr Gemüth und der Wirkungskreis der Erfahrungen ſich erweitern konnte. Schwerlich läßt ſich Durchgreifendes und Umfaſſendes erzielen, wenn man den Eingeborenen auf die Sphäre beſchränkt, in der er gewohnt iſt, ſeine Gedanken zu bewegen, und ihm Kenntniſſe beibringt nur innerhalb der Grenzen einer Sprache, die von denen, welche darin unterrichten, häufig unvollkommen verſtanden wird. Ich glaube allerdings, daß die trefflichen Männer, welche dieſen Plan entwarfen, dabei hauptſächlich von der Abſicht geleitet wurden, es den Eingeborenen zu erſchweren, mit dem verderbten Theil der weißen Bevölkerung zu verkehren; aber ſie hätten einerſeits die Unmöglichkeit, einen gewiſſen Grad von Verkehr zu verhindern, nicht verkennen und andererſeits immer doch mehr Vertrauen in den beſſern Theil ihrer Landsleute ſetzen, endlich aber den unermeßlichen Vortheil erwägen ſollen, der dem wißbegierigen Wilden daraus erwachſen würde, wenn er in den Stand geſetzt wäre, bei allen vorkommenden Gelegenheiten ſogleich an Sachverſtändige ſich wenden und belehren laſſen zu können. Die wohlthätigen Abſichten würden auf dieſe Weiſe eben ſo weſentlich und noch dazu ſchneller erreicht werden. So bin ich denn auch überzeugt, daß die vorgängige Kenntniß der engliſchen Sprache der ſicherſte Weg iſt, den Neuholländer bald zu einer gewiſſen Bildungsſtufe gelangen zu laſſen; und es freut mich, zu hören, daß in dieſem Sinne zum Theil auch ſchon verfahren wird. Die Eingeborenen des auſtraliſchen Feſtlandes werden dann — um nur ein Beiſpiel anzuführen — ganz gut auf Schiffen gebraucht werden und ſo vielleicht bald mit den Neuſeeländern wetteifern können, unter denen es einige ſchon bis zu Steuermännern gebracht haben. So lange aber ihre Kenntniß nur auf die eigene unvollkommene Sprache beſchränkt bleibt, ſind ſie außer Stande, fremde Länder kennen zu lernen, ja, ſie ſind dann nach wie vor ſogar außer Stande, mit ihren eigenen Landsleuten in anderen Theilen des Continents zu verkehren. Denn man darf nicht vergeſſen, daß Neuholländer, die in einem Thale wohnen, oft diejenigen eines benachbarten Thales nicht verſtehen. Und wenn nun ein Lehrer, der ſich in ihre Sprache mühſam hineinſtudirt hat, ſtirbt, ſo tritt der große Uebelſtand ein, daß ſein Nachfolger das ſchwere Werk wieder von vorn beginnen muß, alſo auch das ganze Unterrichtsweſen darunter leidet. Jedenfalls bleiben die Neuholländer bei dem bisherigen Syſtem nach wie vor iſolirt, und gerade dieſe Iſolirung iſt die Haupturſache ihrer geringen Verſtandesentwickelung.“

Bevor wir zu den neuholländiſchen Colonieen übergehen, möge eine kurzgefaßte Beſchreibung der merkwürdigſten unter den zum auſtraliſchen Feſtlande gehörigen kleineren Inſeln hier ihren Platz finden. In der im vorigen Kapitel gegebenen geographiſchen Ueberſicht haben wir diejenigen, die Erwähnung verdienen, bereits genannt. — Wir wollen uns zunächſt mit den an der Südküſte und in der Baßſtraße liegenden Inſeln beſchäftigen.

Die Königs- oder **King-Inſel**, welche quer vor dem weſtlichen Eingange zur Baßſtraße liegt, iſt 10 Meilen lang und bis 6¼ Meilen breit und beſteht faſt aus einem einzigen Granitblocke, der aber eine mächtige Erddecke trägt. Im N. O. und W. erheben ſich ſandige Hügel, an den meiſten Stellen aber iſt die Vegetation üppig und kräftig und mit Wald bedeckt. Die Bäume und Geſträuche ſtehen meiſtens ſo dicht, daß es oft kaum möglich iſt, in die Wälder einzudringen. Dabei erreichen die Waldbäume eine ſeltene Höhe. Das Geſtade iſt mit Seegräſern und Farrnkräutern bedeckt. Von Thieren findet man hier das große und das Buſch-Känguruh, den Wombat, das Schweifthier, das Schnabelthier, den Emu, mehrere Eidechſen- und Schlangen-Arten, und am Geſtade Sturmvögel, Möven, Fettgänſe und Robben. Die Letzteren, die früher in großen Schaaren, nebſt See-Elephanten u. ſ. w. hier und auf andern Inſeln in der Baßſtraße ſich einfanden, ſind die Veranlaſſung geweſen, daß dieſe Inſeln, die urſprünglich unbewohnt waren, eine eigenthümliche Bevölkerung erhalten haben. Dieſelbe beſteht weſentlich aus europäiſchen Seehundsfängern, die aber jetzt, da es kaum noch Seehunde zu fangen gibt, gewöhnlich **Kanalleute**, engliſch straitsmen, genannt werden, mit Beziehung auf den Vandiemensland von Neuholland trennenden Kanal oder die Baßſtraße, in und an der ſie wohnen. Der Seehundsfang an den neuholländiſchen Küſten ſtammt aus der Zeit her, wo die Entdeckung der Baßſtraße die Lokalitäten kennen lernen ließ, an denen dieſe Thiere ſich in vorzüglich bedeutenden Schaaren fanden. Daher wurden ſie in dieſer Straße und längs der ganzen Südküſte Neuhollands, wie an den Küſten Vandiemenslands, ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts mit der äußerſten Lebhaftigkeit verfolgt, und wenn der Fang jetzt abgenommen oder ſich faſt auf nichts reducirt hat, ſo iſt die Vertilgung und Verſcheuchung der Thiere daran Schuld. Zur Betreibung des Fanges pflegten die Schiffer auf den Inſeln Matroſen zurückzulaſſen, welche die Seehunde, See-Elephanten u. ſ. w. erlegen mußten, und ſo haben ſich allmälig hier kleine Niederlaſſungen obiger Art gebildet. Die Kanalleute ſelbſt erzählen die Entſtehung derſelben folgendermaßen:

Zwiſchen den Jahren 1800 nnd 1805 wurden die Inſeln in der Baßſtraße und längs der Südküſte Neuhollands, weſtwärts bis zu dem St. Vincent- und dem Spencer-Buſen, von Schiffen aus dem alten und neuen Lande, d. h. aus England und Neu-Südwales, die auf den Wallfiſch- und Seehundsfang ausgegangen waren, beſucht. Unter den Matroſen der Schiffsmannſchaften fanden viele an den beſuchten Inſeln ein ſolches Behagen, daß ſie daſelbſt zurückzubleiben beſchloſſen, ſich die Erlaubniß dazu erbaten und ſtatt des ihnen gebührenden Lohnes mit einem Boote, einigen Waffen, Geräthſchaften und Mundvorräthen ſich begnügten. Sie fühlten ſich ganz wohl in ihrer neuen Lage, bald aber das Bedürfniß, damit eine Art häuslichen Lebens zu verbinden. Auf den unbewohnten Inſeln fanden ſie natürlich keine Weiber, wohl aber auf Vandiemensland und der benachbarten Küſte Neuhollands; und der Zufall zeigte ſich ihnen günſtig. Einige von ihnen waren bei St. Georgs Rocks (an der äußerſten Nordoſtküſte von Vandiemensland, etwas ſüdlich vom Cap Naturaliſte) mit dem See-

hundsfange beſchäftigt, als auf der vandiemensländiſchen Küſte Eingeborene ſich blicken ließen und ihnen ein Zeichen gaben, näher zu kommen. Sie kamen, es wurden die gegenſeitigen Wünſche und Bedürfniſſe zu erkennen gegeben und die Unterhandlungen endigten zur Zufriedenheit beider Theile; die Kanalleute gaben das Fleiſch von zwei oder drei Seehunden hin, und erhielten dafür eben ſo viele Weiber. Dieſe waren vielleicht über den Tauſch froh, da die Eingeborenen von Vandiemensland ihre Weiber oft auf das Empörendſte behandelten. Die Seehundsfänger brachten ihre eingetauſchten Schätzchen nach einer Inſel in der Bankſtraße (welche die Furneaux-Inſeln von Vandiemensland trennt) und gingen dann ihren Beſchäftigungen wieder nach. Nach ihrer Rückkehr fanden ſie zu ihrem Vergnügen die Hütten mit Wallabatfellen wohl verſehen: die Weiber hatten die Wallabats oder Buſchkänguruhs während ihrer Abweſenheit gefangen. So knüpfte gegenſeitiges Intereſſe das Band feſter, welches ſonſt vielleicht ſich bald wieder gelöſ't haben würde. Aus dem Verkaufe der Wallabatfelle wurde ein hübſcher Gewinn gezogen. Die Männer behandelten übrigens ihre Weiber im Allgemeinen ſehr gut. Andere Seehundsfänger ſuchten theils mit Gewalt, theils mit Liſt Weiber auf dem auſtraliſchen Feſtlande zu bekommen. So bildete ſich nach und nach eine Inſel-Bevölkerung, die der Schifffahrt durch die Baßſtraße und in den angrenzenden Gewäſſern die erſprießlichſten Dienſte leiſtet; denn die Kanalmänner ſind treffliche Seeleute und zugleich auf den Wallfiſchfang im höchſten Grade eingeübt. An der Nordweſtſeite der Inſel King liegt die kleine Neujahrs-Inſel, wo Stokes einen Seehundsfänger oder Kanalmann mit zwei Frauen aus den Eingeborenen von Vandiemensland vorfand. Sie waren in Känguruhfelle gekleidet und ſchienen mit ihrer Lage ganz zufrieden. Die recht hübſchen Kinder waren gewandt und lebhaft. Da ein großes Boot vorhanden, aber nur ein Mann da war, ſo fragte Stokes, wie denn das Boot regiert werde. Der Mann erwiederte, ſeine Weiber wären ihm dabei behülflich. Auf der Walker-Inſel, an der Nordweſtſpitze von Vandiemensland, traf Stokes eine etwas größere Niederlaſſung an, aus mehreren Kanalleuten und Vandiemens-Inſulanerinnen beſtehend. Jene waren gerade zum Seehundsfange nach der King-Inſel gefahren. Die Weiber waren eben ſo gekleidet, wie die auf der Neujahrs-Inſel. Die eine ſtammte von einem europäiſchen Vater und einer Eingeborenen Vandiemenslands, und war keineswegs häßlich: ſie ſprach ſehr gut engliſch und ſchien mehr auf ihren Körper zu halten, als ihre beiden Gefährtinnen, welche Eingeborene von „reinem Blute“ waren. Sie hatte ihr Haar mit Feldblumen geſchmückt und auch auf ihren Anzug eine gewiſſe Sorgfalt verwendet. Die Weiber hatten mehrere Hunde bei ſich, die ihnen bei der Jagd auf die Wombats gute Dienſte leiſteten. Die Wombatfelle machten für dieſe Leute einen wichtigen Handelsartikel aus. Auf der kleinen Preſervation-Inſel, an der Nordſeite der Bankſtraße (welche die Nordoſtküſte Vandiemenslands von den Furneaux-Inſeln trennt) fand Stokes einen alten Seehundsfänger vor, Namens James Monro, in den dortigen Gegenden unter dem Namen des Königs der öſtlichen Kanalleute bekannt. Er und ein anderer Europäer, nebſt drei oder vier eingeborenen Weibern (aus Vandiemensland und Neuholland) bildeten die ganze Colonie. Sie wohnten in einfachen Hütten und hielten Hunde, Ziegen und Hühner. An dieſem einſamen Orte hatte Monro bereits drei und zwanzig Jahre zugebracht, und viele andere Kanalleute hatten in ähnlichen Verhältniſſen eben ſo lange gelebt. Es iſt erſtaunlich, was für einen Reiz ein ſolches Naturleben für dieſe Leute hat, die durch nichts vermocht werden könnten, ihre freie und ungebundene, obwohl mühſelige Lebensweiſe aufzugeben. Ihre, mit Neuholländerinnen oder Vandiemens-Inſulanerinnen erzeugten Kinder haben zwar noch eine dunkele Hautfarbe, aber im Ganzen einnehmende Geſichtszüge, namentlich ſchöne Augen

und Zähne. Auf der Preſervation- und andern benachbarten Inſeln ſah Stokes einige und zwanzig ſolcher Kinder, worunter mehrere ſehr hübſche Knaben. Ihre Väter hatten ihnen, ſoweit ſie es vermocht, Unterricht gegeben; viele konnten in der Bibel leſen, einige auch ſchreiben.

Einen Haupterwerbszweig für die Kanalleute bildet übrigens jetzt der Handel mit den Federn des Sturmvogels (procellaria fuliginosa), dort im gemeinen Leben Hammelvogel (mutton-bird) genannt, der jährlich zwiſchen dem 15. und 20. Novbr. in ungeheuren Schaaren die Inſeln in der Baßſtraße beſucht, um zu brüten. Er legt nur zwei Eier, aber von der Größe eines Gänſe-Ei's und beinahe auch von dem nämlichen Geſchmacke. Das Männchen brütet bei Tage und das Weibchen bei Nacht, jedes geht dann an's Geſtade der Nahrung nach. Sobald die Jungen flügge geworden ſind, ziehen die Alten mit ihnen fort. Ihre Neſter befinden ſich auf platter Erde in 2 bis 3 Fuß tiefen Löchern und liegen ſo dicht neben einander, daß es kaum möglich iſt, darüber weg zu gehen, ohne hinein zu treten. Das Einſammeln der Vögel und Eier, welches die Weiber der Kanalleute beſorgen, iſt häufig mit großer Gefahr verknüpft, da nicht ſelten giftige Schlangen in den Löchern liegen. Wenn die Inſelbewohner die Vögel in größerer Menge zu fangen beabſichtigen, ſo bauen ſie dicht am Strande eine Art Hecke, die bisweilen eine halbe engliſche Meile lang iſt. Gegen Morgen, ſobald die Vögel dem Meere zuwandern, ſtellen die Leute ſich an die beiden Enden der Hecke; die Vögel, die vom Boden nicht auffliegen können, laufen dem Waſſer zu, bis ſie durch die Hecke aufgehalten werden; jetzt treibt man ſie nach der Mitte hin auf eine tiefe weite Grube zu, in welche ſie hineinfallen und ſich nun einander faſt von ſelbſt erdrücken. Sobald die Vögel todt ſind, werden ſie gerupft, die Federn in Säcke gethan und nach Launceſton auf Vandiemensland zum Verkauf gebracht. Jetzt wird das Pfund nur mit 3 Pence bezahlt, früher ward 1 Schilling (ungefähr ⅓ Thlr. preuß.) dafür gegeben. Zu einem Pfunde gehören die Federn von 20 Vögeln; die Ladungen von zwei Böten, die Stokes ſah, beſtanden aus 30 Säcken, jeder mit etwa 30 Pfund Federn. Nicht weniger als 18,000 Vögel waren dazu gerupft worden! Uebrigens müſſen die Federn vor dem Gebrauche gehörig gereinigt werden, damit ſie den ihnen eigenthümlich widrigen Geruch verlieren. Das Fleiſch der Vögel wird meiſt weggeworfen und nur ein Theil geräuchert; es bildet ein Hauptnahrungsmittel der Kanalleute und ſoll wie Hammelfleiſch ſchmecken, obwohl die Engländer auf dem „Beagle" dies nicht fanden.

Die Kanalleute beſuchen zweimal im Jahre den Markt von Launceſton, wohin ſie dann die während der letzten ſechs Monate geſammelten Vorräthe bringen und zugleich die nothwendigen Einkäufe für ihren Haushalt machen. So viel bekannt, bringen ſie nie geiſtige Getränke mit zurück, und ſind überhaupt, ſchon aus Nothwendigkeit, mäßig in ihren Genüſſen. Ihre Hütten ſind auswendig freilich nicht ſehr einladend, inwendig aber ziemlich reinlich und bequem eingerichtet. Die Kanalleute ſind, wie ſchon oben bemerkt, Schifffahrern, die mit dem Fahrwaſſer in der Baßſtraße nicht bekannt ſind, von größtem Nutzen, zumal bei gefährlichen weſtlichen Stürmen. Die von ihnen bewohnten Inſeln haben ſie zum Theil angebaut, nicht nur mit Getreide, welches hier ſehr gut gedeiht, ſondern auch mit Kartoffeln, Erbſen und andern Gartenfrüchten, wofür ſie Abſatz in Port Dalrymple (dem Seehafen von Launceſton auf Vandiemensland) finden. Manche dieſer Inſeln würden ſich zu Verbrecher-Colonieen für die in Vandiemensland befindlichen Deportirten trefflich eignen.

Am entgegengeſetzten oder öſtlichen Ende der Baßſtraße liegt, außer verſchiedenen kleineren Inſeln, die Gruppe der Furneaux-Inſeln, die zwar auch (wie wir bei der kleinen Preſervation-Inſel geſehen) von Kanalleuten bewohnt ſind, vornehmlich

aber doch, wenigſtens die Flinders- oder Hauptinſel, von den letzten Ueberreſten der Eingeborenen Vandiemensland's, daher ſie ſchon aus dieſem Grunde füglicher unter Vandiemensland beſchrieben werden. Ueberdies gehören ſie geographiſch mehr der Vandiemens-Inſel, als dem auſtraliſchen Feſtlande an.

An der Oſtſeite der King-Inſel liegt das See-Elephanten-Eiland, welches ungefähr eine engliſche Meile im Umfange hält, 120 Fuß hoch und mit grobem, ſchilfartigem Graſe bedeckt iſt. Seehundsfänger hatten hier Hunde zurückgelaſſen, die ſo wild geworden waren, daß von der Mannſchaft des „Beagle" Niemand ſich ihnen nahen durfte. Sie ſollen ſich ſehr vermehrt haben, was auch allerdings der Fall geweſen ſein kann; die Engländer bekamen aber nur zwei Hunde zu ſehen. Indeß ſchloſſen ſie aus der Menge Knochen, die ſie umher zerſtreut fanden, daß ſie ſich unter einander angefallen und gefreſſen haben mußten, in der Zeit, wo die Sturmvögel hier nicht brüten. Aehnliches war auf einer Inſel an der patagoniſchen Küſte vorgekommen.

Die **Känguruh-Inſel** liegt vor der Mündung des St. Vincentgolfs (an welchem Adelaide, die Hauptſtadt der Colonie Süd-Auſtralien, liegt); ſie iſt 20 Meilen lang und meiſtens an 7 Meilen breit, wurde 1802 von Flinders entdeckt und nach den in zahlreicher Menge vorgefundenen Känguruhs benannt; wogegen Baudin, der ſie 1803 unterſuchte und von ihrer Auffindung durch Flinders nichts wußte, ihr den Namen Decrès beilegte, der aber nicht in Gebrauch gekommen iſt. Ihren Flächeninhalt nimmt man zu 93½ Q. M. an; demnach wäre ſie um 10 Q. M. größer, als das Herzogthum Naſſau. Die Inſel liegt hoch, hat aber keine eigentliche Berge, ſondern nur Hügel, die zum Theil nackt und kahl, größtentheils aber mit Wald bedeckt ſind. Der Boden iſt im Allgemeinen von guter Beſchaffenheit und würde ſich zum Anbau meiſt trefflich eignen. Die im Innern befindlichen Waldungen beſtehen aus Eukalypten, Mimoſen, Bankſien, Caſuarinen und andern dem auſtraliſchen Feſtlande eigenthümlichen Bäumen. Bäume mit eßbaren Früchten, genießbare Wurzeln (mit wenigen Ausnahmen) und korntragende Gräſer fehlen der Inſel, die dagegen reich an manchen ſchöngefiederten Vögeln iſt, darunter die Taube mit gold- oder broncefarbigen Flügeln, die Meiſe mit ultramarinblauem Halsbande, der Dompfaffe mit rothem Bürzel, der weiße Habicht von Neuholland, der Pelikan mit gelber Kehle und halb weißen, halb ſchwarzen Flügeln und die große Möve, mit ſchönem lilafarbigem Rücken. Der nutzbarſte Vogel ſcheint indeß der in großer Anzahl vorhandene Emu zu ſein. Die Känguruhs fand Flinders in zahlreichen Heerden vor, und die größten hatten, wenn ſie auf den Hinterfüßen und dem Schweife ſaßen und ihren Körper ſenkrecht hielten, mehr als Manneshöhe. Die einzigen Bewohner der Inſel waren bis jetzt Seehundsfänger oder Kanalleute, denen ſich auch entlaufene Deportirte angeſchloſſen zu haben ſcheinen. Sie leben hauptſächlich vom Känguruh-, Emu-, Robben- und Fiſchfang, und haben ſich ihre Weiber von den Eingeborenen des nahen auſtraliſchen Feſtlandes geholt. Ein engliſcher Schiffs-Capitän, der die Inſel beſuchte und mit den Bewohnern zuſammen kam, bemerkt von ihnen, ſie hätten wie Füchſe gerochen; was wohl von den Känguruhfellen herrühren mag, in die ſie ſich kleiden. Indeß iſt in neueſter Zeit von den Coloniſten Süd-Auſtraliens eine Niederlaſſung auf dieſer Inſel gegründet und der Verſuch zu einem regelmäßigen Anbau derſelben gemacht worden.

Die erwähnenswertheſten Inſeln an der Nordoſtküſte des auſtraliſchen Feſtlandes und in der Torresſtraße ſind bereits im vor. Kap. (ſ. die geogr. Ueberſicht daſelbſt) genannt worden. An ſich haben ſie weiter nicht beſonderes Merkwürdiges, wohl aber ihre Bewohner, die zwar, ebenſo

wie die Eingeborenen des Feſtlandes, den Papuas angehören, ſich aber in manchen Stücken von jenen unterſcheiden. Sie haben eine ſanftere Stimme und ihre Sprache ſcheint von dem neuholländiſchen Sprachſtamm ganz abzuweichen. Ihr Haar iſt wellenförmig kraus; in den Ohren pflegen ſie knöcherne Stäbe zu tragen; auch ſind die Spitzen ihrer Wurfſpieße aus Knochen gemacht. Nach den Inſeln ſüdlich vom Cap York ſcheinen die Eingeborenen der Murray- und anderer Inſeln der Torresſtraße beſonders zur Zeit der öſtlichen Monſoons, welche von den Schiffen zur Fahrt von Sidney und anderen Häfen der auſtraliſchen Colonieen nach Indien vorzugsweiſe benutzt werden, herunterzukommen, um auf irgend einen Schiffbruch zu lauern, wo ſie dann ſofort, wie durch einen Zauberſchlag, ſich einfinden; ebenſo wie in den ſüdamerikaniſchen Pampas der Jäger kaum ein Wild erlegt hat, als auch ſchon unzählige Geier herbeifliegen, obwohl noch kurz zuvor nicht ein einziger zu ſehen geweſen war. Die Scharfſichtigkeit jener Eingeborenen gleicht ſehr der dieſer Vögel, freilich iſt auch ihre Raub- und Blutgier eine ähnliche. Hiervon wären manche traurige Beiſpiele zu erzählen; wir müſſen uns jedoch des Raumes wegen auf das Folgende beſchränken.

Der „Charles Eaton“, nach Canton in China beſtimmt, ſegelte am 29. Juli 1834 von Sidney, und nahm natürlicher Weiſe den Weg längs der neuholländiſchen Nordoſtküſte, als den kürzeſten und durch die Torresſtraße in die Gewäſſer des Indiſchen Archipels führend. Wind und Wetter waren Anfangs ſehr günſtig, bis in der nördlichen Gegend des Großen Barrierriffes (ſ. die geogr. Ueberſicht im vor. Kap.) trübes, regneriſches Wetter ſich einſtellte. Hierdurch wurde es dem Capitän unmöglich, die erforderlichen aſtronomiſchen Beobachtungen, zu genauer Ermittelung der geogr. Breite und Länge, anzuſtellen, und ſo gerieth das Schiff zwiſchen die Riffe, die am 15. Auguſt, ungefähr 10 Uhr Vormittags, plötzlich ſichtbar wurden. Der Capitän ließ augenblicklich die Segel drehen und zwei Anker fallen, allein ohne Erfolg: das Schiff ſtieß auf eine Klippe und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß Kiel und Ruder ſofort ſich ablöſ'ten und das Schiff ein vollſtändiges Wrack wurde.

Es waren, mit den Jollen, im Ganzen 4 Böte vorhanden, die nun der Capitän ſogleich auszuſetzen und mit Trinkwaſſer und Lebensmitteln zu verſehen befahl. In ihnen ſollte die Fahrt durch die Torresſtraße nach Timor — eine Strecke von 170 bis 180 Meilen — unternommen werden. Die Schiffsmannſchaft beſtand aus 24 Perſonen, und als Paſſagiere befanden ſich am Bord: ein Engländer, Namens Armſtrong, der Artilleriehauptmann D'Oyly von der brittiſch-indiſchen Armee, ſeine Frau, zwei Kinder und eine Amme aus Bengalen.

Der dritte Steuermann Pigott, der Schiffszimmermann Conſtantine und ein Matroſe behielten ſo viel Beſonnenheit, in die eine Schaluppe zuvörderſt Proviant, ein Fäßchen mit Trinkwaſſer, Waffen, Handwerkszeug und Bootſegel zu legen und ſie erſt dann herunter zu laſſen; darauf ſprangen ſie hinein und blieben in der Nähe des Wrackes bis zum folgenden Tage, wo noch zwei Matroſen mit Lebensgefahr zu ihnen gelangten. Mehr Perſonen konnten ſie nicht aufnehmen, daher ſuchten ſie nunmehr das Weite, obgleich ſie keine nautiſche Inſtrumente bei ſich, ſondern nur Sonne und Sterne zu Wegweiſern hatten. Nachdem ſie ungefähr 14 Tage auf dem Meere umhergetrieben waren, erblickten ſie Land, welches ſie für Timor hielten; es war jedoch

die 60 Meilen oſtwärts davon liegende Inſel Timorlaut, von deren wilden mord- und raubſüchtigen Bewohnern die Schiffbrüchigen alsbald überfallen, nach dem an der Südſeite der Inſel liegenden Orte Oliliet gebracht, anfangs mit dem Tode bedroht, dann aber zu Sclaven gemacht wurden. Im folgenden Jahre erhielten ſie jedoch die Erlaubniß, mit einem Malayen-Fahrzeuge nach Amboina ſich zu begeben, wo ſie am 7. October 1835 ankamen. Von dort gelangten ſie nach Batavia, und ſo waren ſie gerettet.

Ein ganz anderes Schickſal traf die auf dem Wrack des „Charles Eaton“ zurückgebliebenen Perſonen. Die drei übrigen Böte gingen beim Ausſetzen zu Grunde, wobei ein Matroſe ertrank; und es war nun nichts anderes zu thun, als ein Floß zu bauen, womit man denn auch in ſieben Tagen zu Stande kam. Der Schiffscapitän, der Schiffswundarzt, der Hauptmann D'Oyly, nebſt ſeiner Gattin, den Kindern und der Amme, Hr. Armſtrong und zwei Matroſen beſtiegen das Floß und fuhren ab, da für mehr Perſonen nicht Raum war. Wie es ihnen erging, werden wir bald ſehen.

Jetzt befanden ſich noch der erſte und der zweite Steuermann, der Proviantmeiſter, zwei Seecadetten, mehrere Matroſen und zwei Schiffsjungen, Ireland und Sexton, im Ganzen 14 Perſonen auf dem Wrack. Sie bauten aus den heruntergeſtürzten Topmaſten, Spiren und anderem Holzwerke ebenfalls ein Floß, machten aus Tüchern ein Segel, ſuchten einige Lebensmittel zuſammen und verließen die Trümmer des Schiffes, welches jeden Augenblick völlig auseinander zu fallen drohte.

Sie trieben langſam vorwärts und erreichten gegen Abend ein Riff, wo ſie anhielten und übernachteten. Nach Verlauf von zwei Tagen bekamen ſie eine Gruppe kleiner Inſeln zu Geſicht, wo ſich ihnen ein Canot mit 10 bis 12 Papuas näherte, welche ihre Arme emporrichteten, um zu zeigen, daß ſie unbewaffnet ſeien, und überhaupt durch ihre Geberden freundliche Geſinnungen zu erkennen zu geben ſich bemühten. Die Wilden kamen endlich an das Floß, ſtiegen hinauf und benahmen ſich auch hier friedlich; ſie luden dann die Schiffbrüchigen ein, das Floß zu verlaſſen und in das Canot ſich zu begeben, was dieſe zu thun Anſtand nahmen, bis der Seecadet Ching ſich dazu bereit erklärte, mit der Aeußerung, er werde ſo deſto eher Gelegenheit zur Rückkehr nach England finden; worauf die Uebrigen ſeinem Beiſpiele folgten. Die Wilden durchſuchten zunächſt das Floß nach eiſernen Geräthſchaften, fanden aber nur einige Haken, die ſie mitnahmen; ſodann fuhren ſie mit dem Canot ab und ſchlugen die Richtung nach der kleinen, kaum eine halbe Stunde im Umfange haltenden Inſel Boydan ein, die vom feſten Lande etwa 3 deutſche Meilen und vom Cap York, Neuhollands äußerſter Nordſpitze, ſüdſüdöſtlich und ungefähr 25 Meilen entfernt liegt.

Hier ſtiegen Alle an's Land und beim Umherſuchen nach Trinkwaſſer und Nahrungsmitteln waren die Wilden den Schiffbrüchigen behülflich; die Letzteren waren jedoch durch Hunger und Anſtrengungen ſo ermattet, daß ſie kaum kriechen konnten. Nachdem ſie den Landungsplatz wieder erreicht hatten, warfen ſie ſich voll Verzweiflung zur Erde; denn aus dem ganzen Benehmen der Wilden, welche grinſend und teufliſch lachend umherſtanden, war deutlich wahrzunehmen, daß ſie mörderiſche Abſichten im Schilde führten. In dieſen ſchrecklichen Augenblicken nahm der erſte Steuermann Clare das Wort, ermahnte ſeine Gefährten, ſich in ihr Schickſal zu ergeben, und las ihnen mit Inbrunſt einige Gebete aus einem vom Schiffe mitgebrachten Gebetbuche vor, worauf ſie alle ſich der Barmherzigkeit Gottes übergaben, ſich niederlegten und, erſchöpft wie ſie waren, ſogleich einſchliefen. Allein es war ein Schlaf zum Tode; denn kaum waren ſie eingeſchlummert, als Ireland (der Erzähler dieſer Schickſale) durch großen Lärm und ſtarkes Geſchrei aufgeſchreckt wurde und nun ſah, wie die Wilden ſeinen Gefährten mit Keulen die Hirnſchädel zerſchmetterten. Der erſte, der getödtet ward,

war der arme Ching, dann traf die Reihe den andern Seecadetten Perry und hierauf den zweiten Steuermann Mayer; nun wurde die Verwirrung ſo groß, daß Ireland nicht mehr genau ſah, was vorging. Der Letzte, den der Tod ereilte, war der Steuermann Clare, der noch den Verſuch machte, nach dem Canot zu entkommen, aber eingeholt und durch einen Keulenſchlag ſofort getödtet wurde.

Ireland und der andere Schiffsjunge mußten nunmehr des nämlichen Schickſals gewärtig ſein, und jener erzählt das Weitere darüber folgendermaßen:

„Ein Wilder kam auf mich zu mit einem Meſſer, um mir die Kehle durchzuſchneiden; aber indem er dies zu thun im Begriff war und mich angepackt hatte, griff ich nach dem Meſſer und kämpfte um mein Leben. Er warf mich zu Boden, ſetzte mir das Knie auf die Bruſt und ſuchte mir das Meſſer zu entwinden, welches ich aber krampfhaft feſthielt, obgleich es mir den einen Finger bis auf den Knochen durchſchnitt. Endlich gelang es mir, oben zu kommen, worauf ich den Wilden losließ, dem Strande zueilte und mich in's Waſſer ſtürzte; ich war jedoch zu erſchöpft, um weit ſchwimmen zu können, kehrte daher an's Ufer zurück und erwartete nun nichts anderes, als augenblicklich niedergeſchmettert zu werden. Der Wilde kam denn auch mit wüthender Geberde auf mich zu und ſchoß mir einen Pfeil in die rechte Bruſt; jetzt aber wurde er unerklärlicher Weiſe plötzlich ganz ruhig, führte oder zog mich eine Strecke fort und bot mir etwas Fiſch und Waſſer an, wovon ich indeß nichts hinunterzubringen vermochte. Während meines Kampfes mit ihm hatte ich meinen Kameraden mit einem andern Wilden handgemein erblickt und ihn demſelben ein Stück aus dem Arm beißen ſehen, wußte aber dann nichts weiter von ihm, bis ich auch ihn noch am Leben ſah, was ihm auf ähnliche Weiſe wie mir geſchenkt worden war *). In einiger Entfernung tanzten die übrigen Wilden mit gräßlichem Geheul um ein großes Feuer, vor dem die Köpfe der Erſchlagenen in einer Reihe aufgeſtellt waren; die Rumpfe ſchwammen am Geſtade, wo ſie durch die Strömung der Ebbe bald fortgeſchwemmt wurden. Sexton und ich wurden der Obhut von zwei Wilden übergeben, welche uns mit dem Canotſegel, einer Art Matte, bedeckten, jedoch meiner Wunde, die ſehr ſtark geblutet hatte, keine Aufmerkſamkeit ſchenkten.“

Am folgenden Tage ſammelten die Wilden alle Köpfe und ſegelten nach einer andern Inſel, Pullan genannt, wo ihre Weiber ſich befanden. Ireland gewahrte hier die beiden Kinder des Hauptmanns D'Oyly, nebſt dem Schiffshunde. Der älteſte Knabe, George D'Oyly, erzählte ihm, daß das erſte Floß bei dieſer Inſel angelegt habe, und alle darauf befindliche Perſonen bei ihrer Landung ſofort ermordet worden ſeien, bis auf ihn und ſeinen Bruder; ſeine Mutter ſei durch einen Keulenſchlag getödtet worden, ſein kleiner Bruder dabei in ihren Armen geweſen, jedoch habe eins von den Weibern ihn gerettet und auch ſpäter für ihn Sorge getragen. Ireland ſah das Kind in den Armen des Weibes heftig ſchreiend. Auch gewahrte er einige Stücke von den Cajütenthüren als Zierathen am Vordertheil des Canots befeſtigt, ebenſo die Köpfe der Paſſagiere und Mannſchaft auf dem erſten Floß: die der Hauptmännin D'Oyly und des Schiffscapitäns Moore waren leicht zu erkennen, jener am Haar, dieſer an den Geſichtszügen. Die Köpfe waren an einem Strick gereiht und an einem

*) Als man ſpäter Ireland auf das faſt Unglaubliche einer ſolchen plötzlichen Sinnesänderung aufmerkſam machte, entgegnete er, er habe bei den Wilden häufig dergleichen plötzliche Uebergänge von der äußerſten Wuth zu gänzlicher Gelaſſenheit wahrgenommen, und ein ſolcher Moment ſei denn auch wohl bei ihrer Lebensgefahr eingetreten.

Pfahl neben den Hütten der Weiber aufgehängt. Die Wilden tanzten jeden Morgen und Abend darum herum, mit gräulichem Geſchrei und wüthenden Geberden.

Die Zahl der Wilden belief ſich ungefähr auf 60; ſie hielten ſich auf der Inſel blos während der Fiſchfangzeit auf, und ihre Heimath war, wie ſich ſpäter auswies, beträchtlich weit entfernt. Ihre Hauptnahrung beſtand in Schildkröten und kleinen Fiſchen, welche ſie mit Angel und Netzen fingen; Schalenthiere wurden in großer Menge auf den Riffen geſammelt. Auf der Inſel wächſt auch eine Art Steinfrucht, ähnlich der Pflaume, wahrſcheinlich von der Gattung der Eugenia. Sonſt iſt die Inſel Pullan ſandig und nur mit niedrigem Strauchwerk und Unterholz bewachſen. Jedoch fehlt es nicht an einer reichlich fließenden Quelle mit friſchem Waſſer.

Nach zweimonatlichem Verweilen verließen die Wilden die Inſel in zwei Abtheilungen, welche verſchiedene Richtungen einſchlugen, und von denen die eine Ireland und das jüngſte Kind des Hauptmanns D'Oyly mitnahm. Die Fahrt ging nordwärts nach der Torresſtraße; man landete und verweilte kürzere oder längere Zeit auf mehreren Inſeln, bis man die Darnley-Inſel erreichte, welche mitten in der Torresſtraße liegt, beinahe gleich weit von Neu-Guinea und Neuholland entfernt. Bei den Eingeborenen heißt ſie Arub *). Oſtwärts und ungefähr 5 Meilen davon liegt (unter 9° 54′ S. Br. und 144° 0′ O. von Greenwich) die Murray-Inſel **), wo ein Papua, Namens Duppar, wohnte. Als dieſer von den gefangenen weißen Knaben hörte, die mittlerweile nach der dicht bei Arub liegenden Marsden-Inſel oder Sirreb gebracht waren, fühlte er Mitleid mit ihnen und beſchloß, ſie loszukaufen, zu welchem Ende er in Begleitung ſeines Weibes Pamoy und mit Früchten verſehen, nach Sirreb ſich begab, wo er die Gefangenen, gegen einen mit Früchten behangenen Piſangzweig für jeden, eintauſchte. Sie wurden von ihm und ſeinem Weibe auf's Freundlichſte behandelt; eine Eingeborene, Namens Oby, übernahm die Wartung und Pflege des kleinen D'Oyly, und das Kind gewöhnte ſich denn auch bald an ſeine neue Mutter. Ireland half ſeinen gutmüthigen Pflegeeltern bei ihren häuslichen

*) Die Darnley-Inſel liegt unter 9° 33′ S. Br. und 143° 41′ O. von Greenwich, hält 4 Meilen im Umfange und bringt Kokosnüſſe, Piſangs, Yams, ſüße Kartoffeln, Zuckerrohr u. ſ. w. hervor, iſt auch ſtark bewaldet. Die Eingeborenen, denen man wohl nicht mit Unrecht Anthropophagie zum Vorwurf macht, ſind zahlreich und wohnen in Dörfern von 10 bis 12 Hütten, deren vornehmſte Verzierungen Menſchenſchädel ſind, was nach dem oben Erzählten auch nicht weiter auffallen kann. Die Inſel wurde 1792 von Bligh entdeckt.

**) Sie hat ungefähr dieſelben Naturprodukte wie die Darnley-Inſel; man findet hier auch Kauris (kleine Muſcheln, die in vielen Küſtenländern Aſiens und Afrika's als Scheidemünze dienen) und Perlmutter. Die Einwohner gehören, wie die der vorigen Inſel, den Papuas an und gleichen mehr als andere Inſulaner dieſer Gegend, den Neuholländern. Ihre Hautfarbe iſt tief dunkelbraun, die Statur von mittlerer Größe und der Gliederbau muskulös; ſie gehen nackend, tragen aber Verzierungen von Muſcheln oder geflochtenen Haaren um verſchiedene Theile des Körpers. In ihren Mienen drücken ſich Argwohn und Mißtrauen aus. In ihren Waffen unterſcheiden ſie ſich inſofern von den Eingeborenen des auſtraliſchen Feſtlandes, als ſie Bogen und Pfeile führen. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt der Fiſchfang. Mit Flinders traten ſie 1802 in einen Tauſchhandel, aber 1792 hatten ſie einen mörderiſchen Anfall auf die Schiffe „Providence“ und „Aſſiſtant“ gemacht. Zwei nahe iſolirte Felſen werden zuſammen mit dieſer Inſel die Murray-Inſeln genannt.

Beſchäftigungen und hatte nie Urſache, ſich über ſeine Behandlung zu beklagen. Endlich wurden er und der junge D'Oyly von dem Befehlshaber des brittiſchen Schiffes „Mangles", welches bei der Murray-Inſel anlegte, zufällig entdeckt und auf einem anderen engliſchen Fahrzeuge nach Sidney gebracht. Der ältere Sohn D'Oylys iſt, wie man ſpäter in Erfahrung gebracht, ein Opfer der Mordluſt oder gar des Kannibalismus der andern Wilden, die ihn und den Schiffsjungen Sexton mitnahmen, geworden; Sexton wahrſcheinlich auch, wenigſtens hat man nie wieder etwas von ihm gehört.

Die übrigen nennenswerthen Inſeln der Nordküſte bieten nichts dar, was uns veranlaſſen könnte, darüber mehr zu ſagen, als ſchon in der geogr. Ueberſicht des vorigen Kapitels geſchehen iſt: die Bewohner der Inſeln im Carpentariagolf, der Melville- und der Bathurſt-Inſel unterſcheiden ſich wenig oder gar nicht von den Eingeborenen auf dem nahen Feſtlande. Das Nämliche gilt von den Inſeln an der Nordweſtküſte.

Die **Rotteneſt-Inſel**, an der Weſtküſte und vor der Mündung des Schwanenfluſſes, verdient dagegen hier eine nähere Erwähnung. Sie iſt von mittelmäßiger Höhe und ihre durchgängig ſteilen Ufer beſtehen aus Kalk- und Sandſteinfelſen, zwiſchen denen ſich kleine ſandige Buchten öffnen. Die Inſel iſt ziemlich ſtark bewaldet und im Ganzen ſehr fruchtbar; es ſind außerdem mehrere Känguruh-Arten und andere Thiere des auſtraliſchen Feſtlandes vorhanden, und in neueſter Zeit auch Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine hieher verſetzt worden. Am merkwürdigſten aber iſt die Inſel durch eine, 1839 hier gegründete Straf-Colonie für Verbrecher aus den **Eingeborenen.** Stokes, der dieſelbe mehrmals beſuchte, bemerkt darüber unter anderm Folgendes: „Wenn man die niedlichen Hütten ſieht, welche dieſe Colonie bilden, ſo kann man die Behauptung, daß die Neuholländer nicht zu arbeiten verſtehen, unmöglich für wahr halten. Der Oberaufſeher gibt den Verbrechern Anfangs blos einige Anleitung und ſie richten ſich dann hiernach mit bewundernswerther Genauigkeit. Sie thun ſich auf ihrer Hände Werk nicht wenig zu gute, wenn ſie dasſelbe Fremden zeigen. Man wird in der That von einem wehmüthigen Gefühle beſchlichen, wenn man dieſe Eingeborenen ſieht, von denen einige zu lebenslänglicher Strafarbeit verurtheilt worden ſind für Verbrechen vielleicht, die ſie, gereizt durch die fremden Eindringlinge, verübt haben. Viele, wenn nicht die meiſten unter ihnen, haben eigentlich gar keinen Begriff von einem Verbrechen, und eben ſo wenig von einer Beziehung zwiſchen dieſem und der zuerkannten Strafe. Sie leben in der tiefſten Unwiſſenheit, und wenn ihre Begriffe über die Mittel zur Befriedigung der täglichen Lebensbedürfniſſe hinausgehen, ſo begreifen ſie jedenfalls ſo viel, daß ſie aus ihrem rechtmäßigen Beſitze vertrieben worden ſind von Menſchen, deren Ketten ſie jetzt tragen. Einige der Gefangenen härmen ſich zu Tode; andere freilich ſcheinen zufrieden zu ſein und ſich wohl zu befinden. Wenn ein neuer Sträfling ankommt, verbreitet ſich große Traurigkeit unter den übrigen: ſie befragen ihn nach ihren zurückgebliebenen Angehörigen, und was ſie vernehmen, erinnert ſie lebhaft an ihr freies Wanderleben, an ihre Nationaltänze oder Korroborіes und an andere Freuden der Heimath. Am meiſten leiden die älteren Eingeborenen, die ſchon innigere Bande geknüpft haben, als die jüngeren. Letztere haben ſogar ein vortheilhafteres Anſehen in der Colonie gewonnen, offenbar in Folge ihrer regelmäßigen Beköſtigung und Verpflegung. Zuweilen wird ihnen geſtattet, die Weſtküſte der Inſel zu beſuchen und die dort zahlreichen Wombats zu jagen." Die Sträflinge auf der Rotteneſt-Inſel gewinnen Seeſalz aus

den Lagunen, ſchlagen Holz und bauen bereits ſo viel Getreide, als zu ihrem Unterhalte erforderlich iſt. Als Stokes im Mai 1843 die Inſel wieder beſuchte, zu welcher Zeit die Straf-Colonie vier Jahre beſtanden hatte, waren mittlerweile maſſive Gebäude und zwar von den Sträflingen ſelbſt (natürlich unter Anleitung von Sachverſtändigen) errichtet worden, und Letztere hatten außerdem 34 Morgen Landes, hauptſächlich in den Thälern, urbar gemacht. Von einem Morgen wurden ungefähr 23 Scheffel Weizen (nur 3 weniger als in der Umgegend von Port Philipp) und über 25 Scheffel Gerſte geerntet. Die ganze Inſel hat etwa 2000 Morgen tragbaren Landes. Es waren damals 17 Eingeborene in der Straf-Colonie, welche dem Gouvernement durchſchnittlich 200 Pfd. Sterl. im Jahre koſteten. Für verkauftes Salz und Getreide waren dagegen 500 Pfd. Sterl. eingekommen, ſo daß ein Ueberſchuß von 300 Pfd. Sterl. ſich herausgeſtellt hatte. Uebrigens ſind auf der Inſel Schulen errichtet, und dieſe haben bereits mit dem beſten Erfolge gewirkt.

Wenn nicht geographiſch, ſo gehört doch ſchon ſeit geraumer Zeit politiſch die **Norfolk-Inſel** zu dem auſtraliſchen Feſtlande oder vielmehr zu der Colonie in Neu-Südwales, welche in ihr einen trefflichen Hülfsort beſitzt, um ſich ihrer ſchlimmſten und unverbeſſerlichen (europäiſchen) Verbrecher dahin zu entledigen. Die Norfolk-Inſel liegt beinahe in gerader öſtlicher Richtung und 182 Meilen vom Cap Byron (dem äußerſten Oſtpunkt Neuhollands; ſ. Kap. 1. Abſchn. II.) und nordöſtlich und an 230 Meilen von Sidney, unter 29° 2′ 30″ S. Br. und 168° 2′ O. von Greenwich, ungefähr auf der Mitte des Weges von Neu-Caledonien nach Neuſeeland, von jenem 100 und von dieſem 112 Meilen entfernt. Sie iſt ihrer Form nach ein längliches Viereck von 4 Meilen Umfang, und die längſte Seite von NW. nach SO. etwa 1½, die andere 1 M. lang; der Flächeninhalt mag höchſtens 1½ Q. M. betragen. Die Küſte ſteigt allenthalben ſteil aus dem Meere auf, aber die Inſel iſt von einer großen Sandbank umgeben, die ſich mit ziemlich gleichförmigen Tiefen (20 bis 40 Faden) überall weit von ihr in das Meer hinaus erſtreckt, auf der Südſeite ſelbſt bis 5 Meilen, ehe ſie plötzlich in ungemeſſene Tiefen hinabſinkt. Auf dieſer Bank iſt an vielen Stellen guter Ankergrund; die Küſte aber ganz ohne Häfen und ſelbſt ohne einen ſichern und bequemen Landungsplatz. Dieſe außerordentliche Abgeſchloſſenheit und Unzugänglichkeit der Inſel macht ihre characteriſtiſche Eigenthümlichkeit aus; als Entſchädigung dafür iſt ihr eine Fruchtbarkeit des Bodens zu Theil geworden, wie ſie ſich auf dem großen auſtraliſchen Continente gewiß ſehr ſelten, wenn überhaupt irgendwo findet. Die erſten Entdecker (Cook entdeckte ſie zufällig am 10. Octbr. 1774 auf ſeiner Fahrt von Neu-Caledonien nach Neuſeeland) fanden die ganze Inſel mit hohen Bäumen bedeckt, zahlreiche Schlinggewächſe zogen ſich über dieſe hin und machten das Innere häufig undurchdringlich. Unter dieſem Laubdach iſt ſteter Schatten, daher trägt hier der Boden wenig andere Pflanzen und kein Gras, ſo üppig dies auch an ſonnigen Stellen wächſt; dagegen begünſtigt die anhaltende Feuchtigkeit die raſche Auflöſung vegetabiliſcher Reſte, worin ohne Zweifel ein Hauptgrund der großen Fruchtbarkeit der Inſel zu ſuchen iſt. Man hat hier ſelbſt auf ungedüngtem Boden innerhalb 12 Monate zwei Ernten gehabt: erſt Weizen, dann Mais. Die Weizenfelder ſind mit Zuckerrohr eingefaßt. Die Inſel iſt voller Berge, von denen der höchſte, Mount Pitt, 1000 bis 1200 Fuß hoch iſt. Unter den Bäumen befindet ſich auch eine Palme (Areca sapida), die auch auf den Neu-Hebriden und Neuſeeland wächſt. Die Vögel ſind eben ſo zahlreich als ſchön, und übertreffen die neuſeeländiſchen an Lebhaftigkeit der Farben. Dies zeigt ſich beſonders an den Papageien. Namentlich auch gibt es Wachteln, Habichte, Eulen, kleine, ſchöngezeichnete Singvögel und beſonders viele Waſſervögel. Von Säugethieren beſaß die Inſel blos die Ratte, wenn anders auch

ſie nicht etwa eingewandert iſt; die Coloniſten fanden ſie jedoch in großen Schwärmen vor, und ſie thaten im Anfange den Anpflanzungen vielen Schaden. Jetzt iſt das Schwein und die Ziege, wie das Haushuhn hier einheimiſch gemacht und zum Theil ſogar in verwildertem Zuſtande hier anzutreffen. Bewohnt war die Inſel nicht; allein ſchon im erſten Jahre der Niederlaſſung in Neu-Südwales ließ der damalige Gouverneur Philipp eine Colonie von Verbrechern auf der Norfolk-Inſel anlegen und europäiſche Feldfrüchte und Thiere dahin verpflanzen; freie Anſiedler ſchloſſen ſich an, und die Colonie war in gutem Gedeihen, als es 1811 aus verſchiedenen Gründen für nothwendig erachtet ward, ſie wieder eingehen zu laſſen. Die Coloniſten wurden theils nach Neu-Südwales zurückgebracht, theils nach Vandiemensland geführt. Indeß 1825 iſt die Norfolk-Inſel wieder beſetzt worden, und dient jetzt als Strafſtation zur Aufnahme der ſchlimmſten, zwei- und mehrmals rückfällig gewordenen Verbrecher aus Neu-Südwales, deren Zahl ſich hier 1839 auf 1250 belief. — In SO. und S. und nicht weit von der Norfolk-Inſel liegen die Eilande Nepean und Philipp, beide nur klein, aber im Weſentlichen mit den nämlichen Produkten, wie auf der Norfolk-Inſel. Nepean dient zum Theil als Weideplatz, zum Theil als Beſchäftigungsort für die Verbrecher, welche hier Seeſalz bereiten müſſen.

Drittes Kapitel.

Die Colonieen auf dem auſtraliſchen Feſtlande. — Die Colonie von Neu-Südwales. — Geſchichte derſelben. — Die Deportirten. — Das Leben und Treiben in der Colonie. — Die Colonie Weſt-Auſtralien. — Die Colonie Port Philipp. — Die Colonie Süd-Auſtralien. — Die Colonie Nord-Auſtralien.

Die brittiſche Krone hat zwar von dem auſtraliſchen Feſtlande nicht überall förmlich Beſitz ergriffen, noch ergreifen können, betrachtet aber daſſelbe ganz und gar als ihr gehörig, und hat dieſe ihre Anſprüche zunächſt durch Anlegung von Colonieen in den Hauptküſtenſtrichen geltend gemacht. Zur Zeit beſtehen 5 Colonieen, 1 an der Oſt-, 1 an der Weſt-, 2 an der Süd- und 1 an der Nordküſte. Die älteſte darunter iſt die erſtgenannte oder die von Neu-Südwales, mit der wir uns denn auch zuerſt beſchäftigen wollen, da ſie die Grundlage und den Centralpunkt der 4 übrigen bildet.

Im erſten Kapitel dieſes Abſchnittes iſt bereits bemerkt, daß Cook's Beſchreibung der neuholländiſchen Oſtküſte die brittiſche Regierung aufmerkſam auf dieſelbe machte und den Entſchluß hervorrief, hier eine Niederlaſſung zu gründen, und dahin zunächſt und vorzugsweiſe die zur Deportation verurtheilten Verbrecher bringen zu laſſen.

England gehört nämlich zu den wenigen Staaten*), wo ein förmliches Geſetz beſteht, nach welchem in gewiſſen Criminalfällen dem Verbrecher die

*) In Rußland, welches bekanntlich die zur Deportation verurtheilten Verbrecher nach Sibirien ſchickt, wurde dieſe Strafe ſchon in der Mitte des 17. Jahrhunderts bisweilen in Anwendung gebracht; jedoch ein förmliches Geſetz in dieſer Hinſicht beſtand vor dem Jahre 1754 nicht, und erſt ſeitdem findet das regelmäßige Ver-

Deportation oder mit Freiheitsverluſt gepaarte Verbannung aus ſeinem Heimathslande, auf kürzere oder längere bis auf Lebenszeit, als Strafe gerichtsſeitig zuzuerkennen iſt. Durch das, unter Eliſabeth gegebene Geſetz 39, Kap. IV., wurde zum erſten Male Verbannung als Strafe für Gauner und Vagabunden feſtgeſetzt, aber darin kein Verbannungsort beſonders angegeben. Der Gebrauch, Verbrecher nach den brittiſch-nordamerikaniſchen Colonieen zu transportiren, nahm unter Jakob I. im Jahre 1619 den Anfang. Da jedoch große Mißbräuche bei der Art der Ausführung dieſes Syſtems entdeckt worden waren, ſo wurde endlich im vierten Regierungsjahre Georgs I. die Verbrecher-Transportation oder Deportation nach Nordamerika durch eine Parlamentsakte geregelt, und als Gründe zu dieſer Akte werden in der Einleitung angegeben: „Das Fehlſchlagen Derer, die ſich ſelbſt zu transportiren unternommen“ und „der große Mangel an Geſinde in Sr. Majeſtät Colonieen.“ Damals gehörte Canada noch den Franzoſen, alſo waren Neu-England und andere Provinzen der jetzigen nordamerikaniſchen Union und außerdem auch wohl die brittiſch-weſtindiſchen Colonieen die einzigen, geſetzlich genehmigten Länder, nach denen die im brittiſchen Reiche zur Deportation verurtheilten Verbrecher gebracht werden konnten. Nachdem ſich aber die erſtgenannten Colonieen oder die jetzigen Vereinigten Staaten vom Mutterlande losgeriſſen hatten, entſtand die Frage, wohin mit jenen Verbrechern? Weſtindien bot denn doch immer keinen geeigneten Verbannungsort dar; Verbrecher nach Canada zu ſchicken, ſchien aus mehr als einem Grunde bedenklich; in Indien hatte die brittiſche Krone damals noch keine unmittelbare Beſitzung, und die afrikaniſche Weſtküſte war zu ungeſund. Andererſeits die

---

ſchicken der Verbrecher nach Sibirien zur Zwangsarbeit und zur Anſiedelung ſtatt. In Frankreich wurde die Strafe der Deportation zur Zeit der Revolution eingeführt, kam freilich ſpäter außer Gebrauch, iſt jedoch im Jahre 1850 wieder zu einem förmlichen Geſetz erhoben und Ende 1851 durch Louis Napoleon ſehr ausgedehnt worden. Schon bei den Römern war ſie gebräuchlich, und es iſt nicht zu läugnen, daß ſie im Allgemeinen der Zuchthausſtrafe (wenigſtens der auf eine Reihe von Jahren oder gar auf Lebenszeit) bei Weitem vorzuziehen iſt. Der Staat hat dadurch den Vortheil, daß er ſich eines moraliſchen Giftſtoffes entledigt und ſogar in der Regel auch weniger Koſten zu tragen hat, als die Erbauung und Unterhaltung der Zuchthäuſer ihm verurſachen; und dem Verbrecher iſt der Weg gebahnt nicht nur zu gründlicher Beſſerung, ſondern auch zur Austilgung alles Makels, ſo wie zur Begründung ſeines künftigen äußern Lebensglückes nach überſtandener Strafzeit. Mit ſolchen Hoffnungen darf ſich aber der aus dem Zuchthauſe entlaſſene Sträfling ſelten oder nie ſchmeicheln, wenn er in ſeiner Heimath bleibt, wo er und das, was er gethan, einmal bekannt iſt, und die immerwährenden Demüthigungen und Zurückweiſungen ihn mehrentheils faſt zwingen, die kaum verlaſſene Laſterbahn wieder zu betreten. — Selbſt in Preußen hat man die Nothwendigkeit, unter gewiſſen Umſtänden Deportation an die Stelle der Zuchthausſtrafe treten zu laſſen, einzuſehen angefangen.

Verbrecher im Lande behalten und eine Menge neuer Zuchthäuser für sie erbauen, hieß dem bisher befolgten System und dem mit der Deportation beabsichtigten Zwecke geradezu entgegen handeln. Also wurde Neu-Südwales gewählt, welches alle Vortheile, die anderwärts fehlten, zu vereinigen schien.

Die Hauptzwecke der brittischen Regierung bei der Gründung der Colonie von Neu-Südwales waren folgende: 1) das Mutterland von der Plage einer täglich zunehmenden Anhäufung von Verbrechern in den Gefängnissen und Zuchthäusern zu befreien; 2) einen passenden Ort für die sichere Bewachung und die Bestrafung dieser Verbrecher, wie auch für deren spätere und allmälige Besserung, zu haben, und 3) eine brittische Colonie aus den allmälig gebesserten Verbrechern und den Familien freier Auswanderer, die von Zeit zu Zeit sich veranlaßt sehen möchten, in dem neuentdeckten Lande sich anzusiedeln, zu bilden.

Man sieht hieraus, daß gleich Anfangs auf freie Auswanderer bei Gründung der Colonie gerechnet und Bedacht genommen wurde; also der Plan tiefer angelegt war, als blos einen passenden Verbannungsort für Verbrecher zu haben. Und dies ließ sich bei einem so hellsehenden Staatsmanne, wie Pitt, der damals am Staatsruder war, auch wohl voraussetzen. Großbritannien und Irland zählte damals ungefähr 9½ Mill. Einwohner und zählt deren gegenwärtig, oder nach einem sechzigjährigen Zeitraume, nicht weniger als 28 Mill. auf einem Flächenraum von 5532 Q. M. Die Bevölkerung hat sich also seitdem um beinahe 19 Mill. Seelen, oder im Durchschnitte jährlich um mehr als 300,000 vermehrt. Nun lehrt schon die einfachste Rechnung nach der Regel de Tri, daß wenn auf einen Flächenraum von 5,532 Q. M. kaum 9½ Mill. Menschen hinreichend sich nähren können, 28 Mill. noch viel weniger dies im Stande sind, sofern die Zustände, Verhältnisse und Hülfsquellen des Landes die nämlichen bleiben. Pitt, der diese Zustände und Verhältnisse, wie sie im brittischen Reiche ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nach allmälig sich gestaltet haben, genau kannte und natürlich auch den fortschreitenden Zuwachs der Bevölkerung vorhersah, erkannte offenbar die Nothwendigkeit, den traurigen Folgen einer Uebervölkerung bei Zeiten vorzubeugen, und hierzu war nun nichts geeigneter als die Anlegung neuer Colonieen, die einerseits die Hülfsquellen des Mutterlandes, schon durch den erweiterten Handel, vermehren und andererseits die Auswanderungslust steigern mußten.

Der schon im 1. Kap. des II. Abschn. genannte Capitän Arthur Philipp wurde dazu ausersehen, den ersten Transport von Verbrechern nach der Botany-Bai zu führen, und er segelte in der Fregatte Sirius, welche 10 Transport- und Proviantschiffe begleiteten, am 13. Mai 1787 dahin ab. Es waren 564 männliche und 192 weibliche Deportirte und 258 Mann Marine-Truppen am Bord. Die Flotte war

mit Mundvorräthen auf zwei Jahre verſehen und erreichte den Ort ihrer Beſtimmung am 18. Januar 1788, nach einer Reiſe von ungefähr acht Monaten, einem vierwöchentlichen Aufenthalt am Vorgebirge der Guten Hoffnung mitgerechnet. Capt. Philipp, zum Gouverneur der neuen Colonie ernannt, fand keinen Landungsplatz in der Art, wie er ihm beſchrieben worden war, entdeckte aber nach einigem Umherſuchen den nahen, mehr nordwärts liegenden Port Jackſon, den Cook unbemerkt paſſirt hatte und der von einem Matroſen im Maſtkorbe nunmehr zufällig erblickt wurde. Philipp traf mit einer Abtheilung Marine-Truppen und einigen, aus den Seeleuten des Sirius und den Verbrechern gewählten Handwerkern in Port Jackſon ein und ankerte an der Mündung der für die Niederlaſſung auserſehenen Bucht, am 25. Jan. 1788 Abends; und im Laufe des folgenden Tages war hinreichend Platz gemacht für das Lager der Offizierwache und der Verbrecher, welche Morgens an's Land geſetzt worden waren. Der für dieſen Zweck gewählte Platz war im Hintergrunde der Bucht, neben einer Waſſerquelle, die ſich ſchweigend durch einen dichten Wald ſtahl, deſſen Stille jetzt zum erſten Male durch den rauhen Ton der Holzart und dem krachenden Sturz ſeiner alten Bewohner unterbrochen worden war. Abends wurden Alle, die mit dem Transportſchiffe Supply gekommen waren, auf dem Landungsplatze verſammelt, und hier ward an einem, zuvor aufgerichteten Flaggſtocke die großbritanniſche Flagge aufgezogen, wobei die Seetruppen mehrere Salven gaben und der Gouverneur und die anweſenden Offiziere die Geſundheiten des Königs und der königl. Familie, ſo wie auf das Gedeihen der neuen Colonie tranken. Der Tag, der ungewöhnlich ſchön geweſen war, ſchloß mit der glücklichen Ankunft des Sirius und des Convoy aus Botany-Bai.

Ein tragbares Segeltuch-Haus, für den Gouverneur beſtimmt, wurde auf der Oſtſeite der Bucht errichtet und dieſer Ort Sidney genannt, zu Ehren des damaligen Miniſters des Innern. Auch wurde hier ein Theil der Verbrecher unter Zelt gebracht. Die Seetruppen-Abtheilung ward am Hintergrunde der Bucht, neben der Waſſerquelle, und auf der Weſtſeite die Hauptmaſſe der Deportirten untergebracht. Die Frauen wurden erſt am 6. Februar ausgeſchifft, und nachdem nun alle, der Niederlaſſung angehörende Perſonen an's Land geſetzt worden waren, belief ſich die Geſammtzahl auf 1030. Die Zelte für die Kranken wurden auf der Weſtſeite aufgeſchlagen, und mit Bekümmerniß mußte man ihre Zahl ſchnell zunehmen ſehen. Der Scorbut, der ſich während der Reiſe nicht gezeigt hatte, ſtellte ſich jetzt ein und füllte, da noch eine Ruhr ſich hinzugeſellte, das Hoſpital, wo mehrere ſtarben. Außer den in Anwendung gebrachten Arzneimitteln, wurden alle Arten von genießbaren Pflanzen, die im Lande zu finden waren, herbeigeſchafft; zum Glück wuchſen wilder Sellerie, Spinat und Peterſilie reichlich in der nächſten Umgegend, und die Geſunden ſowohl wie die Kranken waren froh, ſie unter ihre Speiſen zu bekommen, und fanden, daß ſie eine eben ſo wohlſchmeckende wie geſunde Zugabe zu ihren Pökelfleiſch-Rationen waren.

Der aus 1 Stier, 4 Kühen, 1 Bullenkalbe, 1 Hengſt, 3 Stuten und 3 Hengſtfüllen beſtehende öffentliche Zuchtſtamm wurde auf der Oſtſeite an's Land geſetzt. Die Thiere blieben hier, bis ſie die daſelbſt befindliche geringe Weide abgefreſſen hatten, und wurden dann nach einem Orte am Hintergrunde der nächſten Bucht gebracht, wo die Vorbereitungen zur Anlegung einer kleinen Landwirthſchaft, die unter die Leitung eines, von dem Gouverneur dazu beſtimmten Mannes geſtellt werden ſollte, getroffen worden waren. Auch wurden nun, nachdem in der Nähe der Wohnung des Gouverneurs, auf der Oſtſeite, ein Theil des Bodens bearbeitet war, die aus Rio Janeiro und vom Vorgebirge der Guten Hoffnung mitgebrachten Pflanzen an's Land geſchafft und eingeſetzt, und man hatte bald die Genugthuung, den Weinſtock, den Feigen-, Oran-

gen-, Birn- und Apfelbaum Wurzel ſchlagen und in der neuen Welt einheimiſch werden zu ſehen.

Sobald die mit der Landung nothwendig verknüpfte Unruhe und Verwirrung etwas nachgelaſſen hatte, ließ der Gouverneur das königl. Ernennungspatent, wodurch er zum General-Capitän und Ober-Gouverneur in und über das Gebiet von Neu-Südwales, nebſt allem Zubehör, eingeſetzt worden war, öffentlich vorleſen, ebenſo die Vollmachten zur Errichtung von Civil- und Criminal-Gerichtshöfen im Gebiete. Letzteres begriff, nach dieſen Aktenſtücken, die ganze öſtliche Hälfte von Neuholland, denn es erſtreckte ſich weſtwärts bis zum 135. Grade öſtl. L. von Greenwich; der äußerſte Grenzpunkt im Norden war Cap York an der Torresſtraße, und im Süden das Südcap oder die äußerſte Südſpitze von Vandiemensland (welches damals noch als ein mit dem Feſtlande zuſammenhängender Theil betrachtet wurde, weil man erſt 10 Jahre ſpäter entdeckte, daß es eine Inſel iſt); auch ſollten alle benachbarten Inſeln im Großen Ocean innerhalb der Breitengrade dieſer beiden Vorgebirge, alſo zwiſchen 10° 40′ 42″ und 43° 37′ S. Br., als zu dieſem Gebiete gehörig angeſehen werden.

Die Schwierigkeiten, mit denen die neuen Anſiedler in Neu-Südwales Anfangs zu kämpfen hatten, waren unzählig. Das Land in der nächſten Umgegend von Sidney-Cove war unfruchtbar, ſo daß man es unmöglich fand, hier für den nächſten Bedarf Getreide zu ziehen. Hierzu kam, daß man immer vollauf zu thun hatte mit den Deportirten, welche meiſtens ſich unverbeſſerlich zeigten, mochten ſie mit Milde oder mit Strenge behandelt werden. Im Laſter verhärtet, ſchämten ſie ſich nicht, ſelbſt bei den armen Eingeborenen ihre Talente im Diebſtahl und Betrug geltend zu machen. Ihr Benehmen erfüllte die Eingeborenen mit Mißtrauen und veranlaßte ſie, bald Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Mehrere Deportirte fand man in den Wäldern erſchlagen. Der Untergang des, mit Lebensmitteln für die Colonie beladenen Proviant-Schiffes Guardian, im Jahre 1789, war ein harter Schlag, der noch fühlbarer wurde durch die Ankunft der Juliana mit 222 weiblichen Verbrechern, indem nun der Bedarf bei verringerten Vorräthen ſich ſteigerte. Die Coloniſten ſahen ſich faſt einer Hungersnoth preisgegeben, die wöchentlichen Rationen mußten knapper zugemeſſen werden, ſo daß der Gouverneur mit dem Verbrecher in dieſer Hinſicht auf gleichen Fuß kam; viele friſteten ſich nur noch das Leben durch Waſſervögel und Eier, aber ſelbſt nachdem alles aufgeboten worden war, um Lebensmittel aus China, Indien und vom Vorgebirge der Guten Hoffnung zu erhalten, kamen Manche rein aus Hunger um. Drei Jahre hindurch ſchwebten die Anſiedler täglich in der Beſorgniß, zu verſchmachten, und ohne Philipp's große Sorgfalt und Thätigkeit wäre die ganze Unternehmung fehlgeſchlagen. Allein endlich kam Hülfe, und der Stand der Dinge änderte ſich. Schon 1788 hatte der Gouverneur Landwirthſchaften in Paramatta, Proſpect, Toanggabbee und Caſtlehill im nahen Innern einrichten und die Verbrecher-Colonie auf der Norfolk-Inſel anlegen laſſen; und mit Recht legte er hierauf das größte Gewicht. Denn es war ihm nicht entgangen, daß die ſittliche Beſſerung der Verbrecher nur durch eine ſtrenge und ernſte Gewöhnung der Einzelnen und ihrer Nachkommen an ein geordnetes Leben erreichbar ſei, daß nichts dies beſſer unterſtütze, als die Beſchäftigung mit dem Landbau, und daß vor allen Dingen eine kräftige und freie Bevölkerung geſchaffen werden müſſe, die Verbrechern zu einem ſichern Halt dienen könne und der man die Beſſerung derſelben eigentlich überlaſſen müſſe. Daher drang er ſchon früh in die Miniſter, die Einwanderung freier Coloniſten zu befördern, und wirklich langten auch bereits mit ſeinem Nachfolger Hunter mehrere Familien an, denen 1802 mehrere ſchottiſche Presbyterianer folgten, die ſich bei Portlandhead am Hawksbury niederließen und lange

vor den übrigen Einwohnern durch ernſte Religioſität und ſittlichen Wandel ſich auszeichneten, aber bei ihrer geringen Zahl deshalb wenig Einfluß gewannen. Da aber dies alles bei Weitem nicht ausreichte, ſo ſah ſich ſchon Philipp genöthigt, Deportirte, die ihre Freiheit erhalten hatten, oder deren Strafzeit abgelaufen war, und ausgediente Soldaten zu unterſtützen und zum Landbau zu veranlaſſen. Der erſte freie Coloniſt war ein Deportirter, der im November 1789 ſeine Freiheit erhielt; zwei Jahre ſpäter waren 86 vorhanden, von denen 44 Deportirte und die übrigen Soldaten und Matroſen geweſen waren.

Dem von Philipp gegebenen Beiſpiele folgten die ſpäteren Gouverneure, und ſo entſtand in den erſten zwanzig Jahren eine freie Bevölkerung aus ehemaligen Sträflingen und Soldaten, welche dem größern Theile der jetzigen freien Coloniſten zur Baſis gedient hat. Damals war ſie jedoch, bei der viel raſcheren Zunahme der Deportirten, nicht einmal der Zahl nach im Stande, Einfluß auf ſie auszuüben, und unterſchied ſich außerdem in ſittlicher Hinſicht durchaus nicht von ihnen, vielmehr verſchwand ſie in ihrer Maſſe, konnte alſo auch nicht in einen Gegenſatz zu den Verbrechern treten, was doch, wenn der Hauptzweck des Unternehmens erreicht werden ſollte, unumgänglich nöthig war. Dagegen bildete ſich ein Gegenſatz ganz anderer Art gegen die Deportirten und Coloniſten, der den nachtheiligſten Einfluß auf die Colonie ausgeübt hat, in dem Regimente Neu-Südwales.

Die Schwierigkeit, bei der Entfernung des Landes von Europa und der damals noch ſehr ſeltenen Schifffahrt nach jenen Meeren, die Garniſon, zumal in Kriegszeiten, gehörig abzulöſen, brachte die Regierung auf den Gedanken, ein eigends für die Colonie beſtimmtes Regiment zu errichten, das nur ſeine Rekruten aus England bezog (jedoch ſchon unter Hunter rekrutirte es ſich in der Colonie ſelbſt), und deſſen Mitglieder allmählig in Coloniſten verwandelt werden ſollten. Die Offizierſtellen wurden, da der Dienſt begreiflich nicht für ehrenvoll galt, an größtentheils unverheirathete Männer, deren Grundſätze im Ganzen nicht die feſteſten ſein mochten, verkauft, und ſchon dies war, bei der argen Unſittlichkeit in der Colonie und bei der großen Schwierigkeit, eheliche Verbindungen daſelbſt zu ſchließen, ein nicht geringes Uebel. Aber das Schlimmſte war, daß dieſes Offiziercorps weder bei der kleinen Zahl von Civil-Beamten, die bei der rein militäriſchen Verfaſſung nöthig waren, noch viel weniger in der freien Bevölkerung ein Gegengewicht fand, vielmehr durch ſtrenges Zuſammenhalten bald ein überwiegendes Anſehen gewann und dies auf die verderblichſte Weiſe mißbrauchte. Die damals nur ſeltene und ungewiſſe Verbindung mit dem Mutterlande erzeugte ein ſtetes Schwanken in den Preiſen der Lebensbedürfniſſe, damit aber auch eine heftige Speculationswuth, und bald gewöhnten ſich die Offiziere an einen wucherhaften Handel, der die ſittliche Verderbtheit der Deportirten noch erhöhte und den Zweck der Unternehmung ganz aufhob. Allmälig wußten die Offiziere, in Verbindung mit einigen Pflanzern und Kaufleuten, die mit der Zeit aus ihrer Mitte hervorgingen, den ganzen Handel des Landes in ihre Gewalt zu bringen, und nachdem ſie durch ihr Anſehen es nach und nach durchgeſetzt hatten, daß ſie zu gewiſſen Zeiten außerordentliche Lieferungen aus den königlichen Magazinen erhielten, daß ferner jedes Handelsſchiff erſt ihnen ſeine Waaren vorlegen mußte, bevor es dieſelben frei ausbieten konnte, und endlich daß die auf ihre Rechnung bezogenen Waaren zollfrei eingeführt werden durften, gewannen ſie ein Handelsmonopol, das für die Coloniſten und die engliſchen Kaufleute gleich nachtheilig war. Wahrhaft ſchädlich wurden aber dieſe Verhältniſſe durch den überwiegenden Einfluß der geiſtigen Getränke: Trunkſucht hatte, wie alle Laſter, in der Colonie von Anfang an geherrſcht; da nun, weil es an jedem Ausfuhr-

Artikel damals fehlte, die Einfuhr immer schnell das baare Geld, das hauptsächlich die Besoldungen in Umlauf setzten, aus dem Lande ziehen mußte, so wurde schon früh Rum das Medium des Verkehrs, und dadurch erst ist die Neigung zum Trunke so hoch bei den Colonisten in Neu-Südwales gestiegen, wie schwerlich sonst auf dem Erdboden.

Das Regiement Neu-Südwales langte 1791 im Lande an, und als Philipp seiner Gesundheit halber im Decbr. 1792 sein Amt niederlegte, wurden die Anführer dieses Corps die interimistischen Gouverneure; schon in dieser Zeit ward der Einfluß der Offiziere begründet. Denn erst nach drei Jahren (im August 1795) langte der neue Gouverneur, der Flottencapitän Hunter an, ein thätiger und besonnener Mann, der ganz in Philipps Fußstapfen trat. Aber der Einfluß des Offiziercorps, den zu unterdrücken seine Macht nicht hinreichte, während die schädlichen Folgen desselben ihm nicht entgehen konnten, hemmte seine Wirksamkeit sehr; es kam selbst zu heftigen Streitigkeiten, und die gegen ihn geschmiedeten Ränke sollen Hunter bewogen haben, in England auf die Zurückberufung des Regimentes anzutragen, welche Maßregel auch bereits beschlossen, aber des Krieges halber unterblieben sein soll, und nicht eher ausgeführt wurde, als bis die Offiziere Hunters zweitnächsten Nachfolger, den bekannten Capitän Bligh (der 1806 als Gouverneur nach Neu-Südwales gekommen war) im Januar 1808 gefangen gesetzt und zur Einschiffung nach Vandiemensland gezwungen hatten. Diese und andere ähnliche Vorfälle öffneten endlich dem brittischen Ministerium die Augen, und es wurden die Abberufung und Auflösung des Regimentes, ein bestimmter Wechsel der Garnisonen aus Abtheilungen des indischen Heeres, und Maßregeln, ähnliche Mißbräuche zu verhindern, angeordnet. Zu Blighs Nachfolger ward der Generalmajor Lachlan Macquarie ernannt, der im Januar 1810 anlangte, und dessen zwölfjährige Verwaltung einen der glänzendsten Abschnitte in der Geschichte von Neu-Südwales bildet. Uebrigens mußte er, nach Lage der Umstände, von Anfang an in demjenigen Theile der Freien, der aus ehemaligen Deportirten und Soldaten oder deren Nachkommen bestand, seine Freunde und Anhänger sehen, wie sie es unter Bligh gewesen waren; und seine Zuneigung zu ihnen stieg im Laufe seiner Verwaltung, je abgeneigter eben deshalb ihm die Gegenpartei wurde. Hierdurch ist der Grund zu der Parteiung gelegt worden, die noch jetzt in Neu-Südwales (und zum Theil auch in Vandiemensland) besteht, und auf Jahrhunderte die ganze künftige Gestaltung des Landes bedingen wird. Schon damals traten diese Gegensätze so entschieden hervor, daß Namen für die Parteien erfunden wurden: für die aristokratische, aus den reichsten Grundbesitzern und Beamten bestehend, der der Exclusionisten (wegen ihres ausschließenden Zusammenhaltens in geselligen Beziehungen), und für die demokratische, aus Deportirten entstandene Partei der der Emancipationisten. Im Decbr. 1821 verließ Macquarie die Colonie, gepriesen von seinen zahlreichen Anhängern als der Vater des Landes. Sein Nachfolger, Thomas Brisbane (bis 1825 Gouverneur), neigte sich mehr zu den Exclusionisten; dessen Nachfolger, Ralph Darling, suchte die Mitte zwischen beiden Parteien zu halten, wodurch er es aber, wie immer in dergleichen Fällen, ganz und gar verdarb. Im Decbr. 1831 nahm Richard Bourke seine Stelle als Gouverneur ein; über ihn und dessen Nachfolger ist hier weiter nichts zu bemerken, indem mittlerweile die Verhältnisse in der Colonie eine festere Gestalt angenommen haben, so daß wenigstens das Schicksal der Colonie selbst durch die Parteistreitigkeiten nicht mehr auf's Spiel gesetzt wird.

Die Bevölkerung, deren Stamm, wie wir oben gesehen haben, ursprünglich oder im Jahre 1788 nicht mehr als 1030 Personen zählte, und die sich jetzt bis auf mehr

als 200,000 Einw. vermehrt hat — beſteht alſo aus Freien und Deportirten*). Jene zerfallen in die beiden Hauptabtheilungen: der urſprünglich Freien und der Emancipationirten, die zugleich, wie oben gezeigt worden, politiſche Parteien bilden. Die urſprünglich Freien ſind theils Beamte, theils freie Einwanderer aus guten Familien, die ſich in der Regel als Grundbeſitzer auf dem Lande niedergelaſſen haben und Landbau und Viehzucht im Großen treiben, oder auch als Kaufleute in den Städten leben, theils endlich penſionirte Offiziere, die ihre Penſion für Land in den Colonieen aufgegeben haben; außerdem ſind noch gemeine Soldaten und Matroſen zu jeder Zeit von der Regierung angeſiedelt und freie Arbeiter und Handwerker, beſonders in neuerer Zeit, übergeführt worden, allein dieſe haben ſich meiſt mit der großen Zahl der im Leben ihnen näher ſtehenden Emancipationirten verſchmolzen. Dieſe Klaſſe der Bevölkerung hat nichts Eigenthümliches und unterſcheidet ſich nicht von den ähnlichen Bewohnern des Mutterlandes. Der wahrhaft nationale Theil der Coloniſten in Neu-Südwales ſind dagegen die Emancipationirten, die im Ganzen aus ehemaligen Deportirten, welche ihre Freiheit wieder erhalten haben, und deren Nachkommen beſtehen.

Den Freien ſtehen die **Deportirten** gegenüber, welche im amtlichen Styl die Ueberführten (convicts) heißen, jedoch im Lande nur die Gefangenen (prisoners) oder Regierungsleute (government-men) genannt werden: einen Emancipationirten Convict zu nennen, gilt geſetzlich für eine Injurie. Die engliſchen Deportations-Geſetze, die erſt bei Gelegenheit der Gründung der hier in Rede ſtehenden Colonie ihre jetzige Form erhielten, unterſcheiden nach Maßgabe des Verbrechens drei Arten der Verbannung: auf 7, auf 14 Jahre und auf Lebenszeit; dieſelben Geſetze ſind auch auf die Colonieen und namentlich auf die von Neu-Südwales und Vandiemensland übergegangen, deren Gerichte die Strafzeit verlängern und die Deportirten ſelbſt wieder zu neuer Verbannung verurtheilen können. Bis ein ſolcher aber ſeine Zeit ausgedient oder ſeine Freiheit durch Begnadigung wieder erhalten hat, gilt er für einen Gefangenen, und ſteht im Ganzen in gleichem Verhältniſſe wie der im Zuchthauſe befindliche, nur mit manchen Begünſtigungen, die dem Zuchthausſträfling nach Lage der Umſtände nicht wohl zu Theil werden können. An ſich ſchon iſt das Loos der Deportirten kein hartes: ſie erhalten angemeſſene Kleidung und Nahrung, verrichten ihre Arbeiten in der freien, geſunden Luft des auſtraliſchen Himmels und arbeiten den Tag über nur 9 Stunden, ſofern ſie nämlich überhaupt bei öffentlichen Arbeiten beſchäftigt ſind. Denn es wird bei ihrer Ankunft in der Colonie eine Abſonderung unter ihnen vorgenommen, Der Gouverneur erhält ein Verzeichniß der Deportirten, nebſt einer genauen Angabe ihrer Verbrechen, ihres früheren Lebenswandels, ihres Betragens während der Unterſuchung, während der Reiſe u. ſ. w. Diejenigen nun, von denen man vorausſetzen darf, daß ſie ernſtlich entſchloſſen ſind, ſich zu beſſern und in Zukunft einen geregelten, ſittlichen Lebenswandel zu führen, werden in einem beſondern Nachweiſungs-Büreau eingeſchrieben und dann, bei den fortwährend eingehenden Nachfragen, an anſäſſige, zuverläſſige, freie Perſonen in Dienſt gegeben, entweder als Feldarbeiter, Schafhirten, oder ſelbſt als Schreiber, überhaupt wozu ſie am beſten gebraucht werden können. Für jeden zugewieſenen Deportirten wird von der Dienſt-

*) Dies gilt übrigens nur von der Colonie in Neu-Südwales, und außerdem von Vandiemensland. Denn bei den 4 übrigen Colonieen auf dem auſtraliſchen Feſtlande iſt es gleich von vorn herein als Grundſatz feſtgeſtellt worden, keine Deportirten, ſondern nur freie Einwanderer aufzunehmen.

herrschaft an das Gouvernement 1 Pf. Sterl. gezahlt, als der Preis seines Bettes und seiner Kleidungsstücke, die er zu seinem künftigen Herrn mitnimmt.

Also kurz gesagt, die im Mutterlande zur Deportation auf kürzere oder längere Zeit verurtheilten Verbrecher haben in der Colonie für die Dauer ihrer Strafzeit jedenfalls Zwangsarbeiten zu verrichten, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn sie sich gut betragen und Zeichen ihrer Besserung liefern, sie dieselben im Privatdienst verrichten dürfen, im entgegengesetzten Fall aber im öffentlichen Dienste arbeiten müssen, sei es nun beim Straßenbau oder in den Kohlengruben u. s. w. Weibliche Deportirte müssen in diesem Falle Wollzeug, Bettdecken u. s. w. anfertigen.

Daß sie, wenn sie neue Verbrechen in den Colonieen begehen, auch hierfür noch besonders bestraft werden, bedarf wohl kaum einer Bemerkung. Für solche nun, die nicht zum Tode, aber doch zu anderen schweren Strafen in der Colonie verurtheilt worden, für rückfällige und unverbesserliche Verbrecher, unter den Convicts oder den Emancipationirten, oder auch unter den ursprünglich Freien, bestehen die Penalstationen, für welche die englischen Deportationsgesetze gelten, und die von den Verbrechern fast noch mehr als die Todesstrafe gefürchtet werden. Gleich bei der Gründung der Colonie sah man nämlich ein, daß es nicht möglich sei, dem Lande den Character eines Zuchthauses vollständig zu erhalten, was ohnehin schon der Zweck der Unternehmung hinderte, daß man also zur Steigerung der Strafe besondere Niederlassungen haben müsse, um hier wirksamere Mittel consequenter Strenge und namentlich größere Abgeschlossenheit eintreten zu lassen. So entstanden die Penalstationen an entlegenen Theilen der Küste, wo die schlimmsten Deportirten unter militärischer Aufsicht mit großer Strenge zum Landbau und zu andern Arbeiten angehalten wurden; der Zutritt zu diesen zuchthausähnlichen Verbannungsörtern, denen die Wildniß umher als kräftigster Schutz diente, war unbedingt Jedermann untersagt, und diese Abgeschlossenheit ist es noch mehr, als die strenge Behandlung, welche die Stationen zum Schrecken der Deportirten gemacht hat. Später verband man damit noch einen andern Zweck; denn da es sich zeigte, daß sie bei der allmäligen Ausbreitung der Niederlassungen nach entlegeneren Theilen der Küste verlegt werden mußten, so wurde die Arbeit der Sträflinge auch zugleich als Vorbereitung für die ihnen folgenden Colonisten benutzt, denen sie gleichsam die ersten Geschäfte abnahmen; und in beiden Beziehungen sind die Penalstationen für die Colonie außerordentlich wichtig. Anfangs wurde die Norfolk-Insel (s. das vor. Kap.) als Penalstation für Neu-Südwales benutzt, bis man sie 1811 aufgab, jedoch 1825 sich veranlaßt sah, für die schlimmsten Verbrecher der Colonie sie wiederherzustellen. Auch die ersten Ansiedelungen auf Vandiemensland waren solcher Art, bis 1813 dieser Insel der Verkehr mit andern Ländern gestattet wurde. Die erste Penalstation in Neu-Südwales selbst wurde 1801 an der Mündung des Hunter angelegt, wo später Newcastle (nördlich und 15 M. von Sidney) von Sträflingen gegründet ist, die hier mit Holzfällen und Kohlengraben beschäftigt wurden; als sie 1823 aufgegeben werden mußte, war kurz zuvor die neue Station am Port Macquarie (nordnordöstlich und 28 M. von Newcastle) gegründet, die schon 1830, bei der Annäherung der nördlichen Ansiedelungen, den freien Einwanderern überlassen wurde. Jetzt besitzt Neu-Südweles die seit 1824 angelegten Penalstationen im Wellingtonthal (nordwestlich und 33 M. von Sidney), an der Moretonbai (gegen 100 M. nördlich von Sidney) und auf der Norfolk-Insel *).

*) Auch Vandiemensland hat zwei Penalstationen: an der Westküste auf der Insel Sarah im Hafen Macquarie, und an der Südküste auf der Halbinsel Tasman am Hafen Arthur. Eine dritte, Darlington, auf der Insel Maria

Digitized by Google

Mittelſt den oben näher beſprochenen Dienſtzuweiſungen iſt für ungefähr ⅗ der in der Colonie befindlichen Convicts durch das Kapital und die Betriebſamkeit der freien Bevölkerung geſorgt. Wenn man die Zahl durchſchnittlich zu 25,000 anſchlägt, ſo iſt es klar, daß auf dem Mutterlande eine ſchwere Bürde laſten würde, wenn es ſo viele Verbrecher in Zuchthäuſern oder bei Müſſiggang unterhalten müßte; denn auch nur 15 Pf. Sterl. jährlicher Unterhaltungskoſten auf jeden Verbrecher gerechnet *), würde daraus eine jährliche Summe von 375,000 Pf. Sterl. oder über 2½ Mill. Thlr. preuß. erwachſen, und dieſelbe während des 60jährigen Beſtehens des Colonie von Neu-Südwales zu 22½ Mill. Pf. Sterl. (beinahe 157½ Mill. Thlr. preuß.) angelaufen ſein. So aber iſt dieſe Ausgabe in bedeutendem Maße erſpart worden dadurch, daß die Verbrecher bei landwirthſchaftlichen oder Fabrikarbeiten, oder als Hausgeſinde untergebracht werden. Eben ſo einleuchtend iſt aber auch der Vortheil, der dem Verbrecher aus obiger Einrichtung erwächſt.

Denn wenn der Verbrecher während eines gewiſſen Zeitraumes gedient und auf dieſer neuen Stufe ſeiner Strafzeit ſich untadelhaft aufgeführt hat, erlangt er Anſprüche auf die ſog. *Freikarte*, deren Vortheil darin beſteht, daß der Inhaber frei iſt in allen ſeinen Handlungen innerhalb der Grenzen des Bezirkes, auf den ſeine Karte lautet; ſie wird ihm aber wieder abgenommen, ſobald er ſich eines Vergehens oder neuen Verbrechens ſchuldig gemacht hat, und es beginnt dann für ihn eine abermalige Prüfungsperiode, ſofern er nicht gar die Strafe der Verbannung in die Penalſtationen ſich zugezogen. Bleibt er dagegen während eines gewiſſen Zeitraums im erlaubten Beſitz der Karte, ſo erlangt er Anſprüche auf eine *bedingte Begnadigung*, die zwar nur für die Colonie gilt, aber nicht mehr nach dem Gutdünken des Gouverneurs zurückgenommen werden kann und ſich von einer unbedingten Begnadigung nur dadurch unterſcheidet, daß dieſe letztere den Verbrecher in alle Rechte und Befugniſſe eines brittiſchen Unterthans wieder einſetzt. Sowohl die bedingt und vor Ablauf ihrer richterlich feſtgeſtellten Strafzeit Begnadigten, als auch diejenigen Deportirten, die die volle Strafzeit überſtanden haben, werden *Emancipationirte* genannt, und dieſe ſind es gerade, welche, wie ſchon oben bemerkt, den eigentlich nationalen Theil der Coloniſten in Neu-Südwales bilden. Doch bevor wir auf ſie und ihr Verhältniß zu den urſprünglich freien Einwanderern zurückkommen, wollen wir die Frage zu beantworten ſuchen, in wiefern der bei der Gründung der Colonie in Neu-Südwales beabſichtigte Zweck einer *ſittlichen Reform* der Verbrecher erreicht worden iſt.

Im *Allgemeinen* kann man dieſe Frage verneinen, und doch, wenn man ſie in relativem und partiellem Sinn auffaßt, auch wieder bejahen. Eine unbefangene Betrachtung lehrt, daß es nicht wohl zu hoffen war, unſittliche und verworfene Menſchen, wie die Deportirten mit ſeltenen Ausnahmen ſind, gleich dadurch zu beſſern, daß man ſie auf die Küſte Neuhollands ausſetzte, daß vielmehr befürchtet werden mußte, die Laſter, um deren willen ſie aus Europa entfernt waren, möchten ſich in den Colonieen auch unter den heranwachſenden Generationen verbreiten. Daß dies geſchehen iſt, muß leider! zugeſtanden werden; die Immoralität iſt ſogar durch die Mißgriffe, die namentlich Anfangs in der Leitung der Colonie vorfielen, noch ſehr befördert worden. Es geht aus den übereinſtimmenden Zeugniſſen der Coloniſten, ſowie der

---

(an der Oſtküſte und nördlich von der Halbinſel Tasman) iſt in letzter Zeit aufgegeben worden.

*) In Frankreich verwendet der Staat jährlich im Durchſchnitt 319 Francs auf die Verpflegung eines Galeerenſclaven in den Bagnos. In England ſind aber die Unterhaltungskoſten jedenfalls beträchtlicher.

Reiſenden zu allen Zeiten hervor, daß in Neu-Südwales, eben ſo auch in Vandiemensland, eine Sittenloſigkeit und Verwilderung herrſcht, wie ſie in ſolchem Maße ſchwerlich in irgend einem Theile Europa's gefunden wird, und dies es ſehr erklärlich macht, warum trotz dem Glanze, den die Niederlaſſungen in unſerer Zeit um ſich verbreitet haben, und den Vortheilen, die ſie Einwanderern gewähren, doch viele engliſche Familien ſich dieſer Bevölkerung nicht einverleiben mögen, und ſich lieber in den andern auſtraliſchen Colonieen eine neue Heimath zu erwerben ſuchen. Für das Hauptlaſter in Neu-Südwales (gewiſſermaßen auch in Vandiemensland) gilt übereinſtimmend die Trunkſucht; und der Erdboden hat kein Land, wo dies Laſter in größerer Ausdehnung herrſcht. Die Städte der Colonie wimmeln von Branntweinläden, und auf den Landſtraßen ſieht man wenig andere Häuſer als Schenken und Wirthshäuſer; in dem einzigen Monat Februar 1829 kamen in Sidney 364 Perſonen um Licenzen, Branntwein ſchenken zu dürfen, ein, und die vielen Winkeltrinkſtuben (slyshops), deren Beſitzer heimlich und ohne Licenz dies Geſchäft betreiben (in Sidney allein ſoll es deren an 300 geben), ſind eine wahre Peſt für das Land und furchtbar verderblich für die niederen Klaſſen, da ihre Beſitzer gewöhnlich auch die Hehler bei Diebſtählen und die geheimen Agenten der Straßenräuber ſind. Aber die Trunkſucht iſt keineswegs das einzige Laſter in den beiden älteren Colonieen; denn hier beſtand ſeit ihrer Gründung immer eine große numeriſche Verſchiedenheit der Geſchlechter, eine natürliche Folge der Ueberführung der Deportirten, von denen die große Mehrzahl männlichen Geſchlechts iſt*). Wenn ſich in neueſter Zeit allerdings eine Abnahme dieſes Mißverhältniſſes zeigt (1 : 2½, auch ſogar 1 : 2 oder 1 : 1¾), welche ohne Zweifel zum Theil durch die von der Regierung angeordnete Ueberführung freier Frauen (die man aber wohl ſchwerlich immer mit gehöriger Sorgfalt wählt), bedingt wird, ſo iſt nichts deſtoweniger die Zahl der Frauen noch immer ſo gering, daß man die daraus entſpringende Zuchtloſigkeit wohl ahnen kann (denn die Berichterſtatter ſchweigen in der Regel über dieſen Punkt ganz), zumal wenn man bedenkt, welches der Character des größten Theils der weiblichen Bevölkerung, der aus Deportirten oder deren Nachkommen beſteht, ſein werde. Die Thatſache, daß die Ehen lange nicht in gleichem Verhältniſſe, wie die Bevölkerung, zunehmen, ſpricht deutlich genug, und wenn die Sidney-Zeitungen mit Stolz darauf hinweiſen, daß 1828 zum erſten Mal eine Klage wegen Ehebruchs vor die Colonialgerichte von Sidney gekommen ſei, ſo iſt dies wahrſcheinlich gerade ein Beweis für die allgemeine Zuchtloſigkeit. Daß es alsdann auch an andern Laſtern aller Art und Verbrechen nicht fehlt, iſt hinlänglich erwieſen. Diebſtahl und Betrug in jeder Form ſind ſehr häufig. Räuberbanden aus entflohenen Deportirten (den ſog. bushrangers) beſtehend, hat es jederzeit in Neu-Südwales und Vandiemensland gegeben, und ſie unterhalten gewöhnlich Verbindungen in den Anſiedlungen; Mordthaten kommen oft genug vor; die Sucht zu prozeſſiren iſt hier ſo arg, wie nur in irgend einem Lande Europa's**), und beſonders wird allgemein

*) Nach der Zählung von 1833 befanden ſich unter der Bevölkerung (damals 60,794 C.) von Neu-Südwales 21,845 männliche und nicht mehr als 2698 weibliche Deportirte, die ihre Freiheit noch nicht erhalten hatten. Dagegen ſtellte ſich das Verhältniß bei der Geſammt-Einwohnerzahl günſtiger, nämlich 16,151 weiblichen gegen 44,643 männlichen Geſchlechts.

**) Beſonders iſt die häufige Ungewißheit hinſichtlich der Feldmarken eine unverſiegbare Quelle von Streitigkeiten und Prozeſſen. Als in der erſten Zeit die Ländereien in der Colonie vergeben wurden, beging man den Fehler, die Grenzen nicht nach den Richtungen, wie ſie der wahre Nordpol, ſondern wie ſie der Compaß mit der

über die Gewissenlosigkeit in der Eidesleistung geklagt, die namentlich bei den niedern Klassen herrscht. Besäßen wir eine Statistik der Verbrechen, die in den ältern beiden Colonieen bestraft sind, so würden diese Behauptungen sicher belegt werden können; einstweilen mag die schreckliche Thatsache genügen, daß bei dem Obergerichte von Neu-Südwales 1824, im 37. Jahre des Bestehens der Colonie, zum ersten Male eine Sitzung zu Ende ging, ohne daß es nöthig war, ein Todesurtheil zu fällen.

Indeß kann man sagen, daß es bei dem Allen in Neu-Südwales eben nicht viel schlimmer aussieht, als in manchen Ländern Europa's; auch kommen Laster und Verbrechen, wie die obigen, genau genommen, überall vor, wenn auch vielleicht nicht immer in solchem Grade wie hier. Und zudem sind der Beispiele, daß die Deportirten in der Colonie sich gründlich gebessert haben, nicht wenige. Fast überall gewahrt man Proben ihrer Betriebsamkeit und Wohlhabenheit, und erblickt Schiffe, Waarenmagazine, Dampfmaschinen, Meierhöfe ꝛc., deren jetzige Eigenthümer einst von ihrem vaterländischen Boden fortgebracht wurden und, nachdem sie den von den Gesetzen erheischten Tribut der Strafe gezollt, ein neues Leben anfingen, als ein Vorbild von Rechtschaffenheit, Sittlichkeit und Unternehmungsgeist für Die, aus deren verworfenem Zustande sie sich emporgearbeitet haben und die auf solche Weise stark angespornt werden, ihr Beispiel nachzuahmen. Im Einzelnen wie im Allgemeinen sind die Emancipationirten wohlhabend an Ländereien, Häusern, Schiffen, Kaufmannsgütern ꝛc., einige von ihnen besitzen ein Vermögen von mehreren hunderttausend Pfd. Sterl. und zeichnen sich durch ihre Redlichkeit im Geschäftsverkehr, ihre mildthätigen Gesinnungen und ihren Unternehmungsgeist aus. Sie machen in verschiedenen öffentlichen Unternehmungen und Anstalten mit der aus ursprünglich Freien bestehenden Klasse gemeinschaftliche Sache, und die Colonie verdankt in bedeutendem Maße ihr gegenwärtiges Gedeihen den Talenten und redlich erworbenen Reichthümern dieser Emancipationirten. Freilich gibt es unter ihnen auch Solche, die zu ihren Reichthümern nicht immer durch rechtliche Mittel gelangt sind, hauptsächlich als Gastwirthe, Rumverkäufer und Advokaten; und andererseits sind doch viele, wenn nicht die meisten arm, und diese beschäftigen sich als Bauern mit dem Anbau kleiner Grundstücke, die ihnen früher bei ihrer Freiwerdung von dem Gouvernement gegeben wurden, oder die sie von Andern pachten; andere sind Krämer, Aufseher über Deportirte, Taglöhner, Arbeiter, Handwerker oder Matrosen auf den Colonialschiffen. Aber selbst unter ihnen gibt es wieder Ausnahmen; und zwar nicht wenige, wie sich durch zahlreiche Beispiele leicht nachweisen ließe.

Der Zweck einer sittlichen Reform der Verbrecher ist, wenn nicht durchgängig, doch wenigstens großentheils erreicht worden. Von 1787 bis Ende 1820 (also während eines 33jährigen Zeitraumes) erhielten Neu-Südwales und Vandiemensland zusammen 25,878 Deportirte; seitdem aber sind bedeutend mehr vom Mutterlande dahin geschafft worden; denn von 1825 bis 1833 kamen nach Neu-Südwales allein zusammen 26,033

Variation zeigt, festzustellen. Da nun diese Variation sich zu gewissen Zeiten ändert und von einer östlichen Abweichung wohl gar zu einer westlichen übergeht, und dies denn auch in Neu-Südwales der Fall gewesen ist; so stimmen die Grenzen mit den ursprünglichen Richtungen nicht mehr zusammen, und während die eine Partei sich auf den magnetischen Meridian beruft, beruft sich die andere auf den wahren. Ein Freund von Stokes hatte in einem solcher Fälle beinahe einen Vergleich zu Stande gebracht, als er von einem, ihm ebenfalls befreundeten Advokaten fast um Gotteswillen gebeten wurde, ihm doch sein „tägliches Brod" nicht zu entziehen!

Digitized by Google

und ſeitdem jährlich wenigſtens 3 bis 4000; nach Vandiemensland wurden in derſelben Zeit jährlich wenigſtens 2000 geſandt, und in dem 50jährigen Zeitraume von 1787 — 1837 mögen im Ganzen wohl mehr als 100,000 nach den auſtraliſchen Straf-Colonieen gebracht worden ſein. Im Jahre 1844 befanden ſich unter den 173,377 Einwohnern der Colonie von Neu-Südwales noch 19,175 Convicts, von denen aber viele ſeitdem ihre Strafzeit überſtanden oder einer bedingten Begnadigung ſich würdig gemacht haben. Wären alle dieſe mehr als 100,000 Verbrecher im Mutterlande durch Einſperrung ins Zuchthaus beſtraft worden, ſo möchten wohl verhältnißmäßig ſehr wenige nach ihrer Entlaſſung aus demſelben einen bürgerlich rechtſchaffenen Lebenswandel dauernd geführt, ſondern unbedingt die meiſten die alte Laſterbahn wieder betreten haben.

Die Emancipationirten machen im Weſentlichen dieſelbe Erſcheinung aus, wie die Creolen im ſpaniſchen Amerika, oder noch genauer wie die ſog. freien Farbigen in den früheren Sclaven-Colonieen. Daß zwiſchen ihnen und den urſprünglich Freien in der Colonie eine heftige Spannung herrſcht, die ſich nicht allein in den politiſchen Streitigkeiten, ſondern noch viel mehr in den geſelligen Verhältniſſen zeigt, iſt ſchon erwähnt worden. Die Regierung hat nichts verabſäumt, um die Spannung zu heben; ſie hat die ſtaatsrechtlichen Beſtimmungen und die Verordnungen der Gouverneure, welche den einen Theil der Bevölkerung gegen den andern zurückſetzten, abgeändert und alle Einwohner geſetzlich gleichgeſtellt, ſie hat (ſeit 1828) verboten, bei den amtlichen Zählungen einen Unterſchied zwiſchen urſprünglich Freien und Emancipationirten zu machen, wie es bis dahin geſchehen war; allein alle dieſe Anordnungen und Maßregeln haben die Anſichten der urſprünglich Freien über den ſittlichen Makel, der den Emancipationirten anhängt, nicht zu ändern vermocht: die Spannung beſteht fort, und es wird noch lange dauern, ehe ſie verſchwindet, oder dieſe Parteien mit verändertem Charakter in andere übergehen. Die Zurückhaltung der urſprünglich Freien hat ihnen den Namen der Excluſioniſten verſchafft (ſ. oben). Die Emancipationirten haben übrigens als Partei mancherlei vor ihren Gegnern voraus; ſie übertreffen dieſe zwar im Allgemeinen nicht an Reichthum und noch weniger an Bildung, wohl aber in der Zahl, und nehmen überdies durch die ſtete Freiwerdung der Deportirten*), mit denen ſie natürlich in engerer Verbindung ſtehen als ihre Gegner, raſcher zu als dieſe; und was das Wichtigſte iſt, ſie ſehen ſich als vorzugsweiſe national an, da ſie im Ganzen wohl in nur geringen Beziehungen zu ihren europäiſchen Verwandten ſtehen und Neuholland (nebſt Vandiemensland) weſentlich als ihr Vaterland betrachten, eine Anſicht, die nicht ſelten den verkehrten Wahn, ſie ſeien die einzigen rechtmäßigen Bewohner des Landes, erzeugt hat.

Was die urſprünglich Freien betrifft, ſo beſtehen dieſelben, wie ſchon oben bemerkt, theils aus Beamten, theils und hauptſächlich aber aus freien Einwanderern und deren Nachkommen. Im Mutterlande gibt es viele achtbare Familien, welche vielleicht 2000 bis 5000 Pfd. Sterl. im Vermögen, aber nicht die Mittel, ihre Kinder zu verſorgen, und überhaupt nichts Anderes haben, um in Zukunft davon zu leben, als das, in Großbritannien von einem ſolchen Vermögen jetzt zu erlangende, geringe Einkommen. Solchen Familien nun bietet namentlich Neu-Südwales die beſten Aus-

*) Die nicht auf Lebenszeit zur Deportation verurtheilten Verbrecher dürfen nach überſtandener Strafe (ſofern ſie ſich in der Colonie nicht etwa eine ſchärfere zugezogen haben) allerdings in ihr europäiſches Vaterland zurückkehren und erhalten dann auch freie Rückfahrt; es machen aber verhältnißmäßig wenige von dieſer Erlaubniß Gebrauch.

ſichten zu einer weſentlichen Verbeſſerung ihrer äußern Lage dar. Mit einem verhältnißmäßig kleinen Theil ihres Kapitals können ſie z. B. ein theilweiſe verbeſſertes Gut von mäßiger Größe in einem der angebauten Diſtrikte der Colonie kaufen, ſich von dem Ertrage dieſes Gutes nicht nur reichlich nähren, ſondern ſogar Ueberſchüſſe gewinnen, und ſo nach und nach dermaßen ſich emporarbeiten, daß ſie einer ſorgenfreien Zukunft entgegenſehen dürfen. In den Städten zu bleiben und hier auf eine einträgliche Beſchäftigung zu warten, iſt keinem Einwanderer zu rathen, ſofern er nicht Handelsgeſchäfte im Großen betreiben will, oder ein Handwerker iſt. Ein junger Schottländer gab ſeine Rechtspraxis in Edinburg auf und wanderte, mit den beſten Empfehlungen verſehen, nach Neu-Südwales aus, mit der Abſicht, in Sidney die juriſtiſche Laufbahn wieder zu betreten, und natürlicher Weiſe in der Hoffnung, hier ſchneller als in Schottland zu Reichthümern zu gelangen. Da das brittiſche Rechtsſyſtem und Gerichtsverfahren nach den auſtraliſchen Colonieen verpflanzt worden, ſo glaubte er in Neu-Südwales ſo zu ſagen wieder anfangen zu können, wo er in Edinburg aufgehört; allein er hatte nicht bedacht, daß ſich in den Colonieen eben ſowohl wie anderwärts auch Gewohnheitsrechte bilden; und ſo mußte er, an Ort und Stelle angekommen, zu ſeinem Schrecken vernehmen, die Verſchiedenheit der Geſetze ſei der Art, daß er faſt ein ganz neues Rechtsſtudium und einen förmlichen Curſus durchzumachen habe, um mit dem Rechtsſyſtem in der Colonie vertraut und zur Praxis zugelaſſen zu werden. Dies beſtimmte ihn bei ſeinen geringen Geldmitteln, den anfänglichen Plan aufzugeben und ſtatt deſſen Aufſeher über eine Schafheerde im Innern der Colonie zu werden. Er bekam als ſolcher 40 Pfd. Sterl. (beinahe 350 Thlr. preuß.) jährlich, nebſt Beköſtigung und freier Wäſche, kaufte nach und nach ſelbſt Vieh an, und wurde ſo mit der Zeit ein wohlhabender Landwirth. Zwei Muſſelinweber, die in England einen guten Verdienſt gehabt hatten, kamen mit ſtarker Familie nach Neu-Südwales und konnten gar nicht begreifen, wie es möglich ſei, daß ihr Gewerbe hier nicht eben ſo blühe, wie im Mutterlande. Es würde aber in der That wunderbar ſein und mit dem natürlichen Laufe der Dinge im Widerſpruche ſtehen, wenn es in einer jungen Colonie Beſchäftigung für Muſſelinweber gäbe. In mancher andern Hinſicht herrſcht hier allerdings ſchon große Regſamkeit, wie ſich aus folgenden Beiſpielen erſehen läßt: Ein Bierbrauergehülfe verdient in Sidney (wo es zahlreiche Bierbrauereien gibt, die ſich in neuerer Zeit auch ſonſt ſehr vermehren) täglich 1 bis 1⅓ Thlr., ein Buchdrucker oder Schriftſetzer verdient wöchentlich 8⅓ bis 11⅔ Thlr., ein Glaſer täglich 2 bis 2⅓ Thlr., ein Schneidergeſell täglich 1⅔ bis 2⅓ Thlr., eben ſo viel ein Schuhmachergeſell, und noch etwas mehr der Tiſchlergeſell. Ein Gärtner erhält jährlich, außer freier Station, 170 bis 280 Thlr., ein Gartenarbeiter 100 bis 170 Thlr. Auf dem Lande ſelbſt ſteht ſich ein Feldarbeiter, ein Schäfer, ein Schafſcheerer jährlich auf 100 bis 170 Thlr., nebſt freier Wohnung und Beköſtigung. In Sidney bewohnt ein prächtiges, palaſtähnliches Haus in der Suſſexſtraße ein Müller, Namens Barker, ein ſehr geachteter und einflußreicher Mann, der freilich mit einem gewöhnlichen Wind- oder Waſſermüller in Deutſchland ſchon aus dem Grunde nicht zu vergleichen iſt, weil er ſein Geſchäft ins Große treibt. Er wird zu den reichſten Perſonen in der Colonie gerechnet, was nicht wenig ſagen will; denn es gibt deren dort mit einer jährlichen Revenue von 10,000 bis 25,000 Pfd. Sterl. (gegen 70,000 und reſp. an 175,000 Thlr.).

Allein auf eine geraume Zeit noch werden Viehzucht und Ackerbau die Haupterwerbsquellen der Coloniſten von Neu-Südwales bleiben. Hinſichtlich des Anbau's und der Benutzung von Ländereien und der Vertheilung der Feldarbeiter erſcheint es, nach den bisherigen Erfahrungen, am vortheilhafteſten, daß die eigentliche Landbewirthſchaftung oder die Verſorgung des Colonialmarktes mit Getreide, Kartoffeln, Schweine-

fleisch, Federvieh, Gemüse, Baumfrüchten u. dgl. m. in den Händen von kleinen Grundbesitzern oder Pächtern, welche die Feld- und übrigen landwirthschaftlichen Arbeiten selbst verrichten, sich befindet; und daß dagegen die größern Gutsbesitzer die Aufmerksamkeit auf ihre Schaf- und Rindvieh-Heerden beschränken, die Colonie mit Rindfleisch und Milch versorgen und Wolle zur Ausfuhr nach England erzielen. Manche dieser größern Gutsbesitzer würden den Getreidebau gänzlich aufgeben und sich ausschließlich mit der Schaf- und Rindviehzucht beschäftigen, wenn sie nur zuverlässige Pächter für ihre Ackerländereien bekommen könnten; denn ein im Großen betriebener Getreidebau, wozu vielleicht an 30 bis 40 Verbrecher-Arbeiter erforderlich sind, macht sich nicht bezahlt, weil die Unkosten zu groß und diese Arbeiter selten recht brauchbar bei solcher Beschäftigung sind. Jedenfalls ist die Anlegung des Kapitals in Schafen und Rindvieh meistens mit weniger Umständen verknüpft und bringt auch am letzten Ende einen reichern Gewinn.

Schafe, Rinder und Pferde bilden, nebst allen übrigen europäischen Hausthieren, jetzt den eigentlichen Viehstand in Neuholland, und sie vermehren sich und gedeihen in einem Grade, wie nur irgend in Europa. Wo das Land waldig ist, hat fast jeder Gutsbesitzer 400 Schafe, und wo es frei ist bis an 1000 und darüber. Es sind stets zwei Heerden beisammen und sie werden des Morgens ausgetrieben und des Abends, wo sie gezählt und eingepfercht werden, eingetrieben. Im Jahre 1843 wurden in der Colonie von Neu-Südwales 4,804,846 Schafe gezählt; und 1846 betrug die Zahl derselben, mit den im entlegenen Innern weidenden Schafen, beinahe 7 Mill., worunter viele Merinos. Von Rindvieh wurden im letztgenannten Jahre 1,348,022 Stück gezählt, außer den verwilderten. Denn von diesen gibt es große Heerden im Innern der Colonie, und sie stammen von einem Stier und wenigen Kühen, die schon im ersten Jahre der Gründung der Colonie in die Wälder sich verliefen und erst nach geraumer Zeit im Innern, zu zahlreicher Menge angewachsen, aber gänzlich verwildert, wieder angetroffen wurden. Es wird jetzt häufig Jagd auf sie gemacht, um sie dadurch zu verhindern, in die Ebenen herabzukommen und die zahmen Viehheerden fortzulocken. Das verwilderte Rindvieh hält sich nämlich immer auf Anhöhen, und bei der Schärfe seines Geruches ist es schwer, ihm beizukommen, sofern dies nicht unter dem Winde geschieht. Da die Stiere die Heerden anführen, so wird einer von ihnen zum Verfolgen ausersehen und zu Pferde Jagd auf ihn gemacht. Es geht nun über Stock und Block, über Höhen und Tiefen, und der Stier zeigt dabei eine außerordentliche Behendigkeit im Ueberspringen von umgestürzten Baumstämmen und selbst von niedrigem Gebüsch. Hat man ihn endlich bis auf eine gewisse Nähe erreicht, so sucht man ihn durch einen Pistolenschuß niederzustrecken; gelingt dies nicht, oder wird der Stier blos verwundet, so ist die Gefahr für den Jäger, auf den er dann gewöhnlich in blinder Wuth losrennt, sehr groß. Das zahme Rindvieh hat stets eine große Anhänglichkeit an den Boden, wo es ursprünglich aufgezogen worden

iſt, und kehrt auf 20 bis 30 Meilen zu ſeiner gewöhnlichen Weide zurück. Fremdes Vieh muß ein halbes Jahr lang jeden Abend zuſammengetrieben werden, ehe es ſich an den neuen Ort gewöhnt; und obgleich es keine regelmäßigen Hürden gibt, ſo wird doch jede Heerde beſonders geſtellt, wie ſie auch den Tag über durch einander gemiſcht geweſen ſein mögen. Dennoch verläuft ſich das Vieh zu Zeiten, und der Hirt muß dann nach den benachbarten Gütern reiten, um es ausfindig zu machen, was übrigens nicht ſchwer hält, da das Vieh eingebrannte Zeichen hat. Die Zahl der Pferde belief ſich 1846 auf 82,303, und ſie ſind zum Theil von ſo vortrefflicher Zucht, daß ſie ſogar nach dem brittiſchen Indien ausgeführt werden, wo man ſie theuer bezahlt. Selbſt der kleinſte Anſiedler hält Pferde, und die Zahl derſelben iſt in Sidney allein weit größer, als in irgend einer gleichgroßen europäiſchen Stadt. — Der Landbau wird übrigens bei dieſer ſtarken Viehzucht keineswegs vernachläſſigt. Man baut Weizen, Mais, Gerſte, Kartoffeln, Futterkräuter, Hülſenfrüchte, Gemüſe, Tabak, Baumwolle, zieht mancherlei Obſtſorten, auch edlere europäiſche Südfrüchte, und hat in den letzten Jahren mit dem Weinbau ſo erhebliche Fortſchritte gemacht, daß jetzt ſchon ein ſehr trinkbarer Wein in ziemlich großen Quantitäten gewonnen wird. Im Jahre 1846 waren 163,331 engl. Acres oder 261,330 deutſche Morgen Landes in Cultur, und lieferten einen Ertrag von 1,211,099 Buſhels (oder 800,945 pr. Scheffel; denn 688 Buſhels = 455 pr. Scheffel) Weizen, 499,122 B. Mais, 175,407 B. Gerſte, 88,193 B. Hafer, 4101 B. Roggen, 775 B. Hirſe, 19,906 Tonnen Kartoffeln, 3985 Centner Tabak und 28,614 Tonnen Heu. Die Weinberge in den Diſtrikten Cumberland, Northumberland, Durham, Camden, Cook, Macquarie und Glouceſter bedeckten 1846 einen Raum von zuſammen 648 Acres oder 1053 Morgen, und ſie lieferten 55,210 Gallons Wein, nebſt 1433 Gallons Branntwein. Bei Port Stephen (nördlich und 20 Meilen von Sidney) hat die auſtraliſche Ackerbau-Geſellſchaft eine Niederlaſſung, die aus einem zerſtreut umher liegenden Dorfe, Carrington genannt, beſteht. Der Direktor wohnt in dem nahen Tahlee, deſſen Umgegend an Naturſchönheiten Alles übertrifft, was in Neuholland in dieſer Hinſicht nur irgend Reizendes zu ſehen iſt. An dem in die Port-Stephen-Bai mündenden Karuahfluſſe liegt das Dorf Stroud, ganz wie ein engliſches gebaut, indem jedes Haus mit einem hübſchen Gärtchen verſehen iſt. In der Nähe von Campbelltown (ſüdweſtwärts und wenige Meilen von Sidney) liegt das Gut Glenlee, wo der größte Theil des urbar gemachten Landes mit engliſchem Graſe überkleidet und die Gehege durch Hecken von Quitten oder Citronenbäumen (die in der Colonie gewöhnlich die Stelle des Hagedorns vertreten) von einander abgetrennt ſind. Das Land iſt hier von wellenförmiger Beſchaffenheit, und die Ausſicht vom Glenleer Wohngebäude, einem ſchönen, zweiſtöckigen, aus Ziegel und ſchwarzbraunen Sandſteinen ge-

bauten Hause, lieblich und romantisch. Auf dem entgegengesetzten Ufer des Cowpastureflusses, der die Grenze von Hrn. Howe's Gut bildet, liegt das noch viel weitläuftigere Gut Camden (ebenfalls in der Nähe von Campbelltown), der Familie Macarthur gehörig und eines der größten und am besten bewirthschafteten Güter der Colonie. Der hiesige Weinberg ist der ausgedehnteste und ertragreichste des Landes, und die weitläuftigen Gärten sind höchst geschmackvoll und musterhaft angelegt. In neuerer Zeit hat die Macarthur'sche Familie auch ein prächtiges Schloß in Camden erbauen lassen. Außer diesem gibt es indeß noch viele andere Güter, die zum Theil mit den stattlichen Landsitzen in England zu vergleichen sind, in dieser Gegend.

Rindvieh von guter Zucht war in Neu-Südwales 1833 zu 20 bis 30 Schillingen (7 bis 10 Thlr.), Schafe veredelter Rasse zu 15 Schillingen (5 Thlr.) das Stück, und ein Zug- oder Reitpferd zu 10 bis 30 Pfd. Sterl. zu haben. Seitdem sind freilich die Preise mindestens um das Doppelte gestiegen, und besonders in den Jahren 1835 und 36 trat eine starke Preiserhöhung ein. Nichts destoweniger kam man noch immer mit einem verhältnißmäßig geringen Kapital einen großen Strich Landes der Viehzucht widmen; und sollte etwa die Weide für den vermehrten Viehstand nicht mehr hinreichen, welcher Fall bei richtiger Behandlung des Viehes sehr bald eintritt, so braucht der Eigenthümer nur einen Theil seiner Heerden, unter der Aufsicht eines Verwalters und einiger Schäfer oder Kuhhirten, in's Innere zu schicken, wo er so viel Weideland, als er verlangt, gegen einen fast blos nominellen Pachtzins von dem Gouvernement in Pacht bekommen kann. Rinder und Pferde erfordern sehr geringe Wartung, und einige wenige Leute sind hinreichend, um eine Viehheerde von 500 bis 2000 Stück zu hüten. Wenn eine große Heerde dieser Art, unter der Aufsicht eines Verwalters und einiger Verbrecher-Dienstboten in's Innere geschafft wird, so werden zu gewissen Zeiten Vorräthe von Mehl und andern Lebensmitteln von dem Wohnsitze des Eigenthümers aus nachgeschickt, entweder auf Ochsenwagen oder, wenn das dazwischen liegende Land rauh und gebirgig ist, auf dem Rücken dieser Thiere; auch besucht der Eigenthümer dann und wann zu Pferde den Weidebezirk. Ist aber der Verwalter ein betriebsamer und zuverlässiger Mann, so hegt er, sobald die Hütten und Viehumzäunungen eingerichtet sind, ein Stück Land ein und baut so viel Weizen, als für ihn und seine Begleiter erforderlich ist, wodurch er weitere Mehlsendungen vom Wohnsitz her unnöthig macht. Außenbezirke dieser Art sind in der Regel mit einer Handmahlmühle versehen.

Jedoch, wie gesagt, Schäfereien sind es eigentlich, die den Hauptreichthum des neuholländischen Gutsbesitzers ausmachen, und die eigenthümlichen Vortheile des Bodens und Klima's für die Wollzucht auf der einen und die starke Nachfrage nach diesem wichtigen Artikel (s. unten) auf der andern Seite lassen gar keinen Zweifel mehr darüber aufkommen. Da, wo das Land aus

offenen, baumloſen Ebenen beſteht, werden bisweilen nicht weniger als 1000 Schafe einem einzigen Schäfer anvertraut; und iſt es mäßig bewaldet, wie häufiger der Fall iſt, ſo wird auf jede Heerde von 350 Stück ein Schäfer gerechnet. Die Schafe werden in eine, aus tragbaren Verzäunungen errichtete Hürde eingepfercht; und der von ſeinen Hunden begleitete Schäfer ſchläft in einer, auf Rädern ruhenden Hütte vor der Hürde, da die Schafe zur Nachtzeit nicht ſelten von den Dingo's oder einheimiſchen wilden Hunden angefallen werden. Die Lämmer werden, wie in Europa, zweimal des Jahres geworfen. Die Schafſchur wird durchgängig im Sommer (alſo in unſerer Winterzeit) vorgenommen; jedes Vließ von veredelten Schafen wiegt durchſchnittlich 2 bis 2½ Pfund. Die Wolle wird in Ballen gepackt, mit grober Leinwand überzogen und auf großen, gewöhnlich von Ochſen gezogenen Wagen nach Sidney zur Ausfuhr geſchafft. Einige der größeren Schäferei-Beſitzer ſchicken ihre Wolle direkt an ihre Agenten nach London, wo dieſelbe in den Jahren 1837—40, je nach ihrer Qualität, zu 1 bis 3 Schillingen (⅓ bis 1 Thlr.) das Pfund abgeſetzt ward. Die Fracht bis London beträgt nur 1½ Pence (1 Ggr.) für das Pfund. Indeß in der Regel wird die Wolle gekauft oder in Commiſſion genommen von Handelshäuſern in Sidney, von denen einige ſie noch beſonders für den Londoner Markt ſortiren und umpacken laſſen. Anſiedler, die, hauptſächlich als Ertrag ihrer Schäfereien, auf eine jährliche Einnahme von 400 oder 500 bis 4000 oder 5000 Pfd. Sterl. (alſo von 2800 bis 35,000 Thlr. preuß.) rechnen können, trifft man jetzt überall in der Colonie an. In der That gibt es wenige Länder auf der Erde, wo ſich im Verhältniß zu der ganzen Bevölkerung mehr Perſonen befinden mit einem jährlichen Einkommen von 500 Pf. Sterl. oder von mehr als 3000 Thlrn., als dies gegenwärtig in Neu-Südwales (freilich auch in den meiſten übrigen auſtraliſchen Colonieen) der Fall iſt. Und die meiſten von ihnen würden, zumal bei ſtarker Familie, im Mutterlande entweder ihr geringes Kapital nach und nach zugeſetzt, oder von den Zinſen deſſelben ein höchſt kümmerliches Auskommen gehabt, wenn nicht gar dabei im höchſten Grade gedarbt haben. So aber haben ſie den doppelten Vortheil, in der Colonie, unter geſellſchaftlichen Verhältniſſen, wie ſie deren im Mutterlande gewohnt geweſen ſind, behaglich und ſorgenfrei leben, und obendrein noch ſoviel zurücklegen zu können, daß wenn ſie dereinſt in ihre urſprüngliche Heimath zurückzukehren ſich ſehnen ſollten, im Stande ſind, dies ſorgenfreie Leben dort fortzuführen.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es kein Wunder, wenn der Handel der Colonie wahrhaft blühend jetzt genannt werden kann. Die Mannigfaltigkeit der Handelsgegenſtände iſt begreiflich noch nicht groß, aber um ſo wichtiger ſind dieſe an ſich ſelbſt; ſo daß 1846 der Geſammtwerth der Ausfuhren auf mehr als 1½ Mill. Pfd. Sterl. ſich belief. Die Stapelwaare und der

Digitized by Google

Hauptausfuhrartikel ist, wie sich aus dem Obigen schon entnehmen läßt, Wolle, die der schönsten deutschen gleicht und durch welche Neu-Südwales (nebst den meisten übrigen australischen Colonieen) mit den wollerzeugenden Ländern Europa's in Concurrenz getreten ist. Im Jahre 1844 führte die Colonie in Neu-Südwales davon schon über 15 Millionen, und 1846 gar 19 Millionen Pfund (hauptsächlich nach England) aus, während zehn Jahre früher die Ausfuhr noch nicht 5 Mill. betragen hatte. Da aber andere Zweige der Viehzucht ebenfalls eine Hauptquelle des Wohlstandes der Colonie bilden, so ist neben der Wolle auch die Ausfuhr von Talg (1844 wurden davon nahe an 50,000 Centner exportirt), Häuten, Pökelfleisch, sogar von Butter und Käse (besonders berühmt sind die Bathurst-Käse), sodann von Pferden (s. oben: sie gehen hauptsächlich nach Calcutta als Remontepferde für die brittisch-indische Armee) immer bedeutender geworden. In neuester Zeit ist nun auch Gold hinzugekommen (s. vor. Kap.), und zwar in dem Grade, daß eine völlige und keineswegs segensreiche Umgestaltung der Zustände in der Colonie befürchtet werden muß.

Ein wichtiger Zweig der Thätigkeit der Colonisten sind namentlich auch die Fischereien. Für den Wallfischfang sind wenige Länder so günstig gelegen, als die australischen Colonieen, weil die Thiere zu gewissen Zeiten die höheren Breiten verlassen, und ihre Küsten aufsuchen. Hierauf wurde man bald nach der Gründung von Sidney aufmerksam, und europäische Wallfischfänger begannen die neuholländischen Küsten zu besuchen; auch lernte man die Vortheile, welche Sidney's Lage für diese Fischerei darbot, bald kennen; und da es natürlich war, daß man sie nirgends bequemer als in Neuholland selbst betreiben konnte, so ließen sich Handlungshäuser in den Colonieen nieder, welche die Schiffe zum Fange ausrüsteten. Auf solche Weise haben Sidney in Neu-Südwales, sowie Launceston und Hobarton auf Vandiemensland, mit der Zeit den Wallfischfang in diesem Meere fast ganz an sich gebracht; so daß die genannten Städte 1834 zusammen 64 Schiffe auf denselben aussandten, welche ihn nicht blos in den Gewässern von Neuseeland, sondern im ganzen Stillen Meere bis Japan hin betreiben, außer etwa 80 Booten, die in Vandiemensland die Thiere, wenn sie in die großen Baien der Insel kommen, verfolgen. Von dem, mit diesen Unternehmungen in genauer Verbindung stehenden Seehundsfang ist bereits im vor. Kap. die Rede gewesen.

Daher führt namentlich Sidney jährlich für mehr als 100,000 Pfd. Sterl. Wallfischthran, sodann Fischbein, Wallrath und Seehundsfelle aus. Der Gesammtwerth der Ausfuhren von Neu-Südwales ward in der letzten Zeit zu $2^1/_2$ Mill. Pfd. Sterl. (man rechnete davon $^2/_3$ auf Wolle und Thran allein), und der der Einfuhr, zum größten Theil in englischen Fabrikaten, sowie in Zucker, Kaffee, Tabak, Reis, Rum und

Waaren aus China und Indien beſtehend, zu 2 Mill. Pfd. Sterl. jährlich angeſchlagen. Der Handel wird nicht blos mit dem Mutterlande und den übrigen brittiſchen Colonieen in Auſtralien, ſondern auch mit China, Indien (Calcutta, Batavia, Manilla und Sinkapore), mit Isle de France und Bourbon, dem Caplande und Amerika betrieben. Die Zahl der Schiffe, deren Eigenthümer in der Colonie wohnen, beträgt nahe an 300; auch hat die Colonie an 30 Fluß- und See-Seedampfſchiffe, und im Hafen von Sidney liegen ſelten weniger als 50 Schiffe von verſchiedenen Ländern vor Anker. Banken, zur Erleichterung der Geſchäfte, beſtehen ſchon ſeit langer Zeit in der Colonie. — Wir wollen nunmehr zu den topographiſchen Einzelheiten der Colonie von Neu-Südwales übergehen.

Sidney, die Hauptſtadt und der Sitz des General-Gouverneurs von Neu-Südwales, am Port Jackſon, welche Bai für Schiffe jeder Größe bis 1½ M. oberhalb der Stadt den Paramattafluß hinauf ſchiffbar iſt und einen vortrefflichen, durch mehrere Forts geſchützten und mit einem Leuchtthurm verſehenen Hafen bildet, iſt der Mittelpunkt des Handels und hat neben Fabriken (denn auch die Gewerbs-Induſtrie macht jetzt erhebliche Fortſchritte in der Colonie) in Leinwand, Tuch, Leder, Hüten, Seife, Lichtern und ſogar Kutſchen, zahlreiche Dampfmühlen, mehrere Schiffswerfte, Reepſchlägereien und Waarenhäuſer, Banken und Börſe, Seeaſſekuranzen, Dampfſchifffahrts-Geſellſchaften, Poſten und Telegraphen, ſelbſt Gasbeleuchtung ſeit 1841; ebenſo beſitzt die Stadt auch höhere Bildungs-Anſtalten, eine Sternwarte, einen botaniſchen Garten, wiſſenſchaftliche, Handels- und gemeinnützige Vereine und mehrere Buchdruckereien, in denen namentlich 8 Zeitungen gedruckt werden. Dabei findet man, bei dem regen Leben, das hier herrſcht und der raſchen Entwickelung in jeder Beziehung, eine Menge Modewaarenhandlungen, Theater, Concertſäle, Hotels, Conditoreien, Equipagen, Livreen ꝛc., und es gewährt Sidney mit ſeiner jetzt auf 50,000 E. geſtiegenen Bevölkerung überhaupt ganz das Anſehen einer betriebſamen europäiſchen Stadt. Die hieſigen Gaſthöfe ſind zum Theil höchſt elegant eingerichtet und bieten alle Bequemlichkeiten dar, und faſt ſtündlich meldet das Poſthorn die ankommenden und abgehenden Poſt- und Landkutſchen. Die Straßen ſind lang und gut gepflaſtert, die Häuſer hoch und meiſt in geſchmackvollem Styl gebaut. Uebrigens iſt das Leben hier theuer, namentlich was die Hausmiethe betrifft, und man kann ſich ſchon einen Begriff davon machen durch den Preis der Bauplätze, von denen noch in neuerer Zeit in der Georgsſtraße der Morgen mit 130- bis 140,000 Thalern verkauft und von manchen der Quadratfuß 350 Thaler werth iſt. Ein Auctions-Gebäude iſt mit 35,000 Thaler Koſten errichtet worden, und zum Bau einer Deſtillation hat Jemand nahe an 140,000 Thaler verwendet. Die Stadt hat über 100 eigene Schiffe mit faſt 4000 Seeleuten, auch viele Dampfböte, und es kommen hier jährlich für faſt 7 Mill. Thaler europäiſche (meiſt engliſche) Waaren an; eben ſo wird, außer mit den ſchon oben genannten Ländern, mit Nordamerika, Peru, Chili, Braſilien und den Südſee-Inſeln ein directer Verkehr unterhalten, und da, wo vor 30 Jahren 1 Schiff die Menge anzog und in Bewegung ſetzte, liegen jetzt lange Reihen von Kauffahrern aus allen Gegenden der Erde vor Anker; die Zahl der Schiffe, welche 1842 nach Sidney kamen, betrug 433, und zwar: von London 41, Liverpool 14, Schottland 7, Irland 2, Stockholm 2, Hamburg 1, Oporto 1; — von Manilla 24, Calcutta 8, Java 8, Canton 8, Macao 3, Tſchuſan 1, Timor 1; — von Isle de Francs 4, Bourbon 4,

Digitized by Google

Vorgebirge der Guten Hoffnung 3; — von Chili 13, Peru 1, Brasilien 2, Philadelphia 2, Boston 2, Newyork 1; — von den übrigen Colonieen des australischen Festlandes und von Vandiemensland (ohne die Küstenfahrer) 152, von Neuseeland 84, Otaheite 5, von anderen Südsee-Inseln 18; endlich Wallfischfänger 22. In neuester Zeit ist auch eine regelmäßige Dampfschifffahrts-Verbindung zwischen Sinkapore (und Calcutta) und Sidney eingerichtet.

Sidney liegt in der Grafschaft *) Cumberland, wo sich überhaupt fast der ganze Handel und die Industrie von Neu-Südwales concentriren, und in welcher namentlich noch folgende Städte liegen: Paramatta, am gleichnam. Fluß, oberhalb und 3½ M. von Sidney, mit Sternwarte, Gelehrtenverein, Schule für Kinder von Eingebornen, Arbeitshaus für weibliche Verbrecher, guten Tuchfabriken und. 12,000 E.; Windsor, am Fuße der Blauen Berge und am Einflusse des South-Creek in den schiffbaren Hawksbury, mit 6000 E.; Richmond, kleine, aber rasch emporblühende Stadt, am Hawksbury, nach dem Innern zu; Liverpool, am St. Georgsfluß, der sich in die Botany-Bai ergießt, und für Fahrzeuge von 50 Tonnen schiffbar ist, mit 6000 E. In dem Dorfe Brickfield sind zahlreiche Töpfereien und Ziegeleien.

An der Südgrenze von Cumberlandshire liegt die Grafschaft Camden, mit der fruchtbaren, schönen und romantischen Landschaft Illawarra und den über 90,000 Morgen großen Cowpastures oder Kuhweiden, so benannt wegen den großen Viehheerden, die hier erst in neuerer Zeit entdeckt worden sind und sämmtlich von einem Stier und zwei Kühen herstammen, die von dem Kriegsschiffe Sirius kurz nach der Gründung der Colonie aus England gebracht waren und bald nach der Landung entliefen. — An der Westseite von Camden und etwa 5 M. vom Meere entfernt, liegt die Grafschaft Argyle, welche von den Landwirthen Cumberlands großentheils zur Viehweide benutzt wird.

In den Grafschaften Bathurst, Roxburgh und Westmoreland, welche auf der Westseite der Blauen Berge liegen, wohnen die meisten und größten Gutsbesitzer und hier wird auch die stärkste Schaf- und Rindviehzucht betrieben. Die 1818 erbaute Stadt Bathurst liegt am Macquarie, westnordwestlich und 26 M. von Sidney, wohin eine schöne Kunststraße über das Gebirge führt, und hat eine gelehrte Schule, einen literarischen Verein und 5000 E.

An der Nordseite von Cumberland liegt die Grafschaft Northumberland, welche rasch zu Ansehen und Bedeutung emporsteigt. Die Stadt Newcastle, Hauptort der Grafschaft, an der Mündung des Hunter, nimmt täglich an Wichtigkeit zu, besonders schon durch ihre in der Nähe befindlichen reichen Steinkohlengruben. Den Hunter aufwärts liegt, in sehr fruchtbarer und angebauter Gegend, Maitland, welches zwar jetzt erst 3000 E. hat, aber bald die zweite Stadt der Colonie werden dürfte; diese Stadt unterhält eine lebhafte Dampfschifffahrts-Verbindung mit Sidney. — Die Liverpool-Plains sind ein weiter, zur Viehzucht trefflich geeigneter Weidedistrikt.

Jenseits der Nordgrenze des Gebietes der eigentlichen Colonie liegt an der Küste und an der Mündung des Hastings die Stadt Port Macquarie, mit den von Deportirten angelegten Meierhöfen in der Nähe. Auch an der noch nördlicheren mehrerwähnten Moretonbai ist eine Niederlassung, die bereits ein städtisches Ansehen

*) Das ganze Gebiet der Colonie ist nach dem Vorbilde des Mutterlandes in Grafschaften und Kirchspiele eingetheilt. Seit 1820 bestehen 20 Grafschaften; doch kommt diese Eintheilung meist nur in der Beamtensprache vor. Die Colonisten halten sich an die alte und natürlichere Eintheilung, in die Bezirke Hawskbury, Hunter, Bathurst, Illawarra, Argyle und Port Macquarie.

erhalten hat. Dieſe beiden Städte und Niederlaſſungen werden auch wohl, weil ſie außerhalb der Grenzen der eigentlichen Colonie von Neu-Südwales und nach der Nordoſtküſte hin liegen, die Colonie Nordoſtauſtralien genannt.

Außer Sidney beſitzt faſt jede größere Provinzialſtadt ihr eigenes politiſches Blatt oder ſonſt irgend eine Zeitſchrift. Auch hat ſich in der Colonie bereits eine ſelbſtſtändige Literatur gebildet, die bis jetzt hauptſächlich aus populären Werken über Agricultur, Viehzucht, Gärtnerei u. dgl., aus religiöſen Schriften, Brochuren politiſchen Inhalts, Reiſeberichten ꝛc. beſteht; doch ſind auch bereits Gedichte erſchienen; in Vandiemensland ſogar ein Roman in Walter Scott's Manier, der den Titel Quintus Servinton führt.

Beiläufig möge hier noch erwähnt werden, daß in Sidney die arbeitende Klaſſe in drei bis vier Tagen reichlich ſo viel verdienen kann, als die ganze Familie in der Woche braucht. Die nun mäßig und betriebſam ſind, verwenden die übrige Zeit dazu, um ſich ein eigenes Haus zu bauen, Feld zu bearbeiten, einen Gemüſegarten anzulegen u. dgl. m.; aber leider! die meiſten verbringen die Nebenſtunden in Wirthshäuſern und Schenken, die in Sidney ſo ungemein zahlreich ſind, und vertrinken ihr Geld.

Mit dem Verkaufe von Ländereien in Neu-Südwales geht es jetzt ſehr langſam, indem die Krone den niedrigſten Preis eines Acre (1 engl. Acre = 1,5646 preuß. Morgen) auf 1 Pfd. Sterl. feſtgeſetzt hat, da doch zum Unterhalt eines einzigen Schafes durchſchnittlich 4 Acres Weideland gerechnet werden. Alles Land in der Colonie, mit Ausnahme des an Coloniſten vergebenen, gilt für Kronland. Vergeben iſt aber freilich ſchon ein nicht unbedeutender Theil und meiſtens die beſſeren Landſtriche; 1829 waren, als das neue Syſtem des Landverkaufs eingeführt wurde, in Neu-Südwales, deſſen Flächeninhalt man auf 22 Mill. Acres (über 33 Mill. preuß. Morgen oder etwa 1600 Q. M.) ſchätzt, etwa 3 Mill., im Jahre 1833 ſchon über 4 Mill. Privateigenthum; in Vandiemensland waren 1826 von ungefähr 10 Mill. Acres an 1,300,000 vergeben. Nur Land, welches innerhalb der Grafſchaften liegt, ſoll an Coloniſten vergeben werden; allein man hat ſich nicht immer daran gebunden. Früher wurde das Land von der Regierung verſchenkt, theils an ehemalige Deportirte und gemeine Soldaten in kleinen Partieen, aber in den fruchtbarſten Gegenden, um ihnen dadurch den Anbau zu erleichtern (und hieraus ſind viele kleine Bauergüter entſtanden, namentlich im Thale des Hawksbury, in Appin, Airds, Argyle ꝛc., obſchon viele ihr Land, oft gleich nachdem ſie es erhalten hatten, verkauften, und dadurch manche dieſer kleinern Abtheilungen zu einzelnen großen Gütern vereinigt ſind), theils an Offiziere, Beamte und freie Einwanderer in größeren Quantitäten. Der Beſitzer hatte in beiden Fällen nach ſiebenjährigem, freiem Beſitz nur einen ablösbaren Grundzins von 5 Proc. vom Werthe des Landes zu entrichten, und bei den freien Einwanderern war noch die Beſchränkung hinzugefügt, daß ſie den Beſitz eines beſtimmten Vermögens nachweiſen mußten. Als aber in den zwanziger Jahren die Einwanderungen bedeutend zunahmen, zeigten ſich die Nachtheile, welche dies Verfahren für die Regierung hatte, bald. Der Anbau des Landes wurde dadurch nicht befördert, vielmehr die Speculationswuth unter den Coloniſten rege gemacht*), die nach dem Beſitz der beſten Landſtriche ſtrebten, einzig in der Hoffnung, ſie vielleicht in Zukunft mit Vortheil abſetzen zu können; dazu wurde das Einziehen des Grundzinſes, wie das ſtets der Fall iſt, eine höchſt bedenkliche

*) Hiervon und beſonders von einer Klaſſe von Gaunern, die in den auſtraliſchen Colonieen unter dem Namen Landverſchlinger (eigentlich Land-Haifiſche, land-sharks) bekannt und eine wahre Peſt für ſie ſind, werden wir unter Neu-Seeland ausführlicher zu reden Gelegenheit haben.

Digitized by Google

und lästige Sache. Diese Umstände bewogen die Regierung, ein neues System des Landverkaufes anzunehmen, das 1830 in den ältern Colonieen (Neu-Südwales und Vandiemensland) eingeführt und später auf die jüngeren übertragen worden ist. Danach darf sich Jeder nach seinem Belieben Land aussuchen (ausgeschlossen ist nur das für die Kirche ausgesetzte); dieses wird hierauf nach gehöriger Anzeige von der Regierung ausgeboten, und im Wege der Auction verkauft, wobei Anfangs 5, jetzt 20 Schillinge für den Acre als Minimum des Preises angenommen ist; ganz ähnlich ist die Art, wie die Bauplätze in den Städten erworben werden. Auch die Deportirten erhalten nach Ablauf ihrer Strafzeit jetzt kein Land mehr, sondern müssen als Arbeiter oder Pächter sich ihr Brot verdienen (bis sie nämlich durch ihre Ersparnisse sich in den Stand gesetzt haben, eine selbstständige Lage sich zu begründen) nur für die Soldaten ist die alte Weise beibehalten.

Die Colonie **Westaustralien**, den äußersten südwestlichsten Küstenstrich begreifend und auch die Colonie am Schwanenfluß genannt, weil an diesem Flusse die erste westaustralische Niederlassung gegründet wurde. Nachdem die Westküste hier beiläufig untersucht und an den äußeren Punkten vermessen worden war, schickte die brittische Regierung 1826 eine Expedition unter den Befehlen des Capitän Stirling dahin, der den Schwanenfluß so weit wie möglich hinauffuhr und über die Beschaffenheit des Landes einen so günstigen Bericht erstattete, daß die Regierung ihn beauftragte, die erforderliche Vorkehrung zu einer Ansiedlung zu machen, die auch im August 1829 am genannten Flusse förmlich gegründet wurde, und zwar unabhängig von Neu-Südwales, wegen der großen Entfernung von dieser letztern Colonie (sie beträgt quer durch das ganze Festland an 450 Meilen). Es siedelten sich bald gegen 2000 Auswanderer mit 1500 Stück europäischen Viehes an, und sie haben sich seitdem zwar nicht in dem Grade, wie dies bei den übrigen australischen Colonieen der Fall ist, vermehrt, aber doch insoweit, daß die ganze Colonie jetzt an 5000 Einwohner zählt, die sich nunmehr fast jährlich durch neue Einwanderungen vermehren. Ihr Gebiet hat sich mittlerweile bedeutend erweitert, so daß es sich nordwärts bis zum 30. Grade S. Br. und ostwärts bis 120° O. von Greenwich erstreckt und in administrativer Hinsicht 26 Grafschaften zählt, von denen freilich manche noch unangebaut und ohne europäische Bevölkerung sind. Uebrigens sollen im Ganzen schon 525,000 Acres Land urbar gemacht sein, eingehegtes Weideland miteinbegriffen. An sehr grasreichen trefflichen Weiden für Schafe, Rinder und Pferde ist ohnehin kein Mangel; auch ist hier für den Ackerbau der Vortheil, daß selten oder nie ein Mißwachs (wegen Dürre ꝛc.), wie in Neu-Südwales, zu befürchten ist; indeß muß jeder Colonist selbst Hand anlegen, wie denn Stokes im Innern einen Hrn. Bland, den reichsten Pflanzer in der Colonie, hinter dem Pfluge sah. Ueberhaupt wären in der Cultur schon weit größere Fortschritte gemacht, wenn man das in Neu-Südwales und Vandiemensland be-

folgte Syſtem der Zwangsarbeit durch Deportirte auch hier angewendet hätte. Allein Verbrecher werden nicht hieher gebracht, und ſo muß der hohe Arbeitslohn an freie Taglöhner bezahlt werden. Dazu kommen noch andere, für Weſtauſtralien ungünſtige Umſtände, die ſein raſcheres Aufblühen gehindert, namentlich die ſchwer zu überwindende Concurrenz mit den älteren auſtraliſchen Colonieen und mit der Zufuhr aus den indiſchen Gewäſſern, obwohl man hier dem indiſchen Feſtlande und Archipel um einige hundert Meilen näher als in Neu-Südwales iſt. Im Jahre 1838 kam während eines ſechsmonatlichen Zeitraumes nur ein einziges Schiff, und nicht einmal aus England, ſondern der „Pelorus" von der indiſchen Flottenſtation nach dem Schwanenfluſſe. Die Colonie wurde damals noch ſehr vernachläſſigt, und man empfand den Mangel an Verkehr mit dem Mutterlande auf's empfindlichſte. Viele nothwendige Werkzeuge und andere derartige Gegenſtände, auf die kaum ein Werth gelegt wird, ſo lange man ihrer nicht bedarf, waren faſt gar nicht zu bekommen, und der Preis gewöhnlicher Waſchſeife z. B. war auf 4 Schillinge (gegen 1⅓ Thlr.) das Pfund geſtiegen. Jedoch ſeit 1839 hat ſich Vieles geändert und die Colonie iſt jetzt in weit beſſerem Gedeihen, und zwar nicht allein in Beziehung auf ihre Viehzucht und ihren Ackerbau, ſondern auch auf den Seehunds- und Wallfiſchfang, für den ſich eine beſondere Geſellſchaft gebildet hat. Die Ausfuhr beſteht hier, wie in den übrigen auſtraliſchen Colonieen, hauptſächlich in Wolle, ſodann in Wallfiſchthran und einer ſehr guten Art Gelb- oder Mahagoniholz, welches das werthvollſte einheimiſche Naturprodukt ausmacht. Außerdem kommt der neuſeeländiſche Flachs hier vortrefflich fort. — Die Küſtengegend am Schwanenfluß bietet dem ankommenden Seefahrer eben nicht viel Einladendes dar. Dünen von ſeltſam grüner Farbe, hinter denen wellenförmige Hügelreihen bis zu beinahe 2000 Fuß ſich erheben, machen das Charakteriſtiſche der Landſchaft aus. Man ſieht hier eine Anzahl niedriger weißer Häuſer auf dem faſt eben ſo weißen Sande zerſtreut umher liegen. Das iſt Freemantle, der Seehafen der Anſiedlungen am Schwanenfluſſe und an deſſen Mündung gelegen. Perth, welches 2 Meilen ſtromaufwärts liegt, iſt der Gouvernementsſitz. Guildford und York ſind die beiden andern Hauptörter dieſer Niederlaſſungen. York, etwas über 13 Meilen öſtlich von Perth, hat eine fruchtbare Umgegend. — Albany, in der weſtauſtraliſchen Grafſchaft Plantagenet an der Südküſte hat den beſten Hafen der Colonie und ein höchſt geſundes Klima. — Auf die Nachricht, daß an der Weſtküſte, nördlich vom Schwanenfluſſe, ein zu einer neuen Colonie trefflich geeigneter Landſtrich entdeckt worden ſei (bei Port Grey im ſog. Edelland und ungefähr unter 28° 50′ S. Br.), ſchifften ſich in London ſofort Spekulanten nach Weſtauſtralien ein, um die Colonie zu gründen. Da aber die Erwartungen, die man von Port Grey gehegt hatte, ſich nicht verwirklichten, ſo wurde nunmehr ſtatt deſſen im Jahre 1841

Auſtralind im ſüdlichen Theil von Weſtauſtralien, an der Oſtſeite der Mündung der Geographenbai, gegründet, mit dem Hafen Port Auguſta, wohin viele nordamerikaniſche Wallfiſchfänger kommen. — Ueber die zur Colonie Weſtauſtralien gehörige Rottneſt-Inſel ſ. das vor. Kapitel.

Die Colonie **Victoria** (bisher **Port Philipp** oder Auſtralia Felix genannt). Sie liegt auf der Südküſte und an der Baßſtraße, und hatte ihren bisherigen Namen von der Bai Port Philipp, um die hauptſächlich ſie ſich ausbreitet; ihr jetziger Name datirt erſt ſeit 1851; wogegen die Benennung Auſtralia Felix ſich mehr auf das Innere bezieht. Schon 1826 machten Coloniſten aus Vandiemensland den Verſuch zu einer Anſiedlung, die aber wieder einging, obgleich bereits ſeit 1824 ein Fort hier erbaut war. Erſt 1835 oder vielmehr gegen Ende des Jahres 1837 begann die regelmäßige Coloniſation, die von Neu-Südwales aus geleitet wurde; weshalb das dortige Gouvernement auch das Verwaltungsrecht in der neuen Colonie beanſpruchte. Der Anblick, den man bei der Einfahrt in die Bai Port Philipp erhält, iſt ſehr überraſchend, wozu noch die rollenden Wogen innerhalb und außerhalb der Mündung das Ihrige beitragen. Iſt man hineingekommen, ſo glaubt man in der offenen See zu ſein, ſo geräumig iſt die Bai. Bald aber gewahrt man verſchiedene hohe Bergſpitzen, die den Irrthum zerſtreuen. Die bergige Gegend von Gipp's-Land, die den öſtlichſten Theil von Auſtralia Felix bildet und dem Syſtem der Auſtralalpen angehört, iſt ebenſo reich an wild-romantiſchen Naturſchönheiten, wie an Gold (ſ. vor. Kap.). Ungeheure Waldungen wechſeln mit herrlichen Grasflächen ab, die an einzelnen Stellen den üppigen Weiden der weſtlichen Diſtrikte gleichen, meiſt aber feuchter ſind und ein kühleres Klima beſitzen. Die großen Flächen ſind für Schafweide beſtimmt; wogegen die, eine größere Mannigfaltigkeit des Bodens und einen ſchöneren Anblick gewährenden Ufer des Murray bereits von Pferden und Rindviehheerden in Beſitz genommen ſind; ſo daß auf beiden Seiten des Fluſſes eine Hirtenſtation nach der andern in ſchneller Folge entſteht. Mit Ausnahme der trockenen Jahreszeit, bietet Auſtralia Felix ſtets ein üppiges, herrliches Bild dar, und beſonders der October eignet ſich zu einer lohnenden Beſichtigung des Landes: die Luft hat dann einen milden, angenehmen Wärmegrad von etwa 17° R. erlangt, die Näſſe der feuchten Jahreszeit iſt verſchwunden, und die lieblich grüne Oberfläche des Bodens hat noch nicht die ſengenden Strahlen der Sommer-Sonne erdulden müſſen. Viele Theile des Landes gleichen einer ausgedehnten Wieſe, auf welcher der Wohlgeruch der Mimoſen dem Wanderer entgegenduftet, ſchöne Baumgruppen hier und da vertheilt ſind, rieſelnde Bäche in ſchönen Wellenlinien dahin eilen und unzählbare einheimiſche Blumen ihre Pracht mit den verſchiedenen Schat-

tirungen des Graſes vermiſchen. Freilich ſchon gegen Ende Novembers iſt dies liebliche Bild verſchwunden; verſengt und gelb erſcheint das Gras, und die ganze Gegend gleicht einer Wüſte. Dies trübe Bild dauert jedoch nur drei Monate, und wird zudem dann und wann durch mehr oder minder lange anhaltenden Regen unterbrochen.

Die Bevölkerung der Colonie, die 1836 nur aus 224 Perſonen beſtand, betrug nach der Zählung von 1841 ſchon 11,738 Einw., und war 1846 auf 32,879 geſtiegen; und da die Einwanderung ſeitdem im Zunehmen begriffen geweſen iſt, ſo kann man gegenwärtig die Zahl der Geſammtbevölkerung auf 38 bis 40,000 veranſchlagen. Der Flächeninhalt der Colonie wird zu 97,000 engliſche oder 4554 deutſche Quadratmeilen angegeben. Die ſchnelle Zunahme des Handels und der Bevölkerung machte bald eine ſelbſtändige Lokalverwaltung nöthig, die ſeit 1840 aus einem Unter-Gouverneur und anderen Beamten, unter dem Oberbefehl des Gouverneurs von Neu-Südwales, beſteht. Wenigſtens 1 Million Schafe ſind in der Colonie vorhanden, nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl von Rindern und Pferden. Der Hauptausfuhrartikel iſt gegenwärtig Gold (ſ. vor. Kap.), ſodann Wolle, von der 1837 ſchon 175,081 Pfund, zum Werthe von 12,180 Pfd. Sterl., ausgeführt wurden. Indeß war bereits 1840 dieſe Ausfuhr zum Betrage von faſt 1 Mill. Pfund und zum Werthe von 154,650 Pfd. Sterl., und 1847 gar auf 9 Mill. Pfund, zum Werthe von mehr als 500,000 Pfd. Sterl. oder von mehr als 3¼ Mill. Thlrn., geſtiegen. Unter den Einfuhrartikeln befinden ſich zahlreiche Luxusgegenſtände, als: Gold- und Silber-Waaren, Seidenſtoffe, Equipagen u. dgl. m. — Außer 4, von der Regierung angelegten Städten (Melbourne, Geelong, Williamstown und Portland) gibt es noch 7 andere (Brighton, Brunswick und Richmond in der Landſchaft Bourke; Aſhby, Iriſhtown und Newtown in der Landſchaft Grant, und Belfaſt in der Landſchaft Normanby), welche Privat-Unternehmungen ihre Entſtehung verdanken. Verſchiedene andere ſind noch im Entſtehen begriffen. Melbourne, die Hauptſtadt der Colonie, liegt an der Nordſeite der Bai Port Philipp und am Fluſſe Yarra-Yarra, etwas über 1 Meile von deſſen Mündung in die Bai, ſüdweſtlich und 96 Meilen von Sidney, in einer der romantiſchſten und fruchtbarſten Gegenden des ganzen auſtraliſchen Feſtlandes, und hat lebhaften Handel, ſtarke Schifffahrt, Kirchen verſchiedener Confeſſionen, gemeinnützige, religiöſe und andere Inſtitute und 12,000 Einwohner. Im März 1846 waren hier von 2334 Häuſern nicht weniger als 1276 maſſiv und nur 958 von Holz; und ſeitdem ſind ſogar manche Prachtbauten aufgeführt worden. In der Nähe der Stadt ward im genannten Jahre auch ein botaniſcher Garten angelegt. Geelong, die zweite Stadt der Colonie, liegt an einer Seitenbucht neben dem Eingange zur Port-Philipp-Bai, zählt gegenwärtig an 3000 Einwohner, und liegt in einer äußerſt fruchtbaren Gegend, die ſchon jetzt als der Haupt-Ackerbau-Diſtrikt der Colonie zu betrachten iſt. Schöne Gärten und Gartenhäuſer zieren die Umgegend von Geelong. Unter den ſtattlichen Gebäuden der Stadt zeichnet ſich beſonders Mack's Hotel aus, ein Gaſthof, der ſelbſt in Sidney ſeines Gleichen nicht findet in dem, was Pracht und bequeme Einrichtung betrifft. Williamstown, welches etwa ¼ Meile von der Port-Philipp-Bai entfernt liegt, hat gegen 1000 Einwohner, und Portland etwa 800 Einwohner.

Wie ſehr die neuentdeckten Goldlager auch auf die Zuſtände der Colonie Victoria oder Port Philipp einwirken (vergl. vor. Kap.), läßt ſich aus folgendem Schreiben aus Melbourne, vom 2. Jan. d. J., entnehmen. „Was ſo lange befürchtet wurde," heißt es darin, „iſt eingetroffen; alle hieſigen Polizeidiener haben bis auf

zehn ihre Entlassung genommen, um dem einträglicheren Gewerbe des Goldgrabens nachzugehen. Die Folgen davon kann man sich denken. Unsere Straßen wimmeln noch von glücklichen Goldgräbern, aber umschwärmt von ehemaligen Convicts aus Vandiemensland, wie von Raubvögelschaaren. Die furchtbarsten Gewaltthätigkeiten werden selbst am hellen Tage ungestraft verübt. Dabei strömen immer neue Abenteurer nach der Stadt; und während täglich ein Strom von Menschen durch das Landthor nach den Goldgruben sich in Bewegung setzt, wird die Lücke durch einen andern Strom ausgefüllt, der zum Hafenthor hereinbricht. Karren und Leiterwagen, mit Mundvorräthen beladen, die für die Goldgräber bestimmt sind, versperren die Straßen, und große Reitertrupps sprengen gelegentlich nach dem, zu den Goldgruben führenden Thore. Und der zurückbleibende Kaufmann hat die Hüter seiner goldenen Schätze in den Reihen der, aus Deportirten gebildeten Strafcompagnie zu suchen! Denn ordentliche Dienstboten sind gar nicht mehr zu haben. Manche haben außerordentliches Glück beim Goldgraben gemacht. So hat ein ehemaliger hiesiger Bänkelsänger binnen fünf Wochen Gold zum Betrage von 1000 Pfd. Sterl. gesammelt. Der Bericht des Geologen Hargrave über die Ergebnisse seiner Inspektionsreise wird von der Regierung noch geheim gehalten, um den Golddurst nicht noch mehr aufzuregen, und wird erst nach der Ernte zur Oeffentlichkeit gelangen. Der Goldpreis in Sidney ist auf 3 Pfd. Sterl. die Unze (statt 3 Pfd. Sterl. 17 Sch. 10 P.) gefallen, so daß die Goldbesitzer ihre Ausbeute dort nicht verkaufen wollen. Indeß segelte erst unlängst ein Schiff nach London ab, mit 49,274 Unzen Goldstaub am Bord, welche zu 3 Pfd. 5 Sch. die Unze aufgekauft worden waren. Man spricht von neuen Goldlager-Entdeckungen in der Umgegend von Adelaide und auf Vandiemensland."

Die Colonie **Südaustralien.** Ihr Gebiet, welches auf 200,000 engl. oder 9390 deutsche Quadratmeilen berechnet wird, liegt um den St. Vincents- und den Spencer-Golf der neuholländischen Südküste, zwischen 132° und 141° O. von Greenwich, nordwärts nach dem unbekannten Innern hin sich erstreckend. Schon nachdem Capitän Sturt den Murray bereis't und die von ihm gesehenen Gegenden, besonders das darunter befindliche schöne Weideland, mit so lebhaften Farben geschildert hatte, ward von unternehmenden Männern der Beschluß gefaßt, in diesem südlichen Theil Neuhollands eine Colonie zu gründen. Durch eine Parlamentsakte vom 15. August 1834 wurden sie hierzu ermächtigt, und der Colonie ward der Name Südaustralien beigelegt. Die ersten Einwanderer von England kamen im August 1836 hier an; die zweite bedeutendere Uebersiedlung und die Gründung der Hauptstadt Adelaide (unweit des östlichen Ufers des St. Vincents-Golfs, unter 34° 58′ 20″ S. Br. und 138° 45′ 40″ O. von Greenwich) fand im Januar 1837 statt. Im Jahre 1840 waren bereits 14,610 Colonisten angekommen, von denen über 8000 allein in der Hauptstadt sich niedergelassen hatten, von dem mitgebrachten Kapital lebten und sich mit Speculation und Land-Kauf und Verkauf beschäftigten. Denn auch hier entwickelte sich der in den Schwester-Colonieen so nachtheilige Speculationsgeist und leitete dadurch für eine Zeit lang die Geldmittel und den Zufluß der Colonisten vom wahren Ziele ab. In den ersten drei Jahren waren 250,320 Acres (400,512 Morgen) Land

für die ungeheure Summe von 229,756 Pfd. Sterl. oder von 1½ Mill. Thlrn. verkauft. Selbst der Gouverneur (damals Gawler) ließ sich durch den bald entstehenden Scheinglanz der Colonie zu übermäßigen Bauten und anderen öffentlichen Arbeiten verleiten, so daß den Ansiedlern nicht nur die für sie so werthvollen Arbeiter entnommen, sondern auch viele Menschen in Schulden und Zahlungsunfähigkeit versetzt wurden. Indeß ward das rasche Gedeihen der Colonie dadurch nur in einiger Beziehung aufgehalten, keineswegs aber verhindert; und von Manchen wird das Verfahren des Gouverneurs eher gelobt als getadelt. So äußert sich Stokes, der 1841 hier war, unter anderm folgendermaßen: „Man staunt beim ersten Anblick von Sidney, aber noch größer ist das Staunen, wenn man Adelaide zuerst zu Gesicht bekommt, obgleich ich überhaupt schon auf etwas Großartiges gefaßt war, nachdem mir von den Schaaren von Auswanderern erzählt worden, die hierher geströmt waren. In der That, eine prächtige Stadt hat sich hier binnen vier Jahren wie durch einen Zauberschlag erhoben und gewährt den Anblick von Gedeihen und Wohlstand in einem Grade, daß man kaum glauben kann, sie existire erst seit kurzer Zeit. Höchst verdient hat sich hierum der Gouverneur Oberst Gawler gemacht, der die zweckmäßigsten Maßregeln zum Emporblühen der Colonie traf. Um mit dem geahnten künftigen Glanze derselben namentlich auch die öffentlichen Gebäude in Uebereinstimmung zu bringen, sind dieselben meist nach einem großartigen Maßstabe und so solide gebaut, daß lange Zeit vergehen dürfte, bevor eine Ausbesserung nöthig wird. Die Ostgrenze der Colonie ist festgestellt durch die Overlanders, wie Diejenigen genannt werden, welche Vieh aus Neu-Südwales bringen. Als diese Landreise zuerst gemacht wurde, waren viele Beschwerden zu bestehen, besonders in Folge des Mangels an Wasser, welches man endlich nur auf die Weise fand, daß man das Vieh frei umherlaufen und die Wasserquellen mittelst des Geruches auswittern ließ. Bei unserer Anwesenheit in Adelaide waren viele Overlanders dort und jeder kaufte oder verkaufte Vieh, was dem Orte eine große Lebendigkeit verlieh. Auf einer Landreise ins nahe Gebirge genossen wir in einem dort befindlichen Wirthshause ein warmes Frühstück, welches aus Lammbraten und grünen Erbsen, nebst einer Flasche trefflichen Xeresweins, bestand. Wir glaubten in England zu sein!“

Seitdem haben sich die Verhältnisse in der Colonie noch weit günstiger gestaltet, so daß diese höchst wahrscheinlich in nicht langer Zeit eine so wichtige Rolle wie die von Neu-Südwales spielen wird. Vor Letzterer hat sie sogar manche Naturvortheile voraus. Der Gebirgscharakter des Landes hat mehr das Gepräge und die Vortheile der Gebirgsländer anderer Welttheile; der Boden in den Thälern und Ebenen eignet sich eben so trefflich zum Ackerbau wie zur Viehzucht; Mißwachs ist kaum je zu fürchten, und die in neuester Zeit auf der Westseite des Spencersbusens entdeckten ausgedehnten Schaf-

Digitized by

weiden haben den Schäferei-Beſitzern eine neue, faſt unbeſchränkte Ausſicht auf Vermehrung ihrer Heerden verſchafft.

Von den 128 Mill. Acres, die man auf das ganze Gebiet der Colonieen rechnet, waren gegen Ende des Jahres 1846 freilich erſt 26,218 Acres (41,950 Morgen) angebaut; allein ſeitdem hat die Bodenkultur in eben dem Grade zugenommen (ſ. weiter unten), wie die Bevölkerung, welche gegenwärtig auf wenigſtens 50,000 Einwohner zu ſchätzen iſt. Darunter befinden ſich mehr als 2000 eingewanderte Deutſche (zum Theil ſchleſiſche ſog. Alt-Lutheraner), denen das Verſprechen gegeben iſt, für die Erhaltung ihrer Nationalität durch Anlegung von Schulen und Kirchen zu ſorgen, und welche, ſobald ſie Beweiſe ihres guten Verhaltens gegeben haben, in alle Rechte brittiſcher Unterthanen eingeſetzt werden ſollen. Sie haben bereits die Dörfer Klemzig, Hahndorf, Lobethal, Bethanien und Langmeil, in geringerer und größerer Entfernung von Adelaide, gegründet, und daß ihre Zahl durch neue Einwanderungen aus Deutſchland allmälig zunimmt, ſcheint man ſchon daraus ſchließen zu dürfen, daß ein Bremer Handelshaus ſich veranlaßt geſehen hat, eine regelmäßige Schifffahrt zwiſchen Bremen und Adelaide einzurichten.

Endlich beſitzt Süd-Auſtralien einen Vorzug, der den übrigen auſtraliſchen Colonieen, bis jetzt wenigſtens, fehlt. Es ſind nämlich reiche Adern, wenn nicht ſo ſehr von Gold (ſ. Colonie Victoria), doch um ſo mehr von nützlichern Metallen in mehreren Gebirgsdiſtrikten entdeckt, und dieſe Schätze bereits mit dem günſtigſten Erfolge zu Tage gefördert worden. Namentlich ſind es kupfer- und ſilberhaltige Blei-Erze, die man aufgefunden hat. Schon 1844 belief ſich die Zahl der Bergleute, die man ſchnell aus England und Deutſchland kommen ließ, auf 116. Außer dem Kupferbergwerk von Kapunda gibt es noch 7 andere Kupfergruben; am Schluſſe des Jahres 1845 waren ſchon 1200 Tonnen oder 14,000 Ctr. Erz gewonnen worden, und der Verkauf eines Theils deſſelben in Swanſea und Liverpool hatte 6225 Pfd. Sterl. eingebracht. Von den 3 Bleigruben Glee-Osmond, Watkins und Gawler gaben die beiden erſten eine Ausbeute von 450 Tonnen ſilberhaltiges Blei, in dem Verhältniß von 75 Procent Blei und 18 Unzen Silber. Die Tonne wurde mit 13 Pfd. Sterl. 13 Sch. bezahlt, und mit der Silber-Ausbeute der einen Mine konnten ſogar die Koſten gedeckt werden. Auch Eiſenerzlager ſind entdeckt worden. So bieten denn Metalle, nächſt Weizen und Wolle, einen Hauptgegenſtand der Ausfuhr.

Das erſte Erzlager wurde Angeſichts der Stadt Adelaide entdeckt, auf einem breiten Bergrücken, über den der Weg nach den öſtlichen Theilen der Colonie führt. Da dieſer Weg ziemlich ſteil und holperig war, und beſonders beim Herabfahren die Frachtwagen leicht aus dem Geleiſe kamen, ſo geſchah es einſt, daß Stücke eines vorſpringenden Felſens abgebrochen wurden, welche durch ihren Metallglanz (es war Blei-Erz) die Aufmerkſamkeit ſelbſt der Ochſentreiber erregten. Kaum hatte man in der Stadt von dieſem Fund Kunde erhalten, als die Aufregung allgemein wurde, bis der erſte Bleigang entdeckt war. Später fand ſich Blei auch in anderen Theilen dieſer Gegend und bald darauf faſt nach allen Richtungen hin. Die entdeckten Erzgänge ſind nicht nur zahlreich, ſondern auch reichhaltig, und das Erz ſelbſt iſt ungemein rein. Außer Kupfer, Blei und Silber findet ſich auch Zink und Eiſen vor, und zwar Letzteres in ſo reinem Zuſtande, daß das Erz auf dem Bruche wie Schmiedeeiſen ausſieht und ſelbſt ſein ſpecifiſches Gewicht nur wenig Unterſchied von dieſem zeigt. Sodann hat man in den letzten Jahren auch Gold ausgebeutet, und Queckſilber entdeckt; auch Spuren von Edelſteinen vorgefunden. Die berühmteſte unter den Kupfergruben iſt die ſog. Burra-Burra-Mine, welche nordnordöſtlich und 20 Meilen von Adelaide entfernt liegt.

Nach ihrer Entdeckung bildete ſich ſogleich eine Actien-Geſellſchaft, die am 16. April 1845 mit einem Kapital von 2000 Pfd. Sterl. ihre Thätigkeit begann, und nach drei Wochen bereits 200 Tonnen des reichhaltigſten Kupfer-Erzes gewonnen hatte. Das neben dem Bergwerk entſtandene Dorf zählte im October 1846 ſchon 400 Einwohner. Damals hatten die Stollen dieſes, etwa 144 Fuß tief in die Erde eingedrungenen Bergwerkes eine Geſammtlänge von 1½ engl. Meilen. Die Ausbeute eines einzigen Jahres betrug 7200 Tonnen Kupfer-Erz, im Werthe von 180,000 Pfd. Sterl. (etwa 1,200,000 Thlr.), wogegen die Verauslagungen und ſonſtigen Unkoſten nur auf 16,624 Pfd. Sterl. ſich belaufen hatten. Dabei ſind noch nicht einmal 1462 Tonnen kleines Erz, welches an der Mine ſelbſt geſchmolzen worden, mitgerechnet. Der Jahres-Ertrag kann alſo zu 10,000 Tonnen, und für die Zukunft noch höher angenommen werden. Daher iſt es zu erklären, daß ſchon nach kaum zwei Jahren den Actionären eine Dividende von 200 Procent ausgezahlt werden konnte. Wie viele Leute dieſes Bergwerk beſchäftigt und wie reichlich jene ſich davon nähren, kann man ſchon daraus entnehmen, daß bis 1848 bereits über 20,000 Pfd. Sterl. an Arbeitslohn, mehr als 10,000 Pfd. Sterl. an Fuhrlohn, und 15,000 Pfd. Sterl. an Schiffsfrachten ausbezahlt worden waren. Es iſt hier ſchon der Fall vorgekommen, daß die Bergleute innerhalb neun Wochen 375 Pfd. Sterl. oder über 2500 Thlr., demnach wöchentlich über 5 Pfd. Sterl. (oder mehr als 32 Thlr.) jeder verdient hatten.

Aus dem bereits Geſagten läßt ſich die Wichtigkeit der ſchon beſtehenden Bergwerke leicht ermeſſen; und doch iſt die Ausſicht für die Zukunft eine noch beſſere, da die Erfahrung gelehrt hat, daß die Erzgänge in der Tiefe reicher ſind, als an der Oberfläche. Bei dem dadurch geweckten lebhaften Spekulationsgeiſte iſt der Preis für die zum Bergbau geeigneten Ländereien begreiflicher Weiſe geſtiegen; ſo daß Fälle, wo 80 Acres derartigen Landes mit 7100 Pfd. Sterl. oder 48,000 Thlr. bezahlt worden, wohl noch häufiger vorkommen werden. Die bereits entdeckten Erzlager ſind äußerſt zahlreich, und täglich werden noch neue aufgefunden. Der ganze Bergrücken, der oſtwärts von Adelaide von Norden nach Süden ſtreicht, und den Namen Backſtairs-Range (Hintertreppenkette) führt, iſt ungemein reich an Mineralien. Hierzu kommt noch, daß derartige Striche häufig von ſchönen grünen Thälern und rauſchenden Bächen durchſchnitten ſind, ſo daß kein Mangel an Waſſer, oder an Viehfutter, oder an Holz für den Bergbau und den Feuerungsbedarf der Arbeiter zu befürchten iſt. Die Anhöhen ſind faſt nirgends ſo ſteil und unzugänglich, um nicht Fahrwege anlegen zu können. Man bedient ſich zum Fuhrwerk ſtarker Karren, welche 1½ bis 2 Tonnen (30 bis 40 Ctr.) laden können und dann von drei bis vier Joch Ochſen gezogen werden. Das Haupthinderniß einer großartigen Ausdehnung des Bergbaues war bisher, und iſt auch noch jetzt, die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Bergleuten, nach denen daher noch auf lange Zeit hin große Nachfrage ſein wird. Stets und immerdar wird der Arbeitslohn der Art bleiben, daß derſelbe jedenfalls weit reichlicher, als in Europa iſt. Ueberall in Süd-Auſtralien, wo Bergbau betrieben wird, ſind in der letzten Zeit gute und dauerhafte Wohngebäude für die Arbeiter errichtet, und man ſucht dem fleißigen Bergmann und ſeiner Familie das Leben ſo angenehm wie möglich zu machen. Die Häuſer ſind meiſt aus Stein erbaut, auch wird häufig das zur Anlegung eines Gärtchens erforderliche Land gegeben. Lebensmittel werden entweder in Kaufläden feilgeboten, oder von dem Minenbeſitzer zu einem billigen Preiſe geliefert; eben ſo auch fertige Kleider, ſo daß die Bergleute ungeſtört ihrer Arbeit obliegen können. Der Lohn eines Bergmannes beträgt durchſchnittlich 6 engl. Schillinge (2 Thlr.) täglich, während ihm die täglichen Lebensbedürfniſſe etwa nur 1 Schilling koſten. Gibt der Bergwerks-Beſitzer Lebensmittel-Rationen, ſo beſtehen dieſe allgemein aus 10—12 Pfund Rind- oder

Hammelfleiſch, 10 Pfund vom beſten Mehl, 2 Pfund Zucker und ¼ Pfund Thee wöchentlich. Meiſtens kann der Arbeiter dieſe Rationen zu einem monatlichen Preiſe von 1 Pfd. Sterl. (alſo nicht ganz 7 Thlr.) frei ans Haus geliefert erhalten.

Aber ungeachtet der bedeutenden Zunahme der Bergwerke hat der Ackerbau doch eben ſo außerordentlich zugenommen, ſo daß man in der letzten Hälfte von 1848 die bereits in Cultur begriffenen Ländereien auf mehr als 100,000 Morgen ſchätzte. Die dabei beſchäftigten Taglöhner erhalten durchſchnittlich 3¾ engl. Schillinge (1⅛ Thlr.) den Tag. Die Fortſchritte des Gartenbaues ſtehen mit denen des Ackerbaues in genauem Verhältniſſe. Die Viehzucht wird in einem großartigen Maßſtabe betrieben.

Das Klima iſt eben ſo geſund wie angenehm, und bei faſt immer klarem und heiterem Himmel ſind beſonders Frühling und Herbſt wahre Wonnemonate, obwohl freilich im Sommer die Hitze oft etwas drückend iſt. Der Weinbau wird mit ſo günſtigem Erfolge betrieben, daß Süd-Auſtralien ſogar auch ein ergiebiges Weinland zu werden verſpricht; eben ſo werden Pfirſiche, Aprikoſen, Melonen ꝛc. in Menge gezogen.

Unter dieſen Umſtänden hat es nicht ausbleiben können, daß in der ſüdauſtraliſchen Colonie ein europäiſcher Luxus ſich zu entfalten angefangen hat. Es ſind denn allerdings auch reiche Engländer da, welche an 20 bis 30,000 Schafe, ſowie Hunderte von Pferden und Rindern beſitzen und außerdem bei den Bergwerks-Unternehmungen betheiligt ſind. Sie leben meiſtens auf einem glänzenden Fuß und für das, was ſie hierzu bedürfen, zahlen ſie, was gefordert wird. Deſſenungeachtet, und obgleich ein rüſtiger fleißiger Arbeiter täglich 3 bis 4 Thlr. ſoll verdienen können, ſind die gewöhnlichen Lebensbedürfniſſe ſehr billig. So koſtete in der letzten Zeit 1 Pfd. Weizenbrot 1 Penny (10 Pfennige preuß. Scheidemünze), Rindfleiſch 2 bis 3 Pence, Schweinefleiſch 5 Pence das Pfund. Ein gutes Arbeitspferd dagegen ward mit 15—20 Pfd. Sterl., ein gutes Reitpferd mit 20—30 Pfd. Sterl., Arbeitsochſen mit 4—6 Pfd. Sterl., Schafe das Stück mit 6—8 Schillingen (2—2⅔ Thlr.) bezahlt. Die Zahl der Schafe in der Colonie beläuft ſich gegenwärtig auf mehr als 1 Million, und die der Rinder auf wenigſtens 50,000. Von Weizen wurden ſchon 1841 über 200,000 Buſhel (über 132,000 preuß. Scheffel) geerntet, und jetzt bildet Weizen einen Hauptausfuhrartikel. Von Wolle wurden 1846 gegen 15,000 Ballen ausgeführt. Andere Ausfuhrgegenſtände ſind Rindshäute, Thran und Fiſchbein. — Im Jahre 1850 wurden, nach amtlichen Angaben, aus Süd-Auſtralien 2204 Tonnen Kupfer (Werth 165,340 Pfd. Sterl.) ausgeführt. Die Geſammt-Einfuhr in der Colonie belief ſich auf den Werth von 800,000 Pfd. Sterl., und überſtieg die Geſammt-Ausfuhr des genannten Jahres um 306,000 Pfd. Sterl.

Die Colonial-Hauptſtadt **Adelaide**, deren geographiſche Breite und Länge ſchon oben angegeben worden, liegt auf beiden Seiten des in den St. Vincentbuſen ſich ergießenden Torrensfluſſes, weſtlich (oder vielmehr Weſt zum Süden) und 156 Meilen von Sidney. Die Holdfaſt-Rhede bildet einen Theil der Oſtſeite des St. Vincentbuſens, und hier mündet der Torrensfluß, der an ſeiner Mündung bis 15 Fuß Tiefe hat und in den die Schiffe eine ziemliche Strecke hinauffahren können. Die Verbindung zwiſchen dem hier befindlichen Hafen und der Stadt wird durch eine ſtets ſehr belebte, 1 Meile lange macadamiſirte Kunſtſtraße beſchleunigt, an deren Stelle aber wahrſcheinlich ſchon eine Eiſenbahn getreten iſt. Das Lootſen-, Baaken- und Tonnenweſen iſt ganz ſo wie in England eingerichtet. Wenn nicht die Colonie überhaupt ſo beiſpiellos ſchnell empor gekommen wäre, ſo ſollte man es kaum für möglich halten, daß Adelaide bereits über 10,000 Einwohner zählt, und doch ſteht dieſer Umſtand mit den übrigen Erſcheinungen im Einklang. Die Zahl der Kirchen und Kapellen hatte

ſich ſchon 1845 auf 8 vermehrt (1850 legten die dortigen Katholiken den Grund zu einer Kathedrale) und andererſeits z. B. die der Apotheken auf 7. Nicht ſo zahlreich ſind nach Verhältniß die Schenken und Wirthshäuſer, denn theils durch hohe Zölle auf Rum und ähnliche geiſtige Getränke, theils durch andere Maßregeln hat man frühzeitig den entſetzlichen Folgen der Trunkſucht, woran das benachbarte Neu-Südwales in gewiſſem Grade noch leidet, vorzubeugen geſucht. Dagegen hat man ein Theater, Concertſäle, Clublokale und andere Vergnügungsörter. Ferner ſind Handelsbanken, Sparkaſſen, ſodann Kaſernen ꝛc. da. Zeitungen erſchienen ſchon im erſten Jahre nach der Gründung der Stadt. — Eine andere Stadt der Colonie iſt Port Lincoln, auf der Weſtſeite und unweit der Mündung des Spencersgolfs.

Die Colonie **Nordauſtralien** oder Port Eſſington, auf der mehrerwähnten Halbinſel Coburg, unter 11° 22′ 21″ S. Br. und 132° 12′ O. von Greenwich, ſüdlich und 48 Meilen von der zum Indiſchen Archipel gehörigen Inſel Timorlaut. Daß an der nahen Raffleſbai, ſowie auf den benachbarten Inſeln Melville und Bathurſt Niederlaſſungen und Militärpoſten ſchon früher errichtet, aber 1829 wieder aufgegeben worden ſind, wiſſen wir bereits aus der geogr. Ueberſicht im 1. Kap. des II. Abſchnittes. Perſonen, welche die dortigen Verhältniſſe und Umſtände genau kennen, haben es ſehr bedauert, daß namentlich die Colonie an der Raffleſbai aufgegeben worden iſt. Die hierfür angegebenen Gründe: ungeſundes Klima, Feindſeligkeit der Eingeborenen und das Ausbleiben der Malayen, ſind ganz unhaltbar. Denn das Klima iſt nicht ungeſunder als in andern tropiſchen Ländern, und der Gouverneur Capitän Barker hatte nicht blos ein gutes Vernehmen mit den Neuholländern hergeſtellt, ſondern auch zahlreiche Makaſſaren und andere Bewohner des Indiſchen Archipels zum Ueberſiedeln bereitwillig zu machen gewußt. Selbſt Chineſen auf Java wollten an der Raffleſbai ſich niederlaſſen, als ſie die Nachricht von der Auflöſung der Colonie erhielten.

Vielleicht mochte die brittiſche Regierung hiervon Kunde erhalten und die Unhaltbarkeit obiger Gründe erkannt haben; genug, ſie ſchickte 1839 die Capitäns Sir Gordon Bremer und Owen Stanley abermals nach der Halbinſel Coburg, um an dem, etwas weſtlicher, als die Raffleſbai, gelegenen Port Eſſington eine neue Colonie zu gründen. Port Eſſington iſt eine ſehr geräumige und den vortrefflichſten Hafen bildende Bai, welche die größten Flotten aufzunehmen vermag. Jene Offiziere kamen am 27. October 1838 hier an, wählten ein hohes Geſtade, nach dem Hintergrunde der Bai zu und etwa 3½ Meilen von deren Mündung, zum Anſiedlungsplatz und machten durch die Grundſteinlegung einer Kirche*) den Anfang zur Erbauung von

*) Dieſe Erſcheinung, bei der Gründung einer neuen Colonie gewiſſermaßen die tieferen Bedürfniſſe des Herzens zuerſt zu berückſichtigen, hat ſich bei den meiſten übrigen auſtraliſchen Colonieen und auch anderwärts, wo die Britten Beſitzungen

Victoria, wie der zur Colonial-Hauptſtadt beſtimmte Ort genannt wurde. Das mitgebrachte Vieh-Inventarium beſtand aus 1 engl. Kuh und 1 Stier, 4 indiſchen Rindern, 6 Arbeitsochſen, 30 Büffeln, etwa 50 Ziegen, 6 Schweinen, einigen Hühnern, 5 Pferden und 30 Jagdhunden für die Känguruh-Jagd. Von dem Hornvieh verliefen ſich einige Stück, und dies für die Zukunft zu verhindern, iſt ſpäter ein Zaun quer über den ſchmalen Iſthmus, der die Halbinſel Coburg mit dem Feſtlande verbindet, gezogen worden. Anfangs hatten die Engländer einige Kämpfe mit den Eingeborenen zu beſtehen, allein bald wurden dieſe zu friedlicheren Geſinnungen umgeſtimmt und dann ſogar ganz zutraulich. Nachdem in der neuen Niederlaſſung die erſten Einrichtungen getroffen waren, kam der franzöſiſche Seefahrer Dumont d'Urville mit der „Zélie" und „Aſtrolabe" nach der nahen Rafflesbai. Er ſoll damals die Abſicht gehabt haben, den Britten bei der Niederlaſſung am Port Eſſington zuvorzukommen; und vielleicht hatte auch Sir Gordon Bremer bereits ſo etwas geahnet und daher auf ſeiner Fahrt von Sidney nach Port Eſſington, vom Cap York und der ganzen neuholländiſchen Nordküſte förmlich Beſitz genommen. Dumont d'Urville wurde indeß mit ſeinen Offizieren ſofort nach der neuen Colonie eingeladen, und es herrſchte zwiſchen ihnen und den Engländern das beſte Vernehmen. Am 28. März 1839 kamen 6 Malayiſche Fahrzeuge oder Proas an, denen bald andere nachfolgten. Die Malayen erbaten ſich die Erlaubniß, unter dem Schutze der brittiſchen Flagge Trepangfiſcherei treiben zu dürfen; es wurde ihnen geſtattet, und nun entſtand in der Nähe von Victoria eine kleine Niederlaſſung dieſer Fiſcher. Mit der Einwanderung anderer Malayen und Chineſen, auf die man gehofft hatte, ſah es Anfangs noch mißlich aus, bis ſich auch hierzu die beſten Ausſichten eröffneten und mit der Zeit verwirklichten. Am 1. Mai 1839 machten ſich mehrere Bewaffnete, unter Anführung des Lieutenants Stewart, auf den Weg, um die Halbinſel Coburg zu durchforſchen. Am zweiten Tage überſchritten ſie mehrere fließende Gewäſſer und große Grasflächen, und machten in der heißen Tageszeit Halt an den Ufern eines Fluſſes oder vielmehr einer Reihe von

---

haben, ebenfalls dargeboten und iſt auch ganz dem ernſten, gediegenen Character der Britten gemäß. Wenn nun auch eine hölzerne oder ſteinerne Kirche an ſich noch immer kein lebendiges Chriſtenthum iſt, ſo iſt es doch jedenfalls angemeſſener, einer, vielleicht der verhängnißvollſten Zukunft entgegeneilenden neuen Colonie die erſte Weihe durch eine Kirche zu geben, als durch ein Schauſpielhaus. Wenn die Franzoſen in Algerien ein Theater bauen und, hierauf hinweiſend, die Behauptung aufſtellen, nunmehr ſei die Civiliſation und Cultur nach Afrika getragen, ſo wiſſen ſie nicht, ob ſie ihre dortige Beſitzung, zu deren Behauptung ſie bis vor wenigen Jahren noch eine Armee von 100,000 Mann daſelbſt auf den Beinen haben mußten, noch lange behalten werden, wie ſie ſich denn überhaupt nie als große Meiſter im Coloniſiren gezeigt haben. Die Britten aber wiſſen ihre Colonieen dauernder zu gründen und zu behaupten.

Teichen. Hier waren ſchöne Cedern, ſonſt aber meiſt dichtes Mangelbaum-Gebüſch, welches ihnen am Fortkommen ſehr hinderlich war. Indeß drangen ſie bis zur Oſtſeite der Halbinſel vor, wo ſie ein ſchönes Land mit üppiger Vegetation fanden, welches ſie mehr an die paradieſiſchen Gegenden Südamerika's, als an das öde Einerlei eines neuholländiſchen Waldes erinnerte. Aber der ſüdliche Theil der Halbinſel iſt doch der ſchönſte und waſſerreichſte. Auch iſt hier die Kohlpalme in Menge vorhanden. In der Umgegend von Victoria ſind Spuren von Eiſenerzlagern entdeckt worden.

Stokes beſuchte Port Eſſington zweimal, im Juli 1839 und im Auguſt 1841. Ueber ſeinen letzten Beſuch berichtet er Nachſtehendes: „Seitdem wir das erſte Mal hier geweſen, waren zwei Jahre verfloſſen, und nunmehr fanden wir die Colonie im beſten Gedeihen. Ein Garten war angelegt worden, der mit Bananen, Ananas und andern tropiſchen Früchten in üppiger Fülle prangte. Das hier angebaute Zuckerrohr iſt, eben ſo eine Pfeilwurz, ſelbſt in Weſtindien nicht beſſer zu finden, und die aus Pernambuco und Bourbon hierher verpflanzte Baumwolle iſt in England zu 6½ Pence das Pfund geſchätzt worden. Die Coloniſten hatten die Saatzeit gehörig zu beobachten gelernt und unter anderm ſüße Kartoffeln gezogen von einer Größe, wie ich ſie nicht einmal halb ſo groß in Südamerika geſehen hatte, und in ſolcher Menge, daß ſie bis zur nächſten Ernte ausreichten. Die Coloniſten hatten Anfangs unter dem Einfluſſe des tropiſchen Klima's zu leiden gehabt, ſich jedoch nach und nach daran gewöhnt. Makaſſaren kamen bisweilen mit 12 bis 14 Proas nach Port Eſſington und brachten Thee, Zucker, Kleider, Salzfiſche, Reis ꝛc. Mehrere ihrer Nakodhas oder Schiffer hatten geäußert, die Trepangfiſcherei gerne aufgeben und ſich nur mit dem Handel befaſſen zu wollen, ſofern ſie irgend genugſame Aufmunterung dazu fänden. In der That berechtigt auch Victoria vom commerciellen Standpunkte aus zu den größten Erwartungen, zumal bei der Nähe von Britiſh-Indien und unſerer übrigen öſtlichen Beſitzungen. Außerdem iſt der geräumige ſichere Hafen ganz geeignet, nicht nur nothleidenden Schiffen eine Zufluchtsſtätte zu gewähren, ſondern auch in Kriegszeiten eine wichtige Station zu bilden. Im Jahre 1839 hatte ein furchtbarer Orkan die größten Verwüſtungen in der jungen Colonie angerichtet, die Spuren davon waren jedoch kaum mehr ſichtbar.

Dritter Abſchnitt.

Die drei großen Inſeln Auſtraliens.

Erſtes Kapitel.

Vandiemensland.

Dieſe, der Inſel Ceylon oder den Niederlanden (d. h. die Königreiche Belgien und der Niederlande zuſammengenommen) an Größe gleichkommende Inſel*), in neuerer Zeit auch wohl Tasmanien (nach ihrem Entdecker

*) Die Angaben über den Flächeninhalt der Vandiemens-Inſel ſchwanken zwiſchen 1150 Q. M., 1200 und 1250 Q. M.

Tasman), ebenso, um sie von dem gleichnamigen Nordküstenstrich des australischen Festlandes zu unterscheiden, zu Zeiten die Vandiemens-Insel genannt, liegt an der Südseite des australischen Festlandes, von dem sie durch die, in der Mitte etwa 28 Meilen breite Baßstraße (s. die geogr. Uebersicht im 1. Kap. des II. Abschn.) getrennt ist, zwischen 40° 44′ S. Br. (Cap Portland, am nordöstlichsten Theil der Insel) und 43° 37′ S. Br. (das Südcap, am äußersten Südende der Insel), sowie ungefähr zwischen 144° 45′ und 148° 20′ O. von Greenwich. Ihre geographische Lage hinsichtlich der Breitengrade entspricht also der von Mittelitalien und vom größern Theil des neapolitanischen Festlandes.

Aehnlich wie auf dem australischen Festlande (s. Kap. 1, Abschn. II.), ist der Verlauf des Frühlings in Vandiemensland, nur ist hier das Wetter weit weniger mild und regnerisch, als in Sidney, und der September namentlich ein noch sehr unangenehmer, vollkommen winterlicher Monat. Dagegen ist der Sommer weit milder und angenehmer als in Neu-Südwales, und Regen ist selten, außer an Stellen, welche den südlichen Seewinden ganz blos liegen und deren Sommer vorherrschend feucht und regenig, oft gar nicht angenehm ist; allein im Allgemeinen gilt diese Jahreszeit auf der Insel für sehr schön; der Herbst aber, der hier ungemein mild ist, für bei weitem angenehmer, obgleich seine Nächte stets kühl sind und gegen sein Ende die plötzlichen Temperaturwechsel eintreten, die dem Winteranfange in den gemäßigten Zonen vorherzugehen pflegen. In Vandiemensland ist der Winter nicht so mild, wie z. B. in Sidney, und im Ganzen dem von Bathurst und Argyle in der Colonie Neu-Südwales ähnlich. Der Frost dauert manchmal zwei Monate lang; an der Küste ist er weniger fühlbar, dafür aber treten Regen und Stürme ein, und das Wetter ist rauh und unangenehm. Im Innern bleibt der Schnee nur auf den Bergen liegen, in den Thälern löst die Sonne ihn bald auf. Die Nachtfröste aber, so wenig sie auch an der Küste noch gespürt werden, verhindern im Innern bereits das Gedeihen mancher zarter gebauten Pflanze, die in Sidney dagegen den Winter gut übersteht.

Vandiemensland wurde 1642 von dem holländischen Seefahrer Abel Tasman entdeckt, und dem damaligen Generalgouverneur von Niederländisch-Indien, van Diemen, zu Ehren benannt. Lange, und selbst noch zur Zeit der Gründung von Sidney, wurde sie für einen Bestandtheil Neuhollands gehalten (vergl. Kap. 3, Abschn. II.). Die Colonisation dieser Insel begann bald nach ihrer Umschiffung durch Flinders im Anfange dieses Jahrhunderts und zwar, wie erzählt wird, aus Besorgniß vor einem Versuche der Franzosen, sich hier niederzulassen, worauf die damalige Entdeckungsreise unter Baudin (1801) gedeutet haben soll. Sicherer ist, daß die Colonie Anfangs nur zur Aufnahme von Verbrechern bestimmt war, theils direkt aus England kommender, theils solcher, die in Neu-Südwales besonders verurtheilt wur-

den, und daher ward allen andern Schiffen der Zutritt verſagt: man wollte gleichſam, als Neu-Südwales dem Zuchthausweſen zu entwachſen anfing, es hier deſto ſtrenger feſthalten. Die erſte Niederlaſſung gründete im Juni 1803 Lieutenant Bowen von Sidney aus mit Soldaten und Deportirten am Oſtufer des Derwent an der Risdoncove; ſie war durch Mangel faſt aufgerieben, als der zum Gouverneur ernannte Oberſtlieutenant Collins mit etwa 60 Soldaten und 330 Deportirten im Jahre 1804 anlangte, nachdem ein Verſuch am Hafen Philipp (an der neuholländiſchen Südküſte) eine Niederlaſſung zu gründen, fehlgeſchlagen war. Er verſetzte die Coloniſten nach dem jetzigen Hobarton (an der Südküſte der Inſel Vandiemensland), während gleichzeitig der Oberſt Patterſon von Sidney aus eine ähnliche Colonie nach dem Hafen Dalrymple (an der Nordküſte der Vandiemens-Inſel) führte und an deſſen Weſtufer Yorktown errichtete, deſſen Einwohner jedoch bald darauf tiefer in das Innere nach Launceſton verpflanzt wurden. So entſtanden die beiden Mittelpunkte für die Colonie auf der Süd- und Nordküſte an den beiden Hauptflüſſen; ſchon 1804 ſetzten ſich beide zu Lande in Verbindung, und es wurden die Grenzen der beiden Grafſchaften Buckingham und Cornwall, von denen jene den ſüdlichen, dieſe den nördlichen Theil des Landes umfaſſen ſollte, beſtimmt. Die erſten Coloniſten und Deportirten, durch die Befehle der Regierung von jeder andern Verbindung mit der Welt abgeſchnitten, als durch Verbrecherſchiffe, geriethen deshalb bald in große Noth; lange Zeit mußte es jedem Deportirten überlaſſen bleiben, ſich ſelbſt Nahrung im Innern zu verſchaffen; daher drang man hier früh weit in's Innere ein; doch legte dieſes Umherſtreifen auch den erſten Grund zu den Räuberbanden, die ſpäter der Colonie ſo läſtig wurden. Erſt 1807 wurden Schafe und Rinder eingeführt, und überhaupt bildete ſich die Colonie auf ganz dieſelbe Weiſe aus, wie Neu-Südwales; es entſtanden allmälig kleine, freie Grundbeſitzer aus Soldaten und Deportirten in den fruchtbarſten Gegenden, im Süden beſonders am See Pittwater, deſſen Ufer lange die Hauptkornkammer der Niederlaſſung waren, im Norden am Southeskfluſſe; und als bei der Auflöſung der Colonie auf der Norfolkinſel 1811 die Einwohner derſelben hierhergeführt, im Norden in den Norfolkplains und im Süden um New-Norfolk angeſiedelt wurden, ſo änderte ſich damit nichts, da dieſe Einwanderer aus denſelben Elementen hervorgegangen waren. Im Jahre 1810 ſtarb Collins, und nach dreijähriger Verwaltung durch die Commandanten der Garniſon langte als Gouverneur der Oberſt Davey 1813 an, der für das raſchere Aufblühen der Colonie, die damals kaum 2000 Einwohner zählte, ſehr thätig war.

Vor allen Dingen wurden die bisherigen Handelsbeſchränkungen aufgehoben, und die Häfen der Inſel allen Schiffen geöffnet, zugleich auch, woran es bisher ganz gefehlt hatte, ein beſonderes Gericht eingeſetzt, obwohl nur für

Civilſachen bis 50 Pfd. Sterl. an Werth. Die Bevölkerung und der Anbau fingen an, raſcher als bisher zuzunehmen, da Davey ganz im Sinne des damaligen Gouverneurs von Neu-Südwales, Macquarie, verfuhr und dieſer ſelbſt als Oberſtatthalter der Inſel ſoviel Sorgfalt widmete, als bei ſeiner Entfernung von derſelben ihm möglich war. Die meiſte Anſtrengung koſtete dem Gouverneur der Kampf gegen die Räuberbanden, die ſich aus entflohenen Deportirten gebildet hatten, und die man in Vandiemensland und den neuholländiſchen Colonieen Buſhrangers nennt; ſie gänzlich zu unterdrücken, gelang ihm noch nicht, da ſie trotz ihrer geringen Zahl in der Entlegenheit der Wohnungen, der ganz unzureichenden Garniſon und namentlich in den geheimen Verbindungen, die ſie unter den Deportirten hatten, ihre Sicherheit fanden. Vielmehr wurden ihre Angriffe immer gefährlicher und zerſtörender, und ſie nahmen die ganze Kraft des Gouverneurs Sorell, der 1817 an Davey's Stelle getreten war, in Anſpruch, bis es, nachdem ſie ſechs Jahre hindurch das Land gefährdet hatten, ihm endlich gelang, ſie, wenn auch nicht ganz zu vertilgen, doch nach dem Tode ihres entſchloſſenen Anführers Howe unſchädlich zu machen. Dennoch entſtanden gleich nach der Ankunft ſeines Nachfolgers, des Oberſten Arthur, der 1824 anlangte, neue Räuberbanden durch Verbrecher, die aus der Penalſtation am Hafen Macquarie entflohen waren; ſie erregten bei den Einwohnern nicht geringen Schrecken, und erſt nach Verſtärkung der Militärmacht gelang es allmälig, ſie zu unterdrücken. Während der Gouverneur noch hiermit beſchäftigt war, begannen die durch vielfache Beleidigungen von Seiten der Europäer in Wuth geſetzten Ureinwohner einen mehrjährigen grauſamen Kampf. Die Eingeborenen auf Vandiemensland hatten die eingewanderten Fremden zwar ſehr ſcheu und furchtſam empfangen, ihnen aber nirgend die geringſten Hinderniſſe in den Weg gelegt; das gute Vernehmen war jedoch gleich Anfangs durch das unverantwortliche Verfahren eines Offiziers geſtört worden, der auf einen friedlich die Colonie beſuchenden Stamm (in Risdoncove) hatte ſchießen laſſen. Es wurde zwar ſpäter wieder hergeſtellt, allein die fortdauernden Beleidigungen, welche die Fiſcher und Seehundsfänger an den Küſten, die Hirten und namentlich die entflohenen Verbrecher im Innern gegen die Einwohner ausübten, beſonders das Entführen ihrer Weiber, reizte dieſe harmloſen und ſanften Menſchen zuletzt zu einer ſolchen Wuth, daß ſie, obſchon nur wenige hundert ſtark, gegen eine wohl dreißigfache Uebermacht um 1825 den ſo eben erwähnten Rachekrieg begannen und, unterſtützt durch die Beſchaffenheit des Landes und ihre Kenntniß der Lokalitäten, mit ſolchem Glücke führten, daß die Coloniſten in die größte Beſorgniß geriethen, die äußerſten Anſtrengungen machten und 1830 ſogar ein Heer von 3000 Mann gegen ſie aufſtellten, und das alles ohne Erfolg. Und ſelbſt bei ſo hoch geſtiegener Erbitterung verläugneten die Eingeborenen ihren Charakter nicht. Was der ganzen Macht

der Coloniſten nicht gelang, das brachte ein kühner und beſonnener Mann, Robinſon, zu Stande; dieſer begab ſich allein und ohne Waffen unter ſie, und wußte durch Sanftmuth und Ueberredung die einzelnen Stämme zur Ergebung und zur Auswanderung nach der Flinders-Inſel zu bewegen. Ihr weiteres Schickſal und manches Nähere über ſie wird weiter unten berichtet werden.

Vandiemensland iſt ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach eine ſchöne, wohlbewäſſerte, hafenreiche Inſel, von hohen Bergreihen durchzogen, voll Bergſpitzen, Schluchten und Abgründe, beſonders an der Südoſtküſte, während gegen SW. das Land regelmäßiger und wellenförmig abfällt und ſich hier als flaches Land in das Meer hinaus verliert. Eben ſo verflacht es ſich gegen Norden hin, wogegen an der Oſtküſte zwei Reihen von Gebirgen aus Urgeſtein ſich hinziehen, in einigen Gegenden ſteile Felſenwände den Wellen entgegenſetzend. Dennoch findet man überall guten Ankergrund und mitunter treffliche Häfen. Ueberhaupt zeigen die Küſten die mannigfaltigſte Abwechſelung und zwar meiſtens anmuthige Landſchaften. Beſonders aber iſt das Innere im Allgemeinen reizend, und es vereinigen ſich hier ſo zu ſagen Italiens Klima, die Schönheit der Apenninen und die Fruchtbarkeit Englands. Berge und Thäler, Hügel und Ebenen, gekrönt mit hohen Waldungen, und üppigen Weiden in den Gründen, gewähren die freundlichſte Mannigfaltigkeit. Unter den die Inſel durchziehenden Bergketten erheben ſich, als Centralkette, die Weſtberge (Wester-mountains) zu einer Höhe von 3500 Fuß und tragen auf ihrem Gipfel einen großen See: ſie bilden zugleich eine Waſſerſcheide und die meiſten Flüſſe der Inſel nehmen hier ihren Urſprung. Der höchſte Berg der Inſel, der Tafelberg, neben Hobarton, iſt 3964 F. hoch, einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt und kommt auch unter dem Namen Wellingtonberg vor. Minder hoch ſind der Ben Lomond und der Tasmanspik im nordöſtlichen Theil der Inſel. — Unter den vielen Flüſſen der Inſel ſind die bemerkenswertheſten: der Tamar, der, durch mehrere Nebenflüſſe verſtärkt, bei Launceſton im nördlichen Theil der Inſel einen ſchiffbaren Strom bildet, und der Derwent, der auf der Südoſtſeite, bei Hobarton, ſich in's Meer ergießt.

Im Ganzen ſind die Naturprodukte hier die nämlichen wie auf dem auſtraliſchen Feſtlande, nur daß die Vegetation hier allgemein üppiger, die Waldungen reicher und der ganze Anblick des Landes friſcher iſt. Die Eucalyptus erreichen hier eine Höhe von 160 bis 180 Fuß und eine Dicke des Stammes von 30 bis 36 Fuß im Umfange. Das Schwarzholz, die Hüonfichte, die Adventurebai-Fichte, ſo wie manche andere Erzeugniſſe des Pflanzenreichs ſind der Inſel eigenthümlich. Aber an fruchttragenden Bäumen iſt auch hier Armuth, und ſelbſt unter den wilden Wurzeln ſind nur wenige eßbare Arten. Thiere, wie das Känguruh, der Wombat, das Schnabelthier u. a. m. hat Vandiemensland mit Neuholland gemein; dagegen fehlt dem Feſtlande der der Inſel eigenthümliche Beutelhund, auch wohl Hyäne genannt, faſt ſo groß wie ein Wolf, aber kurzbeiniger, grau und oben ſchwarz geſtreift, ein ſtarkes Raubthier, das allen kleinen Säugethieren nachſtellt. Schwarze Schwäne beleben in zahlreicher Menge die Flüſſe; auch den Emu trifft man hier an. Unter den Amphibien ſind eine ſchwarze Schlange, die beim Stilliegen einem verkohlten Stücke Holz täuſchend ähnlich ſieht, und eine gelblich braune Schlange, beide giftig, mehrere Froſcharten, Eidechſen u. ſ. w. zu merken. Die Flüſſe ſind reich an Forellen, Barſchen, Karpfen und andern ſchmackhaften Fiſchen. Dagegen beherbergt das Meer namentlich den 5 Zoll langen und faſt eben ſo dicken Froſchfiſch, deſſen giftiges Fleiſch Menſchen und Thiere ſchnell tödtet.

Von dem Wallfisch- und Robbenfang an den Küsten Vandiemenslands ist bereits im vor. Abschnitt die Rede gewesen. Was die Erzeugnisse aus dem Mineralreiche betrifft, so besitzt die Insel einen großen Schatz von Eisen und Steinkohlen; auch findet sich Kupfer.

Unter den brittisch-australischen Colonieen trägt die auf Vandiemensland am entschiedensten das englische Gepräge an sich. Die Natur hat freilich sehr viel dazu beigetragen, daß sich die Engländer und Schottländer hier behaglich fühlen und sich ganz in gewohnter Weise haben einrichten können. Schon das Klima sagt ihnen sehr zu, und sodann ist die Bodenbeschaffenheit für die Befriedigung ihrer Wünsche und Bedürfnisse sehr günstig. Der Pflanzer auf Vandiemensland hat bei der Urbarmachung des Bodens bei Weitem nicht mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, wie in Neu-Südwales; er braucht hier nicht Wälder niederzubrennen, um sich eine offene Stelle für die Aufnahme des Korns zu bahnen, er braucht nicht den Zeitaufwand, um die Baumwurzeln aus dem Boden zu schaffen; er findet hier schon offene Felder, die blos des Pfluges bedürfen, um den Boden für die Saat zu lockern, und braucht höchstens das Gras anzuzünden, dessen Asche zugleich die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens vermehrt. Endlich hat er weder eine Dürre, noch plötzliche Ueberschwemmungen zu fürchten, wie in Neu-Südwales; eben so wenig kommen verwüstende Orkane vor.

Die hierher verpflanzten europäischen Getreidearten und Hausthiere gedeihen nicht nur vortrefflich, sondern haben sich zum Theil sogar veredelt, und gewähren in jeder Hinsicht eine reiche Erwerbsquelle. Im Jahre 1844 befanden sich 121,938 Acres oder etwa 185,000 Morgen Landes in Cultur, und lieferten an Produkten 807,924 Scheffel Weizen, 174,405 Schfl. Gerste, 221,105 Schfl. Hafer, 13,349 Tonnen Kartoffeln und 29,880 Tonnen Rüben. Der Viehstand war 15,355 Pferde, 85,302 Stück Rindvieh und 1,145,089 Schafe. Von Weizen kommen oft beträchtliche Quantitäten zur Ausfuhr. Die Kartoffeln sind von köstlichem Geschmacke und seltener Größe und halten sich von einer Jahreszeit zur andern; das Nämliche gilt von den Mohrrüben, die weit dicker und länger als in Europa werden. Es gibt schwerlich ein europäisches Gemüse, welches jetzt nicht auch in Vandiemensland gebaut würde. Auch Flachs, Hanf und Hopfen gedeihen in ausgezeichnetem Grade. Die Obstgärten sind mit Aepfel-, Birn-, Pflaumen-, Quitten-, Maulbeerbäumen, Stachel- und Johannisbeersträuchen, Erd- und Himbeeren angefüllt; nur edle Südfrüchte kommen hier nicht fort. Indeß hat man jetzt mit Weinbau einen Versuch gemacht, und der gewonnene Wein soll dem Champagner wenig nachstehen. — Die Pferde, die von arabischen Hengsten und englischen Stuten abstammen und mit vieler Aufmerksamkeit gepflegt werden, bilden eine starke, dauerhafte Rasse, sind aber freilich sehr theuer und werden vorzugsweise nur zum Reiten benutzt; wenigstens bedient man sich bei den landwirthschaftlichen Arbeiten hauptsächlich der Ochsen. Das Rindvieh kam ursprünglich aus Bengalen, allein man hat jetzt längst englische Stiere zur Zucht, und die Rasse hat sich dadurch so verbessert, daß Ochsen von 600 Pfd. Gewicht zu den unansehnlichsten gehören. Die Kühe geben reichlich Milch, und es wird viel Butter und Käse, selbst zur Ausfuhr, bereitet. Das Rindvieh findet überall treffliches Futter, da die natürlichen Wiesen und Weiden mit den zartesten und nahrhaftesten Gräsern und Pflanzen besetzt sind. Zur Schafzucht ist Vandiemensland wo möglich noch besser geeignet, denn es hat gerade die diesen Thieren am meisten zusagenden Grasarten und Gewächse, die obendrein das ganze Jahr über grün bleiben. Auch gestattet das Klima das Ausdauern der Heerden im Freien selbst zur Winterzeit, und die Heerden gerathen sogar am besten, wenn sie fortdauernd dem Wetter ausgesetzt sind, wobei nichts weiter nöthig ist, als daß die Schafpferche auf den unermeßlichen Weiden täglich oder einen Tag um den andern weiter fort-

gerückt werden. Die meiſten Schafe ſind veredelt, und 1843 wurden über 4 Mill. Pfund Wolle ausgeführt. Ziegen werden im Ganzen wenig gehalten. Die Schweine ſind meiſt von chineſiſcher Raſſe, Hühner und Enten eine Miſchung der malayiſchen und engliſchen Art, ſo groß wie jene, und ſo ſchmackhaft wie dieſe.

Die Bevölkerung der Inſel (auf der jetzt kein einziger Ureinwohner mehr zu finden iſt) beſteht, wie in Neu-Südwales, aus Freien und Deportirten; und jene ſind wiederum entweder urſprünglich Freie oder Emancipationirte. Im Jahre 1844 betrug die Geſammtbevölkerung 48,989 E., worunter 16,000 Convicts. Um Wiederholungen zu vermeiden, wollen wir nur bemerken, daß die politiſchen, ſocialen und ſonſtigen geſellſchaftlichen Verhältniſſe hier weſentlich ſo ſind, wie in Neu-Südwales; jedoch iſt im Allgemeinen die Lebensweiſe hier noch entſchiedener auf engliſchem Fuß eingerichtet, als dort.

Die Handelsthätigkeit iſt mit zunehmender Bevölkerung ebenfalls höher geſtiegen, und die Ausfuhr von Wolle (ſ. oben), Thran (1843 für faſt 200,000 Pfd. Sterl.), Weizen, Pökelfleiſch, eingeſalzenen Hammelkeulen und Zungen, ſowie von Rindshäuten, Talg, Seehundsfellen und Nutzholz betrug in den letzten Jahren über 1 Mill. Pfd. Sterl., und ungefähr ebenſoviel auch die Einfuhr von Fabrikaten, Luxusartikeln, Colonialwaaren ꝛc. ꝛc.

Die Colonie ſtand früher unter dem Generalgouvernement von Neu-Südwales, hat aber jetzt ihren eigenen Gouverneur, eben ſo auch für die kirchlichen Angelegenheiten einen anglikaniſchen Biſchof. **Hobarton** *), die Hauptſtadt der Colonie und der Sitz des Gouverneurs, liegt im ſüdöſtlichen Theil der Inſel, am Derwent, der hier einen der vorzüglichſten Häfen auf der Welt bildet, ſteht mit Sidney in regelmäßiger Dampfſchifffahrts-Verbindung und hat jetzt bereits 16,000 E. Die Stadt zeichnet ſich durch breite, rechtwinkelig ſich durchſchneidende Straßen, ſchöne viereckige Marktplätze, überhaupt durch geſchmackvolle Regelmäßigkeit aus, und nicht nur das bunte Gewimmel einer Seeſtadt, ſondern auch eine rege Gewerbsthätigkeit zeigt ſich hier. Es ſind hier Tuchwebereien, Bierbrauereien, Brennereien, Buchdruckereien, in denen namentlich 9 Zeitungen und Zeitſchriften erſcheinen, die zum Theil auch nach Europa kommen; ſodann mehrere Handelsbanken, verſchiedene Schulen und äußerſt wichtiger Handel. Hobarton hat eine äußerſt romantiſche Lage am Fuße des Tafelberges, und in der nächſten Umgebung befinden ſich zahlreiche Niederlaſſungen mit Landhäuſern und Meierhöfen. Von Hobarton führt quer durch die Inſel eine 25 Meilen lange Kunſtſtraße nach Port Dalrymple, an der Nordküſte und der Tamar-Mündung, mit vortrefflichem Hafen. In der Nähe und den Tamar aufwärts liegt die immer mehr aufblühende Stadt Georgetown, mit 3500 E. Noch weiter ſtromaufwärts liegt in höchſt reizender Gegend Launceſton, die anſehnlichſte Stadt im nördlichen Theil der Inſel, mit 8000 E., welche einen ſehr lebhaften Handel treiben. Elizabethtown, eine 1813 angelegte Stadt, liegt in dem bereits oben erwähnten Diſtrikt New-Norfolk und in der Nähe von Hobarton, und Port Macquarie liegt an der Weſtküſte, wo die reichen Steinkohlengruben ſich befinden. Perth, Campbelltown und andere liebliche Oerter befinden ſich im Innern.

Wir wollen uns nunmehr mit den hierher gehörigen, an Vandiemenslands Nordoſtſpitze und am öſtlichen Ende der Baßſtraße liegenden kleineren Inſeln beſchäftigen. Aus der geographiſchen Ueberſicht im 1. Kap. des II. Abſchn. haben wir erſehen, daß dieſelben meiſtens zu der Gruppe der

*) Die Engländer ſchreiben immer Hobarton, ſelten oder nie aber Hobarttown.

Furneaux-Inseln gehören. Diese Gruppe wurde von Cook's Unterbefehlshaber Furneaux 1773 entdeckt und nach ihm benannt, jedoch erst im Anfange dieses Jahrhunderts von Baß, Flinders und Baudin näher untersucht. Die Hauptinsel der Gruppe ist $8^1/_2$ M. lang und durchschnittlich 3 M. breit, nicht sehr waldig, aber doch keineswegs kahl und unfruchtbar, vielmehr mit ziemlich hohen Bäumen und mancherlei Strauchwerk besetzt; auch findet man auf ihr verschiedene Thierarten des australischen Festlandes, namentlich Känguruhs. Diese Hauptinsel der Furneaux-Gruppe wird jetzt nach Flinders, der sie zuerst und am genausten untersuchte, die **Flinders-Insel** genannt. Wie alle Inseln in der Baßstraße, war auch sie ursprünglich unbewohnt, bis die im 2. Kap. des II. Abschn. erwähnten Seehundsfänger oder Kanalleute sich hier niederließen. Gegenwärtig aber befinden sich die letzten Ueberreste der **Ureinwohner Vandiemenslands** hier. Auf welche Veranlassung diese aus ihrer ursprünglichen Heimath fortgeschafft wurden, ist bereits oben erzählt. Anfangs wurden sie nach der Schwanen-Insel (neben Cap Portland oder der äußersten Nordspitze des östlichen Theils von Vandiemensland), dann aber, als diese sich als ungeeignet auswies, nach der hier in Rede stehenden, weit größeren Flinders-Insel gebracht und daselbst unter die Aufsicht eines menschenfreundlichen Mannes, Namens Robinson, gestellt. Nunmehr ward ihnen alle Aufmerksamkeit geschenkt und für ihre Bedürfnisse in freigebiger Art gesorgt. Auch im Christenthum wurden sie unterrichtet, jedoch von Lehrern, die ihren Charakter nicht genugsam studirt hatten; was um so mehr zu beklagen ist, da diese Eingeborenen sonst ganz empfänglich für die christlichen Wahrheiten sind. Später wurde es jedoch besser mit dem Unterrichte; und als Stokes 1842 die Niederlassung besuchte, fand er die Eingeborenen von treuer Anhänglichkeit an ihre Religionslehrer erfüllt. Ein Eingeborener, der in der Taufe den Namen Walther, und sein ebenfalls getauftes Weib, die den Namen Marianne erhalten hatte, waren in Port Philipp (s. das 3. Kap. des II. Abschn.) nicht nur im Christenthum, sondern auch in andern Gegenständen des Wissens unterrichtet worden und hatten darin die größten Fortschritte gemacht. Sie kamen gerade damals (1842) nach der Flinders-Insel und schlossen sich ihren dortigen Landsleuten an, auf die sie bald einen wohlthätigen Einfluß gewannen. Die Letzteren wohnen in dicht neben einander stehenden massiven Gebäuden; Walther und sein Weib haben ein Häuschen daneben inne, und etwas Land dabei. Marianne weiß geschickt mit der Nadel umzugehen und hatte einige Weiber darin unterrichtet mit solchem Erfolge, daß dieselben schon nach kurzer Zeit im Stande waren, sich ihre Kleider selbst anzufertigen. Die Männer, welche Anleitung zu Beschäftigungen beim Landbau erhalten haben, sind jedoch im Allgemeinen träge und indolent. Sie haben ihre Vorliebe für ein wildes Wanderleben beibehalten und streifen oft ganze Tage in den Wäldern umher. Um dabei die volle Freiheit in der

Bewegung ihrer Glieder zu genießen, werfen ſie die europäiſchen Kleider ab; und da ihnen dies ſtreng unterſagt iſt, damit ſie in ihre alte Lebensweiſe nicht gänzlich wieder zurückfallen, ſo leiden ſie ſichtlich unter dieſem Zwang. Daher waren von den 200 Vandiemensländern, welche 1833 nach der Flinders-Inſel verpflanzt wurden, im Jahre 1842 bereits 150 geſtorben, während dieſer Ausfall durch nicht mehr als 14 mittlerweile geborene Kinder erſetzt war; außerdem noch durch 7 Eingeborene, die damals auf Vandiemensland zufällig noch entdeckt, dann durch Liſt eingefangen und hierauf ebenfalls nach der Flinders-Inſel geſchafft worden waren. Die Vandiemensländer unterſcheiden ſich äußerlich in manchen Stücken von den Neuholländern; denn ſie haben z. B. in ihren Geſichtszügen ganz das Negergepräge und auch das wollartig gekräuſelte Negerhaar, was ſich bei den Eingeborenen des auſtraliſchen Feſtlandes nie vorfindet. Jedenfalls iſt eine gewiſſe Raſſen-Verſchiedenheit unverkennbar. — Zu der Furneaux-Gruppe gehören namentlich noch folgende Inſeln: die Babel-Inſel, an der Oſtſeite der Flinders-Inſel, mit 3 pyramidenförmigen Hügeln, von Flinders die Patriarchen genannt; die Hunter-Inſel (früher Barren-Inſel genannt), an der Südſeite der Flinders-Inſel, nicht ſehr fruchtbar, aber des Robbenfanges wegen wichtig und daher von einigen Kanalleuten bewohnt, und die ſüdlich und nicht weit von der vorigen liegende Clarke-Inſel, mit vielem Buſchwerk, auch hochſtämmigen Bäumen.

Zweites Kapitel.

Neu-Seeland.

Neu-Seeland beſteht aus zwei, durch die Cooksſtraße von einander getrennten größern Inſeln und einer kleinern, zuſammen zwiſchen 34° 25′ und 47° 20′ S. Br. und zwiſchen 166° und 178° O. von Greenwich, in ſüdöſtlicher Richtung und etwas über 300 Meilen von Neu-Südwales. Seine nördlichſte Spitze, das Nordcap genannt, liegt faſt genau unter dem nämlichen Breitengrade wie Sidney, und 22 Längengrade oder (den Längengrad unter dieſer Breite zu 12½ M. gerechnet) 275 Meilen, in gerader öſtlicher Richtung, von dieſer Stadt entfernt. Mit einem Schnellſegler oder Dampfſchiffe kann man demnach in 3 bis 4 Tagen von Sidney nach Neu-Seeland gelangen. Die Entfernung Neu-Seelands von der ſüdamerikaniſchen Weſtküſte beträgt über 1360 Meilen.

Nach den Antipoden, auf der nördlichen Halbkugel, verſetzt, würde Neu-Seeland in umgekehrter Lage zwiſchen Paris und dem ſüdlichen Theile Algeriens, oder auch zwiſchen München und Malta ſeine Stelle einnehmen.

Der Geſammtflächeninhalt beträgt nach neueren Angaben 2853 Q. M., wovon 1200 auf die nördliche und 1653 auf die beiden ſüdlichen

Inſeln kommen. Die Geſammtbevölkerung ward 1851 von dem britt. Unterſtaatsſekretär für die Colonieen auf 200,000 Einwohner geſchätzt, worunter nur etwa erſt 30,000 europäiſche (meiſt brittiſche) Anſiedler, während alle übrigen Eingeborene ſind. Von dieſen kommen auf die Nord-Inſel wenigſtens 160,000.

Die nördliche Hauptinſel heißt bei den Eingeborenen Eahaheinomauwe oder auch Ikanamavi. Sie hat ungefähr die Geſtalt einer roh gebildeten Keule, wovon der Stiel nach N. gekehrt iſt und etwa von der Merkurs-Bai (unter 36° 48′ S. Br. und 175° 51′ O. von Greenwich) bis zum Nordcap reicht: die Breite beträgt hier durchſchnittlich 10 Meilen, im ſüdlichen Theil aber (dem die Engländer ſeit der Coloniſation Neu-Seelands den Provinzialnamen Neu-Ulſter beigelegt haben) über 30 Meilen. Die Länge der ganzen Inſel von N. nach S. beträgt 105 Meilen.

Die ſüdliche Hauptinſel (von den Engländern jetzt die mittlere Inſel und von den Eingeborenen Tawaipunamu genannt) iſt gleichförmiger geſtaltet, liegt in der Richtung von NO. nach SW. und hat in derſelben eine Ausdehnung von 120 Meilen. Ihre Breite variirt zwiſchen 35, 40 und 50 Meilen. Ihrem nördlichen Theil haben die Engländer ſeit der Coloniſation den Provinzialnamen Neu-Munſter beigelegt.

Bei weitem kleiner als eine der beiden Hauptinſeln iſt die, übrigens gleichfalls bewohnte und bergige Stuarts- oder Stewarts-Inſel, welche von der Hauptinſel Tawaipunamu durch die ſchmale Foveaux-Straße (auf engl. Seekarten auch Favourite-Straße genannt) getrennt iſt. Lange Zeit hielt man ſie für eine, mit Tawaipunamu zuſammenhängende Halbinſel, bis man in neuerer Zeit ihre inſulariſche Lage entdeckt und ſie ſeitdem die ſüdliche Inſel (in adminiſtrativer Hinſicht auch wohl Neu-Leinſter) genannt hat.

Die, die beiden Hauptinſeln von einander ſcheidende Cooksſtraße iſt an einigen Stellen kaum 5 Meilen, dagegen am weſtlichen Eingange bis 18 Meilen breit.

Neu-Seeland, vielleicht das ausgebildetſte Inſelland der Erde, hat zugleich das ausgebildetſte Gebirgsſyſtem im ganzen Welttheil Auſtralien. Ein, in ſeinen höchſten Gipfeln die Schneelinie weit überragendes Gebirge, in den unteren Regionen dicht bewaldet, dabei äußerſt quellenreich und hohe Waſſerfälle wie auch Landſeen in ſich ſchließend, durchzieht die beiden Hauptinſeln und macht ſie zu wahren Alpenländern. Neu-Seeland kann die auſtraliſche Schweiz genannt werden, was übrigens eigentlich nur von der nördlichen Hauptinſel gilt, wo der Gebirgscharakter völlig ausgebildet iſt. Hier theilt ſich der, den ſchmalſten nördlichen Theil der Inſel durchziehende Gebirgsrücken in der Gegend der ſchon erwähnten Merkursbai in zwei Aeſte, von denen der weſtliche ſeine größte Höhe in dem Egmont erreicht, der für den

höchſten Berg Neu-Seelands gilt. Denn nach Einigen ſoll er 14,760 F., nach Anderen freilich nur 8,839 F. meſſen. Es iſt ein ausgebrannter Vulkan, deſſen Gipfel aus einem großen Schneefelde beſteht, aus dem einzelne Lavablöcke hervorragen. Etwa 1500 F. unterhalb des Gipfels fängt die Grenze des ewigen Schnee's an. Der Egmont liegt im ſüdweſtlichen Theil der Inſel, am weſtlichen Eingange zur Cooksſtraße. Nordoſtwärts von ihm erhebt ſich der, der öſtlichen Kette angehörende und gegen 10,000 F. hohe Edgecombe, und ſüdlich von dieſem die Schneekette des Ruapahu, deren höchſter Gipfel zu 9000 F. emporſteigt. Auch iſt hier der noch thätige Vulkan Tongariro oder Tunariro zu merken. Die niedrigeren waldigen Berge der Nordinſel haben im Allgemeinen ſanft emporſteigende Abhänge und wechſeln mit Ebenen und Thälern, die von kleinen Flüſſen und Bächen bewäſſert ſind.

Ganz anders iſt der Gebirgscharakter der mittlern Inſel. Denn dieſe hat, vom Meere aus betrachtet, ein kahles, abſchreckendes Anſehen, faſt überall ſteile Felſenufer, mit zahlloſen Buchten und Baien, jedoch nirgends weite Thalbildungen, deſto mehr aber enge Felsſpalten und Schluchten, von toſenden Bergſtrömen, zum Theil mit den prachtvollſten Waſſerfällen durchrauſcht. Die Weſtküſte dieſer (wie ſchon bemerkt) in der Richtung von NO. nach SW. ſich ausdehnenden Hauptinſel iſt den hier häufigen und ſehr heftigen nördlichen Stürmen und zugleich eben ſo heftigen Meeresſtrömungen ausgeſetzt, daher unmittelbar am Geſtade felſig und öde, dagegen etwas weiter landeinwärts von ſo dichten, unzugänglichen Wäldern beſetzt, daß hier das Eindringen in's Innere unmöglich wird. Daher ſind auch nur Theile der zugänglicheren Oſt-, ſowie der Nord- und Südküſte einigermaßen erforſcht worden. Der von den Engländern jetzt Neu-Munſter genannte nördlichſte Theil der Inſel, an der Cooksſtraße, iſt gegenwärtig meiſtens cultivirt und von engliſchen Anſiedlern bewohnt. Im ſüdweſtlichſten Theil der Inſel, dicht oberhalb des Weſtcaps (unter 45° 54′ S. Br. und 166° 9′ O. von Greenwich), iſt die Dusky-Bai, mit wild-romantiſcher Umgegend.

Unter den zahlreichen, in ihrem untern Laufe zum Theil ſchiffbaren Flüſſen ſind der auf dem Ruapahu (ſ. oben) entſpringende Manawatu und die Themſe (ebenfalls auf der Nordinſel) die anſehnlichſten; obwohl freilich ihre Stromlänge bei der inſulariſchen Beſchränktheit nicht ſehr beträchtlich ſein kann. Auch gibt es mehrere Landſeen, darunter der Koto Dua (faſt 4 M. lang und 2 M. breit, mit einer Inſel in der Mitte) und der Morberih (1¾ M. lang und beinahe 1 M. breit, mit ſchönen Umgebungen). Sehr häufig ſind überhaupt warme und mineraliſche, beſonders ſchwefelhaltige Quellen. Im Innern ſind viel Sümpfe und Moräſte.

Das neuſeeländiſche Klima iſt ſehr gemäßigt, angenehm und geſund; doch natürlich wärmer auf der Nord- als auf der mittleren, oder gar der Stuarts-Inſel. Nichtsdeſtoweniger iſt auf den ſüdlichen Inſeln die Winter-

kälte und auf der Nordinsel die Sommerhitze so gemildert, daß man überall einer Frühlings- oder gemäßigten Sommer-Temperatur sich zu erfreuen hat. Dabei hat das neuseeländische Klima den charakteristischen Vorzug, daß es sehr belebend und wohlthätig auf die Körperconstitution nicht blos der Eingeborenen, sondern auch der Europäer einwirkt. Die auf Neuseeland geborenen europäischen Kinder arten in physischer Hinsicht nicht etwa aus, wie z. B. auf Java und zum Theil auch in Neu-Südwales und Vandiemensland, sondern sind und bleiben eben so stark, kräftig und rosenwangig wie in England oder Deutschland. Epidemische Krankheiten kommen gar nicht vor, und andere lebensgefährliche, wie z. B. Nervenkrankheiten, die häutige Bräune u. dgl. m. eben so wenig, oder doch äußerst selten. Selbst Schnupfenfieber haben einen sehr leichten Verlauf. Die Eingeborenen (unter denen man nie Mißgestaltete oder Verwachsene gesehen hat) erhalten ihre Gesundheit bis in das höchste Alter, wo sie keine anderen Beschwerden als eben nur die gewöhnlichen Altersgebrechen kennen.

Es herrscht also einerseits keine übermäßige Hitze im Sommer, und andererseits keine strenge Kälte im Winter. Während der letztern Jahreszeit sinkt allerdings, besonders auf der südlichen Halbinsel, Nachts das Thermometer bisweilen zum Gefrierpunkt herab, und die stehenden Gewässer im Innern werden dann mit einer dünnen Eisdecke belegt; aber den Tag über ist es sehr selten, daß die Temperatur unter 40° Fahrenheit oder 17¾° Réaumur ist. In einem einigermaßen solid gebauten Hause ist das ganze Jahr hindurch keine Zimmerheizung erforderlich. Während der Anwesenheit Cook's in der oben erwähnten Duskybai, vom 25. März 1773 bis zum 7. Juni, also im dortigen Herbste und Anfange des Winters, sank das Thermometer nie auf den Gefrierpunkt, vielmehr war 20° Réaumur Abends die geringste Höhe, von welcher es stets mehr oder weniger auf 22¼, ja selbst über 26° hinaufstieg; und dennoch liegt die Duskybai beinahe unter dem 46. Grade südl. Breite. Während dagegen die mittlere Entfernung der Nordinsel vom Wendekreise nur 14 bis 15 Grade beträgt, so wird doch auf dieser Insel das den ganzen Winter über lebhafte, schöne Grün und die Ueppigkeit der Vegetation durch die Sommerhitze nicht im Geringsten vermindert. Vielmehr wechseln hier beständig angenehme Regenschauer ab, die Alles erfrischen und, da sie zuweilen drei bis vier Tage anhalten, der Pflanzenwelt eine wohlthuende Feuchtigkeit erhalten. Die Letztere erklärt eben die so kräftige Vegetation, selbst an Stellen, wo eine nur dünne Erdschicht den Felsengrund bedeckt. Sandige Bodenstrecken, die in anderen Ländern ganz dürr sein würden, sind in Neuseeland mit Gras und mancherlei anderen Pflanzen bedeckt. Auch wachsen überall am Rande des Seegestades Bäume und Sträucher, und leiden nichts von dem Seewasser, welches bei Stürmen so häufig auf sie gespritzt wird. Dabei bringt es die äußere Bodenbeschaffenheit und die geo-

logiſche Formation der Berge und Hügel mit ſich, daß im Allgemeinen der Regen in zahlloſen Bächen und Flüſſen nach der Küſte hin ſchnell wieder abfließt. Ebenſo haben die im Innern der Nordinſel zahlreichen Seen ſtets einen Abfluß. — In Wellington, der neuſeeländiſchen Colonial-Hauptſtadt an der Cooksſtraße, war 1842 im Juli, alſo im kälteſten Monate, die mittlere Temperatur $21_{,7}^{0}$, der niedrigſte Thermometerſtand 17^{0}, und der höchſte $25\frac{1}{3}^{0}$ Réaumur. Dagegen war im Januar, dem wärmſten Monat, die mittlere Temperatur $29\frac{1}{2}^{0}$, die niedrigſte $25\frac{1}{3}^{0}$ und die höchſte 34^{0}; ohne daß man unter den obwaltenden meteorologiſchen Verhältniſſen Beſchwerden davon empfand.

Auf der ſüdlichen Hauptinſel herrſchen freilich im Allgemeinen weit ſtärkere und anhaltendere Regen, und während Cook's Anweſenheit in der Duskybai 1773 hatte er nur eine Woche lang heiteres Wetter, in der ganzen übrigen Zeit aber, d. h. während eines drittehalbmonatlichen Zeitraumes, nie zwei Tage hinter einander Sonnenſchein. Doch äußerte dieſe anhaltende Näſſe auf die Geſundheit der Schiffsmannſchaft keinen nachtheiligen Einfluß. Dieſer ſüdliche Theil von Tawaipunamu ſcheint das Land der Nebel zu ſein. Auch wird er häufig von Orkanen, Stürmen und Gewittern heimgeſucht. Forſter ſchildert ein Gewitter, welches er an den Küſten der ſüdlichen Hauptinſel bei einem Sturme im Mai erlebte, als eines der furchtbarſten, welches ihm je vorgekommen ſei.

Vorzüglich aber herrſchen an den beiden Endpunkten Neuſeelands die furchtbarſten Stürme, während oft zur nämlichen Zeit das Meer im W. und O. durchaus ruhig und gleichmäßig iſt. In der Cooksſtraße bilden ſich zu Zeiten Waſſerhoſen. Am weſtlichen Eingange derſelben ſah Cook am 14. Mai 1777, während es im Süden regnete, dicke Wolken aus SW. heranziehen. Plötzlich ſtieg eine Waſſerſäule gleich einer weißlichen Glasröhre aus dem Meere auf; eine ähnliche ſenkte ſich zu dieſer aus den Wolken herab, und bald darauf zeigten ſich drei andere Waſſerſäulen, wovon eine, etwa $\frac{3}{5}$ Meilen vom Schiffe, 70 Fuß im Durchmeſſer hatte. Selbſt die unerſchrockenſten Matroſen wurden durch dieſes Phänomen erſchüttert und bebten vor ihrer ſchnellen Annäherung, da gewöhnlich ein, in ihren Kreis gezogenes Schiff in die Höhe geriſſen und zertrümmert wird. Indeß gingen ſie glücklich vorüber und zerſtoben, durch eigene Laſt niedergedrückt, in Dunſt, wobei die See ſich in Wirbeln drehte, auch Blitz und Hagel erfolgte.

Der Boden iſt im Allgemeinen äußerſt fruchtbar und die Pflanzenwelt hat hier viel Eigenthümliches. Faſt ganz Neuſeeland iſt dicht bewaldet, ſo daß oft das Auge nur einige Fuß weit vor ſich hin in die ſchattigen Vertiefungen der Wälder eindringen kann. Bis hoch an die Berge hinauf iſt der jungfräuliche Boden mit dem kräftigſten Urwald beſtanden, und mit Wäldern gekrönt, deren Alter in die graue Vorzeit hinaufzureichen ſcheint. Schon

Forſter bekennt, nirgend etwas Erſtaunenswürdigeres in dieſer Art geſehen zu haben. Er bemerkt: „Unter den, eine ungeheure Höhe erreichenden Forſtbäumen, die an jeder Stelle mit wilder Ueppigkeit wuchern, werden Tannen von verſchiedenen und in Europa ganz unbekannten Arten angetroffen und zwar in einer Höhe, welche ſie über alle Vergleichung mit den höchſten Tannen Norwegens erhebt. Beſonders die Cauri-, die Totarra-, die Towha- und Zarida-Tanne liefern eine ſolche Menge des ſchätzbarſten Zimmerholzes, daß noch mehrere Zeitalter damit verſchwenderiſch umgehen können, ohne den ungeheuren Vorrath zu erſchöpfen. Manche Bäume von niedrigerem Wuchſe eignen ſich dagegen vorzüglich zu feiner Tiſchlerarbeit und nehmen eine herrliche Politur an. Die Waldbäume ſcheinen in ihrer Größe und Länge nach ihren verſchiedenen Standorten ſich zu richten. So ſchwindet ein ſtattlicher Baum, der an der Duskybai wächſt, an der Cooksſtraße zu einem niedrigen Strauche zuſammen und wächſt blos noch auf den höchſten Bergen. Daran ſind aber weder Klima noch Boden Schuld, denn jenes iſt wärmer und dieſer fetter; ſondern dieſe Bäume gehören ihrer Natur nach der kältern Zone an, und ſind nur durch Zufall in eine wärmere gerückt, in der ſie ſich nicht akklimatiſiren können. Die Bäume, die den Eingeborenen den meiſten Nutzen gewähren, ſind außer den genannten Tannenarten der Henow, woraus ſie eine ſchwarze Farbe bereiten, ein dem Pſeudo-Platanus ähnelnder Baum; der River River, der der Buche ähnlich iſt; der Wow, eine Art Korkbaum, der Eckoha u. a. m. — Weiter unten bei dem jetzigen Ausfuhrartikel werden wir auf die Farbehölzer zurückkommen.

Die Cauri-Tanne (pinus montana) wächſt zu einer ungeheuren Höhe auf. Sie wird bis zu 160 Fuß hoch, bei einer Dicke von 30 bis 35 Fuß; ihre Rinde iſt glatt, die Nadeln ſind klein und ſchmal, und der Stamm ſchwitzt ungemein viel Harz aus. Von dieſem Baume machen die Eingeborenen ihre Piroguen, und das Holz iſt wegen ſeiner Solidität und Feſtigkeit als Bauholz äußerſt ſchätzbar. Die Totarra, eine andere Art Tanne, wächſt ſchnurgerade und wird wohl 100 Fuß bis an ihre erſten Aeſte hoch, bei verhältnißmäßiger Dicke. Auch die Neuſeeländiſche Eiche erreicht eine Höhe von mehr als 100 Fuß. Ebenſo gewinnt die Towha, wiewohl kleiner als die genannten Bäume, eine ungemeine Höhe. Die neuſeeländiſche Sproßtanne (daerydium cupressinum) iſt von ſchönem Wuchs und Anſehen, wird bis 100 Fuß hoch und hat dann einen Stamm von 10 Fuß Umfang. Die Aeſte ſind niederhängend, das Laub beſteht aus langen hellgrünen Nadeln, die als Fäden von den Zweigen herabhängen. Aus ihnen ließ Cook ein ſehr heilkräftiges Sproſſenbier brauen, das durch eine Beimiſchung von Blüthen und Blättern der Theemyrthe noch angenehmer und heilſamer wurde. Die Theemyrthe (melaleuca scoparia) wächſt am häufigſten in der Gegend der Duskybai. Bei dem erſten Aufguſſe geben die Blätter einen angenehmen aromatiſchen Geſchmack, bei dem zweiten einen bittern, der vorzüglich gegen den Skorbut hilft. Dieſer Strauch wird in anderen Gegenden der beiden Hauptinſeln, vor allem in den Waldungen, wo er gegen die Witterung geſchützt iſt, ein bedeutender, wohl 30 bis 40 Fuß hoher Baum; an der Duskybai wird er ſelten höher als 9 bis 10 Fuß, und nicht über 9 Zoll dick. Die Zweige haben kein Laub, blos der Stamm iſt belaubt.

Die weißen Blüthen kommen am Wipfel zum Vorſchein und ſind von bewunderungswürdiger Schönheit.

Das Charakteriſtiſche der neuſeeländiſchen Waldlandſchaft beſteht übrigens in dem Farrnkrautbaume, der in der Regel 20 bis 30 Fuß hoch wird und 6 große Blätter hat, welche auf ſeinem Gipfel eine Krone bilden und durch ihre außerordentliche Größe den Stamm gegen die Sonnenſtrahlen ſchützen. Die Eingeborenen röſten nicht allein die Wurzeln dieſes Baumes, wie ihre Bataten, wodurch ſie den Geſchmack einer Rübe gewinnen, ſondern eſſen auch das dicke Mark des Baumes, welches beim Durchſchneiden einen Saft von röthlicher Farbe gibt. Die harte und holzige Wurzel des gemeinen Farrnkrautes (acrostichum furcatum), welches faſt überall wächſt und den größten Theil des Bodens bedeckt, muß gleichfalls ſehr viele nahrhafte Theile haben, da ſie als allgemeines Nahrungsmittel der Eingeborenen dieſelben doch bei Kraft und Geſundheit erhält. Sie laſſen, bei der Zubereitung, die Wurzel einige Zeit am Feuer kochen; dann wird ſie herausgenommen und mit einem Hammer ſo mürbe geklopft, daß ſie gekaut werden kann. Alsdann ſaugt man den Zucker- und nährenden Stoff aus, und wirft die Faſern weg.

Eine andere Eigenthümlichkeit Neu-Seelands aus dem Pflanzenreiche iſt der berühmte Neuſeeländiſche Flachs (phormium tenax), der eben ſo wohl an den offenſten, wie an den geſchirmteſten Stellen gedeiht. Dieſe Pflanze wird 5 bis 7 Fuß hoch, und hat viele Aehnlichkeit mit dem Schwertel, jedoch einen dickeren Stengel; auch ſind die Blumen weniger ausgeſpreizt und von Farbe roth, wogegen die Blätter in Geſtalt und Größe wiederum denen des Schwertels gleichen. Von derſelben machen die Eingeborenen einen ſehr mannigfaltigen Gebrauch, indem ſie Kleidung, Seile und Fiſchernetze daraus verfertigen. Allein von bei weitem größern Nutzen hat ſich der neuſeeländiſche Flachs für die Europäer herausgeſtellt, ſo daß man ihn bereits nach Frankreich verpflanzt hat, und ſchon 1835 die Britten davon zum Werthe von 14,000 Pfd. Sterl. von Neuſeeland ausgeführt haben. Er eignet ſich zu Tauwerk nicht nur unendlich beſſer als der europäiſche Hanf; ſondern die aus ihm verfertigten Gewebe laſſen an Dauerhaftigkeit, Geſchmeidigkeit und Glanz die europäiſche Leinwand weit hinter ſich.

Außer mancherlei wildwachſenden Pflanzen und Kräutern, als Sellerie, Peterſilie, Wegerich, Kanariengras und anderen geſunden und nahrhaften Gräſern, gibt es noch verſchiedenartige Beeren, namentlich Brombeeren u. ſ. w., wildwachſende eßbare Baumfrüchte aber nicht, alſo auch weder Kokospalmen noch Brodfruchtbäume u. dgl. m. — Vor der Bekanntſchaft der Eingeborenen mit den Europäern beſtand ihre Nahrung aus dem Pflanzenreiche in Bataten oder ſüßen Kartoffeln (die übrigens durch irgend ein ſpaniſches Schiff, und zwar ſchon vor Tasman, eingeführt oder nach Neuſeeland gebracht worden zu ſein ſcheinen), einer ſüßen Wurzel, die jetzt unter dem botaniſchen Namen dracena indivisa bekannt iſt, dem Taro (ſ. Kap. 5, Abſchn. I.), der Farrnkrautwurzel und dem Mark des Farrnbaumes, einem Palmkohl von der areca sapida, den aromatiſchen Beeren des Kahikatea (dacrydium excelsum), verſchiedenen anderen Beerenarten, einem bittern, aber trefflichen Gemüſe, dem sonchus oleraceus u. ſ. w. Von Thieren aßen ſie die einheimiſchen Ratten und Hunde, Fiſche, Bachkrebſe, Leguane und Vögel.

Was das Thierreich anbelangt, ſo iſt hier hauptſächlich die Klaſſe der Vögel reich bedacht und hat viel Eigenthümliches aus den Familien und Geſchlechtern der Papageien, Tauben, Amſeln, Lerchen ꝛc.; viel Sumpf- und Waſſergeflügel, auch mancherlei Singvögel u. ſ. w.; außerdem namentlich Albatroſſe und Fettgänſe. Der Apteryx Australis, bei den Neuſeeländern Kiwi oder Kiwikiwi genannt, gleicht ſehr dem

neuholländiſchen Caſuar oder Emu. Er legt ſeine Eier zwiſchen den Baumwurzeln. Zahlreich ſind auch die Fiſche, darunter Meeraale, Makrelen, Zungen, Lachſe und Braſſen. Nicht weniger bewundernswerth als die Menge iſt die Mannigfaltigkeit der Fiſche; und es kann kaum ein Land geben, wo der Feinſchmecker, der ſich auf die feinen Unterſchiede des Fleiſches dieſer Thiere verſteht, für ſeinen Gaumenkitzel einen ſo weiten Spielraum fände, als die Küſten Neuſeelands ihm gewähren. Von Amphibien gibt es nur einige Eidechſen- und Gecko-Arten. Schlangen hat man nirgends bemerkt; und man bezweifelt ſehr, daß, wenn es deren wirklich geben ſollte, giftige darunter ſind.

Von urſprünglich einheimiſchen Säugethieren hat man bis jetzt nur Fledermäuſe (doch keine vampyrartige) und pflanzenfreſſende Ratten vorgefunden. Letztere, die früher ſehr zahlreich waren und von den Neuſeeländern gegeſſen wurden, ſind, nachdem europäiſche Ratten (welche von den Eingeborenen nie gegeſſen werden) durch Schiffe eingeſchleppt worden, von dieſen faſt ganz vertilgt. Mäuſe ſind ebenfalls erſt durch die Europäer in's Land gekommen. Von den durch Letztere eingeführten Katzen ſind ſeitdem viele verwildert und bekommen in dieſem Zuſtande einen gleichen Pelz wie die wilde Katze Europa's. Schweine, Pferde, Schafe, Rinder, Eſel und andere Hausthiere ſind erſt durch die Coloniſten in Neuſeeland einheimiſch gemacht worden.

Der neuſeeländiſche Hund iſt von ſchmutzig gelber Farbe und gleicht dem Schakal, iſt aber kleiner und außer Stande, Thiere von der Größe eines Schafes zu bewältigen. Daher kann er mit dem neuholländiſchen Dingo nicht verglichen werden, obwohl Mancher ihn für eine, aus Neuholland eingeführte Abart deſſelben hält. Jedenfalls iſt er ſchon mehrere Jahrhunderte in Neuſeeland einheimiſch, übrigens jetzt im Ganzen ſelten. Dagegen gibt es eine größere Hunderaſſe, die offenbar einſt durch Spanier zuerſt hergebracht worden; worauf auch ſchon der Umſtand hinzudeuten ſcheint, daß die Eingeborenen dieſen Hund häufig pero nennen.

Von Phoken gibt es Seehunde, Seelöwen und Seebären, zum Theil 6 bis 10 Fuß lang. Pottfiſche und die ſog. ſchwarzen Wallfiſche fanden ſich früher an den neuſeeländiſchen Küſten ſehr häufig ein; ihre Zahl hat ſich aber in den letzten Jahren, da ihnen zu ſehr nachgeſtellt worden, ungemein vermindert.

Die Inſekten ſind nicht ſehr mannigfaltig. Am häufigſten ſind Heuſchrecken (die jedoch keineswegs ſo große Verheerungen wie im ſüdöſtlichen Europa oder in Aſien anrichten), Grashüpfer, Sandfliegen, Moskitos (übrigens wenig läſtig), Spinnen, Schmetterlinge und Waldwanzen.

Unter den Mineralien verdient zunächſt der Jade oder orientaliſche Nierenſtein erwähnt zu werden, aus dem die Eingeborenen bisher ihre Aexte, Meſſer und Waffen verfertigten. Die Vermuthung, daß das die Inſeln durchziehende Gebirge Metalle enthalte, hat ſich in neueſter Zeit als richtig ausgewieſen. Denn man hat nicht nur Eiſen und Kupfer, ſondern auch Zinn, Blei und Nickel aufgefunden. Reiche Steinkohlen- und Braunſtein-Lager ſind auf beiden Hauptinſeln entdeckt worden; eben ſo Steinſalz in der Nähe der Merkursbai, Schwefel in der Nähe des Oſtcaps, und Alaun und Salpeter im Innern der Nordinſel.

Entdeckt iſt Neu-Seeland vielleicht ſchon im 16. oder im Anfange des 17. Jahrhunderts von den Spaniern; aber mit Gewißheit kann man als den erſten Entdecker nur Abel Tasman nennen, der 1642, nach der Auffindung der Vandiemensinſel, in die Südſee ſegelte, um darin die Salomonsinſeln aufzuſuchen. Am 13. Decbr. erblickte er eine hohe gebirgige

Küſte, und als er etwa unter dem 43. Grade ſüdl. Breite in einer Bai der ſüdlichen Hauptinſel Neuſeelands eine Landung verſuchte, überfielen ihn die Eingeborenen, weshalb er dem Landungsplatze den Namen der Mörderbai gab, das Land ſelbſt aber Staatenland benannte, ein Name, den es jedoch nicht behielt. Von dieſer Zeit an blieb daſſelbe unbeachtet, bis Cook auf ſeiner erſten Reiſe 1769 es gleichſam wieder auf's Neue entdeckte. Er nahm deſſen ganze Küſte mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer während eines ſechsmonatlichen Zeitraumes auf; und es ſtellte ſich dabei heraus, daß Neuſeeland aus zwei, durch einen Kanal (die Cooksſtraße) getrennten Inſeln beſteht. Gleichzeitig mit Cook traf auch der franzöſiſche Seefahrer Surville an der Nordoſtküſte ein und landete in der Laureſtonbai, verließ ſie aber bereits nach 14tägigem Aufenthalt, am 1. Jan. 1770, und ging nach Peru, wo er ſeinen Tod fand. Sein Landsmann, Marion du Fresne, erreichte 1771 ebenfalls die Nordoſtküſte, wo er am 12. Mai in der Inſelbai an's Land ging, am 12. Juni aber von den Eingeborenen mit 16 Mann von der Schiffsbeſatzung niedergemacht wurde. Rachſucht ſcheint die Haupttriebfeder dieſer That geweſen zu ſein. Denn Surville hatte in dieſer nämlichen Gegend die gaſtlichſte Aufnahme gefunden, aber unglücklicher Weiſe auf die Eingeborenen den Verdacht geworfen, daß ſie ihm ein Boot (welches bei einem Sturme verloren gegangen war) entwendet und dieſerhalb ihr Dorf bis auf den Grund niedergebrannt, nachdem er ihren Häuptling an Bord gelockt, wo derſelbe aus Gram ſtarb. Seitdem ſannen die Neuſeeländer auf Rache gegen die weißen Fremdlinge, und Marion du Fresne war der Erſte, den ſie traf. Auch ihn nahmen ſie Anfangs freundlich auf, aber nur um ihn in Sicherheit einzuwiegen. So ging er an jenem Tage mit einem Theil ſeiner Mannſchaft an's Land und einem gewaltſamen Tode entgegen, bis auf einen Matroſen, der ſich in ein Gebüſch rettete und nun hier Augenzeuge war, wie ſeinen Kameraden nebſt dem Capitän von den Eingeborenen der Leib aufgeſchnitten und die Körper nach Ausnahme der Eingeweide in Stücke geſchnitten, dann gebraten und verzehrt wurden. Der franzöſiſche Unterbefehlshaber Duclesmeur, der am 14. Juli, um Marion's Tod zu rächen, die Dörfer der Eingeborenen zerſtörte, fand in der Wohnung von Marion's Mörder das Gehirn eines gebratenen Menſchen und an einem Bratſpieße ein Stück von einem Menſchenſchenkel, wovon bereits drei Viertheile verzehrt waren. Nach der Sitte der Neuſeeländer gehörte der Körper eines Erſchlagenen Dem, der ihn getödtet hatte.

Marion du Fresne war in Begleitung des Capt. Crozet gekommen, der neuer Maſten für ſein Schiff bedurfte und, bei der feindſeligen Stimmung der Eingeborenen, ſich entſchließen mußte, die Erlangung der Maſten auf das Glück des Krieges ankommen zu laſſen. Er griff daher einen befeſtigten Hauptpoſten der Eingeborenen zuerſt an, und nur durch ein anhaltendes

Digitized by Google

Pelotonfeuer gelang es ihm, sie von ihren Streitgerüsten herab hinter die Palliſaden zu treiben. Crozet ließ nun die Zimmerleute anrücken; jedoch vor die erſte Oeffnung, die in den Palliſaden entſtand, ſtellte ſich ſogleich ein neuſeeländiſcher Häuptling und ſuchte mit Spießen den Zimmerleuten Einhalt zu thun. Als dieſer niedergeſchoſſen war, trat ſogleich ein anderer auf ſeinen Leichnam, und erſt nachdem acht Anführer hintereinander auf dem Platz geblieben waren, ergriffen die Neuſeeländer die Flucht. Fünfzig Thaler bot Crozet für einen Gefangenen aus denſelben; aber es war nicht möglich, auch nur einen zu fangen, und als ein Soldat einen abgelebten Greis zu ſeinem Capitän ſchleppen wollte, wurde er von ihm dermaßen in die Hand gebiſſen, daß er ihn, durch den heftigen Schmerz in Wuth verſetzt, mit dem Bajonnett niederſtieß.

Im Jahre 1773 beſuchte Cook auf ſeiner zweiten Reiſe zum zweiten, 1774 zum dritten, und auf ſeiner dritten Reiſe 1777 zum vierten Male Neuſeeland, und jeder dieſer Beſuche brachte neue Aufklärung über dieſe Doppelinſel.

Capt. Furneaux verlor ebenfalls in der Inſelbai 10 ſeiner Leute, die von den Eingeborenen gefreſſen wurden. Sie gehörten zum Adventure, dem Schiffe, welches Cook auf ſeiner Reiſe begleitete, und wurden an's Land geſchickt unter Anführung eines gewiſſen Rowe, der von den Eingeborenen ſehr geringſchätzig dachte und von einem frevelnden Uebermuthe getrieben wurde, auf ſie, gleichſam zum Zeitvertreibe, zu feuern. Denn er meinte, ſie würden gegen das Musketenfeuer nicht Stand halten. Allein ſie hielten das Feuer aus, warteten bis die Engländer ſich verſchoſſen hatten, fielen dann über ſie her und erſchlugen ſie ſämmtlich. Am Bord des Adventure wußte man hiervon nichts; als aber nach Verlauf von zwei Tagen Rowe mit ſeinen Gefährten nicht zurückgekehrt war, ſandte man ein anderes Commando zu ihrer Aufſuchung aus, und dieſes fand nun die Eingeborenen verſammelt, und beſchäftigt, die erſchlagenen Europäer zu einem Feſtmahle zuzurichten. Es wurde augenblicklich auf ſie gefeuert, jedoch nur mit großer Anſtrengung gelang es, ſie in die Flucht zu treiben. Man durchſuchte hierauf die Hütten und fand viele Körbe mit Menſchengliedern angefüllt, worunter Rowe's Hand erkannt wurde. Am Strande fraßen Hunde die Eingeweide der europäiſchen Schlachtopfer.

Noch ſchlimmer erging es der Mannſchaft des Schiffes Boyd, welches 1809 in die Bai von Wangaroa (an der äußerſten Nordoſtküſte der Nordinſel) einlief. Es hatte mehrere Neuſeeländer am Bord, von denen einige Neu-Südwales, manche ſogar London beſucht hatten, und welche jetzt Capt. Thomſon in ihre Heimath zurückbringen ſollte. Unter ihnen befand ſich auch der Sohn Tara's, eines neuſeeländiſchen Häuptlings, gewöhnlich auch König Georg genannt. Dieſer war ſtolz auf ſeine Geburt und weigerte ſich, ge-

Digitized by Google

wöhnliche Matroſendienſte zu leiſten. Der Capitän hatte nicht Einſicht genug, um das Ehrgefühl des jungen Neuſeeländers zu berückſichtigen und bei ihm von dem ſtrengen Seemannsgebrauche abzugehen; vielmehr ließ er ihn wie einen gemeinen Matroſen derb züchtigen, und gab ihn noch obendrein dem Hohngelächter der Mannſchaft preis, die ihn wegen ſeiner edlen Abkunft verſpottete. Der Neuſeeländer verbiß ſeinen Grimm, und wußte ſich ſogar während der Ueberfahrt noch das Vertrauen des Capitäns zu erwerben, ja ihn endlich zu bewegen, in jener Bai vor Anker zu gehen. Hier erzählte nun der junge Häuptling ſeinem Stamme die erlittene Behandlung. Mehr bedurfte es nicht. Der Capitän wurde mit einem Theil der Mannſchaft an's Land gelockt und erſchlagen. Hierauf erſtiegen die Neuſeeländer das Schiff, und nur ein Frauenzimmer, zwei Kinder und ein Kajütenjunge entgingen dem Gemetzel.

Im folgenden Jahre kam eine, von dem Capitän Coffin befehligte engliſche Brigg, die Agnes, nach der Oſtküſte der Nordinſel und lief hier am 16. März in die Armuthsbai ein. Von allen Seiten ruderten Canots auf das Fahrzeug zu; es kamen jedoch diesmal nur wenige Eingeborene an Bord. Des folgenden Tages kam ein Häuptling, Aimy genannt, in einem 60 Fuß langen Kriegscanot heran, blieb längere Zeit auf dem Schiffe, und verſprach, daſſelbe mit Trinkwaſſer zu verſorgen. Mittlerweile brachten ſeine Begleiter Schweine (durch Cook ſchon eingeführt) an Bord und gaben, einige Diebſtähle abgerechnet, keinen Anlaß zur Unzufriedenheit. Am andern Tage kam der Häuptling wieder, brachte Trinkwaſſer, und wurde dafür von dem Capitän mit zwei Feuergewehren nebſt Pulver und Blei beſchenkt. Unvorſichtiger Weiſe ließ er es zu, daß an hundert andere Neuſeeländer bewaffnet auf das Fahrzeug kamen. Nach einigen verdächtigen Bewegungen gingen endlich dem Capitän die Augen auf, und nun gab er Befehl zur ſchnellen Abfahrt aus der Bai. Allein es war zu ſpät. Plötzlich ſtiegen Feuer auf von den Bergen, der Häuptling warf ſeinen Mantel ab und ſtimmte den Kriegsgeſang an, welchem Beiſpiele alle übrigen folgten. Mit einem Male näherte ſich ein Neuſeeländer dem Capitän und mit einem Paar Schlägen war er todt. Der Koch, der dem Capitän zu Hülfe eilte, hatte gleiches Schickſal. Die Neuſeeländer ſtürzten ſich nun in den Schiffsraum, nahmen die Mannſchaft gefangen, plünderten alles aus, und brachten die Beute nebſt den Leichnamen und Gefangenen an's Land. Hier wurden noch ſechs Matroſen erſchlagen, dann die Leichname ausgeweidet und gewaſchen, und hierauf in Erdgruben gelegt, die durch glühende Steine erhitzt worden waren. Die Weiber flochten nun Körbe und bereiteten das Mahl. Am folgenden Tage wurden ſie angewieſen, die gar gebratenen Leichname aus den Gruben zu nehmen, in die Körbe zu legen, mit den Kartoffeln, die mitgebraten waren, zierlich zu umlegen und den Kannibalen aufzutiſchen. Unter den am Leben

gelaſſenen Engländern befand ſich auch John Rutherford, damals erſt ein zehnjähriger Knabe. Dieſer erzählt unter Anderm: „Ich ſah einige Kinder, die von den Knochen unſerer Kameraden, bevor ſie noch von dem Heerde genommen wurden, das Fleiſch mit den Zähnen abnagten. Bald darauf verſammelten ſich die Häuptlinge, und nachdem ſie ſich auf dem Boden niedergelaſſen hatten, wurden die Körbe vor ſie geſtellt, die ſie dann mit Fleiſch gefüllt unter ihre Stammgenoſſen vertheilten. Auch uns ſetzte man einen Korb mit Kartoffeln und einem Fleiſch vor, das wie Schweinefleiſch ausſah; aber wir ſchauderten vor dieſer unnatürlichen Mahlzeit und gaben ſie einem Eingeborenen."

So hatten denn bis dahin die Europäer die bitterſten Erfahrungen bei ihren Beſuchen in Neuſeeland machen müſſen; obwohl meiſt durch eigene Schuld. Denn ſie hatten ſich dem Wahne hingegeben, die Neuſeeländer ungefähr in ähnlicher Art, wie z. B. die Neuholländer behandeln zu können, und nicht bedacht, daß zwiſchen dieſen beiden Völkern in phyſiſcher und geiſtiger Beziehung ein Unterſchied wie Tag und Nacht obwaltet.

Der berühmte Samuel Marsden war der Erſte, der dieſen Unterſchied klar erkannte und eben ſo klar einſah, daß in den Neuſeeländern ein Charakter wohne, der nur einer gehörigen Ausbildung bedürfe, um für die edelſten Empfindungen empfänglich zu werden. Daher machte er ſich die Bekehrung dieſer Blutmenſchen zu ſeiner Lebensaufgabe. Anfangs Kaplan, ſpäter Biſchof der anglikaniſchen Kirche von Neu-Südwales, hatte er in dieſer Stellung, die ihn in Paramatta und Sidney zu wohnen veranlaßte, mannichfache Gelegenheit, Neuſeeländer, die ſchon im erſten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts des Handels wegen nach Neu-Südwales kamen, kennen zu lernen; und bald gewann er für das männlich ſchöne und klug ausſehende Volk eine beſondere Vorliebe. Nach vielen Bitten und Aufforderungen erhielt er endlich von der engliſch-kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft eine jährliche Summe von 500 Pfd. Sterl. Er kaufte ein kleines Schiff an, welches als Miſſionsſchiff hin- und herfahren ſollte, und traf auch andere vorbereitende Anſtalten, namentlich zur Anlegung von Colonieen in Neu-Seeland. Er ſelbſt hatte mittlerweile die Liebe der Neuſeeländer für ſich gewonnen. Da dieſe nämlich, wenn ſie in ihren Fahrzeugen nach Sidney kamen, von den dortigen Europäern gewöhnlich mißhandelt, übervortheilt oder verachtet wurden, ſo ſtiftete er eine Schutzgeſellſchaft für ſie und baute ein Haus, wo ſie während ihres Aufenthaltes wohnen konnten. Hier wurden ſie geſpeiſ't und getränkt; Marsden ſprach freundlich mit ihnen, zeigte ihnen Alles, was ſie zu ſehen begehrten, und beſchenkte ſie noch obendrein mit eiſernen Werkzeugen, die ſie ungemein ſchätzten. Zu Hauſe erzählten ſie das Alles ihren Landsleuten wieder; Alle lernten ſeinen Namen kennen, und bald ſangen die Kinder in den Wäldern und an den Meeresufern ein Lied von dem guten weißen Mann, der

die Braunen ſo lieb habe. Daneben errichtete Marsden ein kleines Miſſionsſeminar, in welchem neuſeeländiſche Jünglinge leſen und ſchreiben lernten und andern Unterricht empfingen, und wohin ihm wetteifernd die Häuptlinge ihre Söhne ſendeten.

So gefahrvoll es übrigens war, unter den Menſchenfreſſern ſelbſt zu wohnen, die gerade in dieſer Zeit den eben erzählten Mord an der Mannſchaft der engliſchen Brigg Agnes verübt hatten, ſo wagten doch endlich 1814 drei engliſch-kirchliche Miſſionäre, mit Empfehlungen von Marsden an bekannte Oberhäupter, die erſte Miſſionsfahrt zu ihnen. Marsdens Name machte ihnen Bahn zu den Herzen des Volkes. An der Inſelbai, im nördlichſten Theil der Nordinſel, wurden 200 Morgen Landes angekauft, damit die Miſſionäre die Mittel erlangten, ſich ſelbſt zu unterhalten. Der Kaufcontract ward auf eine eigene Weiſe unterzeichnet, indem der Häuptling Ahudi O'Gunna die Züge, mit denen ſein Geſicht tättowirt war, als Zeichen ſeiner eigenhändigen Unterſchrift auf das Papier malte. So entſtand Rangihu, an der Nordſeite der Bai. Das Jahr darauf beſuchte Marsden ſelbſt die Station und hatte die Freude, die freundlichſte Bewillkommnung anzutreffen und durch ſeine Vermittelung einen, dem Ausbruche nahen Krieg zu verhüten. Doch koſtete es Mühe, die Neuſeeländer von ihrem wilden Thun und Treiben abzubringen. Auch in der Schule ging es ſeltſam zu. „Während ein Kind," ſchrieb Miſſionär Kendall, „ſeine Lection herſagt, will ein anderes mit meinen Füßen ſpielen, ein drittes nimmt meinen Hut weg, ein viertes trägt meine Bücher fort, doch alles in einer Art, daß ich es nicht übel nehmen kann. In den erſten vier Monaten war nur Ein Lärmen und Spielen in der Schule; und wir konnten ſie vor dem unaufhörlichen Springen, Tanzen und Singen kaum leſen hören." Allmälig aber zeigte ſich eine merkliche Veränderung; und die Zuverſicht wurde vermehrt, daß man nicht umſonſt die rohen Naturmenſchen bearbeite.

Marsden gründete 1819 die zweite Station Kiddikiddi oder Kerikeri, 2½ M. von der vorigen entfernt, zu welcher der Häuptling Schungi etwa 13,000 Morgen Landes käuflich abtrat. Die Eingeborenen waren bereits durch die ganze Inſel hin aufgeregt und wünſchten Lehrer zu bekommen. „Kommt zu mir und bleibt bei mir," hörte man von allen Seiten die Häuptlinge rufen; und dieſe wurden unwillig darüber, daß es der Miſſionäre ſo wenige waren. Indeß reizten die Culturfortſchritte und Eiſenwerkzeuge, die die Miſſionäre brachten, ſie mehr als das Evangelium. Ein Häuptling, Namens Pomarre, war ſehr böſe, daß Marsden ihm keinen Schmied mitbrachte, ſetzte ſich hin und weinte mit ſeinen Weibern. Als er vertröſtet wurde, man wolle ſobald als möglich einen Schmied ſchicken, ſagte er: „Was hilft mir das, wenn ich todt bin?" Er wollte ſich durchaus nicht beſchwichtigen laſſen; und erſt als man ihm einige Hauen gab, wurde ſein verwundetes

Gemüth etwas aufgeheitert. Weitere Stationen wurden 1823 Paihia (südöſtlich und 3 M. von Kiddikiddi) und 1825 Kauakaua. Neben der Bai von Wangaroa (wo, wie oben erzählt, die Mannſchaft des Schiffes Boyd 1809 ermordet worden war) ließen ſich 1823 Methodiſten-Miſſionäre nieder.

Die Miſſionäre wohnten im erſten Jahre in Hütten von Baumzweigen, und waren hier vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht von Eingeborenen umlagert, die der Reiz der Neuheiten, welche ſie hier ſahen, herbeigelockt hatte, und die ſich durch keinen Zaun abhalten ließen, nach Belieben in die Hütten hineinzugehen oder ihren Kopf durch den Laden hineinzuſtecken. Einige Knaben und Mädchen ließen ſich bei den Miſſionären nieder; aber es geſchah häufig, daß ſie in den Buſch gelaufen waren, wenn man ihrer bedurfte, oder daß ſie in der Nacht mit Kleidungsſtücken, Kochgeſchirren u. ſ. w. davon liefen. Auch von Seiten der Erwachſenen hatten die Miſſionäre eine geraume Zeit manche Kränkungen, Beleidigungen und ſelbſt Angriffe auszuhalten. Ihre religiöſen Vorträge wurden häufig mit Spottgelächter und witzelnden Bemerkungen beantwortet; denn, wie geſagt, der eigentliche Zweck der Miſſionsthätigkeit war den Neuſeeländern, wenigſtens Anfangs, im Allgemeinen ſehr gleichgültig, zum Theil ſogar zuwider. Wenn aber auch die Miſſionäre ſpäterhin für ihre Perſon weniger zu fürchten hatten, ſo war ihnen doch der Anblick der namenloſen Gräuel, die beſtändig unter ihren Augen vorfielen, faſt unerträglich. Schon früher erforderte es einen ſtarken Muth und ein beſonderes Vertrauen auf Gott, wenn etwa zwei- oder dreihundert nackte Eingeborene mit aufgehobenen Speeren, mit geſchwungenen Keulen und geladenen Gewehren auf die Miſſionäre losrannten und in dieſer drohenden Stellung ein fürchterliches Kriegsgeheul anſtimmten. Nun kam aber hinzu, daß z. B. in Kiddikiddi menſchliche Schlachtopfer gewöhnlich in unmittelbarer Nähe des Miſſionsplatzes getödtet, gebraten und verzehrt wurden. Nur die geſchloſſenen Fenſterläden des Miſſionshauſes verhinderten den ſchrecklichen Anblick. Die Köpfe der Geſchlachteten wurden häufig auf das Geländer vor der Hausthür aufgeſteckt, um die Miſſionäre einzuſchüchtern. An anderen Orten war es nichts Seltenes, daß ſogar Kinder, die in die Schule gingen, von den Feinden geſchlachtet und aufgezehrt wurden.

Am peinlichſten war den Miſſionären der oben erwähnte Häuptling Schungi, ein Mann voll innern Widerſpruchs, auf der einen Seite der erklärteſte Miſſionsfreund, der durch ſeinen mächtigen Einfluß den Miſſionären allezeit den kräftigſten Schutz angedeihen ließ, auf der andern Seite ein Ungeheuer und Bluthund, wie kaum ſeines Gleichen je dageweſen iſt. Er ehrte Marsden in hohem Grade, machte auch 1822 einen Beſuch in England, wo man ſich lauter Gutes von ihm verſprach. Als er aber wieder zu Hauſe war, kehrte ſeine Mordluſt mit verdoppelter Stärke zurück. Er unternahm unaufhörliche Raub- und Rachekriege; und die Menſchenfreſſerei war bei ihm ſo ſehr an der Tagesordnung, daß er ſie mit Beiſpielen aus der Naturgeſchichte der Thiere als etwas ganz Natürliches zu rechtfertigen ſuchte. Dreihundert Gefangene auf einmal konnte er durch ſeine Leute ſchlachten und aufzehren laſſen. Einmal ſchoß einer ſeiner Knaben auf ein zehnjähriges Mädchen. Da er ſie nur verwundete, gab ihr ein kleinerer Knabe den tödtlichen Schlag auf den Kopf; und alsbald machten ſie ſich über den Leichnam her. Seine Tochter, die bei den Miſſionären Tags darauf den Arm ſich verbinden ließ, wurde gefragt, ob das wahr ſei, und lachend antwortete ſie: „Sie ſind hungrig geweſen und haben ſie gebraten und gegeſſen.“ So ſchauderhaft ging es um die Miſſionäre her zu; und dennoch mußten ſie mit Schungi beſtändig auf gutem Fuße bleiben, weil er lange Zeit ihre einzige Stütze unter den leidenſchaftlichen Unmenſchen war.

Insbeſondere lebte Schungi in bitterer Feindſchaft mit dem Stamme, bei welchem die Methodiſten-Station Wangaroa errichtet war. Er unternahm 1827 einen förmlichen Kriegszug dahin. Die dortigen Miſſionäre mußten unter großen Aengſten fliehen, und vernahmen nachher, daß der ganze Ort mit allen Miſſionsgebäuden zerſtört worden war. In dieſem Kriege verlor Schungi ſein Leben. Nun ſchien auch für die engl. kirchlichen Miſſionäre in ſeinem Gebiete, denen er gerathen hatte, wann er ſterbe, alsbald ſich zu entfernen, die äußerſte Gefahr zu drohen, da jetzt ein Rachezug der bisher feindlich behandelten Stämme zu befürchten war. Schon rüſteten ſie ſich zur Abreiſe. Indeß wurde Schungi's Tod zunächſt ein Signal des Friedens, wenngleich nur mit Mühe der Ingrimm einiger Häuptlinge, welche Feuer und Flammen ſpieen, zurückzuhalten war.

Bereits nämlich trug die Miſſion ihre Früchte. Außerdem, daß Manche tiefere Eindrücke von dem Evangelium erhalten hatten, lernten Viele nach und nach die Thorheit und Abſcheulichkeit ihres Blutvergießens einſehen und ihre Leidenſchaften bezähmen; ja man gewahrte mehr und mehr eine Umgeſtaltung der Dinge in Neuſeeland, wie ſie wohl einige Jahre vorher Jedermann für unmöglich gehalten hätte. So ſahen die Eingeborenen von Kiddikiddi es als die größte Strafe an, wenn ſie von der Schule ausgeſchloſſen wurden; der Sonntag war ihnen ein wahres Feſt geworden, und die meiſten erwarteten ihn mit ſichtbarer Freude; es waren hier und anderwärts Kirchen entſtanden, deren Glockengeläute und Orgeltöne beſänftigend auf die Gemüther wirkten; beim Gottesdienſte lernten die Kannibalen friedlich neben einander ſitzen, und die Hervorhebung des Werthes einer Seele vor Gott entwöhnte ſie allmählig von dem bisherigen Blutdurſt. Endlich hatten auch Ackerbau, Gewerbe und Künſte, welche von den Miſſionären auf's Thätigſte befördert wurden, tiefere Wurzeln gefaßt und, wie immer, Menſchlichkeit im Gefolge. Bei den meiſten Stationen ſah man nunmehr Heerden von Schafen, Ziegen, Schweinen und Pferden, Häuſer, Felder mit Weizen, Hafer und Gerſte, und Gärten mit Fruchtbäumen, Gemüſen und allen Krautarten. In den Höfen erblickte man Gänſe, Enten und Truthühner, und am Abend Kühe, die von der Weide zurückkehrten. Im Januar 1835 wurde die erſte Buchdruckerpreſſe auf der Station Paihia aufgerichtet. Ein Miſſionär ſchreibt darüber Folgendes: „Die Ankunft der Buchdruckerpreſſe wurde von unſeren eingeborenen Freunden als eine der merkwürdigſten Begebenheiten in der Geſchichte Neu-Seelands begrüßt, und die Inſulaner, welche dieſelbe an's Ufer ſchaffen halfen, tanzten unter lauten Jubelgeſängen im Meeresſande, als ihnen geſagt wurde, daß die Pukapuka (Buchmachermaſchine) angekommen ſei. Es iſt von allen Seiten eine außerordentliche Nachfrage nach Büchern." „Ich habe ſelbſt geſehen," ſchreibt ein Anderer, „wie ſie mit Freuden ſchwere Laſten von Kartoffeln herbeitrugen, um ein Buch zu bekommen." Daß wenige Jahre ſpäter viele Eingeborene in ihrer Landesſprache (mit lateiniſchen Buchſtaben) mit großer Geläufigkeit ſchrieben, darf unter ſolchen Umſtänden nicht Wunder nehmen.

Die, 1831 entſtandene, 2 M. landeinwärts von Kiddikiddi und 3 M. von Paihia befindliche Miſſionsſtation Waimate hat eine herrliche Lage auf einer, von Hügeln umgebenen Ebene. Gegen Norden erhebt ſich ein langer Bergrücken, der mit Cauri-Tannen bedeckt iſt und treffliches Bauholz liefert. Am Fuße dieſes Berges fließt der kryſtallhelle Waitangi. Rechts erhebt ſich der Pukenui, ein ausgebrannter Vulkan, mit einer ſehr ſchönen Ausſicht. An einer Stelle erblickte man bald nach Errichtung der Station einige grüne Plätze, von Menſchenhänden angebaut; alles übrige Land aber bot eine üppige Wildniß dar, deren Boden mit Geſträuch und Farrnkraut überdeckt war. Nach allen Richtungen ſind zahlreiche Dörfer der Eingeborenen zu ſehen, nach denen binnen wenigen Jahren bis auf eine Entfernung von 7 Meilen Fußpfade durch

die dichten Wälder gehauen wurden, damit ihre Bewohner den christlichen Gottesdienst besuchen konnten. Doch waren nach Verlauf von vier Jahren auch in den meisten Dörfern kleine Kapellen errichtet, einige aus Baumästen, andere aus Brettern. Hier hielten eingeborene Neuseeländer, als Missionsgehülfen, an jedem Sonntage regelmäßig Gottesdienst, und an den Wochentagen Schule. Eine Mühle und eine Eisenschmiede waren errichtet, und die Eingeborenen hatten unter der Anweisung der Missionäre mehr als 50,000 Backsteine gebrannt, 700,000 Kubikfuß Bauholz zu Brettern geschnitten, und über 200,000 Schindeln gespalten. Drei feste, 40 F. lange Wohnhäuser nebst den nöthigen Stallungen für 14 Pferde, Vorrathshäuser aller Art, Arbeitsstätten für Wagner, Zimmerleute und Schmiede, in denen Karren, Pflüge, Eggen, Spaten, Hacken u. dgl. m. verfertigt werden, 10 solide Wohnhäuser für Eingeborene, nebst einer geräumigen Kirche, waren von den Eingeborenen in Waimate gebaut, auch drei, 55 F. tiefe Brunnen gegraben worden. Die Missionshäuser nebst 30 Morgen guten Landes, mit Klee, Gras, Fruchtbäumen und Gemüsen angepflanzt, waren mit Pfählen umzäunt, und außerhalb dieses Geheges war das Ackerfeld in einem Bereiche von 48 Morgen mit Weizen, Gerste, Hafer, Mais u. s. w. angebaut und lieferte ergiebige Ernten. Alles dies war in einer Zeit von vier Jahren zu Stande gekommen. Zu Hause und auf den Straßen genoß man eine Sicherheit, wie sie kaum in christlichen Ländern angetroffen wird. Man konnte dreist bei Nacht wie bei Tage Thüren und Fenster, Kisten und Kasten offen lassen und aus der Wohnung entfernt bleiben, so lange man wollte, ohne befürchten zu müssen, daß ein Eingeborener irgend etwas entwenden würde.

Nachdem auch Nationalgehülfen herangebildet waren, nahmen die Missions-Stationen reißend schnell zu; selbst 30 Meilen südlicher an der Themsebai und an einem Binnensee der Nordinsel kamen seit 1834 fünf anglikanische Stationen empor, während Methodisten an der Nordwestseite seit 1826 allmälig über zehn Stationen eingenommen hatten. Die südlichen Stationen wurden zwar 1837 durch einen Krieg, der alle alten Schreckensscenen erneuerte, da z. B. in einer großen Noth die Einen ihre Kinder mit den Andern zum Schlachten tauschten, um nicht gerade die eigenen Kinder essen zu müssen, sämmtlich aufgelöst; doch erhoben sie sich bald wieder, nachdem der unermüdete Eifer des Bischofs Marsden bei seinem siebenten Besuche auf der Insel den Frieden wieder herzustellen vermochte. Eine himmlische Freude war es für diesen Mann, der eben hier kurz vor seinem Tode, welcher am 12. März 1837 im 73. Jahre seines Alters erfolgte, das reife Erntefeld sehen und aus tief bewegter Brust seinen letzten Abschiedssegen über dasselbe aussprechen durfte.

Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft hat in neuerer Zeit ihre Missionsgebiete auf der Nordinsel in vier Distrikte eingetheilt, welche die folgenden sind:

1) Der nördliche Distrikt, im nördlichsten schmalen Theil der Insel, nach dem Nordcap zu, begreifend die Hauptstationen von Tepuna (früher Rangihu genannt), Kerikeri (früher Kiddikiddi genannt), Kaitaia, Paihia, Waikare, Kororarika und Waimate, mit 10 Kirchen und über 40 Kapellen.

2) Der mittlere Distrikt, südlich von dem vorigen, und den übrigen Theil des schmalen Endes der Nordinsel begreifend, mit den Stationen Waikato (an der Mündung des gleichnam. Flusses der Westküste), Manakau (landeinwärts), Kaitotehe, Otawu, Hauraki (nach der Ostküste hin),

Tauranga (an der Oſtküſte) und Rotorua (nach der Mitte hin), 100 Kapellen und über 10,000 Theilnehmern am Gottesdienſte.

3) Der öſtliche Diſtrikt, zwiſchen der Plenty- und der Hawkesbai (wo auch der Edgecombe liegt), mit den Stationen an der Armuths- (Poverty-) Bai oder von Turanga, von Uwawa, Raugitukia, Kauakaua und Opotiki, wo zuſammen 5 europ. Miſſionäre, nebſt 43 eingeborenen Gehülfen und 10 eingeborenen Schullehrerinnen, arbeiten.

4) Der weſtliche Diſtrikt, von der Cooksſtraße bis Taraniki, mit der Station Entry-Inſel, unweit des Egmont (ſ. oben).

Im Jahre 1846 zählte die engliſch-kirchliche Miſſionsgeſellſchaft in Neuſeeland auf 22 Stationen 408 Arbeiter, worunter 12 Miſſionäre und 16 Catecheten, ferner 240 Schulen mit 14,000 Schülern, und 35,000 am Gottesdienſte theilnehmende Neuſeeländer.

Die Methodiſten haben an der Weſtküſte der Nordinſel folgende Stationen: Mangunga und Druru, Waima und Newark, Wairoa und Kaipara, Waingaroa, Waipa (oder Honipaka), Aotua (oder Beecham Dale), Kawia und Mokau, Taranaki und in der Hauptſtadt Auckland, wo der Biſchof und Generalſuperintendent der neuſeeländiſchen Methodiſten-Miſſionen und Viſitator derer auf den Freundſchafts- und Fidſchi-Inſeln wohnt. — Ferner haben die Methodiſten Stationen in Port Nicholſon und Port Nelſon, und auf der mittlern Inſel Stationen an der Cloudybai, am Charlottenſunde, in Kapiti und in Waikowaiti.

Außerdem hat die norddeutſche Miſſionsgeſellſchaft zu Hamburg Stationen auf der mittlern Inſel in Muteri (5 M. von Port Nelſon entfernt) und Ruapuki, unweit der Foveauxſtraße (welche die mittlere von der Stuarts-Inſel trennt).

Der Eifer der Eingeborenen iſt im Allgemeinen ſehr erfreulich; denn nicht blos ſolche, die von Miſſionären unterrichtet ſind, ſondern auch andere, die nur mittelbar vom Evangelium gehört haben, arbeiten an Freunden und Feinden, ſie zur Erkenntniß der Heilswahrheiten zu bringen. In vielen Gegenden im Innern, die nie von Europäern beſucht worden waren, traf man bereits vor ſechs oder acht Jahren zu großem Erſtaunen der Miſſionäre, Kapellen an und Leute, die des Leſens kundig waren und regelmäßig zum Gottesdienſte ſich verſammelten. Die alten Gräuel aber verſchwinden allmälig ſo völlig, daß man bisweilen ſie für Mährchen zu halten verſucht ſein könnte, wenn nicht eben die jetzige Generation, die noch in ihnen aufgewachſen iſt, der ſprechendſte Zeuge davon wäre.

Störend iſt in neuerer Zeit die Einmiſchung franzöſiſch-katholiſcher Miſſionäre geworden, die ſeit 1837 ſich in Neuſeeland eingedrängt haben (nachdem nämlich, in Folge der Bemühungen der proteſtantiſchen Miſſionäre, von den Neuſeeländern keine Feindſeligkeiten mehr zu befürchten waren), und

namentlich an der Inselbai und in Hokianga (an der Westküste des nördlichsten Theils der Nordinsel) feindselige Umtriebe gegen die protestantischen Missionen sich erlauben. Durch sie ist es dahin gekommen, daß die katholisch gewordenen Neuseeländer keine Gemeinschaft mit den, nach protestantischem Ritus getauften, wohl aber mit ihren noch heidnisch gebliebenen Landsleuten halten, und ihre alten Fehden gegen jene unter der Fahne der Religion fortsetzen! Die katholischen Missionäre schenken den Eingeborenen Rosenkränze, Kreuze, Muttergottesbilder u. dgl. m. Die Neuseeländer nehmen diese Geschenke nicht nur gern an, sondern betrachten sie auch gewissermaßen als eine Aufforderung, dafür etwas zu thun; und ihre Gegenleistung besteht gewöhnlich in der bereitwilligen Annahme des katholischen Glaubens, zumal sie einentheils kein Opfer kostet, und anderntheils die katholischen Missionäre ihren neuseeländischen Glaubensgenossen manche alte böse Gewohnheiten durchgehen lassen.

Bald nachdem die Engländer von Neuseeland, als einer brittischen Colonie, förmlich Besitz genommen hatten (s. unten), wurde auch ein anglikanischer Bischof dort eingesetzt. Dieser, sonst ein ganz christlich gesinnter und auch seiner Stellung vollkommen gewachsener Mann, ließ sich nichts destoweniger von einem übertriebenen Eifer für die Grundsätze seiner Kirche so weit fortreißen, daß er eine strenge Scheidelinie zwischen den von den Methodisten und den von den Anglikanern zum Christenthum bekehrten Eingeborenen zog, Letzteren den Genuß des Abendmahls in den methodistischen Kapellen untersagte, sogar die von den Methodisten vollzogene Taufe für ungültig erklärte und daher die von ihnen getauften Eingeborenen durch die anglikanische Geistlichkeit noch einmal zu taufen befahl. Es erhob sich darüber ein ärgerlicher Streit, der zwar später so ziemlich wieder beigelegt wurde, jedoch dem protestantischen Missionswesen auf Neuseeland auch von dieser Seite her manchen Schaden zufügte. Uebrigens hat der anglikanische Bischof sich sehr verdient um das Unterrichtswesen in Neuseeland gemacht und unter anderm in Auckland (der Colonial-Hauptstadt) ein Predigerseminar gegründet und die Leitung des Unterrichts in demselben an Geistliche übertragen, die auf englischen Universitäten ihre vollständige theologische Ausbildung erhalten haben. Die Zöglinge dieses Seminars werden zugleich angehalten, sich mit dem Feldbau bekannt zu machen und selbst damit zu beschäftigen. Auch für das höhere allgemeine Schulwesen ist Sorge getragen worden. Nur für die Elementarschulen zum Besten der Kinder von eingewanderten Europäern bleibt noch Manches zu wünschen übrig. Denn auch in dieser Colonie gilt das im Mutterlande vorherrschende System, den Schulbesuch dem freien Ermessen der Eltern von schulfähigen Kindern anheimzustellen; während bekanntlich in Deutschland der Staat das Schulwesen leitet und den Schulbesuch zu einer förmlichen Pflicht macht.

Der erſte engliſche Souveränitätsakt gegen Neuſeeland geſchah 1815, indem der Gouverneur von Neu-Südwales, General Macquarie, den (oben erwähnten) Miſſionär Kendall zum Friedensrichter ernannte, um die aus den engliſchen Strafcolonieen entwichenen Verbrecher zu verhaften, und auch die von den Befehlshabern engliſcher Schiffe gegen die Neuſeeländer verübten Vergehungen zu richten, wobei er zugleich Neuſeeland für ein von England abhängiges Gebiet erklärte. Dieſe Förmlichkeit blieb jedoch ohne weitere Folgen, und vereinzelte Coloniſationsverſuche geſchahen ohne die Form der ausdrücklichen Autoriſation der Regierung. Daß mittlerweile ſelbſt Eingeborene einen Verkehr mit Neu-Südwales unterhalten hatten, haben wir oben geſehen. Endlich im Jahre 1837 ertheilte die brittiſche Regierung einer in London gebildeten Actiengeſellſchaft einen Freibrief zur Coloniſirung von Neu-Seeland. Dieſe kaufte 1839, größtentheils für Waffen und Munition, im ſüdlichen Theil der Nord- und im nördlichen Theil der mittleren Inſel einen Strich Landes im Geſammtflächeninhalte von 150 Q. M. Am 21. Mai 1840 aber nahm die brittiſche Krone förmlich Beſitz von ganz Neuſeeland und ſetzte daſelbſt einen Gouverneur ein; nachdem mit den neuſeeländiſchen Häuptlingen ein Vertrag wegen Abtretung der zu Colonialzwecken beſtimmten Ländereien geſchloſſen worden war.

Gegenwärtig iſt ſonach Neuſeeland von zwei Hauptvolksſtämmen bewohnt: den Eingeborenen und den eingewanderten Europäern. Denn die Neuſeeländer haben ſich nicht etwa wie die Neuholländer, oder die Hottentotten, oder die amerikaniſchen Indianer, von den europäiſchen Fremdlingen verdrängen oder unterdrücken laſſen, ſondern ihre nationale Selbſtſtändigkeit, wenigſtens im Weſentlichen, zu behaupten gewußt. Wir werden auch bald ſehen, daß man den Ausdruck „Wilde“ (vergl. Abſchn. I., Kap. 5) kaum auf ſie anwenden kann; wenn ſie gleich vor ihrer nähern Bekanntſchaft mit den europäiſchen Sitten, in einem ähnlichen Zuſtande wie andere Wilde lebten und obendrein noch der roheſten Mordgier fröhnten. Intereſſant iſt es daher jedenfalls, ſie in ihrem ganzen Weſen, Thun und Treiben, vor und nach ihrer geiſtigen Bearbeitung durch Europäer, genauer kennen zu lernen.

Von den äußern und innern Eigenthümlichkeiten der Papuas haben die Neuſeeländer auch nicht eine Spur; vielmehr ſind ſie den Auſtralindiern (ſ. Abſchn. I. Kap. 4) beizuzählen, und haben obendrein nur eine äußerſt geringe malayiſche Beimiſchung.

Nach Dieffenbach (der 1840 ff. als Naturforſcher der neuſeeländiſchen Geſellſchaft dieſe und andere Inſeln beſuchte) beſtand die urſprüngliche Bevölkerung Neuſeelands aus zwei verſchiedenen Menſchenraſſen, die auch jetzt noch an den Nachkommen ihre charakteriſtiſchen Merkmale zeigen, obwohl ſie im Laufe der Zeit ſich ſehr verwiſcht und eine Menge Nebenvarietäten ſich gebildet haben. Sie ſelbſt (d. h. die herrſchende Klaſſe) nennen ſich Maori, was ſo viel wie Eingeborner oder Ureinwohner bedeutet,

oder auch Tangata maori (eingeborne Leute); im Gegenſatz zu Pakea (Fremdling) oder Pakea mango mango (ſehr ſchwarzer Fremdling, Neger).

Die Neuſeeländer, die der Raſſe der Maori angehören und die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, ſind in der Regel von ſchlankem, muskulöſem und wohlproportionirtem Körperbau, übrigens hin und wieder mit Anlage zur Beleibtheit. Ihre Körperlänge iſt im Allgemeinen eben ſo verſchieden wie bei den Europäern; jedoch eine mehr als mittlere Größe, d. h. ſechs Fuß und ſogar darüber, gehört keineswegs zu den Seltenheiten, vielmehr ſah Nicholas (der 1814 und 1815 in Neu-Seeland war) einſt eine Gruppe von etwa 150 Kriegern, von denen nur wenige unter dieſer Größe. Er ſagt von ihnen: „Kaum laſſen ſich in irgend einem andern Lande ſo ſchön gewachſene Krieger denken. Sie waren auf einem Hügel gelagert, der ſich kegelförmig bis zu einer beträchtlichen Höhe erhob, und das dem Auge ſich hier darbietende eigenthümlich Nationale war ganz geeignet, den Zuſchauer mit Staunen und Bewunderung zu erfüllen. Wenige dieſer Männer waren kleiner als 6 Fuß, und ihre gewaltigen Glieder, ihre Entſchloſſenheit ausdrückenden Geſichter und ihr ſtolzer martialiſcher Gang ſtellten das beinahe vollſtändige Bild dar, unter dem man ſich einen ächten Krieger denkt."

Ihr Schädel iſt faſt ganz wie bei der Kaukaſiſchen Raſſe, und bei manchen iſt er wahrhaft ſchön zu nennen. Die Form der Naſe entſpricht dieſem Schädelbau, denn ſie iſt gewöhnlich weder gekrümmt noch eingebogen, ſondern gerade; obwohl eine Adlernaſe eben keine Seltenheit iſt. Der Mund iſt freilich etwas groß; auch ſind die Lippen häufig dicker als bei den Europäern; dagegen ſind die Zähne weiß wie Elfenbein, gleichförmig und regelmäßig und erhalten ſich bis in's höchſte Alter. Die Augen ſind offen, groß, ſchwarz und voll Leben und Ausdruck. Das in der Regel ſchwarze Haar iſt ſchlicht oder höchſtens leicht gekräuſelt. Die Hautfarbe iſt mehr oder minder hellbraun, und bei Manchen ſogar heller als bei den Bewohnern des ſüdlichen Frankreichs. Hin und wieder trifft man Eingeborene, die nicht nur eine ſehr helle Hautfarbe, ſondern auch ein röthliches oder kaſtanienbraunes Haar haben. Dieffenbach ſah ſogar ein Weib mit hellblondem Haar, weißer Haut und blauen Augen; doch dies war ein Albino. Sehr wenig Männer tragen Bärte, da, ſobald ſich die Barthaare zeigen, ſie dieſelben (früher mit Muſchelſchaalen, jetzt mit Zangen) auszurupfen pflegen. Die Füße und Hände ſind wohlproportionirt; jene ſind ſtets unbedeckt (ſo weit die Eingeborenen nicht vollſtändige europäiſche Kleidung tragen) und in geſunder Entwickelung, und nur mit Befremden blickt der Neuſeeländer auf die, durch frühes Einzwängen oft mißgeſtalteten Füße der Europäer.

Die Geſichtszüge der Neuſeeländer ſind ſcharf ausgeprägt, aber regelmäßig; der Ausdruck in denſelben iſt ruhig und gelaſſen, verräth keine Spur von Wildheit, ſondern ſogar einen hohen Grad von Selbſtbeherrſchung, und beim männlichen wie beim weiblichen Geſchlechte im Allgemeinen gefällig, offen und angenehm. Das Tättowiren verhindert freilich, daß das Geſicht die durch Leidenſchaften oder das Alter entſtehenden Furchen und Hautfalten annimmt.

Obwohl dieſe, einſt allgemeine Sitte des Tättowirens unter dem Einfluſſe der Civiliſation jetzt immer mehr verſchwindet, ſo verdient doch, gerade ihrer früheren Allgemeinheit wegen, etwas Näheres darüber hier mitgetheilt zu werden.

Die Sitte, ſich den Leib zu tättowiren, oder, wie es auf Neuſeeland heißt, Moki anzuwenden, iſt freilich auch bei zahlreichen anderen wilden Völkern gebräuchlich; doch ſcheint die Operation nirgends ſo ſchmerzhaft geweſen zu ſein, wie auf Neuſeeland. Der ſchon erwähnte Rutherford, der mit den übrigen, am Leben gelaſſenen Leuten der Brigg Agnes, durch Tättowirung dem neuſeeländiſchen Volke förmlich einverleibt wurde, beſchreibt die Operation folgendermaßen: „Eines Morgens ſetzte ſich die ganze

Bevölkerung des Dorfes in einen Kreis. Man brachte uns in die Mitte deſſelben und entkleidete uns mit der Weiſung, uns rücklings auf den Boden niederzulegen. Fünf oder ſechs Männer hielten jeden von uns feſt, während zwei andere das Geſchäft des Moki, wie hier das Tättowiren heißt, an uns vornahmen. Zuerſt rieben ſie ein Stück Holzkohle mit Waſſer auf einen Stein ab und machten daraus eine dicke Farbe, in die ſie dann ein beinernes Inſtrument tauchten, das in Form einer Gartenhaue außerordentlich ſcharf wie ein Meißel war. Dieſes ſetzten ſie auf die Haut und ſchlugen dann zwei- bis dreimal mit einem Stückchen Holz darauf, wodurch es wie ein Meſſer in's Fleiſch drang und eine heftige Blutung verurſachte. War der Einſchnitt nicht deutlich genug, ſo ſetzten ſie das Inſtrument noch einmal auf derſelben Stelle an. Sie bedienten ſich im Verlaufe der Arbeit noch mehrerer anderer Inſtrumente, worunter eins aus einem Haifiſchzahn beſtehend und wie eine Säge gezackt, häufig angewendet wurde. Die Operation war außerordentlich ſchmerzhaft und dauerte bei aller Geſchicklichkeit volle vier Stunden. Die älteſte Tochter des Häuptlings wiſchte mir häufig mit einem Büſchel gefaſerten Flachſes das heftig hervordringende Blut ab. Nachdem ſie die Arbeit verrichtet hatten, führten ſie mich an den Fluß, um mich zu waſchen, denn ich war völlig erblindet; darnach ließen ſie mich an einem großen Feuer niederſetzen. Sie gaben uns nun unſere Kleider zurück, bis auf die Hemden, welche die Weiber für ſich behielten. Wir waren nun nicht bloß tättowirt, ſondern auch Tabu (ſ. Abſchn. I. Kap. 6), wobei es uns nicht erlaubt war, irgend eine Speiſe mit den Händen zu berühren. Drei Tage hindurch wurden wir ſonach von den Töchtern der Häuptlinge gefüttert. Dann hatte ſich die Geſchwulſt, welche durch die blutigen Einſchnitte entſtanden war, ziemlich verloren, und ich fing an, wieder aus den Augen ſehen zu können. Indeß dauerte es volle ſechs Wochen, bis ich ganz wieder hergeſtellt war."

Die Figuren, welche dem Körper eingeätzt wurden, waren von ſehr verſchiedener Geſtalt, immer jedoch regelmäßig und von beſtimmter Bedeutung. Runde, drei-, vier- oder mehreckige Punkte, Streife, Schnörkel, Wellenlinien, ſpiralförmige Figuren u. ſ. w. wurden regelmäßig unter einander gemiſcht, waren aber nach Geſchlecht, Rang, Alter und vollbrachten Thaten verſchieden. Der Häuptling namentlich war bei Weitem künſtlicher tättowirt als der gemeine Neuſeeländer. Mit den Jahren nahmen dieſe Zeichen zu und neue Thaten vermehrten ſie. Die Zeichnungen auf dem Körper eines Kriegers erlitten im Laufe ſeines Lebens mannigfaltige Veränderungen und es gingen oft Jahre hin, bis ein Häuptling ſeinen vollkommenen Schmuck auf dem Leibe hatte.

Das weibliche Geſchlecht hat in der Regel kein ſo ſchönes Aeußere wie das männliche, was freilich wohl meiſt den vielen körperlichen Anſtrengungen bei der Arbeit beizumeſſen ſein mag. Daher findet man auch unter den Töchtern angeſehener Häuptlinge, die nur wenig oder gar nicht arbeiten, nicht ſelten ſtattliche, ſelbſt reizende Geſtalten, und ihre äußere Schönheit wird noch durch eine angeborene Sittſamkeit und kindliche Naivität, welche ihre ſonſtige Ungebundenheit des Charakters nie ganz zu zerſtören vermag, ungemein erhöht. Auch Nicholſon ſah junge Neuſeeländerinnen, die nicht allein ungemein ſchlank gebaut waren, ſondern auch mit ihrem vortheilhaften Aeußern ſo viel Grazie und kunſtloſe Einfachheit der Manieren verbanden, daß ſie ſelbſt in England, wie er meint, die ſtolzeſten Anſprüche hätten machen können. Bei ſolchen iſt denn zugleich der Buſen gut geformt; was ſonſt im Allgemeinen nicht ſehr häufig iſt, namentlich bei verheiratheten Frauen, die ihre Kinder oft drei Jahre lang nähren, wodurch die Brüſte gewöhnlich mißgeſtaltet, oder lang und ſchlaff herabhängend werden. Auffallend iſt übrigens die verhältnißmäßig geringe Zahl von Kindern bei

den Neuſeeländern; ſo daß man durchſchnittlich nur etwa 2 auf die Familie rechnet; obwohl Dieffenbach Fälle weiß, wo das Elternpaar 6 bis 8, ſogar 10 Kinder hatte. Als Haupturſache jener Erſcheinung betrachtet man die zu frühe Befriedigung des Geſchlechtstriebes bei beiden Geſchlechtern, oder zu frühe Ehen, das lange Nähren der Kinder und häufige Fehlgeburten, wodurch zugleich ein frühes Verblühen des weiblichen Geſchlechts herbeigeführt und eben ſo oft die vollſtändige oder naturgemäße Entwickelung des Körpers verhindert wird. Fehlgeburten wurden früher in beſonderen Fällen gewaltſam herbeigeführt; auch waren Kindermorde nicht ſelten; und wenn z. B. der Mann mit der Frau zankte, ſo nahm ſie am Ende keinen Anſtand, das Kind zu tödten, blos um den Mann zu ärgern. Die Kinder von Europäern und Neuſeeländerinnen (deren Zahl 1841 auf etwa 450 geſchätzt ward) ſind gewöhnlich ſehr hübſch, und pflegen die kräftige Körpernatur des Eingeborenen mit der geiſtigen Lebendigkeit des Europäers in ſich zu vereinigen. — Die Kinder von eingeborenen Eltern haben durchgängig einen unbefangenen, offenen Blick, und im Ganzen ein gutmüthiges Weſen. Auch zeichnen ſie ſich durch zärtliche Liebe zu ihren Eltern aus.

Sonſt aber ſind die klimatiſchen und andern Naturverhältniſſe Neu-Seelands ſehr einwirkend auf die Fruchtbarkeit, nicht nur bei Pflanzen, ſondern auch bei Thieren und Menſchen. Eine Heerde Schafe z. B. wirft wenigſtens ein Drittel mehr Lämmer, als in irgend einem andern bekannten Lande. Die Europäer dort haben faſt durchgehends ſtarke Familie, und manche Frauen haben hier Kinder bekommen, nachdem ſie in Europa Jahre lang kinderlos geweſen waren.

Ehe wir weiter gehen, müſſen wir auch der Nachkommen der oben erwähnten zweiten Raſſe der Pakea gedenken. Dieſe ſcheint die eigentliche Urbevölkerung ausgemacht zu haben, und von der andern, ſpäter eingewanderten nach und nach unterjocht und in Sklaverei verſetzt worden zu ſein. Denn ihre Nachkommen ſind, wenn nicht eigentliche Sklaven, doch gewiſſermaßen Leibeigene der herrſchenden Klaſſe und werden als ſolche auch Kukihs genannt. Auch in ihrem Aeußern unterſcheiden ſie ſich von den übrigen Neuſeeländern. Ihre Schädelform iſt mehr die der Papuas (ſ. Abſch. I., Kap. 4), ihre Geſichtszüge ſind ohne Ausdruck, die Backenknochen ſind hervorſtehend, ihr hartes Haar iſt kraus, obgleich nicht wollig, ihr Körper unterſetzt und nicht ſehr wohl proportionirt, ſelbſt das Gewebe der Haut iſt gröber und zugleich die Hautfarbe dunkler als bei den Neuſeeländern der höhern Klaſſe. So traurig auch ihr Loos häufig iſt, oder wenigſtens war, ſo werden ſie doch im Allgemeinen von ihren Herren mit Güte und Milde behandelt; ſie erhalten gewöhnlich Land zu eigenem Anbau und dürfen ſich auch verheirathen. Schon Nicholas bemerkt über das Verhältniß zwiſchen den Kukihs und deren Herren: „Sie leben, wie es ſcheint, in vollkommener Eintracht unter einander, und obgleich Häuptlinge ſowohl wie Kukihs den feſten Glauben haben, daß die Ungleichheit zwiſchen ihnen nie aufhören könne, ſo laſſen ſie ſich doch dadurch nicht in feindſelige Stimmung gegen einander bringen, ſondern der Kukih fügt ſich ganz beſcheiden und anſpruchlos in ſein Schickſal, ein Geſchöpf zu ſein, das in Vergleichung mit einem Rungatida (einem Neuſeeländer, der zu einer Häuptlingsfamilie gehört) ganz unbedeutend iſt. Dieſem bleibt er trotz der Scheidewand völlig ergeben, und wie hochmüthig der Häuptling auch einherſtolziren möge, ſo macht dies doch keinen beſondern tiefen Eindruck auf ihn und er iſt in deſſen Gegenwart eben ſo unbefangen, thut ſich in ſeinen Handlungen und Worten eben ſo wenig Zwang an, als wenn der Häuptling nicht da wäre. Dies dürfte wohl den Beleg geben, daß die Kukihs in der Regel von den Häuptlingen und deren Familien mit Schonung und Güte behandelt werden. Zwar müſſen ſie für dieſe das Land bauen, das Farrnkraut ausgraben und zubereiten, aber dem Anſcheine nach geſchieht dies alles ganz ohne

Zwang, und aus ihrer Fröhlichkeit dabei zu ſchließen, ſcheint mehr Gefälligkeit als Pflicht ſie dazu zu bewegen".

Jeder Rungatida oder, wie geſagt, der einer Häuptlingsfamilie angehörende Neuſeeländer, hat ſeine eigenen, ihm aufwartenden Leibeigenen; ebenſo der Häuptling oder Ariki. Denn die Neuſeeländer unterſcheiden ſich in Arikis oder Herrſcher, Rungatidas oder Adel, und Kukihs oder Leibeigene oder das gemeine Volk. So herrſcht demnach eine Art Kaſtengeiſt oder malayiſches Lehnsſyſtem unter ihnen. Die Arikis ziehen nicht in den Krieg, ſobald ſie Häuptlinge geworden ſind, ſondern übertragen die Feldherrnſtelle an einen Verwandten. Sie, oder vielmehr ihre Familienhäupter, regieren unumſchränkt in ihrem Diſtrikt. Indeß erkennen die Rungatidas nur ſcheinweiſe die Oberherrlichkeit der Arikis. Unter den Rungatidas ſtehen die Kukihs. Nie vermiſchen ſich dieſe Kaſten unter einander, ſondern heirathen nur ihres Gleichen; obwohl die Angeſehenern unter den höheren Kaſten häufig eine Anzahl Kebsweiber aus der Kukihkaſte im Hauſe haben, oder früher wenigſtens hatten. Die Arikis gebieten über eine Volksmenge von 1000 bis 5000; die Rungatidas haben nur zwiſchen 100 und 200 Unterthanen.

Früher kannten die Neuſeeländer wenige oder gar keine Krankheiten, und erſt die Europäer haben ihnen deren zugeführt, namentlich die Syphilis und verſchiedene acute Krankheiten. Indeß haben ſie ſich im Durchſchnitt noch immer einer verhältnißmäßig weit beſſern Geſundheit zu erfreuen, als die europäiſchen Coloniſten.

Die Menſchenfreſſerei hat in Neuſeeland gegenwärtig ſo gut wie ganz aufgehört, und nur im Innern, fern vom Bereiche der Miſſionäre oder Coloniſten, mögen Fälle der Art jetzt noch vorkommen. Daß ſie Kannibalen waren, läugnen die Neuſeeländer ſelbſt auch keineswegs, doch iſt es ihnen jetzt gewöhnlich ſehr zuwider, wenn man darauf anſpielt. Nur einige wenige machen kein Hehl daraus und geſtehen ganz offen, daß Menſchenfleiſch beſſer ſchmecke als Schweinefleiſch, — nur nicht das von Europäern, welches einen ſalzigen und unangenehmen Geſchmack habe. Die innere Handfläche und das Fleiſch auf der Bruſt wird als Leckerbiſſen gerühmt, noch höher aber im Wohlgeſchmack die Zunge gehalten, die daher früher auch nur für die Häuptlinge zubereitet wurde. Ein Häuptling in der Nähe von Hokianga (an der Weſtküſte des nördlichſten Theils der Nordinſel) ſoll Hunderte von Menſchenzungen gegeſſen haben. Sonſt fraß er am liebſten Kinder, und noch im Anfange der vierziger Jahre verzehrte er deren mehrere in der Nähe der Inſelbai. Ueber die Abnahme der Anthropophagie ſprach Dieffenbach mit einem ſehr verſtändigen Häuptling. Dieſer äußerte, er habe, obwohl er noch nicht dreißig Jahre alt ſei, doch ſchon in der Zeit, die er zurückdenken könne, eine große Veränderung in jener Sitte wahrgenommen. Er könne ſich noch der Zeit erinnern, wo einige wenige Häuptlinge mit 10 bis 12 Sklaven in Canots eine Excurſion machten, und bei der Rückkehr die Zahl der Letztern auf die Hälfte vermindert war; die übrigen waren geſchlachtet und verzehrt worden. Wegen des unbedeutendſten Vergehens ſpaltete oft ein Häuptling dem Sklaven den Hirnſchädel; aber auch ohne irgend eine Veranlaſſung und blos um das Gelüſt nach Menſchenfleiſch zu befriedigen, konnte er ſich hinter einen Sklaven ſchleichen und ihn zu Boden ſchlagen. Die Sklaven zeigten deſſenungeachtet ſelten einige Furcht, obwohl ſie nie wiſſen konnten, wie bald ihre letzte Stunde geſchlagen hatte. Abgeſehen von dem Gelüſte nach Menſchenfleiſch, hatte die Sitte der Anthropophagie im Kriege noch einen beſondern Grund, die Feinde zu tödten und zu eſſen; denn man glaubte, daß die gegeſſenen die künftige Welt nicht erreichen, und dagegen ihre Tapferkeit und andere Tugenden auf die eſſende Perſon übergehen würden. Im Allgemeinen ſcheint aber Rachſucht die Haupttriebfeder zur Menſchenfreſſerei unter den Neuſeeländern geweſen

zu ſein, die im häuslichen Leben ganz andere Menſchen als im Kriege waren, wo ſie alsbald in grauſame, tobende und unbändige Wilde ſich verwandelten. In dem, vor der Bekanntſchaft mit Europäern herrſchenden Mangel an feſter animaliſcher Nahrung den Grund des Kannibalismus der Neuſeeländer zu ſuchen, iſt jedenfalls irrig; denn ſonſt müßten die Neuholländer die ärgſten Menſchenfreſſer ſein, indem ihnen kräftige Nahrungsmittel ſtets bei Weitem knapper, als den Neuſeeländern, zugeſchnitten geweſen ſind. Andererſeits gibt es Menſchenfreſſer auf Sumatra, wo doch wahrlich kein Mangel an dergleichen Nahrungsmitteln iſt. Vielmehr iſt in dem wilden, rachſüchtigen Charakter der Neuſeeländer (der jetzt freilich durch das Chriſtenthum ſehr gemildert iſt) der Hauptgrund jener abſcheulichen Sitte zu ſuchen.

Genährt wurden die gräßlichen Leidenſchaften und Gelüſte durch die faſt ununterbrochenen Fehden, in denen die Neuſeeländer bis in die neueſte Zeit lebten. Noch bis zum Jahre 1830 und darüber konnte man von den Neuſeeländern folgende Charakterſchilderung in dieſer Hinſicht geben: „Wie es bei kräftigen Naturvölkern der Fall iſt, ſo erſcheint auch dem Neuſeeländer Wildheit und Kriegsluſt als die höchſte Tugend. Wenn ſie Tage lang racheſchnaubend das Land durchſtürmen, ſteigern ſie ſich gegenſeitig zu einer Kannibalenwuth, daß ſie während des Zuges von nichts Anderem zu reden wiſſen, als wie ſie ſich ſatt trinken wollten am Blute ihrer Feinde, und ſatt eſſen an deren geſchlachteten Leibern. Oft werden von Rachebanden Hunderte von Menſchen aufgegriffen und nach einander weggeſchlachtet und aufgefreſſen unter Erſcheinungen, über deren Erzählung uns alles Hören und Sehen vergehen möchte. Ihre religiöſen Vorſtellungen ſind dieſer Barbarei ganz entſprechend. Ihren Gott, Atua genannt, ſtellen ſie ſich als unſichtbaren Menſchenfreſſer vor, der ſeine Luſt an den Qualen der Menſchen hat und den man nur durch Haß und Zorn vertreibt. Iſt Jemand krank, ſo ſagen ſie, der Atua ſei in ſeinen Leib gefahren, um ihn zu freſſen, und ſtoßen fürchterliche Flüche und Verwünſchungen gegen den Atua aus, um ihn in Furcht zu ſetzen. Dabei läßt ſich der ſtolze Neuſeeländer nie herunter, vor einem ſteinernen Bilde zu beten; es werden daher nirgends Götzen angetroffen. Ihre religiöſen Ceremonieen beſchränken ſich faſt ganz auf die Beobachtung des Tabu“ (ſ. Abſchn. I. Kap. 6).

Schon aus der Anlage und Bauart der befeſtigten Dörfer (Pahs oder Hippahs genannt), iſt zu erkennen, daß Krieg das Element war, worin ſich der Neuſeeländer bewegte. Dieſe Dörfer ſind gewöhnlich auf einem Berge oder Hügel angelegt und durch die Kunſt dermaßen befeſtigt, daß ſie, wenigſtens ohne die Hülfe von Kanonen, uneinnehmbar erſcheinen. Sehr ſtarke Palliſaden, aus dicken Balken gemacht, über 20 Fuß hoch und dicht neben einander eingerammelt, bilden gewöhnlich die äußere Verſchanzung; nur eine ſchmale und niedrige Pforte macht den einzigen Zugang, vor welchem in der Regel verſchiedene, aus Holz geſchnitzte Menſchenköpfe aufgeſtellt ſind, in deren Phyſiognomie der Bildner vor allem den Ausdruck des Zorns und der Rachſucht zu legen ſich bemüht hat. Auf die Palliſaden folgt ſodann ein äußerſt feſtes Flechtwerk von Weiden und Dornen, worin in regelmäßigen Zwiſchenräumen Schießſcharten angebracht ſind. Die Befeſtigung beſchließt ein 20 bis 30 Fuß breiter Waſſergraben, der unmittelbar die Ortſchaft oder das Dorf umgibt. Innerhalb der Feſtung findet man bisweilen noch ein mit Palliſaden umgebenes Viereck als ein Fort, das mehrere hundert Krieger faſſen kann, und eine, 25 Fuß hohe und auf ſtarken Pfählen ruhende Tribune, die auf Leitern beſtiegen und wo ſtets Wache gehalten wird. Die Ortſchaft ſelbſt beſteht aus einigen oder mehreren engen Gaſſen oder Fußſteigen, worin aber kaum zwei Perſonen neben einander gehen können: in dieſen liegen die Hütten reihenweiſe oder auch unregelmäßig unter einander. Vor jeder Hütte iſt ein eingeſchloſſener Platz, mit einem Wetterdache bedeckt und zu einem Schoppen einge-

richtet, der von den Eingeborenen zu mancherlei ökonomiſchen Zwecken benutzt wird. Der Eingang zu dieſem Vorhofe führt über kunſtreich gemachte Stufen, und mit einer Art von Bildnerei ausgeſchmückt, worunter bisweilen roh geſchnitzte menſchliche Figuren wahrzunehmen ſind. Die Hütten ſelbſt ſind von verſchiedener Größe, ſehen ſich aber im Aeußern und Innern völlig gleich. Die Hütte eines Häuptlings iſt etwa 20 Fuß lang, 15 F. breit und 18 F. hoch, von Stäben aufgerichtet, das mit Dorngeſträuch durchflochten und mit einem koniſch zugehenden Dache von Baumrinde nothdürftig gedeckt iſt. Die Thür iſt ſo niedrig, daß man häufig nur auf Händen und Füßen hineinkriechen kann. Im Innern findet man nichts, als einige auf einander gelegte Steine, die einen Feuerheerd vorſtellen ſollen. Hausgeräth iſt gar nicht vorhanden, und da der Rauch keinen andern Ausweg findet, als durch die enge Thür, ſo beläſtigt er im Innern ungemein, und es herrſcht hier obendrein noch eine große Hitze. Die kleinen Vorhäuſer oder Schoppen vor dem Hauſe ſind dagegen offen und licht: hier nimmt der Neuſeeländer ſein Mahl ein, und hier ſchläft er, in ſeine Matte gehüllt, ſtets unter freiem Himmel. Selbſt wenn er durch Krankheit auf das Lager geworfen wird, oder in den Todeszügen liegt, muß er alle Speiſen und Erquickungen im Vorhauſe zu ſich nehmen. Deshalb pflegen denn auch Kranke, die ſehr ſchwach ſind, im Vorhauſe ihre Lagerſtätte aufzuſchlagen; und ſo groß iſt die Macht dieſes Aberglaubens, daß bei aller Zärtlichkeit gegen die Verwandten einer Hungers ſterben könnte, bevor er im Innern des Hauſes Nahrung erhielte. Auch die Weiber gebären im Vorhauſe. Die Häuptlinge haben gewöhnlich neben ihrer Hütte noch eine andere, die ſie als Magazin benutzen und darin ihre Vorräthe niederlegen. Die übrigen Einwohner aber beſitzen außerdem große gemeinſchaftliche Magazine, wovon das eine Lebensmittel, ein anderes Kriegsgeräthſchaften aller Art, und ein drittes Fiſchergeräth, Netze, Angeln und Ruderriemen enthält. In Waimate, wo ein Häuptling reſidirte, fand Nicholas gerade im Mittelpunkte des Dorfes die Audienztribune, welche auf etwa 6 Fuß hohen Pfählen ruhte, die mit ſeltſamen und grotesken, in das Holz geſchnittenen Figuren ausgeſchmückt waren. Vor derſelben ſtand ein Schemel, um das Aufſteigen zu erleichtern; zugleich diente er dem Häuptlinge als Fußgeſtell. Von dieſem Sitze erließ der Häuptling ſeine Geſetze und Verordnungen, und neben demſelben war ein anderer Sitz für des Häuptlings Mutter angebracht. — Aehnliche Einrichtungen findet man in faſt allen neuſeeländiſchen Ortſchaften, von denen die größeren 60 bis 100, und die kleineren 20 bis 30 Hütten, außer den Vorrathsgebäuden, zu enthalten pflegen.

Gegenwärtig bauen die Neuſeeländer meiſt bequemere Hütten; aber dennoch ſind die Baumaterialien im Allgemeinen ſo wenig verarbeitet, daß eben keine große Kunſt zur Zuſammenſetzung einer ſolchen Wohnung gehört. Zuerſt machen ſie ein Gerüſt von Pfählen, die ſie in die Erde treiben, und auf dieſem Gerüſt wird dann der Oberbau ausgeführt. Der Neuſeeländer unterſcheidet ſich von dem Neuholländer auch ſchon dadurch weſentlich, daß er immer einen feſten Wohnſitz hat und dieſen nur ſelten, und dann ſtets aus triftigen Gründen, verändert. Auf ſeinen Pflanzungen, die oft weit von einander oder von dem vornehmſten Dorfe entfernt ſind, hat er gleichfalls ein Haus oder eine Hütte, wo er während der Saatzeit wohnt. Einen Theil ſeiner Zeit bringt er mit Beſuchen bei entfernten Verwandten, oder nach den europäiſchen Niederlaſſungen an der Küſte zu, entweder um hier Handelsgeſchäfte zu treiben oder zu ſehen, was der Pakea (Fremde) macht. Dieffenbach war ſelten auf einer neuſeeländiſchen Anſiedlung, wo er nicht Beſuche aus fernen Theilen des Landes antraf. Dieſe gelegentlichen Beſuche ſcheinen für die Eingeborenen ſehr nützlich zu ſein, und dienen zu ihrer Ausbildung eben ſo ſehr, als ein immerwährendes Zuſammenwohnen mit den Weißen thun würde. Sie haben eine unerſättliche Begierde, Alles was vor-

geht, zu wissen, zu sehen, und dann auch das Wahrgenommene einander mitzutheilen. In dieser Weise machen Neuigkeiten und Nachrichten aller Art die Runde durch die ganze Insel, von Stamm zu Stamm mündlich fortgepflanzt. Die betagteren Häuptlinge hatten schon früher die Gewohnheit, ihre Zeit bisweilen mit Gesprächen auszufüllen, indem sie einen geselligen Zirkel um sich bildeten, in den auch die Weiber eintraten, die nach vollbrachtem Tagewerk an den allgemeinen Erheiterungen Theil nahmen. Ueberhaupt machen die Neuseeländer im häuslichen Leben ein lebensfrohes, freundliches und geselliges Volk aus.

In neuester Zeit hat sich unter den Eingeborenen ein großes Verlangen kund gegeben, in der Nähe der europäischen Niederlassungen zu wohnen. Schon im Anfange der 40er Jahre zogen drei der einflußreichsten Häuptlinge aus der Gegend von Hokianga und der Inselbai in die unmittelbare Nähe von Auckland. Unweit einer Fähre des Waikatoflusses hat ein Häuptling ein ganz bequem und fast nach europäischer Art eingerichtetes Gebäude errichtet, wo er Europäer und Eingeborene gastfreundlich aufnimmt. Sein Tisch ist nicht nur mit Tellern, Messern und Gabeln versehen, sondern auch mit einem Tischtuche bedeckt. Er nimmt daran bei der Mahlzeit den Hauptplatz ein und macht die Honneurs mit einer Gewandtheit, wie man sie von einem gebildeten Europäer kaum besser verlangen kann. Einen Weißen hat er als Bedienten. Nur für das Uebersetzen über den Fluß läßt er sich bezahlen; für die Mahlzeiten aber nimmt er nichts. Ein anderer Eingeborener derselben Gegend hat eine Branntweinschenke und verkauft, wie er sich ausdrückt, seinen Waipero (Grog) an Hourangi Pakehas (die fremden Trunkenbolde). Er selbst trinkt keinen Grog oder Branntwein; wie denn überhaupt die Eingeborenen (mit äußerst seltenen Ausnahmen) einen unbezwinglichen Widerwillen gegen geistige Getränke haben und fast ausschließlich nur klares Quellwasser trinken.

Das alte Kochverfahren, die Speisen in heißgemachten Erdgruben zuzubereiten, ist beinahe ganz aufgegeben, und die Neuseeländer bedienen sich gegenwärtig beim Kochen oder Braten fast nur der, durch die Engländer ihnen gebrachten eisernen Töpfe.

Die Kleidung der Neuseeländer bestand früher hauptsächlich aus selbstverfertigten Matten oder Hundefellen. Die Kleidung des Mannes bestand aus zwei Theilen, einer anliegenden Kleidung und einem darüber geworfenen Mantel. Jene bestand aus einer, aus neuseeländischem Flachs gewobenen Matte, die um die Mitte des Körpers geschlagen und durch einen Gürtel befestigt ward: sie hing bis zum Knie herab, und war bei den Häuptlingen unten und oben wohl mit Emu- oder andern Federn verziert. In dem Gürtel steckte der Pattu-Pattu (Streitart), der nie abgelegt ward. Das andere Kleidungsstück war ein Mantel, aus einer 5 Fuß langen und 4 F. breiten Matte bestehend und vorn auf der Brust durch Fasern zugebunden und häufig mit Hundefell in schwarzer und weißer Abwechselung verbrämt. Die Häuptlinge trugen diesen Mantel mit allerlei buntem Pelzwerke gefüttert; aber außer diesem Pelzfutter waren die gemeinen Krieger eben so schön und zuweilen noch prächtiger gekleidet als die Häuptlinge. Nicholas sah einige mit so schönen und so kunstreich verbrämten Matten, daß kein europäisches Land sie in größerer Vollkommenheit hätte hervorbringen können: zum Theil waren sie weich wie Sammet, glänzend und geschmackvoll mit Figuren verziert, zum Theil roth gefärbt. Früher hatten die Männer die Gewohnheit, an dem, durch die Leibmatte bedeckten Zeugungsgliede die Vorhaut über die Eichel zusammenzuziehen und um das äußere Ende ein Band zu binden, das sie an ihrem Leibgürtel befestigten. — Das weibliche Geschlecht hüllte sich in eine ähnliche und nicht weniger ausgeschmückte Leibmatte wie die Männer; auch trugen sie einen gleichen, nur

Digitized by Google

leichtern Mantel, wenn ſie ausgingen. Die Bruſt, die Arme und Beine waren bloß; das Haar ward ohne weitern Schmuck, als einige, nach dem Geſicht ſich neigende Federn, oben auf dem Wirbel in einen Schopf zuſammengeſchlagen; bei den Mädchen fiel es fliegend auf die Schultern. Die Ohren waren bei allen durchbohrt und mit Federn, Vögeln, Knochen und Steinchen behangen, auch wurden Arm- und Schenkelbänder von Knochen und Muſcheln getragen. Eine Tättowirung fand blos auf den Lippen ſtatt, aber Geſicht und Körper waren eben ſo mit ekelm Fiſchthran eingeſalbt und mit Ocher und ſchwarzen Flecken getuſcht, wie bei den Männern.

Dies alles hat ſich gegenwärtig ſehr geändert, indem die Neuſeeländer auch in der Kleidung es den Europäern gleich zu thun eifrig bemüht ſind. Europäiſche Kleider finden daher reißenden Abſatz bei ihnen, und wer nur irgend Geld auftreiben kann, ermangelt nicht, ſich dieſes oder jenes Stück davon anzuſchaffen. Viele Häuptlinge, die ſchon ſeit längerer Zeit die europäiſche Tracht angelegt haben, und die von den Coloniſten gegründeten Städte häufig beſuchen, benehmen ſich auch ſchon faſt ganz wie Europäer. Ueberhaupt haben ſich die Neuſeeländer im Allgemeinen dermaßen in die fremden Sitten und Gebräuche hineingewöhnt, daß die Colonialregierung keinen Anſtand genommen hat, einen Theil der Polizeimannſchaft aus den Eingeborenen zu wählen, und ſie hat bis jetzt auch alle Urſache gehabt, mit der Wahl zufrieden zu ſein. Die Eingeborenen tragen ihre Polizeiuniform mit dem größten Anſtande und erfüllen zugleich ihre Berufspflicht auf's Beſte.

Auch das weibliche Geſchlecht unter den Eingeborenen hat ſich bereits vieles von den fremden Sitten angeeignet. Eine getaufte Häuptlingsfrau, Namens Martha, welche 2½ M. von Auckland wohnt, trägt ſich ganz europäiſch, und iſt dabei eine ausgezeichnete Nätherin und Haushälterin. Sie zieht eine Menge Feder- und anderes Vieh auf, bringt es nach Auckland zum Verkauf, und trägt den Erlös jedesmal in die dortige Bank, um auch Zinſen von ihrem Gelde zu ziehen.

An dieſem einzigen Fall kann man ſchon erkennen, daß die Neuſeeländer ihr Intereſſe ſo gut zu wahren wiſſen, wie — die Europäer. Natürlich hat das frühere Tauſchſyſtem, wenigſtens in den Städten, längſt aufgehört, und Geld iſt es allein, womit die Waare bezahlt wird. Aber noch nicht genug: die meiſten Eingeborenen ſind mit den verſchiedenartigen Berechnungen im Handel und Verkehr genau vertraut, kennen eben ſo genau die laufenden Marktpreiſe und verkaufen z. B. dem Schlächter einen Ochſen oder ein fettes Schwein nicht etwa für eine runde Summe oder in Bauſch und Bogen, ſondern nach dem Pfundgewicht berechnet, wie es die Schlächter gewohnt ſind. Kommen zweifelhafte Fälle vor, ſo laſſen ſie ſich von dem Käufer zuerſt das Angebot ſagen, und ſchließen den Handel nicht eher ab, als bis ſie über den Marktpreis ſorgfältig Erkundigung eingezogen haben. Auch auf den Fall des Kreditgebens erkundigen ſie ſich zuvor nach der Zahlungsfähigkeit oder Redlichkeit Desjenigen, mit dem ſie das Geſchäft abzuſchließen beabſichtigen.

Je mehr ihre Bedürfniſſe ſeit dem nähern Umgange mit den Europäern ſich vervielfältigt haben, um ſo eifriger ſind ſie auch darauf bedacht geweſen, ihr Einkommen zu vermehren, namentlich durch Verbeſſerung der Viehzucht und Vervielfältigung des Ackerbauertrages. Nach der oben erwähnten Entdeckung von Erzlagern waren mehrere Europäer ſchnell darüber aus, deren noch anderweitig aufzuſuchen. Kaum hatten die Eingeborenen erfahren, um was es ſich handelte, als ſie ſofort gleichfalls auf Entdeckungen von Mineralien ausgingen und ſehr bald die Spuren von Braunſtein, Kupfer u. dgl. m. zu erkennen lernten. Man ſah ſie dann, trotz dem eifrigſten Mineralogen, mit Steinfragmenten und Fläſchchen mit Salpeterſäure umherſtreifen und Beobachtungen anſtellen. Fanden ſie ſich in ihren Erwartungen auf eigenem Grund

und Boden getäuſcht, ſo nahmen ſie häufig zur Liſt ihre Zuflucht, zeigten Erzproben vor, die ſie anderwärts gefunden hatten, und wußten dabei den europäiſchen Anſiedlern eine ſo vortheilhafte Schilderung von ihren Ländereien zu geben, daß ſich dieſelben bethören ließen und, um nur ja von Anderen ſich nicht den Rang ablaufen zu laſſen, ganze Landſtrecken kauften, ohne ſie zuvor perſönlich in Augenſchein genommen zu haben. Auf dieſe Weiſe ſind ſchon manche Europäer von den Eingeborenen überliſtet worden. Die Letzteren wiſſen bald die ſchwachen Seiten deſſen, mit dem ſie zu thun haben, aufzufinden, und verfehlen ſelten oder nie, dieſelben zu ihrem Vortheile zu benutzen. Beim Kauf und Verkauf ſind ſie bisweilen noch gewiegter, als die Europäer; was daher rühren mag, daß ſie auch in die kleinſte Angelegenheit immer mit ganzer Seele eingehen, und auf dieſelbe ſo zu ſagen alle ihre Geiſteskräfte concentriren. Nie und unter keinen Umſtänden laſſen ſie ihren Vortheil aus den Augen. Obgleich ſie die Ueberlegenheit der Europäer in den Künſten und menſchlichen Erfindungen nicht verkennen, ſo haben ſie doch auch längſt die im Gefolge der Civiliſation befindlichen Uebel durchſchaut. Was ihnen am ſchwerſten begreiflich ſcheint, ſind die Ständeunterſchiede bei den Europäern (denn bei den neuſeeländiſchen Kaſten fand doch immer mehr oder minder eine Verſchmelzung ſtatt), und daß Armuth und Elend bei den arbeitenden Klaſſen wohnen, während die höheren, wie ſie meinen, nur ein üppiges und müßiges Leben führen.

Wenn die Neuſeeländer früher, zumal wenn es Befriedigung der Rache galt, von heftigen Leidenſchaften ſich beherrſchen ließen, ſo kann man dies faſt gar nicht mehr von ihnen ſagen. Wenigſtens im gewöhnlichen Leben und Verkehr laſſen ſie ſich in ihrer Handlungsweiſe faſt nur von Vernunftgründen leiten; und wenn ſie einen Entſchluß ausführen, ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß ſie zuvor reiflich darüber nachgedacht haben. Sie haben ſelbſt das Leſen und Schreiben nicht ohne beſtimmte Urſache gelernt; nämlich weil ſie eingeſehen haben, das daſſelbe manchen Nutzen bringt. Dabei zeichnen ſie ſich durch große Beharrlichkeit und Thätigkeitstrieb aus. So kam es denn, daß nach Einführung des Chriſtenthumes an die Stelle ihrer bisherigen heftigen Körperbewegungen ein eifriges *Leſen* trat. Man hat die Erfahrung gemacht, daß manche Neuſeeländer *in Zeit von vierzehn Tagen Leſen und Schreiben gelernt haben!* Daher ſind auch jetzt faſt die meiſten Eingeborenen darin bewandert, ſelbſt bei Stämmen, die im Ganzen noch wenig Verkehr mit den Miſſionären gehabt haben. Denn ſobald auch nur ein einziges Stammmitglied leſen oder ſchreiben kann, erhalten von ihm auch die Uebrigen dieſes Stammes darin Unterricht. Tage lang kann man ſie dann mit Schiefertafeln in den Händen beſchäftigt ſehen, die Buchſtaben nachzumalen oder laut auszuſprechen; und ſie fahren damit unermüdlich fort, bis ſie die gehörige Fertigkeit erlangt haben. Wahrlich, ſie könnten mit ihrer Ausdauer und Beharrlichkeit unzähligen Europäern zum Muſter dienen! Ein Engländer, Namens Brown, der ſich längere Zeit in Neuſeeland aufhielt und auch eine Beſchreibung darüber herausgegeben hat, kam 1840 nach einem Dorfe im Themſethal, wo er eine Anzahl Eingeborener mit dem Aalfang beſchäftigt fand. Ein Theil der Aale ward zu künftigem Bedarf eingeſalzen; denn über alles gleich herzufallen und es ſofort aufzuzehren, was man ſonſt bei wilden Völkern ſo häufig findet, iſt nicht Sache der Neuſeeländer. Als nun Hr. Brown in die Hütten blickte, ſah er andere Eingeborene mit Leſen und Schreiben emſig beſchäftigt. Statt wie früher, ſich einander alle Mittheilungen mündlich zu machen, machen ſie dies jetzt gewöhnlich *durch Briefe* ab; und von dem Umfange ihrer Correſpondenz kann man ſich ſchon einen Begriff machen, wenn man hört, daß der Poſtmeiſter an der Inſelbai Hrn. Brown verſicherte, er habe ſchon zu Zeiten an zwanzig bis dreißig Briefe von Eingeborenen zu expediren gehabt. Der Inhalt

mancher dieſer Briefe iſt wirklich ſo verſtändig abgefaßt, daß man mit Recht erſtaunen muß. Es iſt bereits oben erwähnt worden, daß ſie in ihrer (durch die Miſſionäre in grammatikaliſche Ordnung gebrachten) Landesſprache, jedoch mit lateiniſchen Buchſtaben ſchreiben. Dieſe Sprache iſt ſehr ausdrucksvoll, nur klingt ſie für das Ohr des Europäers nicht ſehr angenehm, weil ſo viele Naſenlaute darin vorkommen. Die Namen von Naturgegenſtänden ſind dieſen häufig ſehr entſprechend, wenigſtens inſofern ſie zugleich als Naturlaute betrachtet werden können. So iſt z. B. der einheimiſche Name für Waldtaube kukuba, und faſt genau ſo lautet auch der Ruf dieſes Vogels.

So gelehrig übrigens die Eingeborenen ſind, ſo ſchwer fällt es ihnen im Allgemeinen, die engliſche Sprache zu erlernen oder, beſſer geſagt, richtig auszuſprechen. Dies liegt jedoch hauptſächlich nur daran, daß ihre Sprachwerkzeuge durchaus nicht daran gewöhnt geweſen ſind und ihre eigene Sprache weit vocalreicher als die engliſche iſt. So pflegen ſie z. B. Trembly (ein Mannsname) Temara, carpenter (Zimmermann) Carmura, webster (Weber) Weipea, und Abercrombie wie Carabite auszuſprechen.

Auch durch eine natürliche Beredſamkeit zeichnen ſich manche Neuſeeländer aus; und es fallen ihnen die Worte ſo zu, wie es ſelbſt unter den Europäern eben nicht häufig iſt. Der oben erwähnte und durch ſein unnatürliches Gelüſt nach Menſchenzungen berüchtigte Häuptling bei Hokianga, Tarrea mit Namen, beſaß eine große Beredſamkeit und machte davon einen erfolgreichen Gebrauch zu Gunſten der Grundrechte ſeiner Landsleute. Als der erſte engliſche Gouverneur von Neuſeeland, Capt. Hobſon, 1840 ſein Amt übernahm, wollte er, unbekannt mit dem Charakter der Eingeborenen, ſie ohne Weiteres expropriiren und nach willkürlich feſtgeſetzten Preiſen entſchädigen laſſen. Da trat namentlich Tarrea auf, erklärte ſich auf's Entſchiedenſte gegen jede nicht durchaus freiwillige und angemeſſene entſchädigte Abtretung von Ländereien, und hielt eine äußerſt eloquente und feurige Rede wider die von dem Gouverneur beabſichtigte Maßregel, worin er ſeine Landsleute einerſeits vor dem Unterzeichnen des Puka-Puka der Pakeha (Kaufcontractes der Weißen) warnte, und andererſeits ihnen ihre Rechte ſo klar auseinanderſetzte, daß er wenigſtens inſofern vollkommen ſeinen Zweck erreichte, daß die Eingeborenen ſeitdem ſtreng an ihren Rechten feſthielten und auf dieſe Weiſe das Colonial-Gouvernement zwangen, gelindere Saiten aufzuziehen.

Wenn aber die Neuſeeländer auf ihre eigenen Rechte halten, ſo achten ſie auch dagegen die Rechte Anderer. Mehrere Eingeborene hatten von dem Capt. Porter in Auckland ein Fahrzeug zu einer Handelsunternehmung nach dem Süden gemiethet. Der Schiffseigenthümer ſtellte ihnen bei Abſchließung des Vertrages insbeſondere die Nothwendigkeit vor, auf der Fahrt vorſichtig zu Werke zu gehen, indem er, im Fall eines Schiffbruchs, einen Verluſt von mindeſtens 100 Pfd. Sterl. erleiden und zudem außer Stande ſein würde, ſich binnen kurzem ein neues Fahrzeug wieder anzuſchaffen. Das Fahrzeug ſcheiterte aber wirklich bei einem heftigen Sturme, und nur die Mannſchaft ward gerettet. Kaum waren die Eingeborenen wieder in Auckland angekommen, als ſie ſich ſofort zum Schiffsrheder begaben, ihm ihr Schickſal erzählten und ſich anheiſchig machten, ihm den vollen Werth des Fahrzeuges zu erſetzen, ſobald ſie ihre Ländereien verkauft haben würden. Und pünktlich erfüllten ſie ihr Verſprechen, nachdem ſie durch einen vortheilhaften Verkauf ihres Grundeigenthumes in den Beſitz der erforderlichen Geldmittel gekommen waren.

Mit dieſer Achtung vor dem Eigenthumsrecht ſcheint eine, großentheils noch beibehaltene Sitte in grellem Widerſpruch zu ſtehen. Dieſe Sitte beſteht nämlich in einer Art Geldbuße für verübte Vergehen, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Strafe

durch Ausplünderung des Schuldigen nicht etwa von Seiten gerichtlicher oder anderer bestimmter Personen, sondern der verschiedenartigsten Stammgenossen und selbst Fremder ohne Weiteres vollzogen wird. Das Schlimmste ist obendrein noch, daß die Vergehen, auf die eine solche Strafe folgt, theils nicht genau bezeichnet, theils an sich gar keine Vergehen, sondern förmliche Unglücksfälle sind. So war es z. B. eine Zeitlang Gebrauch, Jemand auszuplündern, wenn ihm seine Hütte niedergebrannt, sein Gewehr gesprungen war u. dgl. m. Sogar Neuverehelichte pflegte man den Tag nach der Hochzeit auszuplündern und ihnen überdies noch eine Tracht Schläge zu ertheilen. Alles dies aber ohne eigentliche Bitterkeit auf der einen oder andern Seite, vielmehr mit einem gewissen Humor. Zudem muß man bedenken, daß das bewegliche Eigenthum der Eingeborenen früher eben keinen sehr großen Werth hatte. Aber auch bei der Wegnahme werthvoller Sachen bewahren die Beraubten eine seltene Gelassenheit; ja, selbst wenn sie von dem, was ihnen droht, vorher in Kenntniß gesetzt sind, schaffen sie, so leicht ihnen das auch wäre, nichts über Seite, aus Furcht für feig gehalten zu werden. Ein seltsamer Fall kam bei einem Häuptling, Namens Koinaki, vor, welcher selbst nichts verbrochen, sondern noch obendrein die Kränkung zu erdulden gehabt, daß sein Weib Ehebruch begangen hatte. Nun hätte, sollte man meinen, die Ehebrecherin bestraft werden müssen; aber nein, die Strafe traf den ganz schuldlosen und an sich beklagenswerthen Mann der Ehebrecherin. Man raubte ihm eine schöne Doppelflinte, die ihm 10 bis 12 Pfd. Sterl. gekostet hatte; man nahm ihm alle seine Decken und einen Koffer mit Kleidern und anderen Sachen, — und er ließ sich das alles nicht nur geduldig gefallen, sondern bewirthete sogar seine Räuber drei Tage lang, weil das schlimme Wetter ihre Abreise nicht eher gestattete. Etwas anders war der Fall bei einem jungen Häuptling, ebenfalls auf der Nordinsel. Dieser hatte sich unziemliche Freiheiten mit dem Weibe eines Stammgenossen erlaubt, und dafür wurde nicht nur er selbst, sondern auch Letzterer, nebst mehreren, eben so unschuldigen Stammgenossen, ausgeplündert. Anfangs schien es die Eingeborenen sehr zu befremden, daß die Europäer sich nicht eben so gutwillig, wie sie selbst, dieser Beraubungssitte fügten, sondern sich jeder Ausplünderung auf das Hartnäckigste widersetzten; jedoch besitzen sie zu viel Beurtheilungskraft, um nicht nach und nach eingesehen zu haben, daß bei der Verschiedenheit der Begriffe vom Hausrechte, auch ein Unterschied bei Ausübung jenes, den Europäern gänzlich unbekannten Gebrauches gemacht werden müsse.

Aus den so eben erzählten Fällen möchte man den Schluß ziehen, daß Ehebruch bei den Neuseeländern häufig vorkomme. Allein dem ist nicht so; vielmehr ist im Allgemeinen das Weib ihrem Manne treu und zwar unverbrüchlich; auch galt, ehe die Sitten durch genauern Verkehr mit den Europäern mehr aufgelockert wurden, der Ehebruch bei den Neuseeländern für ein so verabscheuungswürdiges Verbrechen, daß er mit dem Tode bestraft ward, was selbst in neuerer Zeit hin und wieder noch geschehen ist. Sonst freilich gehört Keuschheit eben nicht unter die Tugenden der Neuseeländer; sondern (wenigstens soweit nicht das Christenthum darin eine Aenderung hervorgebracht hat) das mannbare Mädchen schaltet über ihre Gunstbezeigungen nach Belieben, ohne daß sie dadurch im Geringsten entehrt würde. Indeß auch hier bemerkt man eine gewisse Abgemessenheit. Das Mädchen, welches ihren Naturtrieben folgend einem Manne sich ergibt, betrachtet sich als dessen Eigenthum, und selbst die Europäer haben sich dieser Auszeichnung zu erfreuen, wenn man es so nennen will. Jedesmal, wenn sich eine Neuseeländerin z. B. an einen Matrosen ergeben hatte, ließ sie sich, so lange dieser anwesend war, durchaus in kein anderes Verhältniß ein, und betrachtete erst nach seiner Abreise sich wieder als frei. Diese Freiheit des unverehelichten Standes hört jedoch auf in dem Augenblicke, wo sie die rechtmäßige Gattin eines Mannes

wird. Von den Männern werden ſie in der Regel mit großer Rückſicht und Güte behandelt; die Frauen behalten mehr oder minder ihren freien Willen und üben ſogar einen gewiſſen Einfluß auf die Angelegenheit des Stammes aus, dem ſie angehören. Sonſt aber liegen ihnen faſt alle häuslichen Geſchäfte ob; und früher wurden ſie auch mit den meiſten ſchweren Arbeiten belaſtet: ſie mußten das Feld bauen, von den oft weit entlegenen Pflanzungen Holz und Lebensmittel herbeitragen und ſich auf den Wanderzügen mit ſchweren Laſten ſchleppen. Auch herrſcht ſelten diejenige gegenſeitige Zärtlichkeit unter den Eheleuten, wie man ſie in Europa wohl findet, was aber weniger von Gleichgültigkeit herrührt, als von der Eigenthümlichkeit des Nationalcharakters. Bei den noch nicht zum Chriſtenthum bekehrten Neuſeeländern findet keine Verheirathungsceremonie ſtatt; ſondern der Mann führt das Mädchen ſchlichtweg in ſeine Hütte und erklärt ſie damit für ſeine Frau. Vielweiberei iſt bei den noch heidniſch gebliebenen Eingeborenen geſtattet, aber nicht ſehr gebräuchlich. Nur hie und da hat ein Häuptling zwei oder drei Weiber; die meiſten haben jedoch nur eines. Daß Ehebruch auch in neuerer Zeit noch mit dem Tode beſtraft worden, iſt bereits oben erwähnt; wo aber unter dem Einfluß der Miſſionäre und europäiſchen Anſiedler die einheimiſchen Geſetze in dieſer Hinſicht milder geworden ſind, pflegt der beleidigte Ehemann ſein Weib zur Strafe nackt auszuſtellen und ſich dann wieder mit ihr zu verſöhnen. Begeht der Mann Ehebruch, ſo ſucht er oft ſein Heil in der Flucht; gehört er den Kukihs oder dem gemeinen Volke an, ſo hat er ſein Leben verwirkt (es wird ihm jedoch jetzt ſelten genommen), iſt er aber ein Häuptling oder ſonſt ein einflußreicher Mann, ſo kommt er faktiſch ohne Strafe durch. Nur wird Diejenige, mit der er ſich eingelaſſen hat, entweder von ſeinem Weibe eigenhändig getödtet, oder doch nackt ausgezogen und ſo der öffentlichen Schande preisgegeben. Bisweilen entleibt ſich der Mann ſelbſt, aus Furcht vor den Folgen ſeines unerlaubten Umganges. Dieffenbach erzählt einen hierher gehörigen Fall. Ein verheiratheter Häuptlingsſohn hatte einen verbotenen Umgang mit einem Sklavenmädchen gehabt, und als dies bekannt wurde, fürchtete er ſchlimme Folgen von Seiten der Verwandten ſeines Weibes und erſchoß ſich. Seine Schweſter war darüber ſehr betrübt und zugleich auf die Sklavin, die ſie als Urheberin des Unglückes betrachtete, ſo ergrimmt, daß ſie dieſelbe, während ſie in einem Gebüſche ſchlief, ermordete. Ihr Vater, der Häuptling Te Waro, wollte ſie dafür nach engliſchen Geſetzen beſtraft wiſſen. Er war nämlich in Vandiemensland geweſen, hatte dort das engliſche Gerichtsverfahren beobachtet und darauf den Entſchluß gefaßt, daſſelbe in ſeinem ganzen Umfange auch in ſeiner Heimath einzuführen. Er hatte ſeinen Wohnſitz in Waipa, an der Weſtküſte der Nordinſel. Als nun 1842 ein brittiſcher Polizeibeamter nach Waipa kam, dort den neuen Stand der Dinge auseinanderſetzte und beſonders den Punkt hervorhob, daß von jetzt an Vergehen und Verbrechen nur von förmlich eingeſetzten Gerichten unterſucht und beſtraft werden würden, verſprach der Häuptling Te Waro bereitwilligſt, Alles aufzubieten, um den neuen Geſetzen Eingang bei ſeinem Stamme zu verſchaffen. Das nächſte Mal verhängte der Beamte in Waipa einige Polizeiſtrafen wegen leichter Vergehen, welche Eingeborene gegen europäiſche Anſiedler ſich hatten zu Schulden kommen laſſen. Te Waro äußerte darüber ſeine Zufriedenheit, und redete hierauf den Beamten alſo an: „Ich verſprach Euch, eure Geſetze anzuerkennen, welche gut zu ſein ſcheinen, und ich will meinem Verſprechen treulich und in allen Stücken nachkommen. Dies Mädchen hier hat einen Mord begangen (damit wies er auf ſeine anweſende Tochter hin, und erzählte, was uns ſchon aus dem Obigen bekannt iſt), nehmt es daher und beſtraft es nach euren Geſetzen". Er wollte alſo offenbar ſein eigenes Kind mit dem Tode beſtraft wiſſen. Seine Tochter vertheidigte ſich indeß mit großer Beredſamkeit, und erklärte wohl nicht mit Un-

recht, daß ſie nichts Strafbares begangen haben könne, da ſie ganz im Einklange mit den vaterländiſchen Geſetzen gehandelt habe und die Sklavin die Urſache des Todes ihres Bruders geweſen ſei. Doch Te Waro wollte davon nichts hören, und als der Beamte unter den obwaltenden Umſtänden ſich weigerte, das junge Mädchen mit nach Auckland zu nehmen und dort vor die Aſſiſen zu ſtellen, ſo verlangte der Vater, als ihr nächſter Angehöriger, ſtatt ihrer ſich der Gerechtigkeit zu überliefern; und es koſtete viele Mühe, ehe man ihm begreiflich machen konnte, daß ſo etwas den engliſchen Geſetzen widerſtreite.

Wenn ſonach die Neuſeeländer Sinn für europäiſche Geſetze und andere Einrichtungen zeigen, ſo ließen ſie ſich dagegen, wie ſchon oben bemerkt, die willkürlichen Verfügungen über ihre Ländereien keineswegs gefallen. Als der erſte brittiſche Gouverneur, Capt. Hobſon, 1840 nach Neuſeeland kam, fand er hier bereits einen lebhaften Handelsverkehr zwiſchen den Coloniſten und den Neuſeeländern vor. Jene wie dieſe erwarteten nun nicht anders, als daß der Verkehr hinfort einen noch höhern Aufſchwung nehmen werde. In dieſer Hoffnung hatten die Eingeborenen ihre Einkünfte und Geldmittel zu vermehren geſucht, um ihre zunehmenden Bedürfniſſe nach europäiſchen Artikeln befriedigen zu können, und zu dieſem Ende denn namentlich auch viele Ländereien, jedoch zu angemeſſenen Preiſen, an die Coloniſten und die neuſeeländiſche Geſellſchaft (von der bereits die Rede geweſen iſt) verkauft. Jetzt trat der Gouverneur Hobſon auf und ſuchte die Häuptlinge zu bewegen, der brittiſchen Krone das Hoheitsrecht über Neuſeeland zu übertragen und ihr das Vorkaufsrecht mit Beziehung auf die Ländereien einzuräumen. Zu dieſem Zwecke legte er ihnen eine Ceſſions-Urkunde vor, welche viele Häuptlinge und deren Stammgenoſſen unterzeichneten, nachdem einige mit dem Beiſpiele vorangegangen waren. Sie wußten aber nicht, warum es ſich eigentlich handelte, obwohl ſie eine ziemlich richtige Ahnung davon hatten. Was ihnen als ganzer Erſatz für die auf die brittiſche Krone übertragenen Rechte geboten wurde, beſtand weſentlich in nichts Anderem, als der Aufnahme der Neuſeeländer in den brittiſchen Unterthanen-Verband — ein ſehr zweideutiger Vortheil, zumal unter den obwaltenden Umſtänden! Denn wenn die Neuſeeländer den geborenen Britten in den Rechten gleichgeſtellt waren, ſo hatten ſie fortan auch die nämlichen, oder doch ähnliche Laſten zu tragen, und das für einen Staatsſchutz, den ſie in ihrer Art bisher eben ſo wirkſam, oder vielleicht noch wirkſamer ſelbſt ausgeübt hatten. Zudem ſollten ſie nunmehr ihre Ländereien zu willkürlich feſtgeſetzten Preiſen verkaufen; und dies war es beſonders, was ihnen zuerſt die Augen öffnete und ſie mit Erbitterung gegen die brittiſche Regierung erfüllte. Wir ſagen gegen die brittiſche Regierung; denn die Neuſeeländer wußten ſehr wohl einen Unterſchied zu machen zwiſchen dieſer und den eingewanderten Britten, mit denen ſie im Ganzen auf einem freundſchaftlichen Fuße ſtanden. Auch mit dem Verfahren der neuſeeländiſchen Geſellſchaft waren die Neuſeeländer ganz zufrieden. Dieſe Geſellſchaft hatte im ſüdlichen Theil der Nord- und im nördlichen Theil der mittleren Inſel, alſo auf beiden Seiten der Cooksſtraße, von den Neuſeeländern unter Bedingungen, die für beide Theile gleich vortheilhaft waren, Ländereien gekauft, dieſelben dann, allerdings mit Gewinn, an die europäiſchen Einwanderer wieder verkauft, und die Hafenörter Port Nicholſon, New-Plymouth und Port Nelſon angelegt. Indeß war die neuſeeländiſche Geſellſchaft den brittiſchen Miniſtern, die eine Beeinträchtigung der königlichen Autorität in der Colonie von ihr fürchten mochten, ein Dorn im Auge, obwohl die Regierung ihr um ſo mehr hätte verpflichtet ſein ſollen, als das raſche Zugreifen der Compagnie wahrſcheinlich verhindert hatte, daß Neuſeeland von Frankreich in Beſitz genommen wurde. Die Regierung aber beſtritt der Compagnie namentlich das Eigenthumsrecht an dem von ihr erwor-

benen Lande und beſchränkte ſie ſomit auch in der Freiheit des Wiederverkaufs der erſtandenen Ländereien. Dies hemmte überhaupt ihre Wirkſamkeit, was neuer Zündſtoff für die Unzufriedenheit der Eingeborenen mit den Regierungsmaßregeln war und die von dem Gouvernement gemachten Landkäufe und Verkäufe gleichfalls in's Stocken brachten. Den bisherigen Ertrag derſelben verwendete der Gouverneur Hobſon zu einer Menge, zum Theil unnützer Ausgaben, und ſo entſtand zuletzt eine Verwirrung in den Angelegenheiten, die ſeine Abberufung zur Folge hatte. Sein Nachfolger, der Gouverneur Fitzroy, der 1843 nach Neuſeeland kam, fand es für gerathen, den Eingeborenen mehr freie Hand in der Verfügung über ihre Ländereien zu geſtatten und nur die Beſtimmung zu treffen, daß der Landkäufer von jedem Acre 10 Schillinge Sterl. an das Gouvernement zu zahlen habe. Die Eingeborenen, die nunmehr weiter keine Abgaben dabei zu entrichten hatten, verkauften unter dieſen Verhältniſſen viel Land in der Umgegend von Auckland zu durchſchnittlich 1 Pfd. Sterl. den Acre. Sie waren aber mittlerweile mit den beſonderen Vortheilen bei dergleichen Verkäufen ſo vertraut geworden, daß ſie keine großen Strecken mehr in Bauſch und Bogen, ſondern nur kleine Parzellen verkaufen wollten; wie denn unter andern ein Häuptling ſeinen Grund und Boden förmlich vermeſſen und in beſtimmte Sectionen abtheilen ließ, unter denen er keine Auswahl geſtattete, ſondern die nach der Reihenfolge gekauft werden mußten. Endlich ſetzte der Gouverneur jene Abgabe vom Acre auf 1 Schilling herab, ſchaffte die, den Eingeborenen unangenehmen Zölle ab, und erklärte Auckland und andere Hafenplätze für Freihäfen.

Mittlerweile waren aber den Eingeborenen ihre urſprünglichen Rechte immer klarer geworden: ſie hatten gegen die Einwanderung und Anſiedelung von Europäern in Neuſeeland nicht nur nichts einzuwenden, ſondern ſahen beides ſogar gern; nur wollten ſie von keinem Unterſchied in der ſocialen Stellung zwiſchen ſich und den Fremdlingen etwas wiſſen, und waren auf die brittiſche Regierung beſonders aus dem Grunde erbittert, weil ſie, ohne ſie, als rechtmäßige Herren der Inſel, vorher zu fragen, ſich die Souveränität über Neuſeeland beigelegt hatte. Das lange genährte Mißvergnügen brach endlich in offene Feindſeligkeiten aus; die an der Inſelbai aufgepflanzte engliſche Flagge wurde von den Eingeborenen mehrmals heruntergeriſſen, und am 1. März 1845 kam es zu einem förmlichen Kampfe zwiſchen den Neuſeeländern und den engliſchen Truppen, welche Letztere bei ihrer geringen Anzahl vor Jenen nach hartnäckigem Gefechte das Feld räumen mußten, worauf die Neuſeeländer den von vielen Coloniſten bewohnten Ort Kororarika bis auf den Grund zerſtörten. Der Verluſt, außer dem an Menſchenleben, ward auf 60,000 Pfd. Sterl. angeſchlagen. Der Gouverneur ließ alsbald Verſtärkungen aus Neu-Südwales, nebſt mehreren brittiſchen Kriegsſchiffen, kommen; indeß blieben nichts deſto weniger die Eingeborenen meiſt im Vortheil, bis endlich in neueſter Zeit ein ſolches Abkommen mit den Neuſeeländern getroffen iſt, daß dieſe keinen haltbaren Grund zur Unzufriedenheit mehr gefunden haben. Die natürlichen Hülfsquellen Neuſeelands haben ſich ſeitdem auf eine höchſt überraſchende Weiſe erweitert, und die Neuſeeländer ſelbſt haben in der Cultur ſolche Fortſchritte gemacht, daß zwiſchen ihnen und den europäiſchen Coloniſten ſelbſt in den Handels- und übrigen Geſchäftsverhältniſſen eigentlich gar kein Unterſchied mehr obwaltet.

Wir wollen nunmehr noch einige Einzelnheiten über den Anbau Neuſeelands und über die Ausbeutung der Naturſchätze deſſelben durch die Coloniſten hier mittheilen.

Aus der oben gegebenen allgemeinen Beschreibung Neuseelands ist bereits zu ersehen, daß dort der Boden fast alle die Nahrungsgegenstände hervorbringt, die der Europäer zu seinem Unterhalt bedarf, besonders Getreide, Kartoffeln, Obst und alle Arten von Gartengewächsen; in seinem Nutzholze, Marmor und den Quadersteinen bietet das Land Materialien für den Schiff- und Häuserbau dar; die Steinkohlen, welche hier entdeckt worden sind, weisen sich als zureichend aus zur Einrichtung von regelmäßigen Dampfschifffahrten und von Dampfmaschinen in Fabriken; die neuseeländischen Küsten sind reich an natürlichen Häfen; das Land wird von Flüssen und Bächen durchschnitten; seine geographische Lage zwischen zwei großen Festländern ist eine außerordentlich günstige; kurz, Neuseeland vereinigt in sich Alles, um einer zahlreichen Bevölkerung ein bequemes Dasein zu bereiten. Mit Recht kann es als ein Land bezeichnet werden, wo man sicher sein darf, durch Fleiß und Betriebsamkeit in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Selbstständigkeit, und selbst Wohlhabenheit zu gelangen; wo keine Dürre die Früchte der Arbeit des Ansiedlers vernichtet, keine Epidemie oder pestartige Krankheit seine Familie gefährdet; wo er bei geringer Anstrengung die Zufuhr von Lebensmitteln entbehrlich machen kann, und beim Umherblicken auf das Land fast glauben könnte, noch in Europa, statt bei den Antipoden, zu sein, wenn nicht das immerwährende Grün der Wälder und Auen ihn eines Andern belehrte.

Indeß noch mehr als alle diese Vorzüge wurde von den Colonisten erwartet, die in den ersten zwei Jahren nach der Besitzergreifung Neuseelands durch die brittische Krone dort einwanderten; und so war es natürlich, daß sie in solchen überspannten Erwartungen sich getäuscht sehen mußten. Sie fanden zu ihrem Erstaunen und Verdruß ein ganz gebirgiges Land, mit häufig steilen Bergen und von Schluchten, statt von Thälern durchschnitten; wogegen das anbaufähige Land, statt zusammenhängend zu sein, sehr zerstreut und abgetrennt umherlag: sie fanden auch, oder glaubten zu finden, daß ein großer Theil des Bodens völlig unbenutzbar war, daß ausgedehnte Viehweiden fehlten und Viehfutter überhaupt sehr spärlich vorhanden war; daß statt nutzbarer Gräser, hohes Farrnkraut, Gestrüpp oder ein dichter Wald den Boden bedeckte, und daß im letztern Fall die dicken und vielfach verzweigten Wurzeln dem raschen Erfolge des Ackerbaues, den sie erwartet, ein beinahe unübersteigliches Hinderniß in den Weg legen würden.

Man muß bedenken, daß diese Einwanderer, sobald sie das Land nicht genau so fanden, wie sie es sich geträumt hatten, sofort zum andern Extrem übergingen und Alles im schwärzesten Lichte sahen. Hierzu kam noch, daß sie geglaubt hatten, die Eingeborenen wie geduldige Lastthiere oder wie Negersklaven behandeln zu können und durch deren Arbeit binnen wenigen Jahren in den Stand gesetzt zu werden, mit Reichthümern beladen in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie sahen sich in

dieſer Erwartung natürlicher Weiſe getäuſcht und faßten nun einen Widerwillen gegen ihre neue Heimath. Die Verdrießlichkeiten beim Landkaufe waren eben auch nicht geeignet, ſie mit dem Stande der Dinge in Neuſeeland auszuſöhnen; und ſo bedauerten ſie nichts mehr, als nicht entweder nach Canada ausgewandert zu ſein, wo zu weit billigeren Preiſen Land zu haben ſei, oder nach Vandiemens- oder dem Caplande, wo man noch obendrein den Vortheil habe, Weideland zu bekommen.

Manche waren auch eingewandert mit der Abſicht, in Ländereien, beſonders in ſtädtiſchen Bauplätzen zu ſpekuliren, was ein Lieblingsſyſtem von Betrug und Ruin in den auſtraliſchen Colonieen geworden iſt. Allein darin waren ihnen Andere längſt zuvorgekommen, nämlich die Landſpekulanten von Fach, oder, wie ſie an Ort und Stelle genannt zu werden pflegen, die Land-Haifiſche (vergl. Abſchn. II., Kap. 3). Die eigentliche Heimath dieſer Schwindler oder Gauner ſcheinen die auſtraliſchen Colonieen zu ſein. Sie treiben eine Art Glücksſpiel, ſind aber ihrer Sache meiſt um ſo gewiſſer, da ſie einerſeits dabei von der Regierung indirekt unterſtützt werden, und andererſeits in ihren Operationen eine der mächtigſten menſchlichen Leidenſchaften, die Gewinnſucht anzuködern verſtehen. Sie beſitzen in der Regel an ſich nur wenige, und manchmal ſelbſt gar keine Geldmittel; aber nichtsdeſtoweniger ſind ſie da, wo ſtädtiſche Bauſtellen verkauft werden, immer die Erſten auf dem Platze; und da bei dergleichen Gelegenheiten verhältnißmäßig wenige Parzellen auf einmal verſteigert werden und die Ankündigung davon in den öffentlichen Blättern nur kurze Zeit vorher geſchehen iſt, ſo ſind ſie häufig die einzigen Kaufluſtigen. Nun werden gleich nach dem Ankaufe die Parzellen noch einmal parzellirt und öffentlich verauktionirt. Mit der Zudringlichkeit eines alten Kleiderjuden verfolgen die Landſchwindler die unlängſt angekommenen Einwanderer; der Vortheil des Ankaufs einer Parzelle wird dem Uneingeweihten mit ſyſtematiſcher Schlauheit und Betrügerei angeprieſen und das Opfer in der Regel endlich gefangen. Da der erſte Käufer nur 10 Procent des Kaufpreiſes ſofort baar an die Regierung zu entrichten hat, den Ueberreſt aber erſt in einem Monate, ſo hat der Landſchwindler die Ausſicht, mittlerweile einen großen Gewinn auf ſein imaginäres Kapital zu machen und dadurch in den Stand geſetzt zu werden, ſeine Ankäufe vollſtändig zu berichtigen. Gelingt ihm dies, wie es in der Regel der Fall iſt, ſo verläßt er, lachend über die Leichtgläubigkeit Derer, die er betrogen hat, bei der erſten Gelegenheit den Ort mit ſeinem ſchändlichen Gewinn, um einen andern Schauplatz für ſeine Schurkereien aufzuſuchen. Mißglücken ihm ſeine Anſchläge, ſo verliert er zwar die angezahlte Summe, allein dies macht eben nicht viel aus. Bisweilen kommt auch der Fall vor, daß ein Landſchwindler Land kauft, welches an das eines ſchon längere Zeit anſäſſigen Coloniſten grenzt, dem er nun einen hohen Preis für jenes Grundſtück mit der Drohung

abzupreſſen ſucht, daſſelbe zu Feldwegen oder anderen, dem Anſiedler nachtheiligen Zwecken zu verwenden.

Wie ſehr auch in Neuſeeland das unzweckmäßige Verfahren der Regierung den Landſchwindlern Vorſchub geleiſtet, läßt ſich ſchon an einem einzigen Fall erkennen. Als es ſich 1841 um die Begründung einer Colonialhauptſtadt handelte, wurde nicht etwa der ſchon vorhandene und größtentheils vom europäiſchen Anſiedler bewohnte Ort Kororarika an der Inſelbai (der, wie oben erzählt, 1845 von den Eingeborenen zerſtört ward) dazu erwählt, ſondern die Anlegung einer ganz neuen Stadt an der nämlichen Bai beſchloſſen. Sie ſollte den Namen Ruſſel erhalten, und der dazu beſtimmte, aber ganz ungeeignete Platz wurde für 15,000 Pfd. Sterl. angekauft. Dies Geld war aber nutzlos verausgabt, weil, nachdem viel Zeit und Koſten auf das Entwerfen und Vermeſſen des Stadtplans verwendet worden, das Vorhaben aufgegeben und am Meerbuſen von Hauraki (an der Oſtküſte der Nordinſel) die jetzige Colonialhauptſtadt Auckland (unter 36° 50′ S. Br.) zu gründen beſchloſſen wurde. Der dazu auserſehene Platz wurde vermeſſen und in Parzellen getheilt, von denen ein Theil am 16. April 1841 verſteigert ward. Mittlerweile hatte ſich die Sucht, durch Spekulationen in ſtädtiſchen Bauplätzen ſchnell reich zu werden, wie eine Epidemie durch alle Klaſſen verbreitet. Selbſt einige der höchſten Colonialbeamten waren davon angeſteckt, und ſowohl vor wie nach dem Auktionstage ward von nichts als Landverkäufen und Ländereipreiſen geredet. Beim erſten Verkaufe wurden nur 116 Antheile, zuſammen etwas über 35 Acres, verauktionirt und größtentheils von Perſonen gekauft, welche Zeit gehabt hatten, aus anderen Theilen Neuſeelands und ſelbſt aus Neuholland und Vandiemensland herbeizukommen; denn drei Monate zuvor war in der amtlichen Sidney-Zeitung der Auktionstermin angekündigt worden. Für jene 116 Antheile wurden 21,499 Pfd. 9 Schillinge Sterling gelöſ't, eine allerdings beträchtliche Summe, die denn auch die Regierung als ein Zeichen des Gedeihens der Colonie und des großen Werthes von Land daſelbſt angeſehen wiſſen wollte. Die Wahrheit aber war, daß einige wenige Landſchwindler den Preis ſo hoch hinaufgetrieben und die am beſten gelegenen Parzellen gekauft hatten. Nicht weil ſie überzeugt waren, daß das Land dieſen Werth wirklich hatte, ſondern weil ſie es wenige Tage nachher in ganz kleine Parzellen getheilt an die neuen Einwanderer wieder verkaufen konnten, welche täglich ankamen und Bauplätze, mochten ſie koſten was ſie wollten, bedurften, um ſich Häuſer darauf zu bauen. Hierdurch gewannen die Landſchwindler 200 bis 300 Procent; ja, nicht lange darauf verkauften ſie ſogar einiges Land in Auckland zu dem ungeheuren Preiſe von 20,000 Pfd. Sterl. für den Acre! Welche Zerrüttungen in den Vermögens- und Geldverhältniſſen der Einwanderer und der jungen Colonie ſelbſt dadurch herbeigeführt wurden, läßt ſich denken.

Digitized by Google

Indeß hat ſich ſeitdem manches ſehr zum Vortheil geändert, und Neuſeeland hat gegenwärtig als brittiſche Colonie einen ungemein hohen Werth. Es liegt in der Nähe zahlreicher Gruppen intereſſanter und wichtiger Inſeln, der Schiffer-, Freundſchafts- und Geſellſchafts-Inſeln, welche in der Civiliſation, dem Handel und anderen Künſten des Friedens raſch vorſchreiten und von denen einige ſchon ſeit längerer Zeit Zucker, Kaffee und andere Colonialwaaren liefern und in Austauſch dagegen europäiſcher Fabrikate bedürfen. Es iſt ein Land, welches grade den Europäern recht zuſagt, vermöge ſeines Klima's und Bodens, und welches beſtimmt zu ſein ſcheint, ein blühendes Getreide- und Fabrikland zu werden. Aber nur ein arbeitſamer Bauernſtand kann den Weg dazu bahnen und die Colonie zu einer Handelsniederlage, ſogar für den indiſchen Archipel und China, machen. Neuſeeland wird ſicher, wenn auch allmälig emporſteigen; aber alle Berichte ſtimmen darin überein, daß es ſeine Größe auf Ackerbau gründen muß.

Es dürften folgende Einzelnheiten aus dem Schreiben eines ackerbautreibenden Coloniſten, der ſich im April 1844 in der Nähe von Auckland anſiedelte, für manchen Leſer nicht unwillkommen ſein. Das Schreiben iſt vom 12. Dec. 1844 datirt und an den mehrerwähnten engliſchen Reiſenden Brown gerichtet. Der Verfaſſer hatte 80 Acres Land von den Eingeborenen gekauft und die zu Getreidefeldern beſtimmten Strecken nach engliſcher Sitte umzäunen und ſelbſt mit einem Graben umziehen laſſen.

„Für Einzäunung, Graben und Aufwurf," heißt es in dem Schreiben, „bezahlte ich 1 Sch. und 6 Pence (ungefähr ½ Thlr. preuß.) die Ruthe. Der Graben iſt oben 4 Fuß und unten 9 Zoll breit, und 3½ Fuß tief. Sonach betragen dieſe Einfriedigungskoſten bei einer Fläche von 112 Ruthen lang und 80 breit, oder bei 35 Acres, 28 Pfd. Sterl. 16 Sch., alſo etwas weniger als 10 Sch. 4 P. der Acre. Und ungefähr ſo viel Land habe ich einfriedigen laſſen."

„Ich errichtete drei Warries oder nach einheimiſcher Art gebaute Häuſer für die auf meinem Gute beſchäftigten Arbeitsleute, wofür ich den Eingeborenen 30 Schillinge jedem zahlte. Die Gebäude ſind 18 Fuß lang und 12 Fuß breit und in zwei Hälften abgetheilt. Außerdem hatte ich für Thüren und Fenſterläden in dieſen drei Hütten oder Häuſern zuſammen 3 Pfd. 15 Sch. zu zahlen."

„Gewöhnlich bezahle ich meine Arbeitsleute im Accord, ſonſt aber erhalten ſie 2½ Sch. Taglohn. Jeder von ihnen hat ein Stück Gartenland, und da ſie in der Nähe eines zu meinem Gute gehörenden Waldes wohnen, ſo haben ſie das Brennmaterial zum Kochen umſonſt. Häufig beſchäftige ich die Eingeborenen, welche für 1 Schilling den Tag gern arbeiten. Durch ſie werde ich dieſen Sommer ungefähr 30 Acres Land ausroden und urbar machen laſſen."

„Dies Jahr habe ich ungefähr 25 Acres mit Weizen angebaut, und dazu Land genommen, auf welchem die Eingeborenen bisher Kartoffeln gezogen hatten. Urſprünglich war es Waldland, auf dem die Bäume gefällt oder niedergebrannt und dann die Kartoffeln zwiſchen den Stubben gepflanzt wurden, wie die Eingeborenen ihr Land gewöhnlich anbauen."

„Auf dieſes Land ſäete ich meinen Weizen, nachdem ich blos das Kartoffelkraut weggeſchafft und die Saat mit der Harke in die Erde gebracht hatte. Dieſe Arbeit wurde von Eingeborenen und europäiſchen Arbeitern gemeinſchaftlich verrichtet und koſtete 10 Schillinge der Acre; außerdem bezahlte ich dem Manne, der den Weizen ſäete, 1 Pfd. Sterl. Die Ernte iſt ſehr gut ausgefallen, und ich hoffe durchſchnittlich 40 Buſhels vom Acre (18 Scheffel vom preuß. Morgen) ernten zu können. Da ich jedoch nicht Zeit und Gelegenheit habe, das Einernten gehörig zu beſorgen, ſo habe ich den Weizen auf dem Halm an einen Bäcker in Auckland für 120 Pfd. Sterl. verkauft. Dieſer trägt alle Gefahr der Ernte, trägt alle Koſten des Mähens, Dreſchens u. ſ. w., und überläßt mir das Stroh zu meinem Gebrauche. Der Preis, den ich für den Weizen erhalte, iſt, wie mir geſagt worden, ſehr niedrig; aber ich dachte: ſei es darum, der erſte Käufer, der beſte. Ich habe auch einen Acre mit Hafer beſäet, ein kleines Stück Land mit irländiſchem Flachs, und ein wenig Gerſte, welches alles gut gedeiht."

„Ich muß noch bemerken, daß ich mit meinem Getreidebau nicht ſo billig weggekommen ſein würde, wäre das Land nicht ſchon vorher durch die Eingeborenen angebaut geweſen; eine Erfahrung, die auch andere Anſiedler gemacht haben. Ich bin feſt überzeugt, daß wenn ein betriebſamer Landwirth mit 300 Pfd. Sterl. Kapital in Neuſeeland ſich ankauft, er ſich dadurch ein bequemes Daſein verſchaffen kann; obgleich ein Kapital von 1000 Pfd. Sterl. oder darüber allerdings beſſer wäre. Die nächſte Ernte wird mir hoffentlich einen nicht unbeträchtlichen Ueberſchuß gewähren; bis jetzt war die Bilanz wie folgt:

Kaufpreis für das von den Eingeborenen erſtandene Land	Pfd. Sterl.	80.	— —
Abgabe an die Regierung	„ „	14.	11. 8.
Für das Vermeſſen ꝛc.	„ „	8.	— —
Für 31½ Buſhels (21 Scheffel) Weizen zur Ausſaat	„ „	13.	12. —
Für die Einfriedigungen, den Bau der Warries, an den Säemann ꝛc.	„ „	37.	15. 2.
Geſammtkoſten	Pfd. Sterl.	153.	18. 10.
Einnahme für den Weizen	„ „	120.	— —
Ungefährer Werth des Strohes	„ „	25.	— —
„ „ „ Hafers u. ſ. w.	„ „	7.	10. —
Geſammtertrag	Pfd. Sterl.	152.	10. —

Die erſten Auslagen haben daher die Einnahmen überſtiegen um . . . . . Pfd. Sterl. 1. 8. 10.

„Ich verbleibe ꝛc."

Aus dem Schreiben eines andern Anſiedlers bei Auckland, vom 19. Dec. 1844 und ebenfalls an den genannten Reiſenden gerichtet, iſt zu erſehen, daß der Anbau von 30 Acres mit Weizen gleich im erſten Jahre ſchon einen reinen Gewinn von 34 Pfd. Sterl. brachte.

Eben ſo vortheilhaft, wie der Ackerbau, ſtellt ſich aber auch, nach neueren Erfahrungen, die Viehzucht heraus. Denn Neuſeeland iſt keineswegs ſo arm an natürlichen Weiden, wie oberflächliche Beobachter anfangs behaupteten; und zudem hat ſchon das auf den Anſiedelungen der Miſſionäre gegebene Beiſpiel längſt das Gedeihen europäiſcher Viehheerden in dieſem Lande bewieſen. Das Vieh vermehrt ſich außerordentlich ſchnell, und der Abſatz iſt nicht nur bei den Coloniſten, ſondern auch bei den Eingeborenen jederzeit geſichert. Die Letzteren treiben gegenwärtig Viehzucht mit großer Vorliebe, und kaufen ſogar bereitwillig ſchöne Pferde; denn ſchon ſeit längerer

Zeit trifft man geübte Reiter unter ihnen an, obwohl ſie doch früher dergleichen Thiere gar nicht einmal kannten.

Die Wolle der in Neuſeeland gezogenen Schafe wird höher geſchätzt, als ſelbſt die auſtraliſche, und von einigen Ballen, die 1845 direkt nach England verſendet wurden, ward dort das Pfund mit 1 Sch. 6½ P. bezahlt, obgleich dieſe Wolle noch nicht einmal gereinigt war. An Futter für die Schafe und anderes Vieh iſt in Neuſeeland Ueberfluß; denn wenn auch das Gras von Natur nicht ſo häufig, wie z. B. in Neu-Südwales, ſich findet, ſo braucht man doch nur geeignete Strecken damit zu beſamen, um alsbald die trefflichſten Weiden zu erhalten. Aber ſelbſt hiervon abgeſehen, weiß man jetzt aus Erfahrung, daß das faſt überall üppig wuchernde Farrnkraut, nebſt anderen verwandten Pflanzenarten, ein äußerſt nahrhaftes Viehfutter abgibt, welches in einiger Hinſicht dem Graſe ſogar noch vorzuziehen iſt.

Auch ſcheint Neuſeeland für die Bienenzucht ſehr geeignet zu ſein und die Ausſicht darzubieten, daß mit der Zeit viel Honig und Wachs ausgeführt und großer Gewinn daraus gezogen werden könnte. Im Januar 1844 erhielt ein dortiger Anſiedler aus Sidney einen Bienenſtock, der bis zum 20. Dec. des nämlichen Jahres auf 12 Schwärme ſich vermehrt hatte und vor Ende der Jahreszeit noch eine größere Vermehrung verſprach. Alle dieſe Schwärme waren kräftig und die Körbe ſchnell mit Honig gefüllt. In einem andern Fall lieferte ein Bienenſtock in zehn Monaten 6 Schwärme, deren einer während dieſer Zeit wiederum ſchwärmte. In einem dritten Fall war es beinahe eben ſo; und wenn auch dies nur außerordentliche Fälle waren, ſo darf man doch dreiſt annehmen, daß jeder Stock im Laufe des Jahres wenigſtens ſiebenmal ſchwärmen wird. Die neuſeeländiſchen Feldblumen ſind ſehr nahrungsreich für die Bienen; ganz beſonders aber iſt dies bei den Blüthen der Flachspflanze und des Pohutukawa-Baums der Fall.

Die Hauptausfuhrartikel Neuſeelands ſind bisher Flachs, Nutzholz und Thran geweſen. Die Ausfuhr des letztgenannten Artikels hat zwar etwas abgenommen, weil den nach den neuſeeländiſchen Küſten kommenden Wallfiſchen zu ſehr nachgeſtellt worden iſt und dieſe ſelbſt ſich daher vermindert haben. Indeß iſt der Thran-Export noch immer nicht unbeträchtlich. Der Ausfuhr von Nutzholz nach Europa ſteht der Umſtand ſehr im Wege, daß die Fahrt dahin zu weit iſt, um einen erheblichen Gewinn abwerfen zu können. Den neuſeeländiſchen Flachs allein auszuführen, iſt ebenfalls nicht immer lohnend genug. Doch haben ſich in neuerer Zeit die Ausfuhrartikel überhaupt vermehrt und ſo die theilweiſe Verminderung derer, auf die man früher beſchränkt war, verſchmerzen laſſen. Unter ihnen nehmen die bereits oben erwähnten Mineralien den erſten Platz ein. So wurden ſchon 1843 ſechszig Tonnen (à 2000 Pfd.) Kupfer-Erz, die im Laufe von ſechs Wochen in den Gruben bei Auckland zu Tage gefördert waren, theils nach Sidney, theils nach England ausgeführt. Außerdem wurden beträchtliche Quantitäten Braunſtein verſchifft, und meiſt zu 7 Pfd. Sterl. die Tonne in England verkauft. Aehnliches gilt von Schwefel, Alaun und Salpeter. Sodann gibt es mehrere Holzarten, welche nicht blos feines Tiſchlerholz, ſondern auch treffliche Färbe- und Gerbeſtoffe liefern. Das der Ake (Dodonea spathulata) und des Towai (Leiosperum racemosum) kommt in der Farbe faſt dem Roſenholze gleich. Die gerbeſtoffhaltige Baumrinde eignet ſich ſchon aus dem Grunde zur Verſchiffung nach England, weil ſie, ſelbſt beim Ausfall eines reinen Gewinnes, doch immer die Frachtkoſten deckt. Endlich iſt auch viel Gummi, welches von dem Kauribaume gewonnen wird, nach Nordamerika ausgeführt worden, wo es zur Bereitung von Kopalfirniß verwendet wird, und theils mit 16, in einem Fall ſogar mit 47 Pfd. Sterl. die Tonne bezahlt worden iſt. — Der Handel zwiſchen Neuſeeland und dem Mutterlande iſt über-

Digitized by Google

haupt sehr im Zunehmen begriffen; und andere Nationen betheiligen sich gegenwärtig bedeutend dabei.

Wir wollen zum Schlusse noch eine nähere Beschreibung einzelner Küstenpunkte und der europäischen Hauptniederlassungen in Neuseeland geben.

Die Küste um das (bereits seiner geogr. Lage nach bezeichnete) Nordcap bietet dem Auge ein kühnes und romantisches ländliches Gemälde dar. Vor derselben zieht sich ein schmaler Landstreifen hin, der in einem Vorgebirge endigt, das die östliche Seite einer kleinen Bai umgibt, wogegen auf der westlichen das Land eine unbegrenzte Strecke des fruchtbarsten Bodens darbietet, welcher in anmuthiger Unebenheit blos hie und da zu kleinen Hügeln schwillt und selbst über den Strand hin bis an das Wasser mit beständigem Grün bedeckt ist. — Cap Maria van Diemen ist das äußerste nordwestliche Vorgebirge, liegt westlich und etwas über 6 M. vom Nordcap und ward von Tasman entdeckt und benannt. Nördlich und nicht sehr weit von ihm liegt die Gruppe der drei kleinen Königs-Inseln (von den Engländern **Three Kings** genannt), die einen äußerst malerischen Anblick gewähren, da sie von mehreren zackigen schroffen Felsen umgeben sind, hinter denen die mit einer schönen Vegetation bekleideten Eilande sich ausbreiten. Merkwürdig ist, daß auf ihnen der Tausendfuß in zahlloser Menge lebt, den man auf dem nur 3 M. entfernten Neuseeland selbst nicht antrifft. — Südöstlich vom Nordcap, und unter 35° 10′ 30″ S. Br. liegt Cap Brett, welches mit dem Vorgebirge Pococke die mehrerwähnte, bedeutende Inselbai in sich schließt, in welche der, durch seine reizenden Ufer sich auszeichnende Kauakauafluß mündet. Zwischen ihr und der Merkursbai liegt, an der schmalsten Stelle der Nordinsel die Colonialhauptstadt **Auckland**, wo der Gouverneur und der anglikanische Bischof von Neuseeland ihren Sitz haben, und welche gegenwärtig über 6000 Einwohner zählt. In der Böschung der Inselbai liegt die ziemlich große Insel Moturoa, der Mündung einer Bucht gegenüber, welche die Franzosen die Verrätherbai nennen, weil dort der Seefahrer Marion du Fresne mit einem Theil seiner Mannschaft erschlagen ward. Die Insel ist bewohnt und gut angebaut. — Zwischen der Inselbai und der Gegend des Edgecombe liegt, unter 36° 48′ S. Br. und ebenfalls an der Ostküste der Nordinsel, die Merkursbai, die daher ihren Namen hat, weil hier Cook den Durchgang des Merkurs vor der Sonne beobachtete. Weiter südlich ist die Plentybai, mit mehreren Eilanden angefüllt, darunter Court of Aldermen (36° 57′ S. Br.), Mayor, Flatt, White und Mowtohora. Nicht weit von der Plentybai erhebt sich der mehrerwähnte Edgecombe. — Vom Ostcap (unter 37° 43′ 15″ S. Br. und 178° 38′ 10″ O. von Greenwich) nimmt nun auf einmal die Ostküste der Nordinsel eine völlig südwestliche Richtung, bis sie mit Cap Palliser (unter 41° 37′ S. Br. und 175° 22′ O. von Greenwich) an der Cooksstraße endigt. Sie behält auch hier ihr

Digitized by Google

frisches schönes Ansehen, und hat im Hintergrunde das, mit seinen Gipfeln in Schnee gehüllte Hochgebirge, aus welchem zahlreiche Bäche und kleine Flüsse dem Ocean zueilen. Taonerva, eine Bai in Gestalt eines Hufeisens unter 38° 42′ S. Br., erhielt von Cook den Namen Poverty- oder Armuths-Bai, weil er hier, bei seiner ersten Landung auf Neuseeland, nichts weiter als Holz vorfand. — An der, bereits im Eingange der Beschreibung Neuseelands näher erwähnten Cooksstraße liegen die von der neuseeländischen Gesellschaft gegründeten Städte **Wellington** (Hptst. in diesem Theil Neuseelands, mit mancherlei gemeinnützigen Anstalten und Vergnügungslokalen, worunter sogar ein Theater, und 8000 E.), Neu-Plymouth (am Fuße des Egmont, mit 2500 E.) und Port Nicholson (mit 5000 E.). — Die zur mittlern Insel gehörige, tief eindringende Bai, Charlottensund genannt, am östlichen Eingange zur Cooksstraße, nimmt mehrere Flüsse auf und hat eine Menge Buchten, welche vortrefflichen Ankergrund und völlige Sicherheit vor allen Winden darbieten. An der Tasmanbai liegt Port Nelson, mit 2000 E. An der Ostküste der mittleren Insel ist besonders die ansehnliche Halbinsel Banks, unter 43° 52′ S. Br. und 173° O. von Greenwich, zu merken; sie hängt nur durch eine schmale Landenge mit dem Lande zusammen und ist reich bekleidet mit Vegetation. — Die, durch durch die Foveauxstraße von der mittlern Insel getrennte südliche, oder die Insel Stuart ist sehr bergig und hat außerdem schon vermöge ihrer südlicheren Lage eine rauhere Luft als die mittlere.

Die im Südwesten, Süden und Norden von Neuseeland gelegenen Inseln und Inselgruppen sind die folgenden:

Die **Chatham-Insel**, bei den Eingeborenen Warrekauri genannt, liegt unter 44° S. Br. und 176° W. von Greenwich, östlich und 90 bis 100 Meilen von Neuseeland, sowie westnordwestlich und etwa 1050 M. von Cap Horn oder Amerika's äußerster Südspitze. Sie ist südlich vom Aequator eben so weit entfernt, wie nördlich von demselben die französische Provence oder Oberitalien.

Der nördlichste Punkt der Insel ist Cap Young, unter 43° 46′ S. Br., und der südlichste Punkt ist das Südcap unter 44° 20′ S. Br.; demnach liegt die Mitte der Insel fast genau unter dem 44. Grade südl. Breite. Der östlichste Punkt ist Point Munnings oder Ragged Point, unter 175° 40′ W., und der westlichste Punkt ist Point Allison, unter 176° 31′ W. von Greenwich; also durchschneidet der oben angegebene Längengrad von 176° ebenfalls so ziemlich die Mitte. Die äußern Umrisse der Insel bieten die Gestalt eines ausgezackten Vierecks dar; die größte Ausdehnung von N. nach S. beträgt beinahe 8, und die von O. nach W. gegen 9 Meilen; die mittlere Breite beträgt jedoch nicht über 4 bis 5 Meilen. Dieffenbach, der 1840 auf der Chatham-Insel war, schätzt ihren Flächeninhalt auf 477 engl. Q. M. oder 305,280 Acres, also auf ungefähr 22 deutsche Q. M.; hiernach wäre sie etwas größer als das Fürstenthum Waldeck.

Das Klima wird als sehr angenehm und gesund geschildert. Dieffenbach war gerade in den Wintermonaten, d. h. Mai, Juni und Juli, dort, und das Thermometer stand in der ganzen Zeit nie unter 45° Fahrenheit oder 20° Réaumur, und andererseits

Digitized by Google

nie über 60° (oder 26⅔° Réaumur), — es herrschte also eine Wärme, wie bei uns in den Hundstagen. Dieffenbach war oft genöthigt, Nachts im Freien zu schlafen, nur in einen leichten Mantel gehüllt; und obgleich zuweilen des Morgens mit Thau bedeckt, verspürte er doch nie eine Unannehmlichkeit. Man darf bei der bezeichneten Wärme übrigens nicht vergessen, daß hier ein, durch die ungeheuren Wassermassen des Großen Oceans bedingtes Inselklima herrscht, welches stets frisch und mehr oder minder feucht ist, wodurch also die Hitze, selbst die des dortigen Sommers, erträglich gemacht wird. Uebrigens äußert sich die Feuchtigkeit mehr in nächtlichem Thau, seltener in Regen und nie in Nebel; so daß der tiefblaue Himmel auch während des Winters meist frei von Wolken ist. Die Temperatur-Veränderungen sind nicht so plötzlich und so häufig, wie auf Neuseeland, wo sie von dem Dasein hoher mit Schnee bedeckter Berge herrühren. An Regen fehlt es freilich nicht, aber es trocknet bald wieder ab; es wird durchaus keine anhaltende und verderbliche Nässe erzeugt, und periodische Regen kommen nie vor. Die herrschenden Winde sind Nordost und Südwest, aber weder heftig, noch plötzlichem Umschlagen unterworfen. Im Ganzen also ist das Klima für Europäer sehr angenehm und zuträglich.

Diese Beschaffenheit der Atmosphäre zeigt sich vorzüglich in ihrer Wirkung auf die Vegetation, welche sich zwar durch Mannigfaltigkeit der Pflanzengeschlechter, schöne Blumen oder großartige Waldbäume eben nicht auszeichnet, aber die nämliche eigenthümliche Frische hat, wie z. B. auf Neuseeland. Die Armuth an Pflanzengeschlechtern wird außerdem durch die große Anzahl Pflanzen von Einer Gattung aufgewogen. So wächst der neuseeländische Flachs (Phormium tenax) hier in ungeheurer Menge; und in sumpfigen Gegenden bedecken Monokotyledonen oder Binsen und verschiedene Grasarten, nebst Farrnkraut und einigen blühenden Pflanzen, den Boden auf eben so große Strecken, wie in Norddeutschland das Heidekraut. Dagegen hat die Familie der schönen und nützlichen Coniferae oder Fichten, wovon man auf Neuseeland ungefähr ein Dutzend verschiedener Gattungen antrifft, nur einen Repräsentanten auf der Chatham-Insel, und zwar einen niedrigen Strauch von einer Art Taxus mit purpurrothen Beeren. Von Farrnkräutern gibt es hier ungefähr 12 Arten, die sich auch auf Neuseeland finden. Unter den Waldbäumen ist besonders der, 40 bis 50 Fuß hohe und 1 bis 3 F. im Durchmesser haltende Karakkabaum zu merken, mit großen glänzenden Blättern und nußartigen Früchten, die mit einem gelben markigen Fleische bedeckt sind und wie Aprikosen schmecken. Die Nuß ist von der Größe einer Eichel, schmeckt säuerlich und soll, frisch genossen, gewaltsam auf das Nervensystem wirken und krampfartige Krankheiten erzeugen. Aber gekocht und eine Zeit lang in fließendem Wasser ausgewässert, wird sie von den Eingeborenen in großer Menge genossen, und bildet gewöhnlich einen Theil ihres Reiseproviants. Der Geschmack der also bereiteten Nüsse ist dem von geronnener Milch ähnlich. Das Holz des Baumes ist leicht und schwammig, man kann aber Dielen daraus schneiden und es sonst zu jedem häuslichen Gebrauche benützen. Die Eingeborenen verfertigen ihre Canots aus diesem Holze. Ein anderer, nicht so häufiger Baum, der von den Eingeborenen Kalamu genannt wird, hat ein gelbes wohlriechendes Holz, welches eine gute Politur annimmt und zu Kunsttischlerarbeiten sich eignen würde. Ganz anders als in Neuseland, wo der Boden fast überall mit Wald bedeckt ist, findet man auf der Chatham-Insel weite freie Fluren, die theils mit schönem Grase, theils mit lilienartigen Pflanzen bedeckt sind, deren Blätter von den Ziegen sehr gerne gefressen werden. Dieffenbach zweifelt daher auch nicht im Geringsten an dem Gedeihen einer geregelten Rindvieh- und Schafzucht, zumal künstliche Wiesen oder Weiden in europäischer Art leicht hergestellt werden könnten. Zum Ackerbau eignet sich der Boden vortrefflich. Die Eingeborenen bauen jedoch von

Digitized by Google

Erdfrüchten zur Zeit nur Kartoffeln (wahrſcheinlich von Wallfiſchfängern hierher gebracht) an; außerdem auch, wie es ſcheint, Bataten.

An einheimiſchen vierfüßigen Thieren iſt die Inſel ſo arm, daß es zweifelhaft iſt, ob ſie deren überhaupt je gehabt hat. Indeß ſind Ziegen und Schweine ſchon vor längerer Zeit hierher verſetzt worden (ebenfalls durch Wallfiſchfänger, wie ſich nach Allem ſchließen läßt), und ſie ſind jetzt in ziemlicher Menge vorhanden, obwohl meiſt verwildert. Dagegen findet man mancherlei Vögel, als: ſchwarze ſog. See-Elſtern mit rothen Schnäbeln, ſchwarz und weißgefleckte Brachvögel, große Holztauben, zahlreiche Arten von Enten, kleinen Sandlerchen und Sandpfeifern u. ſ. w. An Fiſchen ſind die Gewäſſer ſehr reich. — Von Mineralien ſind bis jetzt nur Torflager entdeckt worden; aber grade ſie dürften in Zukunft einen reichlichen Erſatz für das, nach Verhältniß etwas ſpärlich vorhandene Brennholz liefern; denn dieſer Torf iſt zur Feuerung ganz vorzüglich geeignet.

Bewohnt iſt die Inſel offenbar ſchon von langer Zeit her, und zwar von Auſtral-Indiern (ſ. Kap. 4. Abſchn. I.), die in vielen Stücken den Neuſeeländern gleichen, jedoch eine dunklere Hautfarbe haben. Sie ſind im Allgemeinen von mittlerer Statur und gut gewachſen, zum Theil ſtark gebaut und muskulös; ihre Geſichtszüge haben nicht das Ausdrucksvolle wie bei den meiſten Neuſeeländern, indeß auch nichts Zurückſtoßendes; nur die Zähne ſind im Ganzen ſchlecht. Die Geſichts- und Körperfarbe iſt dunkelbraun, das Haar ſchwarz und ſchlicht, und wird zum Theil ſehr lang getragen, oder auf dem Scheitel knotenförmig aufgebunden und mit Federn geſchmückt. Auch in den Ohren werden ähnliche Zierrathen getragen. Das Tättowiren iſt bei den Eingeborenen der Chatham-Inſel nicht gebräuchlich; die Kleidung beſteht, wie bei den Neuſeeländern, in einem mattenartigen Gewande, aus einheimiſchem Flachs verfertigt; nackt gehen wenige. Viele Männer rupfen die Barthaare aus, ſobald ſie ſich zeigen. Im Allgemeinen ſcheinen die Eingeborenen ein munteres, aufgewecktes Temperament zu haben; gegen die erſten Entdecker der Inſel benahmen ſie ſich jedoch feindlich.

Die Chatham-Inſel wurde nämlich 1791 entdeckt und benannt nach dem „Chatham“ (oder vielmehr zu Ehren des Grafen Chatham oder Pitt), einer engliſchen Kutterbrigg, welche die Fregatte „Discovery“ auf Vancouvers Entdeckungsreiſe im Großen Ocean begleitete. Ein Sturm hatte beide Fahrzeuge getrennt, und ſo wurde die Inſel am 29. Nov. 1791 zufällig aufgefunden durch die Kutterbrigg, deren Commandeur Broughton noch den nämlichen Tag landete und im Namen der brittiſchen Krone durch Umkehrung eines Raſens und Aufziehung der brittiſchen Flagge Beſitz ergriff. Die Engländer gewahrten einige Eingeborene, gingen ihnen entgegen und begrüßten ſie nach neuſeeländiſcher Weiſe durch Berührung der Naſenſpitzen. Die Eingeborenen ließen ſich dies gefallen, nahmen auch die ihnen geſchenkten Flitterſachen an, ſchienen aber nicht den geringſten Begriff von Tauſch oder der Verpflichtung zu Gegengeſchenken zu haben, und nur einer von ihnen gab endlich den Engländern einen Speer von roher Arbeit. Als man ihm hierauf für die Seebärenhaut, mit der er bekleidet war, einige Taſchenſpiegel bot, ergötzte er ſich an dem Bilde ſeines Geſichts, welches er darin erblickte, ſo ſehr, daß er, wahrſcheinlich aus Beſorgniß, die Spiegel möchten ihm wieder genommen werden, ſpornſtreichs mit ihnen davon lief. Als Broughton eine Flinte abfeuerte, um zu ſehen, welchen Eindruck dies auf die Eingeborenen machen würde, ſchienen ſie über den Knall ſehr erſchrocken und zogen ſich zurück, bis auf einen alten Mann, der nicht nur ſtehen blieb, ſondern auch ſogar eine drohende Stellung annahm. Man entdeckte, daß er, außer ſeinem Speer, auch Steine bei ſich führte, die er, mit einem Stück Matte umwickelt, in der Hand trug. Später zeigte ſich, daß die Eingeborenen feindliche Abſichten im Schilde führten; ſie gingen endlich auch zu Thätlich-

Digitized by Google

keiten über, schlugen einen Offizier mit Knitteln und trieben zwei Matrosen in's Wasser, so daß den Engländern zuletzt nichts Anderes übrig blieb, als Feuer zu geben, wodurch mehrere Eingeborene verwundet wurden und einer getödtet ward. Die Insulaner ergriffen die Flucht und ließen sich nicht wieder blicken. Die hier befindliche Bai (an der Nordküste und nicht weit von Point Munnings), wo auch die Brigg vor Anker lag, wurde aus Anlaß dieses Handgemenges die Scharmützelbai genannt. Noch den nämlichen Tag ging der „Chatham" wieder unter Segel.

Die brittische Regierung gab der Besitznahme nicht weiter Folge, und überhaupt blieb die Chatham-Insel ganz unbeachtet, bis die an ihrer Küste so zahlreichen Wallfische und Robben in neuerer Zeit mehrere europäische und nordamerikanische Wallfischfänger herbeizogen, wodurch die Insel bald zu allgemeinerer Kenntniß kam. Bei der Nähe von Neuseeland wurde auch die neuseeländische Gesellschaft (s. oben unter Neuseeland) auf sie aufmerksam und faßte endlich den Entschluß, die Insel den Eingeborenen förmlich abzukaufen und dann zu colonisiren. Zu diesem Ende begab sich ein Bevollmächtigter der Gesellschaft, Hr. Hanson, auf ihrem Schiffe „Cuba" und in Begleitung des Naturforschers Dr. Dieffenbach und des Zeichners, Hrn. Heaphy, im Mai 1840 nach der Insel, wo damals die beiden Stämme der Eingeborenen, die Nati-motungo und die Nati-tomma, einander bekriegten, und der letztgenannte Stamm von dem erstern in einem Pah oder befestigten Dorfe belagert wurde. Eine rechtmäßige Ursache zum Kriege war gar nicht vorhanden, sondern die Nati-motungo hatten nichts Geringeres im Sinne, als den andern Stamm gänzlich auszurotten, um dann allein über die Insel verfügen und den Kaufpreis ausschließlich sich zueignen zu können. Denn sie hatten von dem beabsichtigten Kaufe schon vor längerer Zeit Kunde erhalten, wußten um die Ländereikäufe der Europäer in Neuseeland, und waren mit dem Werthe europäischer Waffen und anderer Gegenstände längst vertraut gemacht durch nordamerikanische und englische Wallfisch- und Seehundsfänger, von denen mehrere sich dort förmlich niedergelassen hatten. Während der Anwesenheit des Hrn. Hanson kamen 5 Schiffe, die sich mit dem Wallfischfang beschäftigten, nach einer geräumigen Bai an der Westküste, wo auch die „Cuba" zuerst vor Anker ging und welche von Hanson Port Wakefield, dagegen ein anderer, etwas nördlicher gelegener natürlicher Hafen Port Hutt genannt wurde. Hr. Hanson verständigte sich mit beiden Stämmen der Eingeborenen, sicherte der schwächern Partei nachdrücklichen Schutz zu, brachte ohne große Schwierigkeit den Kauf zu Stande; es wurden förmliche Kaufbriefe in neuseeländischer Art ausgefertigt, und hierdurch traten die Eingeborenen die Chatham-Insel (mit Ausnahme von etwa 50,000 Acres, die sie sich reservirten, um darauf zu wohnen), nebst zwei kleineren benachbarten Inseln *), an die neuseeländische Gesellschaft ab. Von den oben erwähnten 305,280 Acres, die auf die Chatham-Insel gerechnet werden, kommen übrigens etwa 57,600 auf einen großen und mehrere andere Landseen; das zur Colonisation bestimmte Land würde also, nach Abzug des von den Eingeborenen reservirten, ungefähr 200,000 Acres betragen. Auf die größere der beiden Neben-Inseln rechnet Hanson 60 bis 70 Acres nutzbaren Landes, und auf die kleinere

*) Beide liegen in südöstlicher Richtung und respective 3 und 6 Meilen von der Chatham-Insel. Die nächste und größte wird die Pitts-Insel (bei den Eingeborenen Rangihaude), die entferntere und kleinere die Südost- oder Cornwallis-Insel (bei den Eingeborenen Rangaura) genannt. Beide sind bewohnt, wenigstens die letztere. Weil alle drei gewissermaßen eine Gruppe bilden, so sagt man auch wohl die Chatham-Inseln, oder auch die Broughton-Gruppe.

Digitized by Google

15,000 Acres. Die Eingeborenen erhielten für diese Abtretung eine Anzahl Doppelflinten und einen großen Haufen von allerhand europäischen Waaren. Es ist der neuseeländischen Gesellschaft wohl weniger darum zu thun gewesen, die Chatham-Insel selbst unter Cultur bringen zu lassen, als vielmehr einen erklecklichen Gewinn bei dem Kaufsgeschäfte zu machen. Denn gegen Ende des Jahres 1841 enthielten deutsche öffentliche Blätter folgende Nachricht: „Durch eine am 12. Sept. 1841 (zu Hamburg) geschlossene, vorläufige Uebereinkunft, deren Ratificationen vor dem 12. März 1842 auszutauschen sind, hat die neuseeländische Gesellschaft zu London einer in Deutschland zu bildenden Colonisations-Gesellschaft die von ihr den Eingeborenen abgekaufte Gruppe der Chatham-Inseln unter der Bedingung abgetreten, daß der zehnte Theil der 10,000 Pfd. Sterl. betragenden Kaufsumme innerhalb zweier Monate nach dem Ratifications-Austausche und 9 Zehntheile in Jahresfrist nach Ueberlieferung des rechtlichen Besitzes ausgezahlt werden. Das Depositum würde verfallen, wenn zwei Jahre nach dem Ratifications-Austausche kein, binnen Jahresfrist nach denselben abzusendender Agent mit der Befugniß, die Inseln in Besitz zu nehmen, auf denselben erscheinen sollte. Die neuseeländische Gesellschaft verspricht der Uebersiedelung deutscher Auswanderer, von denen jedoch Verbrecher ausdrücklich ausgeschlossen sind, jeden in ihren Kräften stehenden Vorschub zu leisten, sofern daraus für sie keine Kosten erwachsen. Es sind Verhandlungen angeknüpft, welche der Hoffnung Raum lassen, daß einer Proclamation der Souveränität eines oder mehrerer deutscher Staaten über diese Inselgruppe kein Hinderniß im Wege stehe". An sich war eben nichts Chimärisches in diesem Projekt: 10,000 Pfd. Sterl. oder zwischen 60 und 70,000 Thaler für eine Inselgruppe mit einem Gesammtflächeninhalt wie die beiden Lippeschen oder die beiden Schwarzburgischen Fürstenthümer, ist kein zu hoher Preis; dazu eine gewisse Garantie auf Seiten der neuseeländischen Gesellschaft, welche doch wenigstens eine indirekte Anerkennung von Seiten der brittischen Regierung und des Parlamentes erhalten hatte; endlich auf den Inseln selbst ein für Deutsche höchst angemessenes Klima, ein Boden, der mit einigem Fleiß nur angebaut zu werden braucht, um einen reichen Ertrag an Gewinn tragenden Naturerzeugnissen zu liefern. Nur der Umstand erschwerte die Ausführung des Unternehmens, daß in Deutschland noch erst eine Colonisations-Gesellschaft auf Aktien (à 100 Thlr. Gold) gegründet werden sollte, oder vielmehr gegründet werden mußte, damit die von deutscher Seite der neuseeländischen Gesellschaft gegenüber eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllt werden konnten. Den Kauf-Contract mit der Gesellschaft hatten achtbare Privatpersonen in Hamburg vorläufig abgeschlossen, und diese waren es denn auch, welche einen Aufruf zur Bildung der erwähnten Aktien-Gesellschaft erließen. Aber der ursprüngliche Plan kam nicht zur Ausführung. — Zu bemerken ist noch, daß der Goßnersche (Berliner) Missionsverein mehrere Missionäre auf der Chatam-Insel unterhält.

Die **Bounty-Inseln** liegen südsüdwestwärts und etwa 60 Meilen von der Chatham-Insel, unter 47° 35′ S. Br. und 179° 6′ O. von Greenwich; sie wurden 1788 von Bligh entdeckt und nach seinem Schiffe „Bounty" benannt. Sie bilden eine Gruppe von 13 Eilanden, die ziemlich hoch, felsig und wasserarm, dagegen um so reicher an Pelzrobben oder Seehunden sind, von denen hier vor längerer Zeit 14 Mann binnen fünf Monaten 8000 Stück erlegten. Das westlichste ist das größte dieser Eilande.

Südlich und etwas über 30 Meilen von der Bounty-Gruppe liegt eine kleine Insel unter 49° 49′ 30″ S. Br. und beinahe unter 180° Ost oder West von Greenwich; sie ist daher von ihrem Entdecker, dem brittischen Seefahrer Waterhouse, der sie

Digitized by Google

im J. 1800 auffand, **Antipoden-Insel** oder Penantipoden-Island genannt, weil sie dem Meridian-Anfangspunkte Greenwich oder auch London antipodisch grade entgegengesetzt liegt. Denn London und Greenwich liegen nur ein Geringes entfernter vom Aequator auf dessen Nordseite, wie die Antipoden-Insel auf dessen Südseite; und dazu machen 180 Längengrade den halben Erdkreis aus.

Südwestwärts von der vorigen liegt, unter 52° 36′ S. Br. und 170° O. von Greenwich, das Eiland **Campbell**, 1810 entdeckt und wahrscheinlich das nämliche, welches auf älteren Karten Bristol heißt.

Die **Aucklands-Inseln** liegen südlich und ungefähr 50 Meilen von Neuseeland, wurden 1806 von dem brittischen Wallfischjäger Capt. Bristow entdeckt, und bilden eine Gruppe von 4 größern und 3 kleinern Inseln. Die größte führt insbesondere den Namen Auckland, liegt unter 50° 35′ S. Br. und 166° 33′ O. von Greenwich, ist 6 M. lang und sehr bergig, und hat eine kleine Niederlassung für Wallfischfänger an einer, Sarahbusen genannten, sichern Bai, wo man Trinkwasser, Geflügel und Fische im Ueberflusse findet; am Südende der Insel liegt das Vorgebirge Bennet. Eine andere der größern Inseln wird Enderby genannt, hat 4 Meilen im Umfange und ist durch einen, etwas über 1 M. breiten Kanal von Auckland getrennt. Die dritte wird Disappointment, und die vierte Adams genannt. Bewohnt fand man diese Inseln nicht.

Südwestlich und ungefähr 80 Meilen von den Aucklands-Inseln liegt die Gruppe der **Macquarie-Inseln**, die südlichste aller bis jetzt entdeckten Gruppen des Erdtheils Australien. Die Hauptinsel Macquarie liegt in der Mitte, unter 54° 19′ S. Br. und 159° O. von Greenwich, hat beinahe 23 M. im Umfange und ist gebirgig, rauh und unbewohnt, aber reich an Robben, deren im J. 1811, wo die Insel von dem Spanier Monteverde entdeckt ward, an 9000 geschlagen wurden. Im J. 1820 wurde sie von dem russ. Seefahrer Bellinghausen, und 1822 von dem Britten Langdon näher untersucht. Außer dieser Insel gehören 4 kleinere (darunter Judge and Clerk und Bishop and Clerk) zu dieser Gruppe.

Die Gruppe oder der Archipel **Kermandec**, 1793 von dem französischen Seefahrer d'Entrecasteaux entdeckt oder wieder aufgefunden und zum Theil bewohnt, liegt nordöstlich und etwas über 100 Meilen von Neuseeland, fast unter gleicher Breite wie die Norfolk-Insel (s. Kap. 2, Abschn. II.) und von dieser östlich und ungefähr 180 M. entfernt gelegen. Die Gruppe besteht aus einer größern und mehreren kleinern Inseln. Die Hauptinsel **Raoul** (bei den Britten Sunday-Island, bei la Billadière La Recherche) liegt unter 29° 12′ S. Br. und 178° 13′ W. von Greenwich, ist von dreieckiger Gestalt, gebirgig und bewohnt; sie hat übrigens nur 2½ M. im Umfange. Etwas südlich liegt die kleinere und ebenfalls bewohnte Insel Curtis, und daneben im W. das Eiland Macaulay, unter 30° 8′ S. Br. und 179° W. von Greenwich. Rocher de l'Esperance, nicht weit davon liegend, ist ein nackter Felsen. Die 3 letztgenannten Eilande waren schon vor d'Entrecasteaux von dem Britten Watts 1788 entdeckt worden. **Vasquez** oder Vasqueux, die nördlichste Insel des Kermandec-Archipels, liegt ganz isolirt,

Digitized by Google

unter 25° 40′ S. Br. und 174° 56′ W. von Greenwich, hat in der Richtung von N. nach S. eine Ausdehnung von 2½ M., iſt von Korallenriffen umgeben und ſchon 1781 von Maurelle entdeckt worden.

Drittes Kapitel.

Neu-Guinea.

Dieſe zwiſchen dem Aequator und 10° S. Br., an der Nordſeite des auſtraliſchen Feſtlandes liegende und durch die Torresſtraße (ſ. Abſchn. II., Kap. 1.) davon getrennte Inſel, die größte Auſtraliens, hat einen Flächeninhalt von 10,800 (nach anderen Berechnungen 13,000) Q. M. und wetteifert in dieſer Hinſicht mit Frankreich oder ſelbſt mit Deutſchland. Sie iſt nur etwa 20 Meilen von der öſtlichſten Gruppe der Molucken entfernt und im Oſten durch die, etwa 15 M. breite Dampiers-Straße von Neu-Britannien getrennt.

Das Daſein Neu-Guinea's iſt den Europäern ſchon ſeit beinahe vierthalb Jahrhunderten bekannt, aber ſein Inneres iſt bis jetzt noch eben ſo wenig erforſcht, wie das des auſtraliſchen Feſtlandes. Wahrſcheinlich waren ſogar ſchon im Mittelalter die Araber auf ihren Reiſen nach den Gewürzinſeln an die weſtlichen Küſten Neu-Guinea's gekommen, ehe die Portugieſen Antonio Abreu und Francisco Serrano 1511 dieſes Land ſahen. Mit mehr Sicherheit wird G. de Meneſes als eigentlicher Entdecker (1526) genannt. Ausgeſandt von dem Vicekönige von Goa, Lopez de Sampajo, um einen Aufruhr auf den Molucken zu dämpfen und dann die Regierung von Ternate zu übernehmen, wurde Meneſes auf der Reiſe durch Strömungen und Stürme nach der neuguineiſchen Küſte verſchlagen, und blieb dort bis zum nächſten Monſoonwechſel, wie die Geſchichtſchreiber behaupten, ohne jedoch den Ort jener Küſte näher bezeichnen zu können. Die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber dagegen nehmen die Ehre der Entdeckung für einen Landsmann, Alvaro de Saavedra, in Anſpruch, einen Verwandten des Ferdinand Cortez, der auf der Fahrt von Tidor nach der amerikaniſchen Weſtküſte im Jahre 1527 an einigen Inſeln (Islas Buenas) vor Anker ging, die wahrſcheinlich am nördlichen Ende von Neu-Guinea zu ſuchen ſind. Er nannte den weſtlichen Theil der Hauptinſel Papua oder das Land der Papuas, und den öſtlichen die Goldinſel. Indeß ſind die Berichte über dieſe erſten Reiſen ſehr mangelhaft. Im folgenden Jahre 1528 erblickte das Land Antonio Urdanetta, und im Jahre 1545 Yingo Ortiz de Rey, der ihm zuerſt wegen der negerartigen Haare der Eingeborenen den Namen Neu-Guinea gab. Dieſer letztere Seefahrer ſegelte ungefähr 170 Meilen längs der Nordküſte des Landes hin, ankerte in mehreren Häfen und nahm friſches Waſſer und Holz ein. Ein

Digitized by Google

ihn begleitender Seemann Bernardo de la Torre beſchreibt, nach Gaetano's Nachrichten, die Einwohner als Neger mit kurzen Haaren, und als ſehr thätige Menſchen, welche Pfeile und vergiftete Speere geführt hätten. Daß in der Mitte des 16. Jahrhunderts Neu-Guinea's Daſein ſchon bekannt geweſen, beweiſ't eine alte ſpaniſche Seekarte von 1558, in der zwar nicht ſein Name, aber doch ſeine Umriſſe verzeichnet ſtehen. Auch Mendaña, der 1567 das ſtille Meer befuhr, hatte bereits Kunde von dieſer Inſel und kannte auch ihren Namen, obwohl er nicht ſelbſt da war. Als ſein Schiff, erzählt er, zwiſchen dem 2. und 4. ſüdlichen Breitengrade geſegelt, habe er Palmblätter und angebranntes Holz treibend gefunden, wovon er vermuthet, daß es von Neu-Guinea gekommen ſei.

Louis Vaez de Torres ſah Neu-Guinea's Küſten, als er 1606 durch die Torresſtraße ſegelte; indeß verheimlichten die Spanier das Daſein dieſer Meerenge, und die Holländer, die damals anfingen, die Oberherrſchaft in jenen Gewäſſern zu behaupten, glaubten noch immer, daß Neu-Guinea mit dem ſüdlichen (auſtraliſchen) Continente zuſammenhange und einen Theil desſelben bilde. Schouten und le Maire beſuchten ſeine Küſte 1646 und brachten den Namen Neu-Guinea wieder auf, der nun allmälig allgemein wurde. Abel Tasman war der erſte Holländer, der 1644 die Torresſtraße durchfuhr und die Trennung Neu-Guinea's von Neuholland dadurch genügend darthat. Ihm folgten die Holländer Vink 1663 und Keyts 1678, welche wahrſcheinlich die nordweſtliche Halbinſel und die Südweſtküſte beſuchten, auf welcher Keyts ein Reich Omur fand, auch verſchiedene Ortſchaften ſah, aber von den Eingeborenen plötzlich überfallen und feindlich behandelt wurde. Dampier befuhr die Gewäſſer Neu-Guinea's 1699, landete aber dort nirgends; Wilh. Funnel ſah 1705 ebenfalls die Küſte nur aus der Ferne: ſie ſchien ihm gebirgig, ſchwarz und felſig zu ſein; auch entdeckte er einige zunächſt gelegene Eilande, deren Einwohner ſich kriegeriſch und feindlich bezeigten. Um dieſe Zeit ſcheinen die Holländer ſchon Sklaven aus Neu-Guinea gezogen zu haben. Roggeween ſegelte 1722 die Nordküſte entlang und legte an den nächſten Eilanden an, deren Einwohner krauſes Haar hatten; Carteret durchfuhr 1767 die Meerenge, welche Neu-Britannien von Neu-Guinea ſcheidet und jetzt die Dampiersſtraße genannt wird, die er aber den Georgskanal nannte; Bougainville nahm 1768 den nämlichen Weg, und Cook ſah 1770 auf ſeiner erſten Reiſe die ſüdlichen Küſten. Sonnerat war 1771 auf Jobie, einer der nordöſtlichen Inſeln bei Neu-Guinea, ſah zwar das Land ſelbſt nicht, theilt aber einige Nachrichten von deſſen Naturprodukten mit. Horreſt war der erſte Seefahrer, der 1774 einige Punkte der Nordküſte betrat, und dem man bis in die neuere Zeit faſt alles zu danken hatte, was man von den Einwohnern und dem Lande ſelbſt wußte. Am genaueſten ſcheint im vorigen Jahrhundert der Britte Mac Cluer die Küſten aufgenommen zu haben, da er

Digitized by Google

ſich vom 16. Juli an bis Ende September und dann vom 24. October bis 21. December 1791 an denſelben aufhielt; allein dieſer Seefahrer ſtarb 1795, und das Reſultat ſeiner Aufnahme ſcheint in dem Admiralitätsarchive von Calcutta begraben und vergeſſen zu ſein: wenigſtens iſt nichts davon zur öffentlichen Kunde gebracht worden. D'Entrecaſteaux ſah 1793 die, Neu-Britannien zugewandte äußerſte Südoſtküſte aus der Ferne, ſtieg aber nicht ſelbſt an's Land; und Freycinet war 1818 blos auf der neuguineiſchen Inſel Waigiu, ohne die Hauptinſel zu betreten. Duperrey und Dumont d'Urville lieferten zuerſt einige ausführlichere Berichte über Neu-Guinea in ihren Reiſebeſchreibungen aus den Jahren 1822—29.

Die Weſt- und Südküſte Neu-Guinea's kennen zu lernen und in den Karten mit Zuverläſſigkeit verzeichnet zu ſehen, lag im Intereſſe ſowohl der Britten wie der Holländer, ſeit Letztere in Indien wieder zum Beſitz gelangt waren. Einzelne Kauffahrer, welche Zufall oder Noth nach Neu-Guinea geführt, hatten faſt immer eine ſo feindliche Begegnung erfahren, daß es wünſchenswerth ſchien, entweder dort feſten Fuß durch Colonieen zu faſſen oder Verträge mit den Eingeborenen zu ſchließen. Andererſeits nahm der Verkehr mit dem raſch emporblühenden Neu-Südwales und mit Indien in ſolchem Verhältniſſe zu, daß die Unterſuchung des geradeſten Weges von Wichtigkeit wurde. Die niederländiſche Colonialregierung auf Java, überzeugt, daß nur mittelſt bleibender Anſiedlungen Einfluß auf die wilden Bewohner des produktenreichen Neu-Guinea's zu erlangen ſei, ſandte ſchon 1826 die Cutterbrigg Dourga unter dem Befehl des Lieutenants Kolff nach dieſer Inſel, um eine paſſende Stelle für künftige Niederlaſſungen zu ſuchen, und die Stimmung der Eingeborenen zu erforſchen. Kolff ſteuerte von Amboina nach der Südweſtküſte von Neu-Guinea, und ſeine Berichte müſſen nicht ungünſtig gelautet haben; denn auf Befehl der Colonialregierung wurden 1828 wieder zwei Kriegsfahrzeuge nach Neu-Guinea geſchickt, und zwar mit dem nöthigen Perſonal und einer kleinen Garniſon zu einer neuen Anſiedlung. Nach manchen vergeblichen Bemühungen glückte endlich die Entdeckung eines zur Niederlaſſung geeigneten Platzes. Neu-Guinea ſendet im W. eine, 80 M. lange, Anfangs ſchmale, aber weiterhin 30 M. breite Halbinſel nach den Molucken zu hinaus, und an der Südweſtſeite dieſer Halbinſel, zwiſchen den Vorgebirgen einer hohen und maleriſchen Küſte fand man die Mündung einer tiefen und dabei ſehr geräumigen Bai (ſeitdem die Tritonbai genannt), legte dort, unter 3° 42′ S. Br. und 134° 15′ 4″ O. von Greenwich, eine Befeſtigung an, und gab dieſer, zu Ehren des Gouverneurs von Niederl. Indien, Du Bus de Giſignies, den Namen Fort Dubus. Seit dieſer Zeit gingen jährlich ein- oder mehrmals die in den Gewäſſern der Molucken ſtationirten niederländiſchen Kriegsfahrzeuge nach der neuguineiſchen Weſtküſte ab, um ſowohl der Garniſon des Forts Dubus ihre Bedürfniſſe, zumal Reis zuzu-

Digitized by Google

führen, der dort noch ganz unbekannt ist, als auch um die trigonometrische Aufnahme der Küsten fortzusetzen, soweit Zeit und Umstände es gestatteten. Bedeutend sind die Entdeckungen, welche 1835 die Seelieutenants Langenberg-Kool und Bansen als Befehlshaber der Kriegsschooner Postillon und Sirene an der Südwestküste von Neu-Guinea machten. Schon 1826 hatte der Lieutenant Kolff in dem Winkel, den eine, mit dem Falschen Cap (niederländ. Valsche Hoek unter 8° 23′ S. Br. und 137° 35′ O. von Greenwich) endigende Halbinsel mit dem neuguineischen Hauptlande macht, eine weite Oeffnung entdeckt, die ihm eine Flußmündung zu sein schien und von ihm den Namen Dourgafluß erhielt. Die Marinelieutenants Langenberg-Kool und Bansen segelten nun gerade nach der Mündung des sog. Dourgaflusses, erreichten diese am 26. April 1835, drangen durch dieselbe in südöstlicher Richtung vor, und sahen sich am 9. Mai plötzlich wieder im offenen Meere. Diese tiefe und gefahrlose Meerenge erhielt nach der niederländischen Prinzessin Mariane den Namen Marianenstraße, und die bisher als Halbinsel betrachtete und mit dem Falschen Cap endigende Insel ward nunmehr (zu Ehren des als Seemann erzogenen Enkels des damals regierenden Königs) Friedrich Heinrichs-Insel genannt.

Im Jahre 1842 besuchte der, mit der geogr. Aufnahme der Inseln und Küstenpunkte vom nördlichen Theil des australischen Festlandes beauftragte englische Flottencapitän Blackwood, Befehlshaber der Kriegsfahrzeuge Fly und Bramble, bei dieser Gelegenheit auch die Südküste Neu-Guinea's und äußert sich darüber folgendermaßen: „An der neuguineischen Küste fanden wir ein schönes Flußdelta und eine zahlreiche Bevölkerung, überhaupt alle Anzeichen eines reichen und fruchtbaren Landes. Die Eingeborenen fanden wir freilich sehr feindselig gesinnt; aber man muß bedenken, daß wir die ersten Europäer waren, die sie je gesehen hatten, und ich zweifelte keineswegs, daß sie bei genauerer Bekanntschaft und nach gewonnener Ueberzeugung von der Macht der Europäer, leicht zu beschwichtigen sein würden. Der Bau ihrer Canots und Wohnung, ihre Waffen und die Art und Weise, wie sie den Boden cultivirt haben, zeugen von vieler Einsicht und Geschicklichkeit, und ich halte es für wahrscheinlich, daß mit diesem, noch so wenig gekannten Volke und Lande ein vortheilhafter Handelsverkehr betrieben werden könnte."

Ein anderer brittischer Seeoffizier, Capt. Stanley, welcher längere Zeit in der Colonie Nord-Australien stationirt war und während dieser Zeit bisweilen nach Timor kam, theilt im Nautical Magazine vom Decbr. 1845 nachstehende Notizen in Betreff Neu-Guinea's mit: „Während unseres Aufenthaltes in Kupang (auf Timor) kam ich mit dem Arzt der niederländischen Ansiedlung an der Tritonbai (s. oben) zusammen. Was er mir darüber mittheilte, lautete eben nicht sehr erfreulich. Die niederländischen Ansiedler, sagte er, dürften sich kaum aus dem Fort hinauswagen, wegen der feindlichen Gesinnungen der Eingeborenen, welche nicht nur Bogen und Pfeile, sondern auch Flinten haben, womit sie vortrefflich umzugehen und gut zu treffen wissen. Ihre Feuerwaffen tauschen sie gegen Paradiesvögel, Schildpatt und indianische Vogelnester ein von Schiffen aus dem Indischen Archipel, namentlich von den nahen Arru-Inseln. Sobald ein Schiff nach der Küste kommt, eilen sie, des Tauschhandels wegen, sogleich aus dem Innern herbei; jedoch kann man sich mit ihnen nur durch einen Dolmetscher

Digitized by Google

verſtändigen. Außerdem muß man ſich, bei ihrer großen Hinterliſt, mit ihnen ſehr in Acht nehmen. Meſſer, beſonders mit blau angelaufener Klinge, und Baumwollzeuge ſind ſehr in Nachfrage. Gegen eine feſte Niederlaſſung von Europäern im Lande bezeigen ſie entſchiedenen Widerwillen, vielleicht gerade weil ſie die Ueberlegenheit der Europäer kennen. Indeß ſind die Eingeborenen an der Geelvinks- oder Großen Bai (einer tief eindringenden Meeresbucht an der Nordoſtküſte), wo es, beiläufig bemerkt, viele Muskatnüſſe gibt, beſſer geſinnt."

Die Küſten Neu-Guinea's ſind von ſehr verſchiedenartigem Anſehen. Der nördlichere Theil des Landes zeigt ſich hoch und mit vereinzelten Felſen umringt, die nur hie und da mit ſchmalen Landſtrecken wechſeln, zumal zwiſchen den ſehr zahlreichen kleineren und größeren Buchten, bisweilen aber in der Geſtalt ungetrennter und ſchroffer Wände unmittelbar aus dem Meere emporſtreben. Folgt man der Küſte von dort nach Südoſten, ſo bemerkt man deutlich, wie das Gebirge ſich immer mehr zurückzieht und ein weites, ebenes Küſtenland ſich ausdehnt, welches, mit undurchdringlichen Wäldern überzogen, bis an die Torresſtraße daſſelbe Anſehen unverändert behauptet. Im ſüdlichen Theil der Inſel vermag man, ſo weit das Auge reicht, auch nicht die geringſte Unebenheit des Bodens zu entdecken. Im Mittelpunkte der Inſel dagegen erhebt ſich ſtolz eine Bergkette, deren äußerſte Gipfel vielleicht die Grenze des ewigen Schnee's erreichen. Längs der Weſtküſte hinſegelnd, hat man Zweige dieſer Gebirgskette wahrgenommen, von denen einer hinter dem andern emporſteigt in den mannigfaltigſten und maleriſchſten Formen, und die mit unermeßlichen Nadel- und Laubwäldern überkleidet ſind. Auf den holländiſchen Karten werden einige dieſer Gebirgsäſte als mit ewigem Schnee bedeckt aufgeführt, was auf eine Höhe von 15- bis 16,000 Fuß ſchließen ließe. Die Bergkette im Innern bietet ſich im Allgemeinen dem Auge mit wellenförmigen Umriſſen dar. Auf den höchſten Kämmen ſtreben nicht etwa kühne Zacken oder domartige Kuppen empor, ſondern die gleichförmigen Außenlinien werden nur durch breite tafelförmige Erhöhungen unterbrochen. Sie ſtellen wellenförmige Hochebenen dar, die dem Anſcheine nach zum Theil in der gemäßigten, zum Theil in der kalten Region der Atmoſphäre liegen. Die Berge des nördlichen Küſtentheils ſind weit mehr zerriſſen, aber in der Regel wohl nicht über 900 Fuß hoch. Nur der von den Holländern Lamantsjien genannte Berg, an deſſen Fuße die Tritonsbai und die holländiſche Niederlaſſung Dubus ſich befinden, macht eine Ausnahme, indem er zufolge trigonometriſcher Meſſung bis zu 2200 Fuß anſteigt. Einige Berge der Nordküſte ſtehen in Rauch gehüllt, und einer derſelben zeigt ſich offenbar als thätiger Vulkan.

Die Neu-Guinea umgebenden und ſtellenweiſe ſehr zahlreichen Inſeln tragen immer den Character der Küſten, von denen ſie ſichtbar durch Waſſergewalt abgeriſſen ſind. Dieſe Küſten ſind gemeiniglich hoch und ſteil, und da, wo ihre Felswände nach oben dem Wellenſchlage widerſtanden haben, wenigſtens nach unten oft bis hoch über die Waſſerlinie tief ausgehöhlt und unterminirt. Nur in den Buchten dehnt ſich bisweilen das Geſtade zugänglicher aus, und auf dieſem ſandigen Strande ſtehen dann die gebrechlichen Hütten der meiſt heimathslos umherſtreifenden Papuas (ſ. Abſchn. I., Kap. 4.). Tiefe Einſamkeit herrſcht in dieſen, durch großartige Naturkräfte hervorgebrachten Einriſſen der Felsufer.

Einen überraſchenden Gegenſatz bildet zu den vielgeſtaltigen rauhen Klippen die im reichſten Farbenſchmucke des indiſchen Himmels glühende Pflanzenwelt, welche bald nur in Form niedriger Stauden, häufig aber auch in derjenigen ſtattlicher Bäume einen deutlichen Kampf führt mit den gewaltigen Maſſen des todten Geſteins, und mit

Digitized by Google

jedem Schritt nach dem Innern und der Gewinnung fruchtbaren Erdreichs an Kraft und Schönheit gewinnt. Zwischen den umschließenden Ufern breitet sich die dunkelblaue Wasserfläche aus, die bald spiegelglatt daliegt, bald von der wiederkehrenden Fluth leicht gekräuselt und von allen unreinen Stoffen so vollkommen gereinigt wird, daß man in kaum glaublichen Tiefen den Meeresboden mit Deutlichkeit erkennt. Die Beleuchtung der tropischen Sonne gesellt sich hinzu, um diesen Naturbildern einen Reiz zu verleihen, der gewiß kein geringer sein kann, da die holländischen Seefahrer, obgleich weder durch Volksthümlichkeit, noch durch Gewöhnung ihres Berufes für Aufnahme solcher Eindrücke besonders befähigt, ihrer doch mit unverkennbarem Enthusiasmus gedenken.

Die Flußmündungen an der Westküste sind zum Theil von so ansehnlicher Breite, daß man den Ursprung der größern Gewässer tief im Innern vermuthen muß. Der einzige von den holländischen Seeoffizieren mit Genauigkeit untersuchte Fluß Utana ist an seiner Mündung fast eine halbe Stunde breit und wird landeinwärts immer tiefer. Es ist zwar durchaus nicht unwahrscheinlich, daß manche dieser jetzt für Flüsse gehaltenen Wasserstraßen später als Meerengen, gleich der Marianenstraße, erkannt werden dürften; jedenfalls aber muß Neu-Guinea einen großen Wasserreichthum besitzen. Hiervon zeugen schon die mancherlei Kaskaden, die von den Bergen, den Küsten gegenüber herabstürzen, und so vieles zu der romantischen Ansicht des Landes beitragen. Auch Forrest fand bei Dory (an der Nordküste) eine Menge Bäche mit süßem Wasser vor. Unzweifelhaft also ist es wohl, daß das Land, welches selbst so hoch liegt und dabei mit Bergen bedeckt ist, die bis an die Schneelinie reichen, wenigstens einen großen Theil des Jahres Ueberfluß an süßem Wasser, und eben so unzweifelhaft, daß es bei seiner Seehöhe und durch eben diese Gebirge gegen die Gluth der Tropensonne und durch zahlreiche Inselgruppen gegen die andringenden Stürme beider Oceane geschützt, ein gemäßigtes, mildes Klima, nach Verhältniß, hat. In letzterer Beziehung bemerkt daher auch Forrest (der in der Dorybucht an der Nordküste gelandet war): „Das Klima sei sehr gemäßigt, weil das (in jenem Theil Neu-Guinea's gelegene) Arfakgebirge die Wolken sammle, und er habe nirgends unter den Tropen einen stets so heitern Himmel wie hier gesehen. Indeß mag es in den Thälern im Sommer unmäßig heiß sein, sofern hier nicht dichte Wälder die Strahlen der über dem Scheitel brennenden Sonne abhalten. Labillardière gibt die Temperatur der Nordküste im August, mithin in einem Wintermonate, zu 23 bis 25° Réaumur an. In der Monsoonzeit sollen die Südwest- und Nordwest-Stürme dort heftig wüthen. Der östliche Monsoon ist in der Regel regenig und stürmisch; der westliche aber trocken und gemäßigt.

Die, wie schon bemerkt, im Allgemeinen sehr üppige Vegetation ist freilich in den niedrigen, nach Süden gewendeten Landstrichen etwas einförmig, wie die Bodenbildung selbst, aber darum nicht minder kräftig. Zwischen dem dichten Buschwalde wird fast nirgends ein kahler Fleck sichtbar, und daher erscheint das Ufer wie mit einem gleich hohen, grünen Teppiche umschlossen. Hohe Bäume, kühn hervortretende Gruppen werden nur erst da bemerklich, wo weiter nördlich der Boden ungleicher sich erhebt, Felsen nach und nach hervortreten und endlich zu steilen Wänden sich verbinden. Schöner ist die Pflanzenwelt der nördlichen Gegenden, und besonders zeichnen sich die in der Nähe der holländischen Niederlassung durch besonders große Kräftigkeit des Waldwuchses aus. Stämme von hundert und mehr Fuß senkrechter Höhe sind da keine Seltenheiten, und unter diesen sind viele schätzbar durch Härte und Färbung ihres Holzes oder durch Nutzbarkeit der Früchte, sowie anderer Theile. An Palmen der herrlichsten Gestalt herrscht zumal Ueberfluß, und zur kostspieligsten und mühsamsten

Digitized by Google

aller Zweige der Baumkultur, zur Kultur parasitischer Gewächse, werden die Wälder Neu-Guinea's künftig die reichlichsten Beiträge liefern.

Der Botaniker Zippelius, der die oben erwähnte niederländische Expedition von 1828 begleitete, gibt von dem Pflanzenreichthum in der Umgegend der Tritonbai und an anderen Stellen der Westküste Neu-Guinea's folgende Beschreibung: „Wir fuhren Anfangs den Dourgafluß (später als Meerenge erkannt) hinauf und sahen zur Rechten und Linken ein mit großen Bäumen bedecktes flaches Sumpfland vor uns, wo an den Säumen des Waldes Rhizophoren, Bruguieren, Avicenien, Petalomen, Sonneratien, mein Inga Ochroloba und mein Ficus Novae Guineae prangten. Da der Platz sich unpassend für eine Niederlassung auswies, kehrten wir zurück, um uns nach der Gegend von Ramatode (oder der jetzigen Tritonbai) zu begeben. Wir legten uns in einer kleinen Bucht vor Anker und sendeten die Iris (das kleinere der beiden Kriegsfahrzeuge) nebst einer Schaluppe aus, um eine bequemere Bai aufzusuchen, was ihr auch in kurzer Zeit gelang, indem sie bei Lobo (s. unten) unweit Ramatode, nicht nur eine vortreffliche Bai, sondern auch den für eine Niederlassung tauglichen Platz auffand, weßwegen wir am folgenden Tage dahin absegelten. Auf Ramatode habe ich an 40 neue Pflanzen entdeckt. Besonders merkwürdig war mir eine Stelle auf einem kleinen Berge, wo dicht beisammen mehrere kleine javanische Pflanzen vorkommen. Ich bemerke unter diesen nur folgende: Melanthesa Rhamnoides, Melastoma sylvaticum, Omolanthus Leschenaulthianus, Rottlera paniculata, Ruelia discolor u. s. w. In Lobo angekommen, dessen Bai den Namen Tritonbai erhielt, wurde sogleich der Anfang mit der Niederlassung gemacht und zu diesem Ende riesenhafte Bäume von 120 und mehr Fuß Höhe gefällt, was mich mit wahren Schätzen bereicherte, deren ich sonst nie habhaft geworden wäre. An krautartigen Pflanzen sind diese Waldungen sehr arm, da die Urwälder von den Pflanzenriesen besetzt sind, welche den Kräutern kein Gedeihen geben. Man trifft im Urwalde am meisten die Ruelia mutabilis. Selbst die gebirgigen Stellen und die Geklüfte der Berge enthalten nur wenig kräuterartige Gewächse, als: zwei Pegonien, zwei Balsaminen, neue Carpocalymna und die auf feuchten Felsen wachsende moosähnliche Lemnopsis, sowie zwei Syngenesisten. Von den Palmen mögen sich ziemlich viele hier finden, wenn man einmal in das Innere vordringen wird. Ich fand eine 80 bis 100 Fuß hohe Areca nebst zwei kleinen Arten, eine Sago von 100 bis 120 Fuß Höhe, zwei prächtige neue Gattungen der Urania regalis, die durch dreimännige Blüthen und pomeranzenförmige Früchte sich auszeichnet, der Drymophloeus, die Caryota, Irisarten, einsamige Beeren ohne Fasernetz, deren Saft äußerst juckend und brennend ist, und kielförmige, am Rande ausgezackte Blätter hat. Rotange entdeckte ich drei, an Scitameen ist dieser Landstrich sehr reich, besonders an Globben, Alpinien, Costen und Amomen. Neu ist eine Scitaminee, die zunächst an Hedychium zu stehen kommt. Ihre weißen, in nackten Aehren an der Spitze des Stengels stehenden Blüthen öffnen sich des Nachts und fallen Morgens gegen 5 oder 6 Uhr ab. Orchideen besitze ich an 50, unter diesen mehrere wundervolle Species, z. B. eine außerordentlich große, mit schuhförmiger Lippe, die an den Rändern mit vier durch sternförmige Borsten bedeckte Drüsen besetzt ist. Farren, Moose und Schwämme scheinen nicht zahlreich zu sein, eben so sah ich noch wenig Gräser."

Aus dieser Probe eines flüchtigen Besuches eines einzigen Küstenpunktes mag man auf den unermeßlichen Reichthum der Pflanzenwelt dieses Landes schließen. Neu-Guinea liegt mit den Gewürzinseln unter einerlei Breite und hat daher auch wohl die meisten ihrer Gewürze, Fruchtbäume und Rohre. Freycinet, der zwar nicht auf Neu-Guinea selbst, wohl aber auf der dazu gehörigen Insel Waigiu sich aufhielt, glaubt auf dieser das Vaterland der Muskatnuß und der Gewürznelke gefunden zu

Digitized by Google

haben. Der Muskatnußbaum ist mit Gewißheit auf der Haupt- und den benachbarten westlichen Inseln einheimisch. Die moluckischen Begleiter Forrest's versicherten ihm, daß die Bäume wahre Muskatnüsse tragen, obwohl von der langen Art, welche Warong heiße und auf Banda nicht gebaut werde, wo man die runde Art, Keyan, vorziehe. Mit Palmen war das ganze Gestade bedeckt und die Kokosnuß eins der Hauptnahrungsmitttel der Papuas; auch waren Pisangs und die Tacca pinnatifida als Brotfrucht gemein. Ingwer, Gewürznelken, Betel, Sago, Brotfrüchte, Plantanen, Bambus und andere Rohre enthalten die dichten Wälder, womit das Innere bestanden ist, eben sowohl wie die benachbarten Eilande; auch sah man mehrere Arten von Agrumen, als Zitronen, Limonien und Pomeranzen, und sehr schöne Forstbäume.

Alle Pflanzenformen, die wir in unsern Ländern zu sehen gewohnt sind, nehmen in Neu-Guinea, auch wenn sie den Typus ihrer Form beibehalten, eine ganz andere Gestalt an. Unsere Gräser entwickeln sich zu jenen riesenhaften Rohren, die an Höhe unsere Waldbäume übersteigen und durch ihre schlanken, oft bis einen Fuß im Durchmesser haltenden Stämme den Character der Landschaft bestimmen; wie denn überhaupt die riesenhaften Monokotyledonen unendlich viel zur Verschönerung der Landschaft beitragen, wovon unsere Schilfe keinen Begriff geben können. Ein Hain von Riesenbäumen, durchwebt mit den mannigfaltig blühenden Lianen und Schlinggewächsen, die sich in die Kronen hinaufwinden und das Ganze in eine, von ungeheuren Säulen getragene Blumenkuppel verwandeln, überragt von den bis 180 oder 200 Fuß hohen Palmenkronen, gewähren einen überaus prächtigen Anblick.

Wahrscheinlich ist nicht allein die ganze Flora der Gewürzinseln, sondern auch der Tropeninseln Australiens hier zu Hause. Die Misoirinde, welche in den Handel mit China und dem Indischen Archipel kommt, ist die Rinde eines Laurus und wird wahrscheinlich als Räucherwerk verbraucht. Auch kommen aus Neu-Guinea Benzoe, Drachenblut und andere köstliche Harze und Gummiarten. Das Sandel-, Sapan- und Ebenholz, besonders der nördlichen und nordwestlichen Küste Neu-Guinea's wird dem des Indischen Archipels vorgezogen; doch ist das Ebenholz blasser von Farbe, weniger hart und überhaupt nicht so gut, wie das von Isle de France.

Die Hauptnahrungsfrucht auf Neu-Guinea ist der Sago, theils als Brei, theils als Kuchen genossen. Die Sagopalme (Metraxylon Sagu), die sich besonders auf der nordwestlichen Halbinsel und den benachbarten Eilanden, sonst aber überhaupt auch auf vielen Inseln des Indischen Archipels findet, liefert in ihrem Mark das Mehl, das ein so wichtiges Subsistenzmittel dieser Tropengegenden ausmacht. Sie hat ein schnelles Wachsthum und braucht nur 15 Jahre, um schlagbar zu werden. Um den Grad der Reife zu untersuchen, wird ein Loch in den Stamm gebohrt und etwas Mark herausgezogen. Ist es reif, so haut man den Baum bis auf die Wurzel ab und zertheilt ihn in 6 bis 7 Fuß lange Stücke, wovon jedes wieder halbirt wird. Aus diesen Hälften wird die Marksubstanz ausgezogen und mit einem Instrumente von Bambus oder hartem Holze zu einem Pulver wie Sägespäne zugerichtet. Der Prozeß der Sonderung des eigentlichen Mehls von den Fasern ist sehr einfach. Man vermischt das gepulverte Mark mit Wasser und seiht es durch Siebe in ein Gefäß, wo sich das Mehl zu Boden setzt und nach zwei- oder dreimaligem Aufrühren zum Gebrauche dienlich ist. Dies gibt das rothe Sagomehl, das sich einen Monat hält, aber dann sauer wird. Zu längerem Gebrauch wird es daher in Kuchen geformt, die in irdene, in Fächer eingetheilte Formen gedrückt werden. Letztere sind vorher erhitzt, und preßt man das trockene Mehl ein, so ist es in wenigen Minuten zu einem harten Kuchen geworden. Für die Ausfuhr wird das feinste Sagomehl in Wasser angerührt, und der Teig in kleine Körner zerrieben. Der gewöhnliche Ertrag eines Stammes ist

Digitized by Google

300 Pfund; es gibt aber auch einige, die 5- bis 600 Pfund geben. Würde man auf anderthalb Morgen die Stämme 10 Fuß von einander ſetzen, ſo könnten 435 Stämme darauf zu ſtehen kommen, und dieſe in fünfzehn Jahren 133,500, oder durchſchnittlich, jedes Jahr gegen 8800 Pfd. Mehl liefern. Kaum liefern die Kartoffeln und die Bananen ſo viel Nahrungsſtoff auf einen Raum von jener Größe. Außer dem Marke wird die Sagopalme noch zu anderen ökonomiſchen Zwecken benutzt: das harte Holz dient zu Bauholz, der Blattſtiel zu manchen anderen Dingen und das Marküberbleibſel zu Schweinefutter.

Daß Neu-Guinea bei ſeinen vielen Gebirgen reich an Mineralien ſein müſſe, läßt ſich erwarten. Forreſt ſagt blos, daß in den Bergen Gold gefunden werde, welches die Eingeborenen Buloan nannten; indeß habe er dieſelben keine goldene Zierrathen tragen ſehen. Wahrſcheinlich macht es einen Handelsgegenſtand mit den Chineſen aus. Von den übrigen Mineralien führt Forreſt blos den Thon auf, woraus die Papuas ihre Gefäße verfertigen.

Was die Thierwelt Neu-Guinea's betrifft, ſo gelangt man durch die umſtändlichen Arbeiten der holländiſchen Gelehrten zu dem Schluß, daß dieſelbe durchaus nicht ſo characteriſtiſch und auch nicht ſo artenreich ſei, wie man vorausſetzte. So ſind den Holländern z. B. nur ſechs Arten von Säugethieren bekannt geworden, die, obenein alle der Klaſſe der Beutelthiere angehörend, an die Nähe Neuhollands erinnern und alle von geringer Größe ſind. Forreſt ſah von Vierfüßern blos den Hund, der einem Fuchſe ähnelte, aber als Hausthier und Jagdhund bei den Eingeborenen lebte. Weit anſehnlicher iſt der Reichthum an Vögeln, und in gewiſſer Beziehung übertrifft die ornithologiſche Fauna dort diejenige einiger ſonſt begünſtigter auſtraliſcher Inſeln und Indiens. Die erſte Stelle darin nehmen die Paradiesvögel ein, von denen man bereits 11 Arten entdeckt hat und die man nirgends auf Erden in ſolcher Menge beiſammen findet. Vier von dieſen Arten hat Neu-Guinea mit den Molucken gemein, wogegen folgende 7 Arten ihm eigenthümlich ſind: 1) Der große oder gemeine Paradiesvogel (Paradisea apoda), mit den Federn ſo groß wie eine Taube, und ohne dieſelben wie eine Amſel, mißt vom Schnabel bis zum Ende des Schwanzes 12½ Zoll. Der Schnabel iſt grünlich gelb und 1½ Zoll lang, Kopf und Augen ſind klein, Kehle und Hals mit kurzen, dicken und ſteifen Federn beſetzt. Die Schnabelwurzel decken ſchwarze, ſammetartige, in Grün ſchillernde Federn, Kopf und Hinterhals ſind ſchön goldgelb, der übrige Körper kaſtanienbraun. Doch ſpielt die Bruſt in das Purpurfarbige. Der untere Theil der Flügel beſteht aus einem weichen verſchiedenfarbigen Flaum, deſſen Faſern wohl an 18 Zoll lang ſind. Vom Bürzel aus laufen zwei 30 Zoll lange Federn ohne Fahnen über den 6 Zoll langen Schwanz hinaus und ſind blos an der Wurzel und am Ende mit kaſtanienbraunen Faſern beſetzt. Die ſtarken Beine ſind ebenfalls kaſtanienbraun. Das Weibchen unterſcheidet ſich von dem Männchen nur durch kürzere Fahnen der Schwanzfedern. 2) Der Königsparadiesvogel (Paradisea regia), ſo groß wie eine Amſel, hat längere Flügel als die übrigen Arten ſeines Geſchlechts, und zwar reichen ſie über die Schwanzfedern hinaus. Seine Bruſt ziert ein breiter grüner Streif, wie Metall glänzend, worüber bei einigen ein ſchmales hellgelbes Band liegt; der Bauch iſt grün mit weiß gemiſcht, der übrige Körper glänzend roth, ſchillernd und weich wie Atlas. Wo bei den übrigen Paradiesvögeln die mittleren Schwanzfedern auslaufen, ſieht man zwei, nur an ihrem Urſprunge mit Faſern verſehene, im Uebrigen kahle, weit hinausreichende Federn, die ſich bald einwärts, bald auswärts rollen. Dieſe ſind an der Spitze, wo ſie ſich ſpiralförmig krümmen, metallgrün gefärbt. Füße, Schnabel und Augenſtern ſind gelb, jedoch am innern und äußern Augenwinkel über dem Augapfel ſitzt ein ſchwarzer Fleck. Dieſer

Digitized by Google

Vogel gesellt sich nicht zu den übrigen seines Geschlechts, sondern fliegt einsam von Busch zu Busch, wo er sich von einer Art rother Beeren nährt. Er lebt vorzüglich auf den westlichen, zu Neu-Guinea gehörigen Eilanden. 3) Der prächtige Paradiesvogel (Paradisea magnifica), hat, wie der vorige, die Größe einer Amsel. Die Kopffedern sind kurz und sammetartig, Scheitel und Nacken dunkelkastaniengelb, und zwischen der Mundöffnung und dem Auge befindet sich ein hellgrüner Fleck. Hinter dem Halse steht ein Büschel hellgelber, an der Spitze schwarzpunktirter Federn, und unter ihm ein anderer Büschel mit strohgelben Federn, die locker auf dem Rücken liegen. Von der Kehle bis zu den Schenkeln hinab sind die Federn schwärzlich mit einem grünen Glanze, der sich über einen Theil der Flügeldecke verbreitet. Die kleinen Schwungfedern sind dunkelgelb, die größern braun und reichen bis an das Ende des Schwanzes. Die mittleren Schwanzfedern vertreten zwei drahtähnliche Federn, die sich in einen großen Kreis krümmen und mit sehr kurzen grünen Bärten versehen sind. 4) Der violettkehlige Paradiesvogel (Paradisea superba), größer als der Königsparadiesvogel, trägt an der Wurzel des schwarzen Schnabels einen gleichfarbigen Federbusch, der einem Ritterhelm gleicht. Kopf, Hinterhals und Rücken sind goldgrün, und die sammetartigen Federn liegen an diesem Theile wie Fischschuppen übereinander; die Flügel sind matt dunkelschwarz; der Schwanz hat einen bläulichen Glanz; die Kehle schillert in's Violette, und die Federn sind sammetartig, am Bauche glänzend grün. Unter den Flügeln entspringt zu beiden Seiten ein Büschel sammetartiger schwarzer Federn von ungleicher Länge, welche das Ansehen eines zweiten Flügelpaares geben und sich abwärts winden. Die Füße sind braun. 5) Der goldkehlige Paradiesvogel (Paradisea sexsetana), so groß wie eine gemeine Turteltaube. Ihn ziert über der Schnabelwurzel eine Haube, die er ein wenig über den Augen aufschlägt und die aus einigen starken Federn mit kurzem Flaume besteht: sie ist perlgrau und geschmolzenem, noch nicht abgeglättetem Silber ähnlich. Oberer Kopf, obere Kehle und Backen sind schillernd schwarz violett. Den Nacken umgibt ein violettes Halsband, welches, je nachdem die Lichtstrahlen auffallen, in den verschiedenen Goldfarben glänzt. Der Rücken ist violett schwarz, Schwanz und Flügel nebst Füßen und Schnabel sammetschwarz, der Augenstern gelb. Um die Pracht dieses Vogels zu vollenden, hat ihm die Natur mit besonderer Vorliebe an jeder Seite des Kopfes über dem Auge drei lange Federn eingepflanzt, welche bis auf den Schwanz zurückgehen und am Ende zu beiden Seiten einen Bart haben, was ihnen ein pfeilartiges Ansehen gibt. 6) Der grüne Paradiesvogel (Paradisea viridis), mit einem Gefieder, welches durchgehends wie angelaufener Stahl glänzt und, je nachdem das Licht darauf fällt, bald grün, bald blau schillert. 7) Der bärtige Paradiesvogel (Paradisea cirrhata) zeichnet sich durch lange Bartfedern aus. — Um ein schlagendes Beispiel von der Pracht des Gefieders einiger dieser Arten anzuführen, möge die Thatsache genügen, daß als ein Begleiter der mehrerwähnten niederländischen Expeditionen einen solchen Paradiesvogel zum erstenmale an sich vorüberfliegen sah, er ein glänzendes Meteor zu erblicken wähnte, und darüber ganz das Schießen vergaß. — Die Nahrung der Paradiesvögel besteht wahrscheinlich in Muskatnüssen, Beeren und auch wohl Insekten. Während des östlichen Monsoons verlieren sich ihre langen Schwanzfedern. Ihres prächtigen Gefieders wegen sind sie Gegenstand des Handels und dienen in Europa bekanntlich zu Damen-Kopfputz. Sie sind in Neu-Guinea sehr häufig, und die Papuas verstehen sich vortrefflich darauf, sie zu schießen oder zu fangen. Alsdann werden sie ausgeweidet, gedörrt, der Füße beraubt und so nach China und Europa versendet, daher das Mährchen der Paradiesvögel ohne Füße. In ihrer Heimath sind sie wohlfeil; wenigstens kostete 1810 in Banda ein Exemplar nur etwas über 2 Gulden.

Digitized by Google

Doch ſind die Paradiesvögel nicht die einzigen ſchönen Vögel Neu-Guinea's. Sechs Arten prächtiger Eisvögel aus der Ordnung der Spechte und zum Theil mit ähnlichem herrlichen Gefieder wie die Paradiesvögel und Papageien in unzähligen Arten nehmen darunter den erſten Platz ein. Der große grüne Papagei hat indigoblaue Schwungfedern und carminrothe Flügelfedern. Der gehaubte Papagei, aus deſſen langen Schwungfedern die Eingeborenen zierlichen Kopfputz verfertigen, fliegt überall in dichten Schwärmen umher. Ueberraſchend iſt die Stille, welche entſteht, ſobald eine dieſer ſchneeweißen lautſchreienden Schaaren einen Fruchtbaum erreicht und auf ihm ſich niedergelaſſen hat. In einiger Entfernung erſcheint die grüne Baumkrone dann wie mit zahlreichen und mächtig großen Blumen von weißer Farbe bedeckt. Außerdem verdienen noch erwähnt zu werden: der rothe Lori mit ſchwarzen Schwungfedern, der große ſchwarze in's Blaue ſchillernde Lori und der glänzend bunte Papualori. Die neuguineiſche Wachtel iſt um ein Dritttheil kleiner als die europäiſche, ſonſt aber derſelben völlig ähnlich. Die Krähen Neu-Guinea's haben zum Theil ein ſchönes Gefieder. Das Haushuhn iſt hier einheimiſch, und die Krontaube (Columba coronata), angeblich von der Größe des Truthahns und vielleicht aus dieſem Grunde von Briſſon Kronfaſan genannt, dem Lande eigenthümlich. Die weiße Muskat-Taube iſt doppelt ſo groß wie die europäiſche Ringeltaube; der Kopf iſt bläulich grün, Hals, Bruſt und Bauch flachsgrau, der Schnabel grau und hat oben an der Wurzel einen mit bläulicher Haut bedeckten Fleiſchklumpen. Um ein Dritttheil größer iſt die kupferfarbene Muskat-Taube. Beide Vögel nähren ſich von Muskatnüſſen, und da ſie den Kern nicht verdauen können, ſo geht er unverſehrt wieder von ihnen, wodurch der Muskatbaum ſich über die ganze Heimath dieſer Tauben verbreitet. Prächtige Reiherarten, darunter mehrere nur Neu-Guinea eigen, wie die Ardea, zieren Sümpfe und Strand. Drei Arten von Fettgänſen, denen ihre Flügel gegeben ſcheinen mehr als Stütze beim Gehen, denn zum Fliegen, welches ſie nicht verſtehen, ſind merkwürdiger Weiſe ebenfalls prächtig geſchmückt. Außer dieſen hat man die, in Tropenländern ſonſt ſeltenen Finkenarten bemerkt, unter denen auch ſingende. Strandläufer mit buntem Gefieder, Schnepfen, Rallen, Brachvögel, Rothgänſe, Strandjäger, Möven, Sturmvögel und Enten von mehreren und ſchönen Arten ſind unzählbar. Die Pfefferfreſſer mit ihren ungeheuren Hohlſchnäbeln ſind hier wie in Neuholland zu Hauſe, desgleichen auch der Caſuar, aus deſſen haarförmigen Federn die Papuas künſtliche Armbänder, Gürtel u. dgl. m. weben. Obgleich dieſer letztgenannte Vogel nicht ſelten iſt, wird er dennoch nicht oft erlegt. Sein feines Gehör paart ſich mit angeſtammter Vorſicht und Schlauheit, und er ergreift die Flucht, lange bevor der Jäger auf Schußweite gelangt iſt. Das Davonlaufen geſchieht mit ſo viel Schnelle und Kraft, daß die Holländer lange Zeit das Geräuſch des Trittes und Sprunges des Caſuars von einem unbekannten großen Säugethiere herleiteten. An den Flußmündungen hat man häufig große, aus Lehm und dürren Blättern zuſammengeknetete Haufen gefunden, welche nach Ausſage amboiniſcher Matroſen das Neſt der Maleos, großer hühnerartiger Vögel ſein ſollen, aber grade hierdurch Verwunderung erregen, indem bekanntlich Vögel dieſer Familie ſonſt nirgends Kunſttrieb verrathen. Es könnte vielleicht der auch in Neuſeeland einheimiſche ſog. Buſchtruthahn ſein. Einer dieſer Baue maß 22 Fuß im Umkreiſe und hatte 7 Fuß Höhe; die Geſtalt glich der eines abgeſtumpften Kegels. Im 2. Kap. des II. Abſchn. haben wir geſehen, daß der, zu den Brachvögeln gehörige und auf Neuholland einheimiſche Megapodius tumulus ſich durch einen ähnlichen, rieſenhaften Bau ſeiner Neſter auszeichnet.

Dem feuchten Klima iſt die Menge der Amphibien angemeſſen, und zumal finden zahlreiche Froſcharten in den unabſehbaren Sümpfen des Küſtenlandes paſſende

Digitized by Google

Wohnorte. Unter den Laubfröschen, welche unaufhörlich in den Baumzweigen lärmen, besitzt eine Art von dunkelblauer Farbe eine so kräftige und tiefe Stimme, daß man in einiger Entfernung seinen Ruf mit dem scharfen Krächzen der Krähen verwechseln kann. Auch an Schildkröten bemerkt man Ueberfluß, besonders an der gewöhnlichen grünen; wogegen die Carettschildkröte durch anhaltende Verfolgung so selten geworden ist, daß die Eingeborenen sie mit Mühe und Sorgfalt aufziehen, um das Schildpatt zu erhalten. Giftige Schlangen sind glücklicherweise selten.

Das Meer ist reich an Fischen verschiedener Art; jedoch weichen sie von denen der Sunda-Inseln wenig ab. Daß die Perlenmuschel häufig vorhanden sei, beweisen die Perlen und das Perlmutter, welche die Eingeborenen in den Handel von China bringen; auch schwemmt an den Küsten viel grauer Ambra an, der ebenfalls einen Handelsartikel ausmacht, wogegen Austern, Muscheln und andere Schalthiere, nebst den Fischen und Schildkröten, zur Nahrung dienen. Der Trepang ist wenigstens an den Süd- und Westküsten Neu-Guinea's so gemein, daß damit gehandelt werden kann. In China wird der Trepang als Leckerbissen betrachtet und theuer bezahlt. Es ist dies ein häufig gebrauchter Name für Holothurien oder Weichthiere, aus deren gallertartiger Substanz die indianischen Seeschwalben ihre Nester bereiten. Reicher an Korallen (s. Abschn. I. Kap. 3) ist wohl keine Gegend des Meeres, als die sich im Südosten von Neu-Guinea nach Neu-Caledonia erstreckt.

Unter den übrigen Thierklassen fällt besonders die der Insekten durch Reichthum auf. Sie enthält eben so unbeschreiblich prächtige Geschöpfe, besonders Schmetterlinge, die alles vorher Bekannte weit übertreffen, als auch die gefährlichsten oder doch lästigsten Feinde der Menschen. Bienenartige Insekten sind so häufig, daß man ihren Colonieen an allen Orten begegnet, am Felsstrande, am Morast, auf offenen Plätzen, in den dunkelsten Wäldern, und eben so an der Wurzel wie auf den höchsten Gipfeln der Bäume. Vor allen wird eine große grüngefärbte Art zu fast unerträglicher Plage. Der Jäger braucht nur größeren Stauden zu nahe zu kommen oder wohl gar an sie zu stoßen und sogleich fällt eine Schaar jener fast giftigen Insekten über ihn her, kriecht ihm zwischen die Haare und in die Falten der Kleidungsstücke, und versetzt ihm wüthend eine Menge Stiche, welche Anschwellung, mehrstündigen brennenden Schmerz und nach Umständen Fieberschauer nach sich ziehen. Die Plage der Muskitos ist indeß ohne allen Vergleich größer, und selbst für diejenigen unerträglich, welche lange Jahre in den verrufensten Niederungen der Sunda-Inseln gewohnt haben. Sie vermögen den Eifer des leidenschaftlichsten europäischen Jägers oder Naturforschers abzukühlen; denn an ein Stillstehen, und wäre es nur für den Augenblick, darf ein solcher nie denken. Die Dunkelheit der Wälder und die in ihnen herrschende Kühle gestatten unaufhörliche Bewegung; wäre diese unmöglich, so würden jene unbetretbar sein.

Alle Anzeichen deuten in Neu-Guinea auf eine starke Bevölkerung, die sich aber, bei der Unbekanntschaft mit dem Innern des Landes und den dortigen gesellschaftlichen Zuständen und Verhältnissen, auch nicht einmal annäherungsweise genauer bestimmen läßt. Die Bevölkerung der ungefähr gleich großen Insel Borneo wird auf $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner geschätzt; ob nun die von Neu-Guinea eben so hoch oder geringer anzuschlagen ist, muß zur Zeit gänzlich dahin gestellt bleiben. Nur soviel ist mit ziemlicher Gewißheit festgestellt, daß die Hauptmasse der Bevölkerung aus Papuas (s. Abschn. I., Kap. 4.) besteht, im Innern aber Haraforen (s. unten) und auf Waigiu

Digitized by Google

und anderen, zu Neu-Guinea gehörenden Inſeln Badſchus (ſ. unten) und eigentliche Malayen wohnen.

Daß man die **Papuas** (nach denen, weil ſie hier das herrſchende Volk ſind, Neu-Guinea auch wohl Papuſien oder Papusland genannt wird) zwiſchen die malayiſche und äthiopiſche Raſſe ſtellt und ſie in dieſer Raſſen-Beziehung nicht nur Papuas (angeblich dunkelbraun bedeutend in der Sprache der Eingeborenen), ſondern auch Auſtralneger, oder wohl auch Negritos (kleine Neger) genannt werden, iſt bereits in der Einleitung, Abſchn. I., Kap. 4, bemerkt worden; ebenſo auch, daß die Neuholländer und die meiſten Bewohner des innern Gürtels der auſtraliſchen Inſeln ihnen beigezählt werden, und daß ſie zwar einige Aehnlichkeit mit den afrikaniſchen Negern haben, in vielen Rückſichten aber von ihnen ungemein verſchieden ſind.

Die neuguineiſchen Papuas ſind den Kaffern nicht unähnlich, obwohl im Ganzen nicht von ſo ſchönem Aeußern, wenngleich von mittlerer, zuweilen gut proportionirter und ſtämmiger Statur. Sie haben aufgeworfene Lippen, platte, breite Naſen, große ſchwarze Augen, großen Mund, ſchwachen Bart und ſchwarzes, weiches, äußerſt dichtes Haupthaar, welches ſie nachläſſig herabhängen laſſen und dadurch dem Kopfe das Anſehen geben, als wäre er mit einer ungeheuren Perücke bedeckt. Hände und Füße ſind klein, die Backenknochen dagegen hervorſtehend, obgleich deswegen ihre Phyſiognomie nicht unangenehm, noch ihr Lachen widrig erſcheint. Ihre Hautfarbe iſt dunkelbraun. Zwei Individuen kamen Freycinet vor, deren Haar beinahe weiß war und ſchlicht über die Schultern herabfiel; dabei beſaßen ſie feinere Züge und eine ſchmalere Naſe, waren alſo vermuthlich Miſchlinge von Papuas mit Europäern oder Chineſen. Auch unterſuchte Freycinet einige Papuaſchädel und fand ſie ſehr abgeplattet, mit hervorſpringenden Stirn- und Schlafbeinen, was eine große Breite des Geſichts vorausſetzen würde. Indeß läßt ſich von einzelnen Schädeln nicht auf die ganze Raſſe ſchließen, zumal in Neu-Guinea, wo die Papuas vor denen des auſtraliſchen Feſtlandes viele Vorzüge haben. Eine Eigenthümlichkeit im Körperbau iſt übrigens noch die, daß ſie, bei verhältnißmäßig dünnen Armen und Beinen, beſonders ſtarke Hinterbacken haben. Im Allgemeinen iſt das männnliche Geſchlecht das ſchönere, obwohl das weibliche keineswegs häßlich genannt werden kann. Wenigſtens fanden die Mannſchaften auf den Schiffen von Duperrey und Dumont d'Urville an den Schönen Neu-Guinea's wenig oder nichts auszuſetzen. Beide Geſchlechter tragen keine eigentliche Kleidung, ſondern nur eine aus Kokosfaſern verfertigte, dünne Matte, die um die Mitte des Leibes gewunden und durch die Schenkel hinten hinaufgeſchlagen wird. Knaben und Mädchen gehen völlig nackt. Die Männer ſtecken in ihren dichten Haarwuchs einen Kamm aus 4 bis 5 langgeſperrten Zähnen beſtehend, wodurch ſie das Haar noch buſchiger zu machen ſuchen. Einige zieren es mit bunten Federn; auch tragen manche ähnliche Naſenzierrathen wie die Neuholländer. Die Weiber tragen ihr Haar eben ſo buſchig wie die Männer, dabei im linken Ohr einen meſſingenen Ring mit Glaskügelchen, und um die Handgelenke eben ſolche Kügelchen in Schnüren. Dieſer Schmuck kommt aus China.

Auf Neu-Guinea zeigen die Papuas mehr Bildung als anderswo; denn ſie wohnen hier nicht etwa in Wäldern zerſtreut, ſondern in kleinen Dörfern, gewöhnlich am Strande. Ihre Häuſer oder Hütten ruhen auf Pfählen und zwar ſo hoch, daß die Fluth ſie nicht erreichen kann. Lange Brücken gehen von dieſen Wohngebäuden

Digitized by Google

aus, welche sie mit dem trockenen Lande in Verbindung setzen. Eine solche Wohnung ist nicht etwa nur für eine, sondern für mehrere Familien eingerichtet, so daß schon zwei bis drei zusammen eben so viele Bewohner zählen, wie ein gewöhnliches kleines Dorf in Europa. So bestand das Dorf Dory (auf der Nordküste der nordwestlichen großen Halbinsel), welches Forrest besuchte, nur aus zwei Hauptgebäuden, die etwa 600 Schritte von einander entfernt lagen; das eine von 14, das andere von 12, beide also von 26 Familien oder etwa 160 Personen bewohnt. Bei jedem stand noch ein Nebengebäude für die jungen Männer. Die Gemächer der einzelnen Familien liegen gewöhnlich um einen großen, gemeinschaftlichen Hausflur herum, der zu ökonomischen Verrichtungen dient und zwei Thüren, nach der Land- und Seeseite hat. Auf der Seeseite befindet sich eine Art Balkon mit den Canots, welche die Eingeborenen theils zu ihrem Fischfange, theils zum Entfliehen in Bereitschaft halten, wenn sie von den Binnenbewohnern angefallen werden; im Fall aber Gefahr von der Seeseite droht, ist der nahe Wald ihre Zuflucht. Jünglinge und unverheirathete Männer wohnen, wie bereits angedeutet, von den übrigen abgesondert. Der Hausrath ist sehr einfach und besteht aus einigen Matten zum Schlafen und einem Kochheerde mit irdenen Töpfen und Porzellanschüsseln, welche letztere von den Chinesen eingetauscht werden. Der Rauch zieht durch die Hausthüren ab.

Die Beschäftigung der Männer ist Krieg und Jagd. Außer Feuergewehr (welches, wie bereits oben erzählt, gegen Paradiesvögel, Schildpatt u. s. w. von Schiffern aus dem Indischen Archipel eingetauscht wird), sind 6 Fuß lange Bogen aus Bambus, Pfeile, Speere, Schleuder und Keulen ihre Waffen. Ihre Pfeile schießen sie mit großer Gewalt auf 180 Fuß Weite ab. Ihre Kähne nehmen 12 bis 18 Menschen ein, dienen jedoch nur zum Fischfang. Die Fische werden theils in Netzen, theils an Angelschnüren gefangen. Auf die Jagd der wilden Schweine begleitet den Papuer sein fuchsähnlicher Hund. Die Beschäftigung des Haushalts liegt den Weibern ob, welche die Hauptbestandtheile der Wohngebäude zurichten und nicht nur die Speisen bereiten, sondern auch das irdene Kochgeschirr verfertigen, was auf die Weise geschieht, daß der Thon zwischen zwei flachen Steinen breit gedrückt und geglättet, darauf aus freier Hand in die gehörige Form gebracht und an einem Feuer von Strauchwerk und trockenem Grase ausgebrannt wird. Auch weben sie die Matten zum Lager und zur Kleidung.

Die Nahrung der Papuas besteht im westlichen Theile des Landes vorzüglich aus Fischen, Schalthieren, Schildkröten, dem Fleische wilder Thiere und Sago, ferner zum Theil aus Bohnen, Bananen und Kokosnüssen. Im Osten, wo der Sago sich verliert, wird die Wurzel des Farrnkrautes als Brod genossen. Ob sie geistige Getränke zu bereiten verstehen oder genießen, ist ungewiß; aber allgemeine Sitte ist bei Männern und Weibern das Betelkauen.

Ueber den Charakter dieses Volkes, das sich, trotz seines Verkehrs mit den Chinesen, den Malayen des Indischen Archipels und selbst mit Europäern, doch noch nicht dem Zustande der Wildheit ganz entrissen hat, sind die Meinungen verschieden, je nachdem der Empfang gewesen ist, der sich wiederum meistentheils nach der Art und Weise, wie die Fremden die Papuas behandelt haben, gerichtet zu haben scheint. Während, wie wir oben gesehen haben, die Papuas gegen die Mannschaft der englischen Kriegsfahrzeuge Fly und Bramble, wie auch gegen die niederländischen Ansiedler im Fort Dubus sich feindselig bezeigten, fand z. B. der brittische Capitän Andrew im J. 1826 eine freundliche Aufnahme. Er berichtet darüber Folgendes: „Als wir an den Küsten Neu-Guinea's ankamen, warfen wir die Anker an einer dem Hauptlande benachbarten Insel aus. Diese Insel war bis an das Gestade mit dichten Waldungen bedeckt. Die Eingeborenen verkrochen sich in's Gebüsch und erhoben ein fürchterliches

Digitized by Google

Geschrei. Wir überzeugten uns bald, daß dies nur ein Ausbruch der Freude sein sollte. Sie gingen völlig nackt einher und kamen, als wir landeten, in großer Menge uns entgegen, um unsere Schaluppe mit der ganzen Bemannung ans Land zu ziehen. Als sie aber bemerkten, daß wir uns in Vertheidigungszustand setzten, zogen sie sich hinter eine Linie zurück, die auf dem Sande angegeben wurde. Auf ein Friedenszeichen mit einem weißen Tuche antwortete der Häuptling durch das Aufheben eines grünen Zweiges. Nun legten beide Parteien die Waffen nieder und nach einer halben Stunde waren meine Leute mit den Eingeborenen befreundet. Anfangs ließ ich aus Furcht vor Ueberrumpelung genau Acht geben. Ich war jedoch bald von den guten Absichten der Eingeborenen überzeugt, und durch Vermittelung der Häuptlinge kam ein regelmäßiger Tauschhandel zu Stande. In kurzer Zeit war unsere Schaluppe mit Geflügel, Bananen und anderen Früchten angefüllt. Anfangs schienen sie sich dem Fällen des Holzes, das wir sehr bedurften, widersetzen zu wollen; durch einen Hut, einige Flaschen, Messer und andere Kleinigkeiten waren sie jedoch bald gewonnen. Einige Zeitungsnummern der Times zogen ihre Aufmerksamkeit besonders auf sich und die Buchstaben schienen ihnen so außerordentlich, daß sie für einige Papierstücke eine beträchtliche Menge Zuckerrohr hergaben". Zwei Matrosen von der Mannschaft des Capitäns Andrews brachten 24 Stunden ganz allein unter den Eingeborenen zu. Sie wurden außerordentlich liebreich und gastfrei aufgenommen, erfuhren aber auch, daß die anfängliche Furcht davon herrühre, weil früher einer der Ihrigen von anderen Seefahrern durch einen Flintenschuß getödtet worden war.

Sonst scheinen die Papuas das Mißtrauen gegen unbekannte Menschen mit allen nicht civilisirten Völkern gemein zu haben; vielleicht sind sie aber noch darin durch häufige Ueberfälle von Seiten malayischer Seeräuber bestärkt, die sie als Sklaven wegzuführen gesucht. Ob sie Menschenfresser sind, ist eigentlich noch zweifelhaft; aber verschiedene Umstände sprechen mehr dafür als dagegen.

Von ihrem häuslichen Leben ist ebenfalls nur wenig bekannt. Der Akt der Ehe erfordert bei ihnen keine weitläuftigen Vorspiele. Gefällt ein Mädchen einem heirathsfähigen Jünglinge, so geht er geradezu in das Gemach des gemeinschaftlichen Hauses, wo sie wohnt, und setzt sich zu ihr. Die Eltern fragen, ob die beiden jungen Leute einig sind; erfolgt ein beifälliges Ja, so werden Zeugen herbeigerufen, ein Hahn wird geschlachtet (was bei jeder feierlichen Gelegenheit geschieht), und die beiden sind ein Paar, dem nun ein eigenes Gemach eingeräumt wird. Ob in Neu-Guinea Polygamie herrsche, darüber fehlen die Nachrichten. Wie die Todten begraben werden, läßt sich vielleicht aus dem Grabmale, welches Forrest auf einer kleinen Insel bei Dory fand, schließen. Er entdeckte ein solches nahe am Strande; es war nur roh aus Korallenfelsen errichtet. Obenauf lag die hölzerne Figur eines etwa achtjährigen Kindes, in deren obern Theil ein wirklicher Hirnschädel angebracht war, während die Ohren im Holze abgebildet oder ausgeschnitzt waren.

Von der Religion der Papuas wissen wir nur soviel, daß hin und wieder der Islam sowohl wie der Buddhaismus im Laufe der Zeit einige Einwirkungen darauf gehabt haben, ohne sich jedoch bestimmter darin auszuprägen. Die Tage des Neumondes werden mit lärmender Musik festlich begangen. Die Papuas sind Liebhaber der Musik, und ihre Lieder klingen nichts weniger als unangenehm; sie haben also auch schon Gesänge in ihrer Nationalsprache. Diese ist gänzlich von der der Malayen verschieden. Daß es Sklaven unter ihnen gebe, scheint wohl ausgemacht, eben so daß eine Schattirung des malayischen Feudalsystems bei ihnen eingedrungen sei. Sklaven, welche dem Capitän Forrest zum Kaufe angeboten wurden, trugen jeder ein Halsband von Bambus, an welchem ein Klotz von 5 bis 6 Fuß Länge herunterhing.

Digitized by Google

Eigentliche **Malayen**, wahrscheinlich von den Gewürzinseln abstammend, bilden das herrschende Volk auf Waigiu, Salawatty und anderen, neben der nordwestlichen großen Halbinsel Neu-Guinea's liegenden Inseln. Sie ähneln in Allem ihren Stammvätern, bekennen sich dem Namen nach zum Islam, und stehen unter eigenen Radschas. Auch die Handelsthätigkeit ihres Stammes scheint auf diese entfernten Sprößlinge übergegangen zu sein.

Die oben erwähnten **Badschus** oder Biadschus wohnen mehr zerstreut zwischen den übrigen Stämmen, jedoch am zahlreichsten auf der Westküste Neu-Guinea's und auf dessen westlichen Eilanden. Wir finden sie als Fischervolk ursprünglich auf Celebes und Borneo, von wo aus sie sich auf den Eilanden des Indischen Archipels zerstreut haben. Es sind, genau genommen, ebenfalls wahre Malayen, bekennen sich theils zum Islam, theils zur Religion des Fo, und haben sich fast ausschließlich auf die Fischerei und Trepangbereitung gelegt. Sie wohnen zum Theil auf ihren Böten, zum Theil in Häusern, die am Strande auf Pfählen stehen, und wechseln ihren Aufenthalt nach den Passatwinden.

Die gleichfalls oben schon erwähnten **Haraforen** oder Alforen scheinen, der Rassen-Verschiedenheit nach, die Mitte zwischen den Australindiern (s. Abschn. I., Kap. 4.) und Papuas zu halten; wenigstens sind sie von hellerer Farbe und schönerem Wuchse, als Letztere, mit denen sie übrigens in beständiger Fehde leben; und daß die Papuas nicht immer Sieger bleiben, scheint aus der Vorsicht, womit sie ihre Wohnungen eingerichtet haben, hervorzugehen. Die Haraforen wohnen meist im Innern von Neu-Guinea, bauen ihre Häuser auf Bäume, welche sie mit großer Leichtigkeit mittelst einer eingekerbten Stange ersteigen, und leben, wahrscheinlich weil es ihnen an hinreichenden animalischen Nahrungsmitteln fehlt, hauptsächlich von Baum-, Hülsen- und anderen Früchten.

Den Haupthandel mit Neu-Guinea treiben die Chinesen, welche baumwollene und seidene Tücher, Porzellan, Eisengeräthschaften u. dgl. m. bringen, und dagegen Gold, Perlen, Perlmutter, Ambra, Misoirinde, Trepang, Schildpatt, kostbare Holzarten und Rohr eintauschen.

Neu-Guinea erscheint auf den Karten als ein großes Oblongum, in der Richtung von Nordwest nach Südost; und an jedem dieser beiden Enden befindet sich eine große Halbinsel. Wir beginnen die Küsten-Beschreibung (denn, wie gesagt, vom Innern ist wenig oder nichts bekannt) mit der großen nordwestlichen Halbinsel.

Diese nordwestliche **Halbinsel**, welche ungefähr von 4° 36′ S. Br. und 136° O. von Greenwich, in nordwestlicher Richtung ausläuft, ist, wie schon bemerkt, an 80 Meilen lang und Anfangs schmal, aber weiterhin etwa 30 Meilen breit. Ihr und ganz Neu-Guinea's nördlichster Punkt ist Cap Good Hope, unter 0° 20′ S. Br.

Digitized by Google

und 132° 24′ O. von Greenwich: vor ihm liegen die beiden kleinen Eilande Myspalu, von den Holländern die Amſterdam- und die Middelburg-Inſel genannt. — Cap Dory oder Flat Point, unter 0° 49′ S. Br. und 134° 25′ O. von Greenwich, iſt das nordöſtlichſte Vorgebirge der Halbinſel. Es iſt von mittlerer Höhe, ſteigt allmälig auf und hat im Hintergrunde gutbewaldetes Land, einen Ueberfluß an Waſſer, und das Arfak-Gebirge, welches faſt bis zur Schneelinie reicht. Das dabei liegende ſog. Dorf Dory iſt bereits oben beſchrieben worden. Der hier befindliche geräumige Hafen hat auf ſchlammigem Boden 5 bis 12 Faden Tiefe, und vor ſeinem Eingange liegen die Eilande Manaswary und Maswapy, wovon die erſte etwa 3½ M. im Umkreiſe hat und ſtark bewaldet iſt, auch Muskatnußbäume beſitzt. Oſſy, ein Dorf an der Geelvinkbai (ſ. unten), liegt an einem Fluſſe und hat Häuſer, die wie malayiſche gebaut ſind. Manſigham, ein natürlicher Hafen an der Geelvinkbai, iſt nicht völlig ſo ſicher, wie der von Dory und hat eine etwas beſchwerliche Einfahrt. — Cap Saley oder Fiſhermanscap, unter 1° 26′ S. Br. und 131° 3′ O. von Greenwich, iſt das weſtlichſte Vorgebirge der Halbinſel und Neu-Guinea's überhaupt, und liegt an der Revengeſtraße (auf älteren Karten auch Gallewo- oder Watſonsſtraße genannt), welche die Salawatty-Inſel von der Halbinſel trennt. Südlich vom Cap Saley iſt Mac Cluers Inlet (oder Mac Cleurs Inlet), ein in die Weſtküſte der Halbinſel tief eindringender Meerbuſen, der dieſe Halbinſel hier in der Mitte faſt in zwei Hälften theilt, und in welchem die Eilande Slape, Pinay und Pieſan liegen. Südlich von ihm iſt die Tritonsbai, mit dem niederländiſchen Fort Dubus (ſ. oben).

Da, wo die Halbinſel von der neuguineiſchen Hauptinſel ausläuft, bildet ſie mit letzterer auf der Nordſeite eine ungemein große und geräumige Bai, von den Engländern die Große Bai uud von den Holländern die Geelvink-Bai genannt. Vor ihr und in ihr liegen verſchiedene Inſeln, deren Beſchreibung weiter unten folgen wird.

Von der neuguineiſchen **Hauptinſel** können, da ſie nur wenig gekannt iſt, auch nur wenige Punkte hier angegeben werden. Auf die von der Geelvinkbai oſt- und ſüdoſtwärts ſich erſtreckende Nordküſte ſetzt Forreſt die Landſchaften Oranswary, Wariapy, Warmaſſime, Jopeine, Mandamy, Wopimi, Jaury, Manſuary, Morry und Waropeine, welche letztere von einem mächtigen Radſcha beherrſcht ſein ſoll. Die Einwohner dieſer Länder beſchreibt er als zahlreich, aber wild und feindſelig; doch ſollten ſie einen Handel mit den Chineſen unterhalten, eine große Anzahl von Proen beſitzen, ihre Haare ſchmücken, die Naſe durchbohren und Ohrringe tragen. Alles dies hatte er indeß von Sagen, die wohl ziemlich verfälſcht wiedergegeben waren. Pointe d'Urville, unter 1° 25′ 40″ S. Br. und 137° 48′ 36″ O. von Greenwich, iſt ein, am Eingange der Geelvinkbai befindliches Vorgebirge der Nordküſte. Nicht weit von hier erhebt ſich ein von den Franzoſen Géant Moulineau benannter hoher Berg. Hier iſt der nördlichſte Punkt des eigentlichen Hauptlandes der Inſel, und nun nimmt die Küſte mehr und mehr die Richtung nach Südoſt; ſie iſt auf dieſer ganzen Strecke ſteil, ſehr geſchweift, und vielfältig eingebogen, zeigt ſich aber immer als der Fuß einer ſehr hohen Urgebirgskette, die ſich durch die ganze Inſel hinzieht. Dieſes Gebirge und mit ihm die Küſte ſenkt ſich allmälig zum King William's Cap, unter 6° 16′ 30″ S. Br. und 147° 44′ O. von Greenwich hinab. Hier iſt der Hüonbuſen zu bemerken, der in ſeinem ganzen Umkreiſe noch mit hohen Bergen beſetzt iſt. In der Nähe liegen die kleinen Cretin-Inſeln, deren ſüdlichſter Punkt unter 6° 47′ 45″ S. Br. liegt. In dieſer Gegend beginnt auch die oben erwähnte ſüdöſtliche große Halbinſel, die mit Cap Rodney, unter 10° 2′ 30″ S. Br. und 148° 30′ O. von Greenwich endigt, über welche aber nichts Näheres bekannt iſt. Die Landenge, durch

Digitized by Google

die sie mit der Hauptinsel zusammenhängt, ist durchschnittlich 10 Meilen breit. Von dieser Landenge ab macht die neuguineische Südküste eine große schweifige Bucht und läuft in südwestlicher Richtung bis zur Torresstraße hinab, bis im NW. des Eilandes Deliverance (unter 9° 34′ 30″ S Br. und 141° 43′ 30″ O. von Greenwich) ein gleichnamiges Vorgebirge sie begrenzt. Von da macht die Küste abermals einen großen Bogen, mit welchem sie sich bis zum südlichen Eingange der Marianenstraße (s. oben) schwingt. Die durch diese Straße von der Hauptinsel getrennte und mit dem schon erwähnten Falschen Cap (unter 8° 23′ S. Br. und 137° 35′ O. von Greenwich) endigende Friedrich Heinrichs Insel (s. oben) ist etwa 25 Meilen lang und 12 M. breit. — Die West- oder vielmehr Südwestküste Neu-Guinea's macht von der eben genannten Insel ab eine weite, fast 4 Breitengrade umfassende Schwingung bis zum Anfangspunkt der Landenge, mittelst welcher die große nordwestliche Halbinsel mit dem Hauptlande zusammenhängt. An dieser Küste, welche den, zum Indischen Archipel gehörigen Arru-Inseln gegenüber liegt, landete 1678 der holländische Seefahrer Keyts, wo er in dem sog. Reiche Onin viele Dörfer fand und Gefechte mit den heimtückischen Papuabewohnern zu bestehen hatte, von denen er plötzlich überfallen wurde. Doch brachte er zuletzt noch einen Verkehr mit ihrem Häuptlinge (von ihm König genannt) zu Stande. Auch Cook landete auf der Westküste Neu-Guinea's und wurde hier in ähnlicher feindseliger Weise empfangen.

Unter den kleineren neuguineischen **Inseln** sind folgende die bemerkenswertheſten: 1) Die Insel Waigiu, am Ende der nordwestlichen großen Halbinsel, westlich und etwa 18 Meilen von Cap Good Hope. Sie ist ungefähr 20 M. lang und durchschnittlich 2½ M. breit, im Innern hoch und gebirgig, doch auf allen Seiten zu einer schmalen Küstenterrasse sich herabsenkend, die mehrere gute Buchten und Häfen besitzt. Hohe Wälder bedecken die Anhöhen, von denen kleine Flüsse und Bäche zum Meere hinab eilen; auch gibt es da kleine Süßwasserteiche. Die Berge sind von mittlerer Höhe, doch kann der Dschibby Monpeine, von Forrest Hahnenkamm genannt, aus einer Entfernung von 15 Meilen gesehen werden; drei andere Piks zeichnen sich durch ihre sonderbare Form aus. Waigiu hat trotz der Nähe des Aequators kein außerordentlich heißes Klima, weil See- und Landwinde, nebst der Feuchtigkeit des Bodens, die übermäßige Hitze bedeutend mindern. Die üppige Vegetation concentrirt hier auf einem kleinen Punkte die ganze Pracht Neu-Guinea's. Man findet hier Kokospalmen, die den ganzen Strand bedecken, die Sagopalme, Pisangs, Zuckerrohr, Piment, Orangen ꝛc., ebenso auch die Gewürzbäume und alle Forstbäume der Molucken; sodann aus dem Thierreiche das wilde Schwein, vielleicht auch den Hirscheber, ferner den Paradiesvogel, den schwarzen Kakadu, die Krontaube, wilde Hühner und überhaupt die meisten Thierarten der Hauptinsel. Die Einwohner, deren Zahl auf mehr als 100,000 geschätzt wird, sind theils civilisirte Malayen, theils Papuas, theils Haraforen, welche letztere, nach Freycinet, die wilden Gebirgsgegenden bewohnen, wogegen die Malayen ordentliche Dörfer und Städte am Gestade inne haben, und die Papuas an eben diesem in ihren, auf Pfählen ruhenden großen Häusern wohnen. Das gemeine Volk geht ganz nackt; die Oberhäupter und Vornehmen tragen Jacken und Kleider von chinesischen Zeugen und einen Turban; letztere bekennen sich zum Islam. Auch halten sich chinesische Kaufleute, des Handels mit dem Hauptlande wegen, auf der Insel auf. Die Insel ist seit längerer Zeit dem Sultan von Tidor (einer der Molucken-Inseln) zinspflichtig. Im nordöstlichen Theil liegt der Hafen Offak: er ist geräumig, hat Schlammboden und bei 20 Faden Tiefe. Man findet hier Trinkwasser, Holz und Sagokuchen im Ueberflusse. Ein anderer guter Hafen an der Nordwestküste ist Piapis, unter 0° 5′ S. Br. Er wird durch zwei geräumige

Digitized by Google

Baien gebildet, die guten Ankergrund haben; und in ſeiner Nähe liegt das Eiland Siſipa mit einem, von Sagopalmen umgebenen Süßwaſſerteiche. — 2) Die Inſel Salawatty, neben Cap Saley (ſ. oben) und durch die Revengeſtraße von der großen nordweſtlichen Halbinſel Neu-Guinea's getrennt. Sie hat eine dreieckige Form, faſt 18 Meilen im Umfange und eben die Produkte, wie Waigiu. Auf ihr herrſcht ein Radſcha über eine zahlreiche Bevölkerung von Malayen und Papuas, die zu den wildeſten Neu-Guinea's gehören ſollen: ſie nähren ſich von Fiſchen, Schildkröten und Sago. — 3) Die Inſel Batanta, weit kleiner als die vorige und von dieſer durch die Pittſtraße getrennt, übrigens mit den nämlichen Produkten wie auf Salawatty und Waigiu, auch nach Verhältniß ſtark bevölkert von Malayen und Papuas. — 4) Die Inſel Myſole, ſüdweſtlich und 9 Meilen von Salawatty, iſt 10 M. lang und durchſchnittlich 3 M. breit, hoch, gut bewaldet und reich an den meiſten neuguineiſchen Naturerzeugniſſen. Ihre Einwohner ſind an den Küſten Malayen und Papuas, im Innern Haraforen. Im ſüdöſtlichen Theil der Inſel iſt der Hafenort Efbe mit 20 Häuſern, und in deſſen Nähe das Dorf Linty, wo ein Radſcha ſeinen Sitz hat. — 5) Der Archipel von Miſſory, in der Mündung der Geelvink- oder Großen Bai. Er beſteht aus etwa 18 Eilanden und der 19 M. langen Hauptinſel Schouten (unter 0° 46′ S. Br. und 135° 43′ O. von Greenwich), welche gut bevölkert und namentlich an Kokospalmen reich iſt. — 6) Die Inſel Jobie, ebenfalls in der Geelvinkbai und ſüdlich von den Miſſory-Inſeln, hat ein fruchtbares Anſehen und ſcheint eine nicht geringe Bevölkerung zu haben. — 7) Die Schoutens- und Dampiers-Inſeln, eine Gruppe von etwa 20 Eilanden an der Nordoſtküſte Neu-Guinea's, zwiſchen 3° und 5° S. Br. Sie wurden 1616 von Schouten entdeckt und 1699 von Dampier auf's Neue beſucht. Zwar von Riffen umgeben, bieten ſie doch meiſtens einen reizenden Anblick dar, und Savannen wechſeln daſelbſt mit Kokoshainen und Waldungen ab. Mehrere dieſer Inſeln tragen anſehnliche Berge, worunter nach Dampier 2, nach Schouten ſogar 4 waren, die beſtändig Feuer und Rauch auswarfen. — 8) Die Inſel Weſſel oder Pulo Adi, an der Weſtküſte, in der Gegend der Tritonbai, unter 4° 19′ S. Br. und 133° 57′ O. von Greenwich.

Vierter Abſchnitt.

Die übrigen Inſeln und Gruppen des innern Gürtels der auſtraliſchen Inſeln.*)

Erſtes Kapitel.

Neu-Britannien, nebſt den Admiralitäts-Inſeln und der Louiſiade.

Dieſe Inſelgruppen liegen an der Oſt- und Südoſtſeite von Neu-Guinea, zwiſchen 1° 30′ und 11° S. Br. und zwiſchen 146° und 154° 40′ O. von Greenwich. Neu-Britannien insbeſondere iſt durch die Dampiersſtraße von Neu-Guinea getrennt und liegt dem King William's Cap (ſ. oben unter Neu-Guinea) gegenüber.

*) Vergl. Abſchn. I., Kap. 1.

Digitized by Google

Sie bieten sämmtlich einen fast ähnlichen Anblick dar, haben ähnliche Produkte und Einwohner und liegen in so geringen Entfernungen von einander, daß man sie wohl unter Eine Rubrik, Neu-Britannien als Hauptgruppe und Hauptinsel angenommen, zusammenfassen kann. Indeß ist es doch, der bessern Uebersicht wegen, in der Beschreibung selbst die Hauptgruppe Neu-Britannien von den Nebengruppen der Admiralitätsinseln und der Louisiade zu trennen.

1) Neu-Britannien.

Neu-Britannien im weitern Sinne besteht aus einer gleichnamigen Hauptinsel, einer minder großen zweiten und verschiedenen anderen kleineren Inseln, liegt der Nordostküste Neu-Guinea's, bis zum King William's Cap herab, gegenüber und nähert sich ihr bis auf etwa 5 Meilen Entfernung. Es bildet sonach einen Archipel, der zuerst 1699 von dem Britten Dampier entdeckt wurde. Dieser Seefahrer benannte die Hauptinsel nach seinem Vaterlande, Neu-Britannien, und Carteret, der 1767 diese Gewässer befuhr, legte der nächstgrößten Insel den Namen Neu-Irland und einer benachbarten, minder großen Insel den Namen Neu-Hannover bei. Die übrigen kleineren Inseln und Eilande sind von späteren Seefahrern und Entdeckern benannt worden.

Der Flächeninhalt der zu diesem Archipel gehörigen Inseln läßt sich nicht einmal annähernd bestimmen, da ihre Umrisse noch nicht völlig ausgezogen sind. Ueber die Einwohnerzahl fehlen ebenfalls genauere Nachweise.

Die meisten neubritannischen Inseln gehören der gewaltigen unterseeischen, nach Neuseeland sich hinziehenden Urgebirgskette an, liegen daher hoch und sind zum Theil von vulkanischer Natur. Einige ihrer Piks werfen noch Feuer und Rauch von sich, andere stehen als nackte Felsen da, die meisten aber sind bis zum Gipfel mit hoher Waldung bedeckt. Der Strand der Inseln erscheint niedrig und flach mit mancherlei Einschnitten, welche gute Häfen bilden. Die kleineren Inseln sind größtentheils mit Korallenriffen umgeben; alle größeren zeigen Spuren, aus denen sich schließen lassen möchte, daß sie einst mit Neu-Guinea zusammengehangen haben und durch eine mächtige Erdrevolution davon losgerissen sind. Sie sind übrigens nicht blos stark bewaldet, sondern auch trefflich bewässert und meist sehr fruchtbar. Das Klima ist hier, wo die Seewinde leichten Zugang haben, angenehmer und weniger heiß als auf Neu-Guinea.

Die Flora dieser Inseln wird als höchst blühend geschildert, und wahrscheinlich entwickelt sie sich auch in der ganzen Tropenschönheit: hier ist das Reich der Palmen. Außer der Kokos- und der Kohlpalme sieht man zwei Arekas, wovon eine neue Art 108 Fuß in die Höhe steigt, während der allerdings außerordentlich harte und im Innern mit einer markigen Substanz angefüllte Stamm ganz unverhältnißmäßig dünn ist. Von Pisangs finden sich

Digitized by Google

zwei Arten, **musa paradisiaca** und **acris**; dann der majeſtätiſche Tikbaum (deſſen Holz, härter als Eichenholz, das beſte Material zum Schiffbau liefert), der Drachenblutbaum, die Sagopalme, eine Feigenart, der die Jamaicapflaume tragende hohe Baum, mehrere Gewürz- und Pfefferarten, Zuckerrohr, Brodfrucht, Yams, Epidendrons, Mooſe und Lianen, worunter eine aromatiſche. Die Erzeugniſſe aus dem Thierreiche ſind, mit wenigen Ausnahmen, dieſelben wie auf Neu-Guinea; man will indeß mehrere eigenthümliche Thiere entdeckt haben, z. B. eine tigerartige Katze, eine gehaubte goldgrüne Taube, einen großen ſchwarzen Vogel, deſſen Stimme dem Bellen eines Hundes gleicht, und ein ſonderbar geſtaltetes Inſekt mit fingerlangem, gepanzertem Körper, ſechs Füßen, Stacheln an den Seiten und langem Schwanze. Von zwei Spinnenarten bildet die eine ein ſehr feſtes kegelförmiges Gewebe, mit aufrecht ſtehender Spitze und etwas nach Südoſten gebogen, damit das Netz den Nordweſtwinden nicht zu ſtark ausgeſetzt iſt. Der Regen läuft an der dichten glatten Außenſeite ab, und da eigene Fäden das Gewebe an die nächſten Baumzweige befeſtigen, ſo kann es allen Unfällen und ſelbſt Stürmen trotzen. Die andere Spinnenart webt ein Baumblatt koniſch zuſammen, ſtellt die ſüdlich gebogene Spitze den Winden bloß und bewohnt nun geſichert in der Mitte des Blattes ihr kleines Gewebe. Andere Spinnen haben eine äußerſt harte und glänzende Haut, und können unbedeckt in ihrem Gewebe der Witterung trotzen.

Der neubritanniſche Archipel iſt ſtark bevölkert; überall, wo die Seefahrer ſich den Küſten näherten, drängten ſich Schaaren von Eingeborenen ihnen entgegen und überall ſah man Feuer verbreitet. Die Einwohner gehören der Papua-Raſſe an, ſollen aber das Land ſorgfältig anbauen und gute Wohnungen, wie auch zierliche Canots und ſchöne Fiſchergeräthſchaften haben. Uebrigens gehen ſie meiſt nackend, bedecken kaum die Geſchlechtstheile, tragen indeß mancherlei Zierrathen an Armen und Beinen, in Naſen und Ohren. Sie werden als kriegeriſch und verrätheriſch geſchildert. Die Seefahrer, die ſich ihren Küſten näherten, wurden wild und feindſelig empfangen, und auf jedem Punkte widerſetzten ſich die Eingeborenen ihrer Landung. Ihre Waffen beſchränkten ſich auf Speere, Keulen und Schleuder, die ſie geſchickt zu regieren wußten. Sie ſtehen unter Anführern, die aber wohl nicht als Radſchas oder Oberhäupter betrachtet werden können. Von ihrer Sprache iſt nichts Näheres bekannt.

Der Archipel von Neu-Britannien beſteht aus den ſchon erwähnten 3 größern Inſeln und verſchiedenen Inſelgruppen und Eilanden.

a. Die Inſel **Neu-Britannien** (von den Eingeborenen Birara genannt) liegt zwiſchen 4° und 6° 29′ S. Br. und zwiſchen 148° 24′ und 152° 14′ O. von Greenwich, iſt durch die Dampiersſtraße von Neu-Guinea getrennt und 10 M. in öſtlicher Richtung von dem neuguineiſchen Vorgebirge King William (ſ. oben unter

Digitized by Google

Neu-Guinea) entfernt. Sie ist länglich gestaltet und erstreckt sich zunächst ostwärts und dann nordwärts, in einer Gesammtlänge von 80 Meilen. Ihre Breite beträgt durchschnittlich 8 Meilen. An ihrem östlichen Ende wird sie durch den 5 M. breiten St. Georgs-Kanal von Neu-Irland getrennt. Ihr Flächeninhalt läßt sich zwar noch nicht genau angeben; da sie indeß um ein Bedeutendes größer als z. B. die Sunda-Insel Timor (420 Q. M.) ist und ihr mindestens 500 Q. M. mit voller Sicherheit beigelegt werden können, so ist sie jedenfalls, nächst den im vor. Abschnitt beschriebenen drei großen, die größte australische Insel. Sie wurde 1699 von Dampier entdeckt, der indeß nur ihre Südküste kennen lernte, wogegen Carteret die Ostküste befuhr, und d'Entrecasteaux 1793 die Nordküste untersuchte. Sie ist im Innern und der ganzen Länge nach höchst gebirgig, flacht sich jedoch nach dem Strande hin immer mehr ab und ist hier mit Gruppen von Kokospalmen bedeckt, unter denen die Hütten der Eingeborenen stehen. Viele Bäche und kleine Flüsse stürzen sich von den Gebirgen herunter; insbesondere fand Dampier die Umgegend von Port Montague (im mittlern Theil der Südküste), wo er landete, höchst wasserreich, dabei den Boden mit einer starken Schicht vegetabilischer Erde von gelbbrauner Farbe bedeckt und mit einer reichen Vegetation ausgestattet. Die Berge sind zum Theil sehr hoch, auch einige thätige Vulkane darunter. Aus einem derselben sah Labillardière nicht nur einen dicken Rauch aufsteigen, sondern auch glühende Lava ausströmen. Alle Anzeichen lassen auf eine starke Bevölkerung der Insel schließen. Die Einwohner haben im Allgemeinen eine hellere Hautfarbe als die Papuas Neu-Guinea's und Neuhollands; die Männer pflegen sich mit bunten Federn auf dem Kopfe zu schmücken, die Weiber blos grüne Zweige zur Bedeckung ihrer Blöße um den Leib zu tragen. Das was über die Naturerzeugnisse ermittelt worden, ist bereits oben mitgetheilt. Folgendes sind die Hauptküstenpunkte: Cap Anna, unter 5° 49′ S. Br. und 148° 24′ O. von Greenwich, ist der äußerste Westpunkt der Insel, an der Dampiersstraße. Etwas nördlicher, unter 5° 28′ 20″ S. Br. und nur um eine Gradminute östlicher, liegt Cap Gloucester. Von Cap Anna nimmt die Küste eine südöstliche Richtung bis zum Südcap, unter 6° 29′ S. Br. und 149° 40′ O. von Greenwich, welches, wie schon aus seinem Namen zu schließen ist, den südlichsten Punkt der Insel bildet. Die genannte Küstenstrecke ist ausnahmsweise hoch und hat zugleich ansehnliche Berge im Hintergrunde, mit wohlbewässerten Thälern dazwischen. Vom Südcap steigt die Küste nach Nordosten auf und bildet in ihrer Böschung den Hafen oder Port Montague, unter 6° 6′ S. Br. und 150° 30′ O. von Greenwich, eine Bai, die 3 M. breit ist und viele Eilande enthält; hier war es, wo Dampier sich eine Zeit lang aufhielt. Weiter östlich, unter 6° 9′ S. Br. und 151° 2′ O. von Greenwich, ist Port Beechy zu merken; worauf die Küste nordostwärts fortläuft bis Cap Orford, unter 5° 29′ S. Br. und 152° 4′ O. von Greenwich. Von Cap Orford nimmt die Küste, der Insel Neu-Irland gegenüber, eine entschieden nördliche Richtung, zunächst bis Cap Buller (unter 5° 8′ S. Br. und 152° 9′ O. Länge) und dann bis Cap Palliser (unter 4° 27′ S. Br. und 152° 14′ O. von Greenwich), am St. Georgscanal. Nunmehr wendet sich die Küste nach Westen bis Cap Stephens, welches den nördlichsten Punkt der ganzen Insel bildet und unter 4° 0′ S. Br. und 152° 0′ O. von Greenwich liegt. Landeinwärts von diesem Vorgebirge liegen drei, durch Höhe und Form sich auszeichnende Berge, die Mutter und ihre Töchter benannt. Der mittlere Berg, die Mutter, ist der höchste und, nebst den beiden andern, bis zum Gipfel mit herrlicher Tropenwaldung bedeckt. Die südöstliche Tochter hat einen thätigen Vulcan hinter sich. Das umliegende Land ist gut angebaut. Nachdem, von Cap Stephens an, die Küste eine südliche, zum Theil sogar südöstliche Richtung genommen hat, zieht sie sich aus der Gegend der Dupor-

Digitized by Google

tail-Inſel (unter 4° 56′ S. Br. und 151° 17′ O. von Greenwich) mehr oder minder entſchieden weſtwärts bis zu den oben näher bezeichneten Vorgebirgen Glouceſter und Anna. Auf dieſer Nordküſtenſtrecke iſt insbeſondere nur Cap Raoult, unter 5° 27′ S. Br. und 148° 55′ O. von Greenwich, zu bemerken.

Unter den kleineren, zur Hauptinſel Neu-Britannien gerechneten Inſeln iſt am merkwürdigſten die, am nördlichen Eingange zum St. Georgskanal und in der Nähe von Cap Palliſer liegende Herzog von Yorks-Inſel, deren eine Bucht, von Capt. Hunter beſucht und von ihm Port Hunter genannt, unter 4° 7′ 30″ S. Br. und 152° 10′ O. von Greenwich liegt. Dieſe Inſel hat 10 Meilen im Umfange, ſteigt bis zu ihrer Mitte allmälig bergan, wird von vielen Bächen bewäſſert und iſt überall gut bewaldet. Ihre Produkte ſind Kokosnüſſe, Piſangs, Yams, Brodfrucht, Zuckerrohr, Hunde, Schweine, vielerlei Geflügel, Schildkröten. Die Eingeborenen ſind unterſetzte, ſtarke und gutgebaute Menſchen von heller Kupferfarbe, jedoch nicht mit ſchlichtem, ſondern wolligem Haar, obgleich dieſes durch eingeſchmierte Salbe und darauf geſtreutem weißen oder rothen Puder ein Anſehen erhält, als ob es in Fetzen um den Kopf hinge; keiner läßt es in ſeinem natürlichen Zuſtande. Dies iſt übrigens der einzige Putz, den die Eingeborenen auf ihren Körper wenden; einige tragen noch einen dünnen Knochen oder ein Stück Rohr quer durch die Naſe, wie die Neuholländer. Sonſt gehen ſie ganz nackt. Ihre Anführer überpudern ſich nur bei ihren Kriegszügen ganz mit eben dem Puder, womit ſie die Haare beſtreuen, und bemalen das Geſicht mit rother Schminke. Eben dieſer Puder iſt auch bei ihnen ein Herausforderungszeichen, indem ſie denſelben aus einem hohlen Rohr ihren Feinden entgegenblaſen. Ihre Waffen ſind Speere, Streitkolben und Schleuder, letztere aus aufgerollten oder ausgezogenen Palmenblättern gedreht, woraus ſie Steine von der Größe eines Hühnereies mit großer Gewalt und vieler Genauigkeit zu werfen verſtehen. Die Speere, welche aus der Hand geſchleudert werden, ſind gewöhnlich 10 Fuß lang und am Ende mit Federn geſchmückt, ſonſt aber von verſchiedener Form, theils aus Ebenholz oder anderem harten Holze verfertigt, theils aus Bambusrohr und mit hartem Holze zugeſpitzt. Zum Fiſchen bedienen ſich die Eingebornen kleiner Spieße und Netze, wie auch der Schnur und Angel, letztere von Schildpatt. Ihre Piroguen oder Canots ſind ſehr nett gebaut und mit Auslegern oder Schildern verſehen, um ſie im Gleichgewicht zu erhalten; die der Anführer und Vornehmern zeichnen ſich insbeſondere durch Zierlichkeit aus. Die Nahrungsmittel der Eingeborenen ſcheinen Früchte, beſonders Yams, Bananen und Kokosnüſſe, außerdem Fiſche, Hühner, Schweine und pflanzenfreſſende Hunde zu ſein; dies waren wenigſtens die Artikel, die ſie den Seefahrern zum Tauſche anboten. Beide Geſchlechter kauen Betel, den ſie mit einem gewiſſen Blatte vermiſchen, wodurch der Mund inwendig ſchön roth, aber die Zähne ſchwarz werden. Ihre Hütten, klein, nett und aus Bambusrohr verfertigt, ſtehen meiſtens in Palmenhainen und ſind mit Umzäunungen eingefaßt, worin ſie jene Früchte ſorgfältig bauen und dabei die Wege und die nicht benützten Felder äußerſt ſauber und rein halten. Sie ſind theils hierdurch und durch ihre Anſäſſigkeit, theils durch ihre mehr oder minder geordneten geſellſchaftlichen Verhältniſſe in der Civiliſation weiter vorgerückt, als die Papuas auf Neu-Guinea. Man unterſcheidet bei ihnen ſogar Stände, es werden Volksverſammlungen gehalten, und durch das Blaſen auf einem Muſchelhorn einberufen. Sie haben eine Inſtrumentalmuſik auf Schilfrohren, die ſie wie eine Pansflöte handhaben; indeß ſoll ihre Vokalmuſik weit harmoniſcher klingen, obwohl immer noch ſehr monoton für europäiſche Ohren. Die Eingeborenen empfingen Hunter und deſſen Gefährten zwar mit Feindſeligkeiten, traten aber bald mit ihnen in Unterhandlungen; der grüne Zweig war auch bei dieſem Volke das Friedenszeichen. Nach gegen-

Digitized by Google

seitiger Verständigung ward um eine junge Palme eine Friedenspyramide errichtet und darauf ein Tauschhandel eröffnet, der bis zur Abreise Hunter's fortdauerte. — Andere, zu Neu-Britannien gehörige Inseln sind unter anderen: Die Sir G. Rooke's Insel, in der Dampiersstraße (ist ziemlich groß, gebirgig, bewaldet und gut bewässert; ihre Südostspitze liegt unter 5° 50′ S. Br. und 147° 56′ O. von Greenwich, und ihre Nordwestspitze unter 5° 25′ S. Br. und 147° 44′ O. von Greenwich); die Insel Vulcano, in der Nähe der vorigen (unter 5° 32′ S. Br. und 148° 4′ O. von Greenwich), mit einem thätigen Vulkan; die Gruppe Willaumez, im N. von Neu-Britannien, aus einer gleichnam. Hauptinsel (deren Südpunkt unter 5° 13′ 3″ S. Br. und 149° 59′ 45″ O. von Greenwich liegt) und verschiedenen anderen Inseln und Eilanden besteht, worunter die Ravult-Insel, unter 5° 21′ S. Br. und 149° 57′ O. von Greenwich.

b. Die Insel **Neu-Irland** (bei den Eingeborenen Tombara), im Nordosten der Insel Neu-Britannien und durch den 5 M. breiten S. Georgskanal (s. oben) von ihr getrennt. Sie hat, gleich der vorigen, eine langgestreckte Lage, jedoch in entgegengesetzter Richtung, nämlich in der von Südost nach Nordwest. Sie ist etwas über 70 Meilen lang und gleicht einer etwas gebogenen Keule, die auf ihrer breitesten Seite im S. etwa 10 M. breit ist, aber nach NW. zu allmälig so schmal wird, daß sie auf ihrer Spitze kaum 2 Meilen mißt. Ihr nördlichster Punkt liegt unter 2° 36′ S. Br. und 150° 46′ O. von Greenwich, und ihr südlichster Punkt, Cap St. George, unter 4° 51′ S. Br. und 152° 49′ O. von Greenwich. Jener bildet zugleich so ziemlich den äußersten West- und dieser so ziemlich den äußersten Ostpunkt. Genauer ist Cap Byron (unter 150° 34′ O. von Greenwich und 2° 46′ S. Br.), der äußerste Westpunkt, und dagegen Cap St. Mary (unter 153° 2′ O. von Greenwich und 4° 2′ S. Br.) der äußerste Ostpunkt. — Neu-Irland bietet im Ganzen eben das Ansehen dar, wie Neu-Britannien: das Innere ist hoch, von Bergketten durchzogen, die ihre höhern Gipfel im südlichen, breitern Theil der Insel aufthürmen, und das Gestade ist flach und zum Theil sandig mit vielen Einschnitten. Die Berge um die Carteret-Bai oder Port Carteret (unter 4° 39′ S. Br. und 152° 43′ O. von Greenwich) erheben sich mehr als 8000 Fuß über den Meeresspiegel und tragen bis an ihren Gipfel hohe Waldung. Kleine Flüsse und wasserreiche Bäche stürzen sich von denselben nach dem Gestade herab. Brennende Vulkane hat man zwar noch nicht entdeckt, aber unter der Oberfläche kocht dennoch ein beständiges Feuer, und Bougainville empfand ein sehr starkes Erdbeben. Der üppig fruchtbare Boden erzeugt dieselben Produkte, wie Neu-Britannien. An der Küste reiht sich ein Kokoshain an den andern; eine große Menge Lianen fand d'Entrecasteaux in der Nähe des Landungsplatzes; die äußerst dichten Wälder waren mit Turteltauben, Papageien, Kakadu's und anderem Gefieder bevölkert; aber auch eine Menge Eidechsen, Skorpione und Skolopender gibt es, und in den Höhlen des Gebirges hauf't der Vampyr. Man schätzt den Flächeninhalt der Insel auf 250 Q. M., und die Einwohnerzahl ist sehr beträchtlich. Die Eingeborenen werden von französischen Seefahrern als die gebildetsten des neubritannischen Archipels geschildert, und haben Tempel, sowie überhaupt ein geregeltes heidnisches Religionssystem. Die Bergabhänge sind häufig mit kleinen Pflanzungen und urbar gemachtem Lande bedeckt, und der Bau der Piroguen zeugt von vieler Einsicht. Dampier, der 1699 die Schleuderer-Bucht oder Slingers-Bai (unter 3° 10′ S. Br. und 152° 0′ O. von Greenwich) besuchte, wurde von 600 Kriegern feindselig empfangen. Ihre Waffen bestanden aus Speeren, Keulen, Schleudern und hölzernen, an dem Griffe verzierten Schwertern. Le Maire und Schouten verkehrten in friedlicher Weise mit ihnen. Bei ihrer Zusammenkunft am

Digitized by Google

Schiffsbord ſtimmten ſie einen monotonen Geſang an, und ihre Achtung bezeigten ſie durch Entblößung des Kopfes, indem ſie die Hände und auch wohl grüne Blätter darauf legten. Uebrigens hatten ſie ihren eigenthümlichen Putz: das Haupt war mit einer Mütze von bunter oder bemalter Baumrinde, oft mehrere über einander, bedeckt, über den Armgelenken und Ellbogen waren Armbänder von Perlmutter befeſtigt, und die Naſe mit Ringen behangen. Sonſt aber gehen ſie nackt, ausgenommen daß die Geſchlechtstheile durch ein Baumblatt bedeckt ſind. An der Seite hängt bei einigen ein Binſenkorb, worin ſie Kalk oder eine puderartige Maſſe aufbewahren, um damit ſich und ihre Haare zu bewerfen. Ihre Piroguen oder Canots ſind zum Theil an 90 Fuß lang und aus einem einzigen Baumſtamme mit vielen Zierrathen geſchnitzt, und ſo geräumig, daß über 30 Ruderer, zwei und zwei neben einander ſitzend, darin Platz haben. Ihre Fiſchernetze und Stricke ſind ſauber gearbeitet. Sie kennen den Werth des Eiſens, und ziehen es allem Andern vor, was ihnen die Seefahrer bieten. Die Hautfarbe der Eingeborenen, die der Papuaraſſe angehören, iſt dunkelbraun, das Haar kraus und ſelbſt ein ziemlich ſtarker Bart iſt bei den Männern vorhanden, Naſe und Mund nicht übel geformt; auch ſind ſie ſonſt gut gewachſen und ſtark, dabei auch behende. Die Bucht Port Gower oder Praslin, wo Bougainville verweilte und einen ſchönen Waſſerfall fand, liegt unter 4° 48′ 45″ S. Br. und 152° 49′ 36″ O. von Greenwich. Cap St. Mary liegt zwiſchen Cap St. George und der Schleuderbai, unter 4° 2′ S. Br. und 153° 2′ O. von Greenwich, und ihm gegenüber liegt das, etwa 2 M. im Umfange haltende und von Schouten entdeckte Eiland St. Jean oder St. Johns (unter 3° 55′ S. Br. und 153° 56′ O. von Greenwich), welches hoch und bewaldet iſt, und zahlreiche Bewohner hat, deren Pflanzungen an der Seite der Hügel mit Kokospalmen eingefaßt ſind. — An der Südweſtküſte, zwiſchen der Cartaretbai und Port Praslin, liegt die Wallis- oder Cocos-Inſel, die ſich durch ihren vegetabiliſchen Pflanzenreichthum auszeichnet. Sie iſt hoch und wird durch verſchiedene Bäche trefflich bewäſſert. Man ſieht hier die Sago-, die Kokos- und eine eigenthümliche Areka-Palme, eine außerordentlich häufig vorkommende Feigenart, den Tikbaum u. ſ. w. Labillardière hält dies Eiland ganz geeignet zu einer europäiſchen Niederlaſſung. Größer iſt die Days- oder Denis-Inſel (auch Garrat Denis oder Gerard de Nys genannt), dem mittlern Theil der Oſt- oder Nordoſtküſte Neu-Irlands gegenüber, unter 3° 4′ S. Br. und 152° 34′ O. von Greenwich. Sie hat 9 Meilen im Umfange, iſt hoch, bergig und gut bewaldet, der Boden von braunrother Farbe, und das Geſtade durch Buchten eingeſchnitten, um welche Kokoshaine ſich reihen. Die zahlreichen Bewohner ſind Papuas von dunkeler Hautfarbe, die ihr kurzes krauſes Haar roth, weiß und gelb einpudern. Im Nordweſten von Neu-Irland liegen die Portlands-Inſeln, eine Gruppe von 9 Eilanden, deren größtes Sandwich iſt, unter 2° 59′ S. Br. und 150° 46′ 30″ O. von Greenwich. Dieſes, 1767 von Carteret entdeckte Eiland iſt etwa 5 Meilen lang und am öſtlichen Ende breiter als am weſtlichen; auf der Nordſeite erhebt ſich ein hoher Spitzberg oder Pik. Der übrige Theil der Inſel iſt von mittlerer Höhe, ſtark bewaldet, und bietet eine wahrhaft maleriſche Anſicht dar.

c. Die Inſel **Neu-Hannover**, die kleinſte der drei Hauptinſeln des Archipels von Neu-Britannien, liegt neben dem Nordweſtende Neu-Irlands, von dem ſie durch die ſchmale Byronsſtraße getrennt iſt. Sie hat einen Flächeninhalt von beinahe 100 Q. M. und iſt in der Richtung von NO. nach SW. etwa 12 M. lang. Ihr äußerſter Nordpunkt liegt unter 2° 22′ S. Br. und 150° 0′ O. von Greenwich; ihr äußerſter Weſtpunkt unter 149° 38′ 45″ O. von Greenwich und 2° 36′ S. Br., und ein, von Carteret Queen Charlotte Foreland oder Cape benanntes nordweſt-

Digitized by Google

liches Vorgebirge unter 2° 31′ S. Br. und 149° 50′ O. von Greenwich. Neu-Hannover ist sehr waldig und nach dem Innern zu gebirgig, hat manche romantische Gegenden und viele hübsche Pflanzungen, die von Kokospalmen umgeben sind und von einem gewissen Grad von Cultur auf Seiten der starken Bevölkerung zeugen. Die Einwohner, welche im Wesentlichen denen Neu-Irlands gleichen, folglich auch der Papuarasse angehören, bewohnen meistens zierliche, auf Pfählen erbaute Häuser.

2) Die Admiralitäts-Inseln.

Sie bilden eine, aus einer großen und etwa 30 kleineren Inseln, nebst verschiedenen andern Eilanden, bestehende Gruppe, die sich aus der Gegend von Neu-Hannover westwärts erstreckt bis ungefähr dem mittlern Theil der neuguineischen Nordostküste gegenüber; sie liegt durchschnittlich unter dem 2. Grade südlicher Breite und etwa zwischen dem 146. und 150. Grade östlicher Länge von Greenwich. Der erste Entdecker dieser Gruppe war Schouten, der ihr den Namen der 25 Eilande gab. Carteret fand 1767 die Hauptinsel wieder und gab ihr den Namen der Admiralitäts-Insel. Nach ihm besuchten der Spanier Maurelle 1781, der Britte Hunter 1791, der Franzose d'Entrecasteaux u. a. m. die Gruppe. Die Hauptinsel ist sehr gebirgig; auch die übrigen sind meist hoch und vulkanischen Ursprunges, andere aber niedrig und mit Korallenriffen umgeben. Uebrigens sind diese sowohl wie jene mit hohen Waldungen bedeckt, untermischt mit Kokos- und anderen Palmen. Kokosnüsse, Yams und Fische machen die Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung aus. Die Eingeborenen, der Papuarasse angehörend, zeichnen sich theils durch eine etwas hellere Hautfarbe, theils durch ein gewisses zutrauliches Wesen vor den Papuas der Nachbarinseln aus. Die Hauptinsel, **Basco-** oder **Admiralitäts-Insel** genannt, liegt zwischen 146° 35′ und 147° 40′ O. von Greenwich, und zwischen 1° 57′ und 2° 28′ S. Br., hat eine fast rautenförmige Gestalt und einen Flächeninhalt von etwa 85 Q. M. Das Innere ist voller Gebirge, die ziemlich hoch aus dem Meere aufsteigen und auf einigen Seiten weiß wie Kalkfelsen erscheinen. Die Insel gewährt im Allgemeinen einen sehr lachenden Anblick, und sie ist mit Bäumen bedeckt, deren heiteres, weder zu dunkles noch zu blasses Grün einen lebhaften Eindruck macht. Außer den seltsamen Zierrathen in Nase und Ohr, und an den Armen, wie in Neu-Britannien, gehen die Eingeborenen nackt; nur daß die Weiber eine Matte um die Hüften tragen. Die Männer pflegen blos die Eichel des Geschlechtsgliedes in eine schneeweiße Schnecke (bulla ovum) einzuzwängen, deren Farbe mit ihrer Haut sonderbar contrastirt. Den Franzosen wie fast allen übrigen Seefahrern erschienen die Eingeborenen nicht als Feinde, sondern waren zum Verkehr geneigt, obgleich sie, wie alle Kinder der Natur, sich sogleich alles anzueignen suchten, was ihnen vorkam: sie kannten das Eisen und suchten es begierig einzutauschen. Die Spitze ihrer 5 bis 6 Fuß langen Speere war von vulkanischem Glase; ihre Pfeile war-

Digitized by Google

ſen ſie ſeltſamer Weiſe mit der Hand; ihre ſehr ſchnell ſegelnden Piroguen ähnelten denen aller Papuas; die Segel beſtanden aus viereckigen Matten. Es ſchien unter dieſem Volke eine Standesverſchiedenheit zu herrſchen und daſſelbe ſich in einen Adel und Gemeine abzutheilen; jener ſchien hier anmaßender als in den übrigen Papualändern zu ſein. Ihre Anführer machten die Redner und trugen auch mehr Schmuck an Armen und Beinen: man ſah ſie Pfeffer (piper siriboa) ſtatt des Betels kauen, und eine Art Kalk in Kalebaſſen bei ſich führen, den ſie wahrſcheinlich mit jenem Pfeffer vermiſchen. — Die öſtlich von der vorigen liegende **Matthias-Inſel**, unter 1° 30′ S. Br. und 149° 22′ O. von Greenwich, iſt die nächſtgrößte der Gruppe und etwa 8 M. lang, obwohl von verhältnißmäßig geringer Breite. Sie hat in der Mitte den hohen Berg Philipp, von einer Reihe Vorberge umgeben, die mit Savannen und Holzung abwechſeln. — Südöſtlich und etwa 4 M. von der Admiralitäts-Inſel liegt die Inſel **Jeſus Maria**, unter 2° 22′ S. Br. und 147° 48′ O. von Greenwich. Sie iſt im Innern gebirgig, nur ſtrichweiſe angebaut und von Korallenriffen umgeben. Die Inſulaner ſind denen der Admiralitäts-Inſel ähnlich. — Die Inſel **Vandola**, in der Nähe der vorigen, unter 2° 14′ S. Br. und 148° 8′ O. von Greenwich. Sie iſt überall von Korallenriffen umgeben, doch liegt ſie an ſich hoch und erſcheint in der Ferne als ein iſolirter Felſen, zeigt aber bei der Annäherung guten Anbau und zahlreiche Wohnungen. Auch iſt die Volksmenge nicht gering; der Strand war mit Menſchen bedeckt, die in ihren Piroguen den Franzoſen entgegenkamen und zutrauensvoll einen Tauſchhandel eröffneten. Die Inſulaner, deren d'Entrecaſteaux gegen 150 beiſammen zählte, glichen denen der Admiralitäts-Inſel, nur ſchienen ſie größer und robuſter. Die Weiber trugen einen Gürtel um die Hüften, die Eichel der Männer war in einer Blaſenſchnecke verborgen. Ein Nagel oder ein anderes Stück Eiſen hatte bei ihnen den größten Werth. Viele Kokospalmen und hübſche Anpflanzungen gibt es auf der Inſel. — Die **Anachoreten** bilden eine, nordweſtlich von der Admiralitäts-Inſel liegende Gruppe von mehreren Eilanden, deren ſüdlichſtes unter 0° 54′ S. Br. und 145° 30′ O. von Greenwich liegt. Sie ſind von Bougainville auf deſſen Erdumſegelung entdeckt und 1793 von d'Entrecaſteaux geſehen, — ? — der das nördlichſte Eiland unter 0° 35′ S. Br. gelegt hat. Der Strand war mit einer großen Anzahl von Hütten bedeckt, welche hoch, beinahe viereckig und gut bedeckt waren. Fiſchfang ſchien die Hauptbeſchäftigung der Inſulaner zu ſein, welche gar keine Neugierde bei Annäherung der europäiſchen Schiffe blicken ließen. Kokosbäume waren über alle Inſeln verbreitet. — Die **Eremiten**, eine kleine Inſelgruppe, ſüdlich von der vorigen; ihr nordöſtliches Eiland liegt unter 1° 28′ 30″ S. Br. und 145° 7′ O. von Greenwich, und iſt am höchſten, während die übrigen ſehr niedrig und von Korallenriffen eingefaßt ſind. Ihre Bewohner ſind Papuas von ziemlich

Digitized by Google

gutem Körperbau; die Männer tragen auch hier die Blasenschnecke über das männliche Glied gezogen. Ihre Piroguen segeln sehr schnell und führen mehrere Segel. — Die Bougainville- oder Exequer-Inseln sind ebenfalls niedrige Inseln; sie liegen westwärts von den vorigen, und das südlichste Eiland dieser, übrigens auch die Niedrigen Inseln genannten Gruppe liegt unter 1° 40′ 30″ S. Br. und 144° 3′ O. von Greenwich. — Auch die Durour-Insel, unter 1° 46′ S. Br. und 142° 56′ O. von Greenwich, ist niedrig und von Korallenriffen umgeben, doch gut bewaldet.

3) Die Louisiade.

Diese Inselgruppe liegt in der Nähe der mit Cap Rodney endigenden südöstlichen Halbinsel Neu-Guinea's und südlich von dem Archipel von Neu-Britannien, zwischen 8° 18′ und 11° 21′ 50″ S. Br., und zwischen 150° 50′ und 154° 21′ O. von Greenwich. Sie erhielt ihren Namen nach einem vermeintlichen großen Meerbusen, in welchen Bougainville 1769 gerathen sein wollte und den er zu Ehren Ludwigs XV. Golfe de la Louisiade nannte. Dieser Golf existirt nun zwar nicht, aber doch das, zur Rossel-Insel gehörige Cap Deliverance, welches Bougainville für das Südost-Ende von Neu-Guinea gehalten hatte; und als d'Entrecasteaux dasselbe 1793 wiedergefunden hatte, trug er den Namen Louisiade auf den vor ihm sich eröffnenden Archipel über. Dieser besteht aus einer Anzahl größerer und kleinerer Inseln, welche fast durchgehends hoch und gebirgig sind, während nur einige der kleinen Eilande zu den niedrigen Korallen-Inseln gehören. Diese liegen aber meist an den äußersten Grenzen des Archipels und im Korallenmeere (s. Abschn. I. Kap. 2.), wogegen die Hauptgruppe einst durch eine mächtige Erdrevolution hervorgebracht zu sein scheint, welche Neu-Guinea's Südostspitze in dergleichen Stücke zertrümmerte. Boden und Klima sind hier denn auch fast ganz wie auf Neu-Guinea, dessen meiste Produkte sich ebenfalls hier finden. Als Bougainville dem unbekannten Lande sich näherte, wehte ihm ein aromatischer köstlicher Duft entgegen, und dies gab ihm Veranlassung, den von ihm zunächst besuchten Hafen den Orangeriebusen zu nennen. Moluckische Gewürze fand er hier zwar nicht, wohl aber die Kokospalme, den Pisang und zahlreiche andere Tropenpflanzen. Die Louisiade hat allem Anscheine nach eine sehr starke Bevölkerung, der Papuarasse angehörend. Diese Insulaner haben einerseits eine etwas hellere Hautfarbe als z. B. die Neuholländer, andererseits aber nicht deren krauses, sondern mehr das Wollhaar der Eingeborenen von Vandiemensland (s. Abschn. III., Kap. 1 gegen Ende). Sie gehen nackt, und nur die Geschlechtstheile sind mit dem Blatt der Vacoua bedeckt und sorgfältig verhüllt. Einige tragen um die Mitte des Leibes einen eng zusammengezogenen Strick, andere einen Knochen durch den durchbohrten Nasenknorpel, wieder andere Armbänder von Muscheln. Ihre Waffen sind eine

Digitized by Google

Art Wurfspieße und Schilde. Ihre Aexte sind aus Serpentinstein und wie die europäischen geformt. In der Schiffsbaukunst haben sie es weiter gebracht als die benachbarten Papuas, indem sie zweimastige, bis an 50 Fuß lange Piroguen bauen, welche 25 Männer fassen, vorn und hinten mit einem Steuerruder, an den Seiten mit Auslegern versehen und mit Schnitzwerk und Malerei künstlich verziert sind. Malerisch liegen ihre Wohnungen in den lieblichen Hainen zerstreut. Sie haben große Fischnetze, gute Körbe, auch Kämme mit drei Zähnen aus Bambus und Schildpatt. Sie lieben die Wohlgerüche, und kauen sämmtlich Betel, weshalb sie auch Kalebassen mit einer kalkartigen Substanz bei sich tragen, deren sie sich wie andere Papuas bedienen. Gegen die europäischen Seefahrer waren sie anfangs mißtrauisch und bezeigten sich nicht nur feindselig, sondern auch zum Diebstahle äußerst geneigt. Indeß ließen sie sich doch bald auf einen Tauschhandel ein und sie brachten Bataten, Ignamen und Pisangs, auch eine Art Pudding aus Ignamen und dem Fleisch großer Seekrebse bestehend, den aber die Franzosen verschmähten, weil sie Menschenfleisch darin vermutheten. Wirklich sind auch diese Papuas Menschenfresser, indem sie wenigstens das Fleisch von Kriegsgefangenen zu verzehren pflegen. Einer derselben trug einen menschlichen Armknochen am Halse, auch deuteten sie den Franzosen an, daß sie bald nach einer benachbarten Insel in Streit ziehen und dann die Gefangenen verzehren würden. D'Entrecasteaux sah ein solches Gefecht beginnen, doch endigte es ohne Blutvergießen und die Franzosen konnten nur die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher die Insulaner mittelst ihrer Schilde die Steinwürfe der Gegner auffingen. Vor d'Entrecasteaux war vermuthlich nie ein Europäer an das Eiland Bonvouloir, dessen Einwohner er schildert, gekommen: sie kannten das Eisen noch nicht.

Zu den größern Inseln der Louisiade gehört namentlich die Insel **Rossel** (Rousſel) oder Satisfaction, deren südöstliches Vorgebirge, Cap Deliverance, unter 11° 21′ 50″ S. Br. und 154° 21′ O. von Greenwich liegt. Sie ist die südöstlichste des ganzen Archipels und zum Theil von einem langen Korallenriff begrenzt. Die Insel **St. Aignan**, nordwestlich von der vorigen und mit ihrem Vorgebirge, Cap Henry, unter 10° 41′ 15″ S. Br. und 152° 56′ O. von Greenwich gelegen, hat ein mit steilen Felsen eingefaßtes Gestade, hinter welchem sich hohe Berge fast lothrecht erheben und dessenungeachtet eine reiche Vegetation zeigen. **Renard**, eine Gruppe kleiner Eilande, die durch Riffe mit einander verbunden sind und deren Westende unter 10° 52′ 40″ S. Br. und 153° 1′ O. von Greenwich liegt. Von der aus mehr als 40 größeren und kleineren Inseln und Eilanden bestehenden Gruppe **d'Entrecasteaux** ist besonders die gleichnamige Hauptinsel zu erwähnen, deren äußerste Ostspitze, Cap Pierson, unter 9° 55′ 10″ S. Br. und 151° 14′ 50″ O. von Greenwich liegt und wo die Küste von hohen Bergen umgeben ist, die bis an den Gipfel Kokospalmen tragen. Im W. dieses Vorgebirges zeigt sich eine weite Bucht, deren Umgebungen, wo die Hütten der Eingeborenen gruppenweise zwischen den freundlichen Kokoshainen liegen, die malerischsten Ansichten darbieten. Das oben erwähnte,

Digitized by Google

ſtark bewaldete und bevölkerte Eiland Bonvouloir liegt in der Nähe der Inſel d'Entrecaſteaux. Die Inſel **Trobriand**, deren nördlichſter Punkt, Cap Denis, unter 8° 26′ S. Br. und 151° 4′ 40″ O. von Greenwich liegt, iſt von Korallenriffen umgeben und ziemlich groß. Etwas größer aber iſt die Nord-Inſel, die ihren Namen daher hat, weil ſie die nördlichſte des ganzen Archipels der Louiſiade iſt und unter 8° 18′ S. Br. und 150° 50′ O. von Greenwich liegt. Südlich von ihr, unter 10° 7′ S. Br. und 150° 21′ O. von Greenwich liegt eine unbenannte Inſel mit dem oben erwähnten Orangeriebuſen oder, wie Bougainville ihn nannte, Cul de sac de l'Orangerie, von einem Amphitheater von Hügeln und im Hintergrunde von drei Bergreihen, die bis an die Wolken reichen, umgeben.

Zweites Kapitel.

Neu-Georgien oder der Salomons-Archipel.

Dieſe, auch die Salomons-Inſeln genannte Inſelkette liegt an der Südoſtſeite des Archipels von Neu-Britannien, zwiſchen 5° 0′ und 11° 38′ S. Br. und zwiſchen 154° 34′ und 162° 28′ O. von Greenwich. Die ganze Kette nimmt in der Richtung von NW. nach SO. eine Strecke von mehr als 150 Meilen ein.

Sie wurde 1567 von Mendaña entdeckt, der ſie die Salomons-Inſeln nannte, weil er hier das alte Ophir aufgefunden zu haben glaubte, woher König Salomo Gold holen ließ (ſ. Abſchn. I., Kap. 7.). Obgleich er ſich hier mehrere Monate aufhielt, konnte er ſie jedoch 28 Jahre ſpäter auf einer zweiten Reiſe nicht wiederfinden, und zwei Jahrhunderte verfloſſen, ehe ein Seefahrer ſie von Neuem in die Erdkunde, aus der ſie verſchwunden war, eintragen konnte. Carteret erreichte 1767, auf ſeiner Fahrt vom Santa Cruz Archipel nach Neu-Britannien, einige der öſtlichen und nördlichen Inſeln, die er aber noch nicht als die der Salomonskette erkannte und ihnen beſondere Namen gab, ohne doch den ganzen Archipel zu benennen. Bougainville kam 1768 an die dazu gehörigen Inſeln Treaſure und Bouka; ihm folgte 1769 Surville, der die Inſel Yſabel oder Iſabella entdeckte, wo ſeine Gefährten im Hafen Praslin von den Eingeborenen feindlich überfallen wurden, daher er dieſer und den übrigen damals bekannten Inſeln der Gruppe den Namen der Arſaciden oder Meuchelmörder beilegte, der aber außer Gebrauch gekommen iſt und jetzt nur auf ein unbedeutendes Eiland der Salomonskette angewendet wird. Uebrigens behielt Surville im Praslinhafen einen Eingeborenen, Lova Sarega genannt, mit Liſt und Gewalt an Bord zurück und zog ſpäter von ihm eine Menge Nachrichten über die Salomons-Inſeln ein. Dieſer Auſtralier, der zwei Jahre bei ihm blieb, hatte die glücklichſten Anlagen, erlernte das Franzöſiſche ſchnell und hatte keinen andern Fehler, als daß er leicht aufbrauſ'te und in Zorn gerieth, aber auch im Augenblick wieder beſänftigt war. Surville zog ihn an den Offiziertiſch, von dem er aber nach

Digitized by Google

Surville's 1771 in Callao erfolgtem Tode freiwillig wegblieb und Bedienten-Geſchäfte verrichtete, obgleich man ihn wegen ſeiner guten Aufführung nach wie vor ſehr auszeichnete. Was aus ihm zuletzt geworden, iſt nicht bekannt. — Im Jahre 1788 kam der Britte Shortland nach den Salomons-Inſeln und nannte die Gruppe Neu-Georgien, nachdem er mehrere wichtige Entdeckungen gemacht hatte; auch beſtimmten die Seefahrer Ball und King auf einer Reiſe von Port Jackſon nach Batavia (die Torresſtraße durchfahrend, waren ſie zu weit oſtwärts gerathen) zwei Eilande und noch einige andere fand 1792 d'Entrecaſteaux. In neuerer Zeit ſind die Salomons-Inſeln ziemlich häufig, beſonders von Wallfiſchfängern, beſucht und faſt alle Punkte genau feſtgeſtellt worden.

Die Inſeln der Salomonskette gehören zu denen von älterer Bildung, ſind ſehr gebirgig und erheben ſich im Pik Kammas, einem Vulkan auf der Inſel Guadalcanar, bis zu 12,000 F. Höhe. Auch die Bergſpitzen auf der Bougainville- und anderen Inſeln verlieren ſich in den Wolken, und überall zeigen ſich die Berge von majeſtätiſcher Form. Der Vulkan auf der Contrarietäts-Inſel war zu Mendaña's Zeit in voller Thätigkeit. Die Küſten ſind ungemein zerriſſen und mit Klippen bedeckt. Im natürlichen Zuſammenhange damit ſteht aber auch, daß die meiſten Inſeln geräumige und bequeme Ankerplätze darbieten. Nur einige der geringeren, zu dieſem Archipel gehörigen Eilande ſind durch Korallenriffe unzugänglich, indem ſie zu dem Motus gehören, welche der Korallenbildung ihre Entſtehung verdanken. (Vergl. Abſchn. I. Kap. 3.) Der Boden auf den größeren Inſeln iſt meiſt vulkaniſcher Art; doch daß die obere Decke höchſt fruchtbar ſei, beweiſt der üppige Wachsthum der, Berge und Thäler bekleidenden Bäume und Pflanzen. An Waſſer fehlt es ebenfalls nicht; denn überall fanden die Seefahrer Quellen und Bäche. Einige Flüſſe, wie der Ortega und der Gallego auf Guadalcanar, führen Gold mit ſich.

Auf der ganzen Gruppe herrſcht Tropenklima und die Hitze erreicht einen hohen Grad, obwohl ſie durch die regelmäßigen Land- und Seewinde ſehr gemäßigt wird. Labillardière, der im Winter an ihren Küſten verweilte, fand im Juni und Juli das Thermometer nicht über 22 und nicht unter 20° Réaumur; die Winde waren in dieſer Zeit ganz öſtlich, bald aus vollem Oſt, bald aus Süd- oder auch Nordoſt. Surville erlebte im October heftige Regengüſſe, die bisweilen von ſchweren Gewittern begleitet waren.

Daß die Vegetation ſehr üppig ſich entfaltet, iſt bereits erwähnt worden. Beinahe die ganze Flora von Neu-Guinea findet man hier wieder, zugleich aber auch mehrere Erzeugniſſe der Pflanzenwelt, die ſonſt mehr den eigentlichen Südſee-Inſeln eigenthümlich ſind. Kokos-, Schirm-, Kohl-, Areka- und andere Palmen bedecken den Strand, und mehr nach dem gebirgigen

Digitized by Google

Innern zu findet man eine Abart des Gewürznelkenbaums, den Ebenholz- und verschiedene andere Bäume, welche wohlriechendes Harz und Gummi liefern. Pisangs, Zuckerrohr, eine Zimmetart und mehrere Arten von Mandeln und Yams sind sehr häufig. Die eine Mandelart, auf einem ansehnlichen Stamme wachsend, hat eine ähnliche Schale, wie die Wallnuß, und diese Schale wird von den Eingeborenen auf ähnliche Art, wie die Arekanuß mit Kalk vermischt, genossen oder gekaut. Die Mandel selbst ist an sich zwar etwas ölicht, sonst aber von vortrefflichem Geschmack. Eine andere Mandelart sieht wie eine Dattel aus, ist von Aurorafarbe, gleicht im Geruche der frischen Artischocke und gibt zerschnitten ein gutes Oel. Auch gibt es eine Schotenfrucht von etwa 12 Zoll Länge und 2 Zoll Dicke, und eine der Citrone ähnliche Frucht.

Von Säugethieren findet man hier eine Ziegenart, Schweine, kleine Hunde und Vampyre; aus der Klasse der Vögel namentlich Papageien, Loris, Kakadus, Waldtauben, verschiedene Amseln, worunter eine ganz schwarze Art, mit schneeweißem Kopfe und Halse; Hühner, eine wilde Entenart mit weißem Bauche und grauem Rücken, Bekassinen, Strandläufer, Seelerchen und andere Wasservögel. Unter den Amphibien wird einer Eidechsenart gedacht, die vom Kopfe bis zum Schwanzende 5 Fuß maß; ebenso auch einer seltsamen Kröte mit scharfkantigem Rücken und einem Kamme auf dem lanzenförmigen Kopfe. Zwei Fuß lange Schlangen, von der Dicke eines Fingers, oben strohgelb mit kleinen silbergrauen Quadraten symmetrisch geschmückt, der Bauch mit gelben knorpeligen Schuppen, sind auch gesehen worden. Die in großer Menge sich vorfindenden Seefische machen eine Hauptnahrung der Eingeborenen aus. Auch die Perlmuschel findet sich an den Küsten. Unter den Spinnen sah man eine Art mit langem cylinderischem Körper und langen schwarz und weißen Beinen; vorzüglich zeichnet sie sich aber durch den kleinen schwarz und weißgefleckten Kopf aus, dessen Hintertheil sich in der Form eines rothen Schwalbenschwanzes endigt.

Was die Erzeugnisse aus dem Mineralreiche betrifft, so berichtet schon Mendaña von dem Vorhandensein von Gold in den Flüssen. Herrara hatte auf der Insel Guadalcanar Goldkörner als Zierrath in den Wohnungen der Eingeborenen bemerkt; und einer andern Nachricht zufolge sollen die Spanier für 40,000 Piaster Gold von den Salomons-Inseln mitgenommen haben. Wenn die neueren Seefahrer unter den Produkten des Salomons-Archipels des Goldes fast gar nicht gedenken, so rührt dies wohl meist nur von der Flüchtigkeit ihres Besuches her; denn die älteren spanischen Berichte sprechen zu deutlich darüber, als daß man das Dasein dieses Metalles auf den großen Inseln bezweifeln könnte. Zudem führt schon die Formation der hier befindlichen Gebirge gewissermaßen von selbst auf diesen Schluß. Ob noch andere Metalle oder Mineralien da sind, ist nicht bekannt.

Digitized by Google

Die Einwohner gehören größtentheils der Papuaraſſe an, zum Theil aber auch zu den Auſtralindiern (ſ. Abſchn. I., Kap 4.). Die der letztern Raſſe angehören, herrſchen mehr auf den kleineren, die Papuas dagegen mehr auf den großen Inſeln vor. Obwohl hin und wieder bei dieſen Papuas das Negerartige mehr hervortritt als z. B. bei denen auf Neu-Guinea oder Neu-Holland, ſo haben doch die meiſten kein wolliges, ſondern nur krauſes, kurzes und dabei weiches Haar, auch keine wulſtigen, ſondern ziemlich dünne Lippen und ebenſowenig eine breite, ſtumpfe Negernaſe; vielmehr iſt die Naſe proportionirt, das ſpitze Kinn iſt mit dünnem Barte beſetzt; die Augen liegen übrigens tief und die Stirn iſt klein. Die Hautfarbe iſt dunkelbraun. Durchgehends ſind dieſe Papuas gut gewachſen, ſtark, muskulös und von mittlerer Statur. — Die Auſtralindier dagegen, oder die mehr oder minder der malayiſchen Raſſe angehörenden Eingeborenen ſind entweder kupferfarbig oder braungelb, und haben ſchlichtes, langes Haar, welches ſie jedoch abzuſchneiden pflegen, bis auf einen, bisweilen in kleine Zöpfe getheilten und mit Muſcheln und Federn gezierten Haarbüſchel auf dem Wirbel. — Wahrſcheinlich fließen in dieſem, den Südſee-Inſeln ſich nähernden Archipel ſchon Papuas und Malayen oder Auſtralindier unmerklich in einander, und beider Blut hat Miſchlinge hervorgebracht, die bald mehr bald weniger die charakteriſtiſchen Kennzeichen der einen wie der andern Raſſe zur Schau tragen.

Beide Geſchlechter gehen völlig nackt, nur ein Strickgürtel mit einem Stück Matte um die Mitte des Leibes zeigt einen Schatten von Bekleidung; und ſelbſt nicht einmal dieſen findet man bei den Boukanern. Männer und Weiber tättowiren Geſicht, Arme und Beine (ſie weichen alſo auch hierdurch ſchon von den Sitten der weſtlicher wohnenden Papuas ab), bemalen auch wohl Stirn, Backen, Bruſt und Schultern mit einer Schminke von Roth und Weiß, und färben das Haar roth: die Boukaner beſtreuen es mit Kalk oder röthlicher Erde. Naſenknorpel und Ohrlappen werden durchbohrt, und Knochen, Ringe von Muſchelſchalen, Blätter und Blumen hineingeſteckt, wodurch der Naſenknorpel bis auf die Oberlippe und die Ohren bis auf die Schultern herabgezogen erſcheinen. Allgemein werden Armgehänge, theils aus Muſcheln zuſammengeſetzt, theils aus Kokosfaſern geflochten, getragen. Auch um den Hals werden Muſcheln und weiße Steine gehängt, und dergleichen ſo groß wie ein Hühnerei an der Stirn befeſtigt.

Die Hütten der Salomons-Inſulaner bilden regelmäßige Dörfer, die hin und wieder an 1500 bis 2000 Bewohner zählen mögen. Ueberhaupt haben dieſe Inſulaner Manches vor den übrigen Papuas voraus. Schon ihre Waffen ſind complicirter als die der Letzteren. Außer Speer und Keule haben ſie Bogen, Pfeile und Schilde. Der Bogen iſt gegen 6 Fuß lang und hat mit Harz angeſtrichene Sehnen; die Pfeile ſind mit Knochen zuge-

Digitized by Google

ſpitzt und um ſo gefährlicher, da ſie Widerhaken haben und gewöhnlich einzelne Splitter in der Wunde zurücklaſſen. Die 8 bis 10 Fuß langen Speere ſind ebenfalls mit Knochen zugeſpitzt; die aus ſehr hartem Holze geſchnitzten und etwas ausgezackten, $2^1/_2$ F. langen Keulen hängen an einem Gürtel auf der linken Seite; und zum Abhalten der feindlichen Geſchoſſe halten die Krieger auf den Armen einen geflochtenen Schild, der zugleich als Sonnen- und Regenſchirm dient. Der auf 4 Seiten geränderte Schild hat zwei Handhaben und als Zierrath an den Seiten Troddeln von rothem und weißem Geſtrippe. Ueberhaupt hat der Eingeborene in ſeiner vollen Rüſtung ein wahrhaft kriegeriſches Anſehen. Die Angriffe werden von einem wilden Geſchrei begleitet, und Kampf und Krieg ſcheint auch die Hauptbeſchäftigung der Männer auszumachen, die in ſteten Fehden mit den benachbarten Stämmen oder Inſeln begriffen ſind. Auch ſie verzehren, gleich den Bewohnern der Louiſiade, Kriegsgefangene; und daß ſie überhaupt Menſchenfreſſer ſind, dafür ſprechen manche Umſtände. Bougainville fand in einem Canot auf der Inſel Choiſeul einen halbgeröſteten Menſchenkopf; und der oben erwähnte Lova Sarega zeigte bei ſeiner Gefangennahme die größte Furcht, daß man ihm den Bauch aufſchneiden werde, um den Franzoſen zur Speiſe zu dienen.

Gegen die Europäer bezeigten ſich die Eingeborenen nicht nur mißtrauiſch, ſondern gewöhnlich auch feindſelig und widerſetzten ſich ihrer Landung. Hin und wieder ſind auch Fälle von Heimtücke vorgekommen, wie noch 1828 brittiſche Wallfiſchfänger erfuhren. Kaum hatte das Schiff, John Bull genannt, im Hafen die Anker geworfen, als die Eingeborenen mit der größten Freundlichkeit herankamen und Yams nebſt anderen Eßwaaren zum Geſchenk brachten. Der Capitän war eben im Begriff, eine geröſtete Yamswurzel zum Munde zu führen, als ein junger Eingeborener, der zufälligerweiſe ſchon länger auf dem Schiffe war, hinzuſprang und durch lebhafte Geberden vom Genuſſe derſelben abmahnte, indem er durch Zeichen zu verſtehen gab, daß der Genuß der Wurzel tödten würde. Man unterſuchte dieſe nun, und fand ſie mit einem ſchnell und plötzlich tödtenden Gift überzogen. Die Inſulaner eilten hierauf ſogleich dem Lande zu, wurden von einem Schiffsboote verfolgt, leiſteten jedoch nachdrücklichen Widerſtand und erſt nachdem mehrere von ihnen verwundet und getödtet worden waren, ergriffen ſie die Flucht. Das Schickſal, dem auf dieſe Weiſe durch einen Zufall die Mannſchaft des John Bull entging, hatte einige Zeit vorher theilweiſe die des Alfred, eines andern brittiſchen Schiffes, getroffen.

Künſtlicher noch als die Waffen der Salomons-Inſulaner ſind ihre Piroguen, die nicht etwa aus einem ausgehöhlten Baumſtamme beſtehen, ſondern aus mehreren Stücken zuſammengeſetzt und zum Theil wahre Meiſterſtücke in Form und Vollendung ſind: man fand an denſelben die ſorgfältigſt ausgelegte Arbeit in farbigem Holze und Perlmutter. In den Kriegsfahr-

Digitized by

zeugen, die vorn und hinten in hohe Schnäbel, zum Schutz gegen die feindlichen Wurfgeſchoſſe auslaufen, und durch flache, ſchaufelförmige Ruderriemen außerordentlich ſchnell fortbewegt werden, haben 40 Mann bequem Platz. Bei alle dem ſind ihre Arbeitsgeräthſchaften höchſt unvollkommen; denn dieſe beſtehen faſt nur in einem ſchwarzen kegelförmigen Steine, der als Hammer dient, einem Beil, aus der Schärfe einer harten Muſchel geformt, einem Meſſer von Perlmutter und einem abgeſchliffenen Kieſelſteine. Die Fugen ſind mit ſchwarzem Maſtix ausgefüllt. Fiſchnetze und Säcke verfertigen die Eingeborenen aus den Faſern der Schirmpalme, woraus auch die Bogenſehnen gemacht werden. Aus dem Harze des Takamaka bereiten ſie Lichte, welche heller als Wachskerzen brennen und einen angenehmen Geruch verbreiten.

Sie beſitzen, wie ſchon bemerkt, viel natürliche Anlage. Ihre körperliche Gewandtheit und Schnelligkeit iſt eben ſo außerordentlich wie ihr Gehör- und Geſichtsorgan. Aber auch an geiſtiger Beweglichkeit fehlt es ihnen nicht, wie die Leichtigkeit zeigt, mit der ſie ſich in europäiſche Sprachen hineinfinden können. Ihre eigene Sprache klingt nicht unangenehm und iſt ſanft; Labillardière hält ſie mit der malayiſchen verwandt. Für die Muſik haben ſie ebenfalls Sinn, und als einſt auf einem der franzöſiſchen Schiffe eine Violine angeſtimmt wurde, geriethen bei den Eingeborenen ſogleich Arme und Körper in eine taktmäßige Bewegung. Nach Ausſage des mehrerwähnten Lova Sarega, machen die Salomons-Inſulaner in ihren Piroguen zehn- bis zwölftägige Reiſen zu „Menſchen, die hellfarbiger als ſie ſelbſt ſind: hier holen ſie bemalte Zeuge und tauſchen ſchwarze Sklaven gegen braune ein. Bei ihren Fahrten dienen die Geſtirne als Wegweiſer und Führer.“ Wahrſcheinlich ſind die, kaum 150 Meilen entfernten Carolinen gemeint, nach denen ſie fahren. — Ein gewiſſer Diebesſinn iſt ihnen inſofern eigen, als ſie, wie Kinder, alles haben wollen, was ihnen vorkommt.

Was ihre Sitten und Gebräuche betrifft, ſo iſt zunächſt zu bemerken, daß die Polygamie bei ihnen herrſchend iſt. Man verlobt die Mädchen in der früheſten Kindheit und ſendet ſie gleichzeitig in das ſchwiegerväterliche Haus, wo ſie bis zu ihrer Mannbarkeit bleiben. Stirbt Jemand, ſo wird ſein Leichnam auf ein hohes Gerüſt gelegt und darunter eine Grube gegraben, welche das aufgelöſ'te Fleiſch, ſoweit es die Raubvögel übrig gelaſſen, aufnimmt. Iſt das Skelett rein, ſo legt man es in ein Familiengrab und bedeckt die Grube mit einer Hürde, worüber eine Art Hütte aufgeführt wird. Die Gräber der Kinder werden blos mit Blumen beſtreut. Sie ſind weder ohne Religion noch Cultus. Sie glauben an eine jenſeitige Zukunft, und meinen zugleich, daß die Verſtorbenen ihren zurückgebliebenen Angehörigen bisweilen erſcheinen, entweder um gute oder böſe Nachrichten zu verkünden, oder ihnen die Orte anzuzeigen, wo ein reicher Fiſchfang zu erwarten ſei.

Digitized by Google

Jedesmal vor dem Beginn einer Schlacht hebt der Anführer die Arme in die Höhe und richtet die Augen gen Himmel, und nachdem er so den Beistand des höheren Wesens für sich angerufen, feuert er seine Gefährten zum muthigen Kampfe an.

Es herrscht bei den Salomons-Insulanern eine monarchische Regierungsform, und zum Theil scheint sich ihre politische Verfassung (wenn man sie so nennen darf) der malayischen zu nähern, wie sie mit einiger Abänderung von dem Westende Sumatra's bis zum Sandwicharchipel in beiden Oceanen herrschend ist. Die Oberhäupter tragen verschiedene Zierrathen, besonders einen, aus zwei Federn bestehenden Federbusch, den Niemand anrühren darf. Ihre Gewalt ist unumschränkt. Die Unterthanen müssen ihnen den Ertrag ihres Fischfanges, ihrer Ernte, ihrer Handarbeit und die dem Feinde abgenommene Beute darbringen, wovon sie nehmen, was ihnen gelüstet: der Ueberrest gehört dem Erwerber. Würde Jemand etmas heimlich in seine Hütte bringen, ehe der Häuptling es gezehntet hätte, so wäre eine sehr harte Strafe die Folge davon. Tritt aber ein Unterthan unvorsichtiger Weise in den Schatten seines Häuptlings, so wird dies Verbrechen auf der Stelle mit dem Tode bestraft, und nur die Reichen, oder besser gesagt, Adeligen können es mit Aufopferung ihres Vermögens abkaufen. Die Häuptlinge, deren vielleicht jede Insel einen, auch wohl mehrere hat, stehen mit einander in fast beständigem Kriege. Die Gefangenen werden — sofern man sie nicht etwa schlachtet und verzehrt — Sklaven und dienen dem Ueberwinder.

Die größte, und ungefähr in der Mitte der Kette liegende Salomons-Insel ist **Neu-Georgien** (diesen Namen erhielt sie von dem Britten Shortland) oder Choiseul (diesen Namen erhielt sie von dem franz. Seefahrer Bougainville), deren Flächeninhalt auf etwa 400 Q. M. geschätzt wird. Sie ist durch die Manningstraße von der Ysabel- und durch die Bougainvillestraße von der Bougainville-Insel getrennt. Sie hat in der Richtung von NW. nach SO. eine Länge von ungefähr 45 Meilen, und eine mittlere Breite von 14 bis 15 Meilen. Ihr nördlichster Punkt, Cap Cornwallis, unweit der Bougainvillestraße, liegt unter 6° 35′ 30″ S. Br. und 156° 20′ O. von Greenwich, und ihr nordwestlichster Punkt, Cap Alexander (an der Bougainvillestraße selbst) unter 6° 48′ S. Br. und 156° 4′ O. Länge. Neben dem letztgenannten Vorgebirge befindet sich die von Bougainville besuchte Choiseul-Bai. Ihr äußerster Südostpunkt, Cap Pitt, liegt unter 8° 53′ S. Br. und 158° 14′ 30″ O. von Greenwich. Ihre Berge sind im Ganzen etwas niedriger als die auf den übrigen größeren Inseln. Die Eingeborenen, welche der Papuarasse angehören und krauses, weiches Haar haben, halten sich meist in den Waldungen des Innern auf. Das Schnitzwerk an ihren Piroguen ist sehr künstlich.

Die mehrerwähnte, an der Ostseite der vorigen liegende und durch die Manningstraße von ihr getrennte Insel **Ysabel** oder Isabella, die zwar nicht sehr breit, aber um so länger, obwohl ihr Flächeninhalt unbekannt ist. Sie liegt zwischen 7° 16′ S. Br. und 157° 45′ O. von Greenwich (Cap Comfort), und 8° 30′ S. Br. und 159° östl. Länge (Cap Prieto). Das unweit des letztgenannten Vorgebir-

Digitized by Google

ges liegende Cap Freycinet liegt unter 8° 25′ S. Br. und 159° 5′ O. von Greenwich; während der Praslinhafen, im nördlichen Theil der Inſel, unter 7° 25′ S. Br. und 157° 56′ O. von Greenwich liegt. Sein Eingang iſt durch mehrere Felſenriffe ſo verengt, daß nicht zwei Schiffe zugleich neben einander hineinſegeln können, im Innern aber erweitert er ſich bis auf 2 Meilen und hat zugleich einen tiefen Ankergrund bis dicht an's Geſtade. Dabei iſt er nicht allein gegen alle Winde geſchützt, ſondern liefert auch treffliches Trinkwaſſer aus einem kleinen Fluſſe und mehreren Bächen, und Erfriſchungen aller Art ſind hier zu haben. Hier war es, wo 1768 Surville landete, aber von den Eingeborenen ſo feindſelig empfangen wurde, daß Feuer gegeben werden mußte. Etwa 30 bis 40 wurden dadurch niedergeſtreckt, worauf die Uebrigen in die Wälder flohen und vor der Hand an keinen Tauſchhandel mit ihnen zu denken war. Die Inſel Iſabella wird von einer hohen Bergkette durchzogen, die ſich am meiſten der Weſtküſte nähert und woraus ſich mehrere Spitzen bis zu den Wolken erheben. Die Geſtade, die gleich dem größten Theil des Innern in üppiger Vegetation prangen, ſind hoch im Nordoſten, ſenken ſich jedoch ſanft gegen Südweſten ab. Dieſe Inſel iſt es, welche Mendaña für das Ophir Salomo's hielt, und wo ſpäter die Spanier Goldzierrathen bis zum Werthe von 40,000 Piaſtern zuſammengeraubt haben ſollen.

Guadalcanar, die nächſtgrößte Inſel des Archipels, liegt am ſüdöſtlichen Ende der vorigen, zwiſchen 9° 16′ 30″ S. Br. und 159° 45′ 35″ O. von Greenwich (Cap Esperance), und 9° 49′ 15″ S. Br. und 160° 53′ O. von Greenwich (Nordoſt-Cap). Noch etwas ſüdlicher, nämlich unter 9° 58′ S. Br. (und 160° 25′ öſtl. L.), liegt Cap Henslow. Ein viertes Vorgebirge, im mittlern Theil der Südweſtküſte, iſt Cap Hunter (unter 9° 49′ 30″ S. Br. und 159° 57′ O. von Greenwich). Dieſe Inſel wurde 1567 von Mendaña's Gefährten Ortega entdeckt, der im Hafen della Cruz auf der Nordoſtküſte landete und ein hohes, mit Bergen und fruchtbaren Thälern angefülltes Land fand, bewäſſert von zwei, Waſchgold mit ſich führenden Flüſſen, Gallego und Ortega. Auch fand er eine ſtarke Bevölkerung vor, welche die Spanier bei ihrem Verſuche, in's Innere vorzudringen, zurücktrieb; doch erhielten ſie Hühner. Shortland, der 1788 an der Küſte hinſegelte, nannte eine der hohen Bergſpitzen der Inſel, welche ihm ſo hoch wie der Pik von Teneriffa erſchien, Lammas (ſ. oben). Uebrigens ſind die Berge hier faſt bis an die Gipfel angebaut und haben wegen der großen Verſchiedenheit der Baumarten ein höchſt reizendes Anſehen.

Oeſtlich und etwa 7 M. von Guadalcanar liegt die ungefähr 22 M. lange und an einigen Stellen 5 M. breite Inſel **Carteret** oder Malayta (auf einigen Karten auch unter dem Namen Malanta aufgeführt), deren Nordweſtſpitze unter 8° 23′ S. Br. und 160° 31′ O. von Greenwich gelegen iſt. Sie iſt ſehr gebirgig, ſtark bewaldet und in den Niederungen mit Kokospflanzungen bedeckt. Nach ihrem Entdecker Carteret führt ſie den zuerſt genannten Namen.

Die ſüdöſtlichſte größere Inſel der Salomonskette iſt **San Chriſtoval**, zwiſchen 10° 12′ 30″ und 10° 50′ S. Br. und zwiſchen 161° 22′ und 162° 22′ O. von Greenwich. Sie wurde von Mendaña entdeckt und iſt bergig und ſchmal, jedoch 18 M. lang. Weſtlich und 24 M. von ihr liegt die weit kleinere Inſel **Rennell**, unter 11° 38′ S. Br. und 160° 41′ O. von Greenwich. — In oſtnordöſtlicher Richtung und in der Nähe von San Chriſtoval liegt die **Contrarietäts-Inſel** (von Surville Isle des contrariétés genannt), oder Smith's Inſel, unter 9° 48′ 30″ S. Br. und 162° 5′ O. von Greenwich. Sie iſt zwar nur 3 bis 4 M. lang und 2 breit, hat aber eine beträchtliche Volksmenge und ſtellt ein reizendes Panorama dar. Im N. iſt ſie

Digitized by Google

hoch und im S., wo sie schmal zuläuft, niedrig. Sie ist die nämliche, welche Mendaña Sesarga nannte, und wo damals ein Vulkan in voller Thätigkeit war. Als Surville hier ankam, wurde sein Schiff sogleich von Kähnen der Eingeborenen umringt. Ein Häuptling wagte es, an Bord zu kommen, wo er sich sogleich aller Dinge bemächtigen wollte, die ihm in die Augen fielen. Nachher schien er durch eine sonderbare Handlung, nämlich durch ein Auf- und Niederbewegen des Zeugungsgliedes, seine Gefährten an Bord einzuladen, worauf auch etwa 12 derselben kamen. Sie waren von mittlerer Statur, hatten eine breite Brust und einen guten Körperbau. Der Häuptling hatte eine braungelbe Hautfarbe und langes, schlichtes Haar, welches bei den Uebrigen, die eine weit dunklere Hautfarbe hatten, kraus und zum Theil mit Kalk gepudert war. Einige trugen Zierrathen in der Nase und an den Ohren, auch Armbänder und Gürtel, sonst waren sie nackt; nur daß das Geschlechtsglied in ein Baumblatt gehüllt war. Der Häuptling zeichnete sich durch einen Busch von 2 Federn aus.

Im N. oder vielmehr NW. beginnt die Salomonskette mit der etwa 70 Q. M. großen Insel **Bouka**, deren äußerster Nordpunkt unter 5° 0′ 30″ S. Br. und 154° 35′ O. von Greenwich liegt. Sie wurde 1767 von Carteret entdeckt und in sein Tagebuch unter dem Namen Winchelsea, in seine Karte aber als Anson eingetragen und von Bougainville, der 1768 bei der Insel vorbeifuhr, Bouka genannt, weil die Eingeborenen, die sein Schiff umringten, ihm dieses Wort zuriefen, welches im Deutschen füglicher Buka geschrieben werden müßte. Die Insel trägt drei bedeutende Berge, die in der Ferne als eben so viele Eilande erscheinen, ist gut angebaut und hat eine zahlreiche Bevölkerung. Die Eingeborenen sind ächte Papuas, deren Piroguen übrigens kleiner und anders gebaut sind, als die auf den südlicheren Inseln.

Zwischen Bouka und der Insel Neu-Georgien oder Choiseul liegt die über 100 Q. M. große Insel **Bougainville**, deren Nordspitze, Cap Laverdi, unter 5° 30′ 30″ S. Br. und 154° 53′ O. von Greenwich, und deren Südostspitze, Cap Friendship, unter 6° 50′ S. Br. und 155° 42′ O. von Greenwich liegt. Ihre Nord- und die Westküste liegen hoch und haben im Hintergrunde ein Gebirge, dessen Spitzen zu den Wolken ansteigen; die Ostküste ist dagegen eben und niedrig. Sonst ist überall das Land von lieblichen und fruchtbaren Thälern durchschnitten, und die herrlichsten Kokospflanzungen ziehen sich bis an den Strand herab. Die Volksmenge ist sehr ansehnlich.

Südlich von der vorigen liegt zunächst die von dem brittischen Seefahrer Shortland entdeckte und nach ihm benannte **Shortland-Insel**, die von nicht geringem Umfange und von ähnlicher Beschaffenheit, wie die meisten übrigen, ist. Ihre Südspitze, Cap Stephens, liegt unter 7° 10′ S. Br. und 155° 40′ O. von Greenwich. — Nicht weit von ihr befindet sich die kleine Gruppe der **Treasure-Inseln** oder Schatz-Inseln, deren größte unter 7° 23′ 30″ S. Br. und 155° 29′ 30″ O. von Greenwich liegt. Ihr Inneres besteht aus Bergen von mittlerer Höhe, mit hohen Bäumen bedeckt und eine üppige Vegetation entfaltend.

Oestlich und 30 Meilen von Bouka liegt die Gruppe **Ontong Java**, die aus 9 größeren und mehreren kleineren Eilanden besteht, deren nördlichstes größeres einen guten Hafen hat, Port Princessa genannt und unter 4° 50′ S. Br. und 156° 49′ O. von Greenwich gelegen. Alle diese Eilande sind niedrig und mit Korallenriffen umgeben, doch gut bewaldet und mit Kokos- und Kohlpalmen bedeckt. Die zu den Papuas gehörenden Eingeborenen sind dunkelbraun oder beinahe schwarz, mit wolligem Haar und völlig nackt; ihre Waffen bestehen aus Bogen und Pfeilen, und ihre Piroguen führen dreieckige Segel. Den Namen Ontong Java erhielt die Gruppe von ihren Entdeckern Le Maire und Schouten.

Digitized by Google

Ostsüdostwärts von der vorigen und nordöstlich und 32 M. von der Insel Neu-Georgien liegt die Gruppe **Lord Howe**, aus mehr als 30 Eilanden bestehend, deren südlichstes unter 5° 30′ S. Br. und 159° 14′ O. von Greenwich liegt. Sie wurde wahrscheinlich bereits 1616 von Le Maire entdeckt, von Tasman aber 1643 wieder aufgefunden und 1791 von Hunter umfahren, der sie nach Lord Howe benannte. Die Eilande sind mit Kokos- und anderen Bäumen dicht bewachsen. Die Eingeborenen sind, trotz der Nähe der vorigen Gruppe, keine Papuas, sondern Malayen von dunkler Kupferfarbe, robust und gut gebaut, tragen langes, in einen Knoten geschlungenes Haar, raufen sich den Bart aus und tragen dafür zwischen Mund und Nase einen künstlichen Fasernbart. Arme und Schenkel sind tättowirt, und der Leib mit weißen und rothen Streifen bemalt. Sie haben Canots mit dreieckigen Segeln und einem Ausleger.

Drittes Kapitel.

Die Neu-Hebriden, nebst den Charlotten- oder Santa Cruz-Inseln.

Beide Gruppen liegen, kurz gesagt, nordöstlich und beiläufig 250 Meilen von Neuholland, zwischen den Salomons- und den Fidschi-Inseln, ungefähr zwischen dem 166. und 170. Grade östlicher Länge von Greenwich, und zwischen dem 10. und 20. Grade südlicher Breite. In der Beschreibung werden wir sie von einander trennen, nur möge, da sie beide verschiedene Namen führen, einiges darüber erst bemerkt werden.

Die **Neuen Hebriden** erhielten diesen Namen von Cook im J. 1774. Aber bereits 1606 waren sie von den Spaniern Torres und Quiros entdeckt und von ihnen der **Heilige Geist-Archipel** genannt worden. Nachdem sie dann in Vergessenheit gerathen waren, kam Bougainville 1768 hierher und legte ihnen die Benennung Große Cykladen bei. Diese letztere Benennung ist ganz außer Gebrauch gekommen, wogegen die der Neu-Hebriden in den meisten Karten und geographischen Werken heutzutage sich findet.

Was die andere und kleinere, nördlich von den Neu-Hebriden liegende Gruppe betrifft, so rührt der Name **Santa Cruz-Archipel** von dem Spanier Mendaña her, der sie 1595 entdeckte. Diese Entdeckung gerieth aber dann, wie die der Neu-Hebriden, in Vergessenheit, und zwar so völlig, daß Carteret 1767 bei ihrer Wiederauffindung diese Inseln die **Königin Charlotten-Inseln** nannte, weil er sie als eine neue Eroberung für die Erdkunde betrachtete. Später sah man jedoch den Irrthum ein, und seitdem wird der ursprüngliche Name eigentlich häufiger gebraucht, als der von Carteret herrührende.

Wir beschreiben nun zunächst die Neu-Hebriden und sodann den Santa Cruz-Archipel.

1) Die Neu-Hebriden.

Die Neuen Hebriden, die, wie oben bemerkt, auch mit dem Namen Heil. Geist-Archipel bezeichnet werden, liegen (mit der Hauptgruppe) zwischen 14° 43′ und 19° 33′ S. Br. und zwischen 166° 10′ und 169°

Digitized by Google

30′ O. von Greenwich. Ihre nördlichste und größte Insel (die Heil. Geist-Insel) liegt südöstlich und 85 M. von der südöstlichen Salomons-Insel (San Christoval), westlich und 175 M. von der größten Fidschi-Insel (Tacanova), und nordnordöstlich und 270 Meilen von der neuholländischen Moreton-Bai (über sie s. Abschn. II. Kap. 1.).

Im 7. Kap. des I. Abschnittes ist bereits erzählt worden, daß die im Dec. 1605 von dem Vicekönige von Peru ausgesandten Seefahrer Torres und Quiros im nächsten Februar die Insel Otahaite und darauf im April 1606 den hier in Rede stehenden Archipel entdeckten, den sie tierra del Espiritu santo (heil. Geist-Land) nannten und für die spanische Krone in Besitz nahmen, auch auf der gleichnamigen Hauptinsel (wo sie im Veracruz-Hafen längere Zeit weilten) eine Stadt unter dem Namen Neu-Jerúsalem gründen wollten, wozu es aber nicht kam. In der Folge gerieth diese Entdeckung in Vergessenheit und erst 162 Jahre später kam Bougainville von neuem an diesen Archipel, wovon er die Stern-, die Pfingst-, die Aussätzigen- und die Aurora-Insel mit Namen unterschied, auch in der Ferne die Küsten anderer Inseln sah, und dem Ganzen den Namen des Archipels der Großen Cykladen beilegte. Sechs Jahre nachher kam Cook hierher, umsegelte die Hauptinsel und Mallicolo, und fand die südlichern Inseln auf, worauf er dem Archipel den Namen der Neu-Hebriden ertheilte. Im J. 1789 fand Bligh auf seiner zweiten Reise im Norden der Hauptinsel eine kleine Gruppe von Inseln, die er Banks-Inseln benannte. Im J. 1809 besuchte der russische Seefahrer Golownin die Hauptinsel, und seitdem sind die Neu-Hebriden ziemlich häufig besucht worden. Die dort seit 1839 gemachten Versuche, die Eingeborenen zum Christenthume zu bekehren, sind bis jetzt erst auf Sandwich und den kleineren südlichen Inseln der Gruppe von mehr oder minder großem Erfolge gewesen. Weiteres darüber wird unten in der Chorographie mitgetheilt werden.

Die Neu-Hebriden liegen hoch und sind vielleicht Bruchstücke eines in der Vorzeit durch irgend eine vulkanische Eruption zerrissenen Landes. Alle sind mit Bergen bedeckt, worunter theils noch thätige, theils erloschene Vulkane. Die Küsten sind meist steil und hoch und die Wellen brechen sich an ihnen mit furchtbarem Ungestüm; aber wenn sie auch hin und wieder in einen sandigen Strand auslaufen, so ist doch immer nach dem Innern zu das Land hoch. Der Boden ist, wie auf allen vulkanischen Inseln, höchst fruchtbar und hat dabei den Vorzug, daß es nirgends an süßem Wasser fehlt. Das Klima ist freilich im Sommer sehr heiß, und selbst im Winter übersteigt die mittlere Temperatur bisweilen 30 Grad Réaumur. Es gilt dies mehr von den niedrigen Gegenden und engen Thälern; wogegen auf den höher gelegenen Punkten der Einfluß der kühlenden Seewinde sich geltend macht.

Digitized by Google

Das Pflanzenreich entfaltet ſich hier in üppiger Fülle, und namentlich zeigen die Wälder ſehr ſchöne Pflanzenformen. Wir nennen insbeſondere den auſtraliſchen Rieſenbaum, die **Ficus religiosa** (die Wurzeln ſtehen 12 bis 15 F. über der Erde, und der Stamm hält nicht nur 9 bis 12 F. im Durchmeſſer, ſondern ſchießt auch mit den Wurzeln 150 Fuß in die Höhe und treibt 30 bis 40 F. lange Zweige aus), die Caſuarinen mit ihrem feſten Holze, Eugenien mit brennend rothen Blüthen und angenehm ſäuerlich ſchmeckenden Früchten, Piſangs, Kokos- und Kohlpalmen u. ſ. w.; und überall winden ſich die ſchönfarbigſten Convolvulen und verſchiedenartige Schlingpflanzen an und zwiſchen den Bäumen herum. Das Zuckerrohr iſt hier ſehr allgemein, ebenſo eine Abart deſſelben, **saccharum spontaneum**, womit die Eingeborenen ihre Felder einhegen und daraus Körbe u. dgl. verfertigen. Ferner gedeihen die Yams außerordentlich, mehrere Arten der Arumswurzel (ſ. Abſchn. I. Kap. 5.), die Brotfrucht, Bataten ꝛc. Auf einigen Inſeln findet man auch Sandelholz.

Was das Thierreich betrifft, ſo iſt zwar das Meer reich an Fiſchen und das Land an Vögeln, aber um ſo weniger Säugethiere gibt es; denn von dieſen findet man nur Schweine als Hausthiere, und außerdem Ratten und Vampyre. Von den Vögeln verdienen namentlich ſchwarze, rothe und gelbgefleckte Papageien genannt zu werden, ſodann die zeiloniſche Eule, mehrere Arten von Spechten, Tauben, Meiſen, Fliegenſtechern, das buntfarbige Waſſerhuhn, und viele andere Waſſer- und Strandvögel. Unter den Fiſchen befinden ſich mehrere Arten, deren Fleiſch giftig iſt. Kleine Schleimfiſche, deren es eine Menge gibt, bieten die Merkwürdigkeit dar, daß ſie ſich mittelſt ihrer Bauchfloſſen, womit ſie ſich wohl 3 Fuß wegſchnellen können, auf den Strand ſchwingen, um auf kleine Grashüpfer Jagd zu machen. — Amphibien gibt es wenig oder gar nicht, und von Schlangen hat man wenigſtens nie etwas gehört.

Aus dem Mineralreiche hat man Thon in Schichten, Lava, grünen, gelben und ſchwarzen Schörl, Bimsſtein, Ocher, Schwefel, Sandſtein, Vitriol, Alaunerde und ſchwarzen Baſalt. Wahrſcheinlich finden ſich auch Metalladern in den Gebirgen. Die Küſten ſind mit Korallenbänken und kalkartigem Tuffe eingefaßt.

Die Eingeborenen, deren Geſammtzahl auf 160,000 geſchätzt wird, gehören zu der Papuaraſſe mit mehr oder minder dunkelbrauner Hautfarbe. Ihre Geſichtszüge drücken ſich ſtark aus; die Naſe fällt in's Breite und iſt etwas geplätſcht, die Augen durchaus groß, der Blick ſanft, das Haar ſchwarz und nur bei Wenigen in's Braune fallend, der Bart ſtark gekräuſelt. Die Weiber ſind verhältnißmäßig klein, doch gut gebaut und mitunter ſogar hübſch zu nennen. Sie gehen als Mädchen bis etwa zum ſechsten Jahre völlig nackt und tragen dann eine kurze Schürze von Matten oder Pflanzen-

Digitized by Google

fasern, die von den Hüften bis auf die Kniee herabfällt. Wo die Weiber mit Europäern in Verkehr kamen, bewiesen sie sich äußerst zurückhaltend und anständig, und ihre Gunstbezeigungen waren von den Matrosen nicht so zu erkaufen, wie z. B. früher auf den Gesellschaftsinseln. Die Männer gehen ganz nackt und höchst selten werfen sie ein Stück Matte über den obern Körper; dagegen schnüren sie den Unterleib mit einem Stricke zusammen, worin das männliche Glied, eingehüllt in ein Stück Zeug oder in Baumblätter, aufwärts geschlagen wird. Der Kopf ist bei den Männern und Weibern ohne irgend eine Bedeckung; die Eingeborenen von Tanna zertheilen das Haar in kleine Stränge und umwickeln es mit dem zähen Stengel eines Convolvulus in der Art, daß unten nur ein kleines Ende heraussieht, was den Meisten das Ansehen gibt, als sei der Kopf mit Stacheln besetzt. Andere binden das krause Haar in einen Schopf zusammen und verzieren es mit Hahnen- oder Eulenfedern. Die Nasenknorpel werden durchbohrt und durch vermeintliche Zierrathen von Knochen oder Selenitsteinen verunstaltet. Auch werden um den Oberarm Armbänder von kleinen weißen und schwarzen aufgereihten Muscheln getragen. Das Tättowiren ist bei ihnen nicht gebräuchlich, wohl aber fand man, daß die Tannesen Figuren in die Haut eingerissen und mit Ruß und Fett eingerieben hatten. Auf Erromanga war das Gesicht roth und schwarz bemalt; auf andern Inseln hatte man Haar und Leib mit einer wohlriechenden Schminke gelb bestrichen. Die Weiber bedienten sich keiner Schminke; ihr Körper blieb, wie die Natur ihn gebildet hatte, selbst auf das Haar war keine Aufmerksamkeit gewendet, und der einzige Zierrath, den sie an sich hatten, waren Ringe und Ketten von Schildpatt, und die bereits erwähnte Matte; die älteren Weiber trugen überall mehr Ringe und Ketten als die jüngeren.

Die Waffen der Eingeborenen bestehen in Keulen, Bogen und Pfeilen, Speeren und Schleudern. Der Speer, eigentlich ein Wurfstock, ähnlich dem der Neuholländer, ist ein 9 bis 10 Fuß langer, knotiger Stecken mit dreikantiger Spitze, welche Widerhaken hat. Er wird mit großer Geschicklichkeit und Kraft geworfen, und man hatte Fälle beobachtet, wo er auf 20 Schritte durch einen 4 Zoll dicken Pfahl getrieben ward. Die Schleuder wird aus Kokosfasern gedreht, und selten geht ein Mallicolese oder Tannese aus, ohne sich dieselbe um Arm oder Leib zu wickeln und die dazu geeigneten Steine bei sich zu tragen. Bogen und Pfeile sind vorzüglich die Waffen der jüngeren Leute; die älteren halten es für anständiger, sich des Speeres und der Keule zu bedienen. Die Bogen sind auf Mallicolo von starkem elastischem Holze, das dem Mahagony gleicht, auf Tanna aus Casuarinenholz, trefflich geglättet und schön polirt; die Sehnen sind aus starken Kokosfasern gedreht; die aus Rohr verfertigten Pfeile haben eine dreikantige Spitze, welche bei den Mallicolesen vergiftet wird, besonders an den im Kriege gebrauchten

Digitized by Google

Pfeilen. Die zum Fischstechen und auf der Vogeljagd benutzten Pfeile sind mit drei Spitzen versehen. Von Keulen gibt es mehrere Arten, deren furchtbarste den im Mittelalter bei mehreren europäischen Völkern gebräuchlichen Morgensternen gleicht.

Die Piroguen oder Canots dieser Insulaner sind bei weitem nicht mit dem Fleiße ausgearbeitet wie ihre Waffen. Der Boden besteht aus einem langen Blocke, der inwendig ausgehöhlt ist und aus welchem die mit Stricken zusammengehaltenen Seitenwände aufsteigen. Die Letzteren bestehen aus Planken, welche blos auswendig geglättet sind. Bei den dreieckigen, aus Matten verfertigten Segeln ist das breite Ende nach oben und die Spitze nach unten gekehrt. Die Ruderriemen sind höchst unvollkommen, sowohl in Hinsicht der Form wie der Arbeit. Sonst sind die Piroguen, wie bei anderen Papuas, mit Auslegern versehen und können etwa 20 Mann fassen.

Die Hütten auf den Neu-Hebriden sind äußerst einfach, denn sie stellen blos große Dächer vor, die von der Erde schräg zusammenlaufen und an beiden Seiten offen oder doch nur durch eine Hürde von Rohr und Gestrüpp verschlossen sind. Die größten dieser Hütten mögen 9 bis 10 Fuß hoch, auf dem Boden eben so breit und 30 bis 40 Fuß lang sein. Sie sind durch nebeneinander stehende Pfähle aufgerichtet und die Wände oder das Dach so dicht mit Matten belegt, daß Wind und Wetter nichts darüber vermag. Das Innere birgt keinen Hausrath oder Geschirr, sondern man findet darin fast nur die Schlafmatten, außerdem höchstens Kalebassen zum Trinken, Körbe aus Rohr geflochten und kleine Kistchen zum Aufbewahren der Schminke und Farben. Die innern Wände sind von den Feuern, die in der Hütte selbst unterhalten werden, ganz mit dickem Ruß überzogen. Vor jeder Hütte stehen drei eingerammte Kokosstämme, die durch Sparren mit einander verbunden sind: auf diese und die daran befestigten Querhölzer setzt man Kokosnüsse der freien Luft aus. Die Axt, deren sich die Insulaner zum Handgebrauch bedienen, ist aus einem schwarzen Basalt geformt und mit einem Stiel von hartem Holze versehen.

Wenn sich also, nach den Waffen, Piroguen und Hütten zu schließen, kein hoher Grad von Kunstfertigkeit bei den Eingeborenen der Neu-Hebriden voraussetzen lassen möchte, so muß man doch sagen, daß sie den Boden zum Theil mit großem Fleiß anbauen, wozu sie freilich wohl der verhältnißmäßig geringe Zugang zu animalischer Nahrung getrieben hat. Denn von Hausthieren haben sie blos Schweine und Hühner, und diese noch nicht einmal in großer Menge: auf Schildkröten und Schalthiere müssen sie fast ganz verzichten, und so fischreich auch das Meer ist, so gibt es doch ganze Monate, wo ihnen auch diese Speise abgeht. Sie müssen daher den größten Theil der Nahrung aus den Vegetabilien ziehen, womit denn auch die Inseln außerordentlich gesegnet sind, wie schon oben angedeutet worden. So

Digitized by Google

sieht man denn überall neben den Wohnungen auch Pflanzungen, die zum Theil mit zwei Fuß hohen Steinmauern, zum Theil mit Hecken von **saccharum spontaneum** (s. oben) eingefaßt sind und mit der äußersten Sorgfalt gepflegt werden. Pisangs und Feigenbäume wechseln darin gewöhnlich mit Yams und der Arumwurzel ab. Auch findet man darin den Brotfruchtbaum und selbst die Kokospalme, die eigens gezogen wird und auf diese Weise weit größere und schönere Nüsse gibt als die wilde. Cook behauptet, daß die Eingeborenen der Neu-Hebriden 40 Pflanzenarten mehr zu ihrer Nahrung anzögen, als die Tahitier damaliger Zeit.

Sodann haben sie auch Sinn für Musik, Gesang und Tanz, wie sich noch in neuester Zeit zeigte, wo sie auf den vierstimmigen Gesang französischer Seefahrer mit großem Entzücken horchten. Ihre musikalischen Instrumente beschränken sich übrigens auf Trommeln und Lärmmuscheln, die zugleich im Kriege dienen, und auf die Panflöte, deren 8 Rohrpfeifen stufenweise kleiner werden und eine ganze Octave ausmachen, obwohl der Ton nicht immer rein herauskommt. Der Gesang klingt bei den Tannesen weit ernsthafter als bei den Mallicolesen. Ein solcher Gesang, den Forster auf Tanna hörte, war zwar einfacher, aber melodischer und harmonischer, als er noch auf irgend einer Australinsel gehört hatte. Die Töne schienen voller und mannigfaltiger als sie in den Gesängen der Tahitier und Tongaer ertönten; auch schien in den Worten ein eigener Rythmus zu liegen, indem sie leicht und sanft von den Lippen flossen. Es war ein ernsthafter Gegenstand, den der Tannese besang; sobald er geendet, fing ein Anderer eine gleiche Weise an. Jedesmal des Morgens hörte man einen andern feierlichen Gesang; ob zum Preise der Gottheit, ließ sich nicht genau ermitteln. Doch sind diese Insulaner so wenig, wie irgend ein anderes Volk auf Erden, ohne alle Religionsbegriffe, wie sie denn auch ihre Morais oder geheiligten Plätze so gut wie andere Australier haben, und in den dichten Wildnissen ihrer Waldungen noch andere Heiligthümer verborgen halten mögen. Ihre Sprache zerfällt in zahlreiche Dialekte und ist, wegen ihrer vielen Consonanten, für den Europäer schwer zu erlernen oder doch auszusprechen. Die Eingeborenen selbst lernen dagegen fremde Sprachen mit großer Leichtigkeit.

Was ihre gesellschaftlichen Verhältnisse betrifft, so scheinen sie in einer Art von patriarchalischem Verbande zu leben, unter Oberhäuptern, deren Gewalt jedoch sehr beschränkt ist, und eigentlich in Kriegszeiten geltend gemacht wird. Cook setzt hinzu, daß sie außer dieser Zeit nicht einmal so viel Ansehen besäßen, um gewöhnliche Dienstleistungen Anderen auftragen zu können. So sah sich ein solcher Häuptling, der den Engländern ein Geschenk mit einer Kokosnuß machen wollte, genöthigt, sie selbst vom Baume zu holen. Auf mehreren kleineren Inseln ist die Häuptlingswürde erblich und durch das Tragen eines weiß, roth und schwarz gestreiften Gürtels angedeutet. Auch

Digitized by Google

führt hier der Häuptling den Titel Ariki oder König, und ſein zum Nachfolger beſtimmter Sohn den von Kauwoſch, was etwa ſoviel wie Kronprinz bedeuten mag. Begriffe vom Eigenthum ſcheinen die Eingeborenen der Neu-Hebriden zu haben, und jede Familie nicht blos ihre Hütte und geringen Habſeligkeiten, ſondern auch ihre Pflanzungen dafür anzuerkennen; eine Achtung dafür ließe ſich vielleicht ſchon aus ihrer geringen Neigung zum Diebſtahle und aus der Sorgloſigkeit entnehmen, mit welcher ſie ihre Früchte u. dgl. m. vor den Hütten offen ausſtellen. Allein es gibt auch arge Ausnahmen, wovon wir weiter unten auf Erromangg Beiſpiele ſehen werden. Die Weiber leben in großer Unterwürfigkeit, und es iſt zu vermuthen, daß ſie zu ihrer oben erwähnten Zurückhaltung gegen die weißen Fremdlinge vorzüglich durch die Eiferſucht der Männer veranlaßt worden ſind. Nichtsdeſtoweniger ſcheint doch auch unter ihnen ſelbſt eine gewiſſe Zucht und Ehrbarkeit zu herrſchen, und als einſt einige Männer den Matroſen Cooks ein Paar Mädchen zuführen wollten, zogen ſich dieſe durch ſchleunige Flucht zurück. Auf den Weibern ruht die ganze Laſt des Hausweſens: ſie müſſen die Hütten bauen, die Pflanzungen einrichten und in Ordnung erhalten, Holz herbeitragen, die Matten weben und die Kinder erziehen. In der Zubereitung der Speiſen ſind ſie nicht ungeſchickt. Sie verſtehen nicht blos Yams und Piſangs zu braten und zu röſten, ſondern auch mancherlei Gemüſe und ſelbſt Puddings zu bereiten, wovon der Teig aus Piſang und Arum, das Gefüllte aus Kokoskernen und gedämpften, grünen Feigenblättern beſteht. Der Mann iſt nur Krieger, und wenn die Waffen ruhen oder die kriegeriſchen Uebungen zu Ende ſind, beſchäftigt er ſich allenfalls zum Zeitvertreibe damit, den Vögeln nachzuſtellen, oder Fiſche zu ſtechen; den Reſt des Tages aber verbringt er in völliger Unthätigkeit.

Jedoch nur ſelten ruhen die Waffen, indem die einzelnen Stämme, ſie mögen einer und derſelben oder verſchiedenen Inſeln angehören, in faſt beſtändiger blutiger Fehde mit einander leben. Uebrigens fechten ſie mit einer bewunderungswürdigen Unerſchrockenheit und Tapferkeit. Freilich wird auch ſchon von früher Kindheit an der Knabe zum Streite gewöhnt. Anfangs gibt man ihm die Schleuder in die Hand; dann muß er den Wurfſpieß führen lernen, den er zwar noch nicht regieren kann, aber dafür ein leichtes Rohr erhält, das ſchon fünf- oder ſechsjährige Knaben ſo geſchickt zu werfen wiſſen, daß ſie ſicher und auf eine ziemliche Strecke ihr Ziel erreichen. Dann üben ſie ſich auch mit Bogen und Pfeilen.

Die Eingeborenen der Neu-Hebriden werden im Allgemeinen als gutherzig geſchildert und begabt mit ſanftem, offenem Blick. Allerdings paßt dieſe Schilderung denn auch auf die Bewohner von Tanna, Annatom, Immer und anderen der kleineren Inſeln, nur nicht auf alle Eingeborenen überhaupt. Denn im ſchreiendſten Widerſpruche mit Gutmüthigkeit und ſanftem

Digitized by Google

Sinn steht die, wenigstens auf den größeren Inseln herrschende schreckliche Sitte der Menschenfresserei, deren Gelüste sich nicht blos auf Kriegsgefangene beschränken, sondern selbst auf Freunde und Angehörige erstrecken. Wir werden unten Weiteres darüber mittheilen, namentlich in der Beschreibung von Erromanga.

Der Heil. Geist- oder Neu-Hebriden-Archipel besteht, außer der Hauptinsel, aus 8 bis 9 größeren und zahlreichen kleineren Inseln.

Die Hauptinsel führt den Namen **Espiritu santo** oder **Heilige Geist-Insel** und ist zugleich, unter den größeren, die nördlichste. Sie hat einen Flächeninhalt von 95 Q. M., mit einem Umfange von 40 M., bei 15 M. Länge und 4 M. Breite, und ist stark bevölkert. (Die Bevölkerung wird, wahrscheinlich zu hoch, auf 50,000 Seelen geschätzt.) Ihren äußersten Nordpunkt bildet Cap Cumberland, unter 14° 43′ S. Br. und 166° 31′ östl. Länge, und ihren äußersten Südpunkt Cap Lisburn, unter 15° 40′ S. Br. und 166° 58′ O. von Greenwich. Im N. hat die Küste einen tiefen Einschnitt durch die, von Quiros Santjago und San Felipe genannte Bai, in deren Böschung sich Port Veracruz (unter 15° 15′ S. Br. und 167° 8′ O. von Greenwich) befindet. Diese Bai, welche jetzt gewöhnlich schlichtweg die St. Philippsbai (nach dem Spanischen San Felipe) genannt wird und durch zwei sie umgebende Gebirgsreihen vor allen Winden gesichert ist, bildet die beiden Halbinseln oder Gabeln, die sich aus dem Gros der Inseln nach N. erstrecken und im W. das schon erwähnte Cap Cumberland und im O. Cap Quiros (unter 14° 56′ S. Br. und 167° 14′ östl. Länge) zu Endpunkten haben. Die westliche Gabel ist um vieles breiter als die östliche; beide bilden mit jener Bai die nördliche Hälfte der Insel. Die südliche Hälfte hat zwar auch Einschnitte, aber keine kommt an Größe der St. Philippsbai gleich, in welcher Quiros und Cook landeten. Die Insel ist, vorzüglich im W., ungemein hoch und zeigt mehrere Gebirgsreihen, die bereits am Gestade steil aufsteigen; der Ueberrest ist, bis auf einige nackte Felsen, mit anmuthigen und dichtbewaldeten Hügeln besetzt, zwischen denen sich lachende Thäler ausbreiten. Von den Bergen und Hügeln ergießen sich zahlreiche Bäche, die an ihrer Mündung in's Meer zu kleinen Flüssen anwachsen, wie die beiden Flüsse Jordan und San Salvador, die sich in die St. Philippsbai ergießen. Die Ostküste ist mit unzähligen Eilanden besetzt, die eine reiche Vegetation entfalten und dichte Waldungen tragen, aber darum nicht minder auch eine ansehnliche Bevölkerung haben. Die Heil. Geist-Insel ist trotz dem, daß sie die größte der Neu-Hebriden ist, bis jetzt noch am wenigsten gekannt. Die Eingeborenen, die das äußere Hauptgepräge an sich tragen, wie es oben beschrieben ist, scheinen andererseits keineswegs die wildesten oder blutgierigsten des Archipels, sondern vielmehr beziehungsweise gutartig zu sein. Sie müssen schon vor Cook mit dem Werth des Eisens bekannt geworden sein (vielleicht noch aus den Zeiten des Quiros); denn sie äußerten über die ihnen geschenkten Nägel und andere Gegenstände von Eisen eine außerordentliche Freude. Quiros weiß von dieser Insel viel zu erzählen, und will hier nicht blos indische Gewürze aller Art, sondern auch europäische Gartenfrüchte, als Bohnen, Rüben, Kürbisse u. s. w., außerdem selbst Hornvieh, sodann Silber und Perlen vorgefunden haben. Wenn nun aber auch von diesem Allen sich nichts in Wirklichkeit vorfindet, so ist doch seine Schilderung von der Schönheit und Fruchtbarkeit der Insel in den Hauptsachen wahr. — Nordöstlich und etwas über 20 Meilen von der Heil. Geist-Insel liegen die Banks-Inseln, eine Gruppe von 17 Eilanden, welche von Bligh 1789 entdeckt und nach dem berühmten

Digitized by Google

Naturforſcher Banks benannt wurde. Das mittlere und größere Eiland, Sugar Loaf (Zuckerhut) genannt, liegt unter 13° 52′ S. Br. und 169° 4′ O. von Greenwich. Weſtlich von der Hauptgruppe liegt die Bligh- oder Blith-Inſel, jetzt gewöhnlich Torres-Inſel genannt, unter 13° 29′ S. Br. und 167° 52′ O. von Greenwich. Eigentlich iſt es eine aus mehreren kleinen Eilanden beſtehende Gruppe. Nördlich von der Sugar Loaf-Inſel liegt das Eiland North-Rock, unter 13° 15′ S. Br. — Zwiſchen der Heil. Geiſt-Inſel und der Banks-Gruppe liegt, unter 14° 20′ S. Br. und 168° 5′ O. von Greenwich, die Stern-Inſel (bei den Engländern Star Island), von Bougainville 1768 entdeckt und von ihm Pic de l'Etoile genannt. Sie iſt zwar nicht ſehr groß, aber reich an Palmen, hat äußerſt ſteile Ufer, von denen maleriſche Katarakte ſich herabſtürzen und iſt nur im Nordoſten flach.

Nicht weit von der Südoſtküſte der Hauptinſel liegt Mallicolo, die nächſtgrößte Inſel des Archipels, beinahe 29 Q. M. groß und angeblich von 30,000 Eingeborenen bewohnt. Sie iſt in der Richtung von NW. nach SO. etwas über 13 Meilen lang. Ihr äußerſter Nordweſtpunkt liegt unter 15° 51′ S. Br. und 167° 23′ O. von Greenwich. Im SO. hat die Inſel, unter 16° 25′ 20″ S. Br. und 167° 55′ 40″ O. von Greenwich, die Meeresbucht, Port Sandwich genannt und einen ſichern und trefflichen Ankerplatz darbietend. Mallicolo iſt in der Mitte von einer hohen Bergkette durchzogen, gegen das Geſtade hin eben, überall aber mit den herrlichſten Waldungen bedeckt, und wird von Forſter als eine der ſchönſten Inſeln gerühmt. Von den allenthalben bewaldeten Bergen rieſeln Bäche herab, das Erdreich iſt fruchtbar und fett, die Vegetation üppig und die Pflanzungen der Eingeborenen ſind mit Kokospalmen, Brotfruchtbäumen, Piſangs, Yams, Arum u. ſ. w. angefüllt; aber von Hausthieren bemerkte Forſter blos das Schwein und das Huhn. Die Eingeborenen, die eine dunkelbraune Hautfarbe, einen ſchwarzen, krauſen Bart und zwar etwas dünne Arme und Beine haben, aber ſonſt wohlgebaut und gemeiniglich 4 F. 4 Z. hoch ſind, zeichnen ſich durch ihre ungemeine Lebhaftigkeit und große Gelehrigkeit aus, ſind aber dabei in hohem Grade geſchwätzig. Was ſie von europäiſchen Dingen ſahen, wünſchten ſie zu haben, ohne doch den Verſuch zu machen, etwas davon durch Diebſtahl zu erlangen. Vorzüglich gefielen ihnen kleine Spiegel, um ſich darin beſchauen zu können. Sie traten mit den Engländern alsbald in einen freundſchaftlichen Verkehr, der kaum dadurch unterbrochen wurde, daß jene einmal Feuer auf ſie gaben; denn ſelbſt nach dieſem Vorfalle waren ſie es, die den Europäern die Hand zur Verſöhnung boten und grüne Friedenszweige entgegenbrachten. Indeß hielt es ſchwer, Lebensmittel zu erlangen, da dieſe auf der ſtark bevölkerten Inſel blos zur Nothdurft ausreichen mögen. Uebrigens hat ſich in dem Benehmen der Eingeborenen gegen europäiſche Seefahrer jetzt vieles geändert, in Folge von Gewaltſtreichen, die ſich Letztere beſonders in neuerer Zeit (wo die Beſuche dieſer Gegenden durch Wallfiſchfahrer u. a. bedeutend zugenommen) gegen die Inſulaner haben zu Schulden kommen laſſen. Unſchuldige haben darunter leiden müſſen, wie wir unter Erromanga ſehen werden. — In der Mallicolo von der Heil. Geiſt-Inſel trennenden Meerenge liegt die zwar nur kleine aber bewohnte und bewaldete Bartholomäus-Inſel, unter 15° 42′ S. Br. und 167° 24′ O. von Greenwich. — Südlich vom Port Sandwich liegt die kleine Gruppe der Felſen-Eilande Maskelyne, unter 16° 32′ S. Br. und 167° 56′ O. von Greenwich.

Oeſtlich und nordöſtlich und nicht ſehr weit von der Heil. Geiſt-Inſel und Mallicolo liegen folgende 5 mehr oder minder große Inſeln: **Aurora** (öſtlich und 12 M. von der Heil. Geiſt-Inſel, liegt mit ihrer Nordſpitze unter 15° 3′ 30″ S. Br. und 168° 16′ 30″ öſtl. L., iſt etwas über 7 M. lang aber kaum 1 M. breit, zahlreich bevölkert, wird der ganzen Länge nach von einem, durchgehends bewaldeten Gebirgskamm durch-

Digitized by Google

zogen und wurde 1768 von Bougainville entdeckt); — die **Pfingst-Insel**, bei den Franzosen Pentecote, bei den Engländern Whitsun Island (südlich von der vorigen, und mit ihrer Südspitze unter 15° 59′ S. Br. und 168° 20′ 15″ östl. L. liegend, hat ihren Namen daher, weil Bougainville sie am Pfingsttage 1768 entdeckte, ist mit Aurora fast von gleicher Größe, gebirgig und überall bewaldet); — **Aussätzigen-Insel**, auf franz. Karten Isle des Lepreux, auf englischen Lepers Island (westlich und nicht weit von der Pfingst-Insel, und zwischen dieser und der Heil. Geist-Insel, unter 15° 22′ S. Br. und 168° 0′ östl. L. liegend, hat einen Umfang von 6 M., ist sehr volkreich, hat zwar steile Küsten, aber auch schön angebaute Ebenen, und im Innern einen hohen Pik, und ward 1768 von Bougainville entdeckt, der sie wegen des Aussatzes, den er bei den Eingeborenen fand, die Insel der Aussätzigen nannte); — die Ambrym-**Insel** (südlich von der Pfingst-Insel und in der Nähe der Südostküste von Mallicolo, erstreckt sich in der Richtung von W. nach O. auf etwas über 7 M., ist jedoch verhältnißmäßig sehr schmal, liegt mit ihrem äußersten Ostpunkt unter 16° 9′ 30″ S. Br., und 168° 12′ 30″ östl. L., trägt einen Vulkan, der zu Cook's Zeit in voller Thätigkeit war, und ist im Uebrigen gut angebaut und stark bevölkert); — die **Paoom-** oder Paum-Insel (südlich und nicht weit von der vorigen, unter 16° 27′ S. Br. und 168° 26′ O. von Greenwich, besteht eigentlich aus zwei, dicht neben einander liegenden Eilanden.).

Apee oder Api, eine 12 M. im Umfange haltende Insel von viereckiger Gestalt, dabei bergig und waldig, liegt südlich und kaum 5 M. von Paoom, unter 16° 43′ S. Br. und 168° 30′ O. von Greenwich.

Die Insel **Sandwich** (bei den Eingeborenen Fate), welche etwas über 10 M. lang und 2 bis 3 M. breit ist, liegt südlich von Apee, und zwar mit ihrem äußersten Südpunkte unter 17° 52′ S. Br. und 168° 50′ O. von Greenwich. Sie ist zwar hoch, aber nur mit mäßigen Hügeln besetzt, die einen romantischen Anblick gewähren, indem finstere dichte Wälder mit anmuthigen Savannen abwechseln. Forster hält sie für die reizendste Insel des ganzen Archipels. Im J. 1849 sendete die Londoner Missionsgesellschaft 9 australische Lehrer hierher, welche nicht nur eine bereitwillige Aufnahme bei den Eingeborenen, sondern diese auch empfänglich für die Wahrheiten des Christenthums fanden. Der Erfolg entsprach den also geweckten Hoffnungen. Die Missionäre wurden mit großer Freundlichkeit behandelt, vom Volke, wie von den Häuptlingen; beim Häuserbau ward ihnen aller möglicher Beistand geleistet, und auf jeder Station schloß sich sofort der dortige Häuptling mit seiner ganzen Familie den Missionären an, um Unterricht von ihnen zu empfangen. Dies Beispiel übte bald Einfluß auf andere Eingeborene; die Zahl derer, die zu Unterricht und Gottesdienst erschienen, wuchs allmälig und zuletzt erklärte sich fast die ganze Bevölkerung bereit, dem Heidenthum zu entsagen und Verehrer des wahren Gottes zu werden. — Zwischen Sandwich und Apee liegen folgende kleine Inseln und Eilande: die Shepherd's-Inseln (eine Gruppe von 3 Eilanden, deren größtes unter 16° 56′ S. Br. und 168° 44′ östl. L. liegt, von Cook entdeckt und dem Astronomen Shepherd zu Ehren benannt); die kleine Monument-Insel, (unter 17° 0′ S. Br. und 168° 50′ östl. L.); das Eiland Three Hills (gegen 3 M. im Umfange haltend und unter 17° 3′ S. Br. und 168° 34′ östl. Länge liegend); das daneben liegende Eiland Two Hills (unter 17° 14′ S. Br. und 168° 37′ östl. L.); die kleinen Montague-Inseln (unter 17° 26′ S. Br. und 168° 32′ östl. L.), und die gegen 3 M. im Umfange haltende Hinchinbroke-Insel, unter 17° 29′ S. Br. und 168° 38′ O. von Greenwich.

Digitized by Google

Die Insel **Erromanga** liegt im südlichen Theil des Archipels, südöstlich und 60 M. von der Heil. Geist-Insel und eben so weit in nordöstlicher Richtung von Neu-Caledonien. Sie hat einen Umfang von 18 Meilen, und im O. ein Vorgebirge, welches Cook, weil er an demselben mit den Eingeborenen in Händel gerieht, Traitors Head nannte und das unter 18° 45′ S. Br. und 169° 20′ 30″ O. von Greenwich liegt. Das, die Insel durchziehende Gebirge senkt sich sanft von N. nach S. herab; überall zeigt sich reiche Vegetation und starker Anbau. Die Eingeborenen sind Papuas von dunkelbrauner Hautfarbe, mittlerer Statur und guter Körperbildung. Ihre Wohnungen sind mit Palmblättern gedeckt, und ihre Pflanzungen zeugen von regelmäßiger Cultur. Ihr Charakter zeigt sich am deutlichsten in der Behandlung, welche im J. 1839 und 1840 mehrere Missionäre hier erfuhren. Hier nämlich war es, wo der englische Missionär Williams, nebst einem Begleiter, seinen Tod fand. Dieser Mann, den man nicht mit Unrecht den Apostel der Südsee genannt hat, und der zur Ausbreitung des Christenthums auf den Südsee-Inseln über zwanzig Jahre unermüdet thätig gewesen und endlich ein Märtyrer seines frommen Eifers geworden ist, verdient es wohl, daß wir einige Augenblicke bei ihm verweilen. John Williams wurde am 29. Juni 1796 in Tottenham High Croß bei London geboren. Nicht nur seine Großeltern waren vom wahren Geiste des Christenthums durchdrungen, sondern auch insbesondere seine Mutter, welche ihn früh zur Gottseligkeit anleitete. Er kam bei einem Eisenwaaren-Fabrikanten in die Lehre, um nämlich den kaufmännischen Vertrieb dieses Geschäfts kennen zu lernen, womit er sich denn auch bald vertraut machte. Allein ein innerer Drang trieb ihn in seinen Freistunden unabläßig in die Schlosserwerkstätte, wo er mit unverwandten Blicken jeden Schlag des Hammers und jeden Handgriff an der Schlosserbank beobachtete. Oft, wenn die Arbeiter zu Tisch gegangen waren oder Feierabend gemacht hatten, saß Williams, das Schurzfell umgeschnallt, an ihren Werkbänken, oder stand vor der Esse, und übte sich in der Arbeit, die er den Tag über ihnen abgesehen hatte. Es dauerte nicht lange, so übertraf er manchen ausgelernten Gesellen an Geschicklichkeit. Und diese kam ihm später bei seinem Wirken unter den Südsee-Insulanern ungemein zu statten. Denn bei uncivilisirten Völkern muß der Bote des Evangeliums sie im wahren Sinne des Wortes zugleich lehren, ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln zu machen. Mit anderen Worten, der Missionär muß bei ihnen Alles in Allem sein, wenn er seinen Zweck vollständig erreichen will. Das war aber der Missionär Williams in einem ausgezeichten Grade: er war nicht nur ein christlicher Glaubensheld, brennend vor Begierde, die Heiden aus der Finsterniß zum hellen Lichte des Evangeliums zu führen, sondern auch durch und durch ein praktischer Mann für alle Verhältnisse des Lebens; so daß als später die Früchte seines Wirkens klar zu Tage lagen, er von den verschiedensten Seiten, von fürstlichen Herren und vornehmen Staatsmännern, von Gelehrten und Kaufleuten ein Dankschreiben über das andere erhielt, und selbst ungläubige Namenchristen ihm ihre Bewunderung für seine außerordentlichen Leistungen zollten. Noch während seiner Lehrzeit bereitete Williams sich zu seinem künftigen Missionärberufe (zu dem er sich schon seit längerer Zeit innerlich gedrungen gefühlt hatte) vor, theoretisch durch Aneignung der erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnisse, und praktisch durch Ausübung christlicher Liebeswerke im verschiedenartigsten Sinne. Am 30. Sept. 1816 wurde er feierlich zum Missionär geweiht und sein Wirkungskreis in Australien ihm angewiesen. Schon am 17. Nov. schiffte er sich mit seiner Gattin und mehreren Mitarbeitern in London ein und zwar zunächst nach Neu-Südwales, wo sie im Mai des folgenden Jahres ankamen. In Sidney erhielten sie ermunternde Nachrichten über die Ausbreitung des Christenthums auf Tahiti und anderen Gesellschafts-Inseln, was

Digitized by Google

Williams dorthin sich zu begeben veranlaßte. Er brachte nun mehrere Jahre auf Raiatea, einer der Gesellschafts-Inseln, zu, machte die Eingeborenen mit europäischen Kunstfertigkeiten, vor allem aber mit dem Evangelium bekannt, hatte manche Gefahren zu bestehen, aus denen er jedoch jedes Mal wunderbar errettet wurde, und sah endlich sein Werk mit dem besten Erfolge gekrönt. Darauf wirkte er von 1823 an in ähnlicher Weise auf Rarotonga und anderen Inseln des Cook- oder Mangea-Archipels, ließ sich 1827 auf Rarotonga für längere Zeit nieder, baute hier ein 70 bis 80 Tonnen großes Seefahrzeug, welches ausschließlich für die Missionsreisen bestimmt war (denn Williams hatte sich sogar im Schiffbau zurecht zu finden gewußt), dehnte seit 1830 seine Missionswirksamkeit auch über die Freundschafts- und besonders die Schiffer-Inseln aus, weilte von 1834—38 in seinem brittischen Vaterlande, wo er in anderer, nicht minder wirksamer Weise für die Bekehrung der Südsee-Insulaner thätig war, und kehrte im Spätjahr 1838 nach der Südsee zurück. Hier nahm er vor der Hand seinen Wohnsitz auf Upolu, einer der Schiffer-Inseln, und führte im folgenden Jahre den schon lange genährten Entschluß aus, das Bekehrungswerk auf den Neu-Hebriden zu beginnen. Am 5. Nov. 1839 schiffte sich Williams, in Begleitung der Missionäre Harris und Cunningham und 12 eingeborener Lehrer, nach den Neu-Hebriden auf dem englischen Schiffe Camden ein. Nachdem auf Tanna, wo sie, wie zum Theil auch auf Erronam, die freundlichste Aufnahme gefunden hatten, drei der eingeborenen Lehrer zurückgelassen worden waren, lief am 20. Nov. der Camden in die Dillons-bai der Insel Erromanga ein. Der Capitän des Schiffes, Morgan, und die Missionäre Harris und Cunningham begleiteten Williams an's Land. Es war ihnen freilich nicht unbekannt, daß die Mannschaften mehrerer Schiffe sich eben hier große Gewaltthätigkeit gegen die Eingeborenen erlaubt und diese dadurch mit Erbitterung gegen die weißen Fremdlinge erfüllt und zu dem Entschlusse getrieben hatten, jeden fortan ihr Land betretenden Weißen zu ermorden. Allein Williams ließ sich dadurch nicht abschrecken. Nahe am Strande begegnete das Boot einem Kahne mit drei Eingeborenen, welche wild und scheu aussahen und in Eile davon ruderten. Ihre am Ufer befindlichen Landsleute gaben durch Zeichen zu verstehen, daß das Boot nicht herankommen möge; nichtsdestoweniger griffen sie begierig nach den Perlen, die ihnen zugeworfen wurden. Vor einem nahen schönen Gebirgsthale sahen die Engländer eine Quelle, und auf ihre Bitte nahm ein Häuptling, der an seiner weißen Feder kenntlich war, den Bootseimer und holte Wasser aus der Quelle herbei. Williams, der sich daran erquickte, that damit seinen letzten Labetrunk. Harris stieg zuerst an's Land, und flugs rannten die Eingeborenen pfeilschnell davon; nachdem er sich jedoch niedergesetzt hatte, kehrten sie zurück und reichten ihm einige Kokosnüsse. Eine Anzahl Knaben spielte am Strande, und Williams äußerte, das sei ein gutes Zeichen. So stand er auf, watete in's Wasser und bestieg das Ufer. Cunningham und Capt. Morgan folgten. Was weiter geschah, mag der Leser aus einem Briefe Cunninghams an den Missionär Ellis (auf den Gesellschafts-Inseln) hören, wodurch er zugleich den Charakter der Eingeborenen am besten kennen lernen wird. Er erzählt: „Williams ließ sich aus dem Boote einige Stücke Cattun geben, die er unter die Insulaner vertheilte. Harris schlug vor, eine Strecke landeinwärts zu gehen, und wir gingen den Bach entlang aufwärts, Harris voran, dann Williams und hinter diesem ich. Einige Eingeborene folgten uns. Ihr ganzes Wesen flößte mir Besorgniß ein, worüber ich mich auch gegen Williams äußerte; denn wir wußten, daß die Insulaner durch die unter ihnen verübten Schändlichkeiten von einigen Schiffsmannschaften gegen alle Weiße seit langen Jahren erbittert waren. Williams antwortete mir nicht; denn er war gerade mit einem Haufen von Kindern beschäftigt, denen er die Samoaschen Zahlwörter

Digitized by Google

(nämlich die der Schiffer-Insulaner) vorsagte. Ich betrachtete mittlerweile die Gegenstände um uns her und ging voran. Eben wollte ich einige seltene Muscheln in meine Tasche stecken, als ich einen Schrei hörte und zwanzig Schritte vor mir Harris aus dem Gebüsche hervorspringen sah. Es galt Fliehen oder Sterben, das war mir im Augenblicke klar. Ich rief Williams, der eine Strecke hinter mir war, laut zu, mir zu folgen, und bahnte mir mit Gewalt den Weg durch die am Bache hin stehenden Eingeborenen. Jetzt blickte ich mich um und sah Harris in den Bach fallen; das Wasser schlug über ihn zusammen und mehrere Wilde hieben mit ihren Keulen auf ihn ein. Williams mußte mein Rufen überhört haben, er stand immer noch in der Mitte der Kinder. Da ertönte die Kriegsmuschel; ich schrie, was ich konnte: „„Williams! Williams! lauf, lauf!““ und sprang hart an den Strand, nach dem Boote mich umsehend, das eben hinter einem vorspringenden Gebüsche verborgen war. Williams lief die Bucht hinab und stürzte sich in's Meer, ein Wilder dicht hinter ihm. Wahrscheinlich wollte er den Strand entlang schwimmen, bis das Boot ihn aufnähme. In dem Augenblicke, wo ich das Boot zu Gesicht bekam, hörte ich ein gräßliches Geschrei hinter mir und sah, wie ein Wilder mit erhobener Keule auf mich zurannte. Ich griff nach einem Steine und warf ihm so, daß er mit Laufen inne hielt. Capt. Morgan eilte eben von der andern Seite der Bucht herbei und wir sprangen im nämlichen Augenblicke in's Boot. Williams war beim Hineinspringen in's Wasser rücklings über gestürzt und erhielt mehrere Keulenschläge von dem Wilden, der ihm auf dem Fuße gefolgt war. Zweimal tauchte er den Kopf unter, um ihn vor der mörderischen Keule zu bergen, die der Wilde emporhielt, um zuzuschlagen, so wie der Kopf in die Höhe kam. Ich warf vom Boote aus zwei Steine nach einem, wüthend herbeilaufenden zweiten Wilden; doch das hemmte ihn nur einen Augenblick. Die beiden Mörder zerschmetterten Williams das Haupt, und ein dritter bohrte eine ganze Hand voll Pfeile in seine Brust. Wir ruderten aus allen Kräften, aber ehe wir bis auf 40 Schritte der Mordstätte nahe kommen konnten, war Williams todt, und ein Dutzend Wilde schleppten den Leichnam an's Ufer und zerschlugen ihn, wie wüthende Tiger sich gebehrdend. Die Knaben, die noch eben auf seinem Schoße gesessen hatten, schlugen mit Steinen auf die verstümmelte Leiche los, bis die Wellen sich roth färbten von dem überall hervorquillenden Blute. Wir schrieen laut auf vor unendlichem Weh! Ein Pfeil nach dem andern ward auf uns abgeschossen, von denen einer unter meinem Arme durchging, und es blieb uns nichts übrig, als nach dem Schiffe zu eilen, um dann unter dem Schutze unserer Kanonen die beiden theuren Leichen den Händen der Wilden zu entreißen. Doch dieser Versuch mißlang, da mittlerweile die Leichname tief in den Wald und dann wahrscheinlich weiter in's Innere geschleppt worden waren, wohin den Wilden zu folgen zu weiter nichts geführt hätte, als unser Leben nutzlos auf's Spiel zu setzen. Zugleich erhob sich ein heftiger Ostwind, der uns mahnte, die Bai zu verlassen und der Colonie von Neu-Südwales zuzusteuern.“ Ganz Sidney hallte von Klagetönen, als am 30. November der Camden mit der Trauerbotschaft dort ankam. Sobald es die Winde zuließen, ward von dem Gouverneur eine Corvette nach Erromanga abgeschickt, um wenigstens die sterblichen Ueberreste der erschlagenen Missionäre zu sammeln. Cunningham reis'te mit und am 27. Febr. 1840 erschien die Corvette Angesichts der Insel. Sobald das Schiff der verhängnißvollen Küste sich näherte, ertönte die Kriegsmuschel und der Strand füllte sich mit bewaffneten Wilden. Mit vieler Mühe gelang es endlich Cunningham, sich bei ihnen Gehör zu verschaffen, und diese gräßlichen Menschen gestanden nun, daß sie die Leiber der Erschlagenen gefressen hätten. Nur einige Knochen und die Schädel brachten sie nach vielen Bitten herbei. Mit diesen geringen Ueberresten mußte man sich begnügen und

Digitized by Google

sie wurden bald nachher auf Upolu (einer der Schiffer-Inseln, wo Williams zuletzt gewohnt hatte) unter den lauten Wehklagen der dortigen Eingeborenen feierlich zur Erde bestattet. — Damit ist aber die Geschichte der Missionsversuche auf Erromanga noch nicht zu Ende. Denn um die Mitte des nämlichen Jahres (1840) kam der Camden zum zweiten Male nach dieser Insel und setzte nunmehr zwei australische Lehrer ab, doch nicht in der Dillonsbai, sondern in einer andern Küstengegend, wo die Eingeborenen sie denn auch willig aufzunehmen schienen. Außerdem versprachen die Häuptlinge, unter deren Obhut sie gestellt wurden, sie zu beschützen. Doch kaum hatte der Camden die Küste verlassen, als sie bei Todesstrafe ihren Untergebenen verboten, den Lehrern Lebensmittel zu geben. Da der englische Schiffscapitän ihnen ernstlich gesagt hatte, was sie zu erwarten haben würden, wenn sie noch einen Missionär tödteten, so schien es, als fürchteten sie sich, Hand an die Lehrer zu legen, hatten aber beschlossen, sie den Hungertod sterben zu lassen. Bald lagen die Armen zum Tode erschöpft auf ihren Matten, und sie wären verschmachtet, hätte nicht ein Erromanganer sich ihrer erbarmt. Dieser Mann brachte ihnen täglich einen kleinen Korb mit Früchten, doch traute er sich nicht, ihre Hütte zu betreten, sondern sah einen Augenblick ab, wo Niemand in der Nähe war, hob das Dach in die Höhe, warf die Früchte über die Wand hinein und lief davon. Doch als 1841 das Schiff wieder hinkam, waren die Lehrer zwar noch am Leben, aber nur wie durch ein Wunder den Zähnen der Kannibalen entronnen, welche jetzt kaum zu bewegen waren, sie freizugeben, und Alles versuchten, um noch weitere Opfer von dem Schiffe her zu grauser Mahlzeit zu bekommen. Den Berichten zufolge, welche die Lehrer nach ihrer endlichen Befreiung erstatteten, ist es auf der Insel allgemeine Sitte, daß jede Person, sei sie alt oder jung, Mann oder Weib, getödtet und gegessen wird. Wenn Leute einander begegnen, so ist es gewöhnlich, daß sie truppweise eine feindliche Stellung gegen einander annehmen, welche sehr oft zu ernsten Auftritten führt. Wenn ein Mann oder Weib im Walde arbeiten will, so sind sie genöthigt, ihre Kinder mit sich zu nehmen, und überhaupt Alles, was sie besitzen. Denn die zurückgelassenen Kinder laufen die größte Gefahr, getödtet und aufgefressen zu werden; und was von Eigenthum sich vorfindet, wird sicherlich gestohlen. So wenig achten diese Unmenschen gegenseitige Rechte. Bisweilen tödten selbst Familienglieder einander, wovon die Lehrer einmal Zeugen waren. Letztere sahen auch noch an Pfählen aufgesteckt die Köpfe von einigen Europäern, die, nachdem sie kaum an's Land gestiegen, ergriffen und geschlachtet worden waren. Da konnte also vor der Hand keines Bleibens für die Lehrer sein. Sie wurden einstweilen nach der (zu Neu-Caledonien gehörigen) Fichteninsel gebracht, von wo aus sie mit erster Gelegenheit heimkehren sollten.

Die Insel **Tanna** liegt südlich und etwa 7 Meilen von Erromanga und hat ungefähr 16 M. im Umfange. Ihr nördlichster Punkt liegt unter 19° 20′ S. Br. 168° 30′ O. von Greenwich, und die ostsüdostwärts von hier in die Küste eindringende Meeresbucht, Port Resolution, unter 19° 32′ S. Br. und 169° 29′ östl. Länge. Tanna bedeutet in der Sprache der Eingeborenen so viel wie Land oder Erde. Die Insel wird von einer hohen Gebirgskette, mit parallelen Reihen niederer Hügel, durchzogen. Die Berge sind meist thon- und kalkartig, abwechselnd mit Trachyt und Dolomit. Am südlichen Ende fand Cook einen brennenden Vulkan, der in längeren oder kürzeren Absätzen unter Donnergetöse Rauch und Asche ausstieß und gewaltige Steinmassen in die Höhe schleuderte. Mit ihm steht in Berührung eine heiße Quelle, in welcher das Thermometer auf 191° Fahrenheit (beinahe 85° Réaumur) stieg und ein Paar kleiner Schnecken, die man hineinwarf, in 2 bis 3 Minuten völlig gar wurden. Tanna gehört zu den schöneren Inseln des Heil. Geist-Archipels und bietet im Allge-

Digitized by Google

meinen einen äußerst reizenden und romantischen Anblick dar. Die Gebirge sind dicht bewaldet, die Hügel und der Strand mit Palmen geschmückt; die Ebenen und Thäler entfalten das herrlichste Wiesengrün, welches durch kleine Bäche in ewiger Frische erhalten wird; regelmäßige Pflanzungen wechseln mit Naturschönheiten ab; überall dufften dem Wanderer aus Bäumen und Sträuchern liebliche Wohlgerüche entgegen; überall entfalten sich die schönsten Blumen und Blüthen, und bis in die Gipfel der höchsten Bäume ranken sich die Winden in den mannigfaltigsten Guirlanden hinauf. Zwar sieht man nur wenige große Thiere, und darunter blos das häßlichste der Vierfüßler, das Schwein; aber um desto vielfältiger und prächtiger zeigen sich die befiederten Bewohner des Waldes. Mit allen diesen Naturschönheiten steht erfreulicher Weise der Charakter der Insulaner im Einklange, die sich nicht nur durch einen hohen Grad von Gutmüthigkeit, sondern auch durch große Empfänglichkeit für die Wahrheiten des Christenthums auszeichnen. Schon mit den, 1774 unter Cook sie besuchenden Britten lebten sie im besten Einverständnisse; der russische Seefahrer Golownin, der 1809 sie besuchte, fand die freundlichste Aufnahme bei ihnen, ebenso spätere Seefahrer; und als Williams noch den Tag vor seinem gewaltsamen Tode (s. oben unter Erromanga) drei australische Lehrer ihnen zuführte, nahmen sie diese Friedensboten mit offenen Armen auf. Die Häuptlinge brachten ihnen Kokosnüsse, Feigen, Rosenäpfel, Spanferkel u. s. w. zum Geschenke, und ermuthigten sie auf alle Weise. Williams und Capt. Morgan machten einen Ausflug längs der in üppigem Grün prangenden Küste hin, und kamen an manchem umzäunten Baume vorbei, von dem die Eingeborenen sagten, er sei Tabu (s. Abschn. I. Kap. 6.). Zwei Tannenser begleiteten Abends die Gäste auf das Schiff zurück und blieben die Nacht über bei ihnen. Als am folgenden Morgen die drei Lehrer ihr Gepäck vom Schiffe nach dem Lande holen wollten, fürchteten die Eingeborenen, sie möchten nicht wiederkommen, und Williams mußte als Geißel zwei andere Lehrer an der Küste lassen, bis die drei wieder zurückkamen. Die Sachen ihrer neuen Freunde luden die Eingeborenen mit ehrfurchtsvollen Mienen aus und sagten leise bei jedem Stücke: „Tabu!" Beim Abschiede riefen sie Williams zu: „Ein, zwei, drei Monde — und du wirst wiederkommen!" Williams sah im Geiste Tanna schon zum Muttermissionssitze für die westaustralischen Inseln umgewandelt; und nach den neuesten Missionsberichten von dort scheint diese Vorahnung bald in Erfüllung gehen zu wollen. Obwohl die Eingeborenen auf Tanna über dessen Bevölkerungszahl keine andere Auskunft geben konnten als die, daß „ein sehr großes Volk" die Insel bewohne, so ließen doch schon die zahlreichen Pflanzungen und die nach allen Seiten hin aufsteigenden Rauchwolken auf eine beträchtliche Volksmenge schließen.

Oestlich und nicht weit von Tanna liegt das Eiland **Immer** oder **Niua**, welches zwar nur klein, aber doch nach Verhältniß stark bevölkert ist. Seit 1840 wirken hier mehrere australische Missionäre, und zwar mit glücklichem Erfolge.

Die Insel **Erronam** oder Fatuna, ebenfalls ostwärts von Tanna gelegen, ist die östlichste des ganzen Heil. Geist-Archipels, indem sie unter 169° 43′ O. von Greenwich (und unter 19° 33′ S. Br.) liegt. Sie hat blos 3 Meilen im Umfange, jedoch eine ansehnliche Bevölkerung, ist gebirgig und mit reicher Vegetation ausgestattet. Auch hierher kam Williams auf seiner verhängnißvollen Fahrt nach Erromanga, und zwar am 17. Nov. 1839, also drei Tage vor seinem Tode. Von weitem erschien diese Insel wie Ein hoher, abschüssiger Felsenberg, und erst als die Reisenden der Küste sich näherten, entdeckten sie Flecken bebauten Landes an den Bergabhängen und kleine niedrige Hütten. Zwei Kähne, mit je vier Eingeborenen, ruderten ihnen entgegen. Diese Leute hatten eine dunkele, dem Ofenruß ähnliche Hautfarbe, dabei ihren Körper roth bemalt, und trugen in den durchbohrten Ohrläppchen 6 bis 8 Schildpatt-

Digitized by Google

ringe. An Bord des Schiffes zu kommen, waren ſie nicht zu bewegen. Die Miſſionäre ließen das Boot herab und fuhren, auf den Zuruf der am Strande ſich ſammelnden Leute, der Bucht zu. Da ſprang ein Mann aus ſeinem Kahne in das Boot, gab ſich für einen „Ariki" d. i. Häuptling aus, und erklärte ſich bereit, an Bord des Schiffes zu kommen. Williams hoffte von ihm über die Stimmung der Eingeborenen Auskunft zu erhalten und nahm ihn ſogleich mit nach dem Schiffe. In der Sprache der Schiffer-Inſulaner konnte man ſich zur Noth mit ihm verſtändigen. Aber er hielt nicht lange aus, ſah ganz trübſinnig vor ſich hin und ſagte: „Ich bin todt!" Ein Spiegel, den man ihm ſchenkte, erheiterte ihn etwas, und er ſtolzirte in dem rothen Hemde, das ihm übergeworfen worden, einige Minuten auf dem Verdecke auf und ab. Gegen Abend geleitete Williams den gutmüthigen Ariki ans Land, machte den ſtaunenden Inſulanern einige Meſſer, Spiegel, Fiſchangeln u. dgl. zum Geſchenk, und verſprach, ihnen recht bald zwei Lehrer zu bringen, worauf ſie freundlich erwiederten: das ſolle er ja thun, ſie wollten ihnen Zuckerrohr, Wurzeln und Kokosnüſſe geben. In neuerer Zeit ſind denn auch mehrere Miſſionäre hierher gekommen und haben bei den Eingeborenen die nämliche gute Sinnesart wie damals vorgefunden.

Die Inſel **Annatom**, auch Ekeamu genannt, iſt die ſüdlichſte der Neu-Hebriden, liegt ſüdöſtlich und 13 M. von Tanna und, mit ihrem Weſtpunkte, unter 20° 10′ 30″ S. Br. und 169° 43′ O. von Greenwich. Sie iſt klein, ſchmal und gebirgig, aber doch fruchtbar und angebaut. Von hier holen die Tanneſen den Baſalt, den ſie zu ihren Aexten gebrauchen. In der Mitte des Jahres 1840 ſetzte der Camden (ſ. unter Erromanga) mehrere auſtraliſche Lehrer ab, denen ſpäter andere, darunter europäiſche Miſſionäre gefolgt ſind. Sie fanden eine eben ſo freundliche wie bereitwillige Aufnahme bei den Eingeborenen, welche gruppenweiſe am Geſtade verſammelt waren, um mit ihrem Friedenszeichen (grünen Zweigen) die Boten des Friedens zu bewillkommnen. Dann wateten ſie durch das Waſſer nach dem Schiffsboote und trugen das Gepäck der Lehrer ans Land.

2) Der Santa Cruz-Archipel.

Dieſer, auch unter dem Namen Königin Charlotten-Inſeln bekannte Archipel liegt nördlich vom Heil. Geiſt-Archipel und öſtlich von der ſüdlichſten Salomon-Inſel San Chriſtoval, ungefähr zwiſchen dem 10. und 12. Grade ſüdlicher Breite und zwiſchen dem 166. und 170. öſtlicher Länge von Greenwich. Daß derſelbe 1595 von Mendaña entdeckt, dann der Vergeſſenheit überlaſſen und erſt 1767 von Carteret wieder aufgefunden wurde, iſt bereits oben im Eingange dieſes Kapitels erwähnt worden. Die Inſeln dieſer Gruppe ſind meiſt nur von ſehr geringer Größe, und ſelbſt die Hauptinſel hält nicht über 10 Q. M. Sie ſind, ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit nach, theils hohe vulkaniſche, theils niedrige Korallen-Inſeln, aber überall von gefährlichen Korallenriffen umgeben, an denen denn auch die Schiffe La Pérouſe's ſcheiterten (ſ. weiterhin unter Vanikoro). Uebrigens haben ſie einen äußerſt fruchtbaren Boden, mit einer ſehr üppigen Vegetation. Von Landſäugethieren findet man hier nur das Schwein, den Hund und den Vampyr, von zahmem Geflügel das Huhn, und in den Wäldern beſonders viele den Europäern zuvor unbekannt gebliebene kleinere Vögel. Unter den Fiſchen, von denen das Meer wimmelt, liefert der Stachelroche den Eingeborenen die

Digitized by Google

Spitzen zu ihren Pfeilen. Es gibt ſchwarze Eidechſen und ſchwarze Ameiſen, auch verſchiedene andere Inſekten, aber — und das iſt das Erfreuliche auf dieſen Tropeninſeln — keine Moskitos. Im Pflanzenreiche nimmt hier der Brotfruchtbaum die erſte Stelle ein; von Piſangs gibt es 7 Arten, und außerdem ſind Kokospalmen und andere ſtattliche Baumarten in Menge vorhanden. Von Mineralien weiß man bis jetzt nur, daß auf mehreren Inſeln Marmor gefunden wird.

Die Eingeborenen des Santa Cruz-Archipels ſind zwar der Maſſe nach Papuas, jedoch muß hier im Laufe der Zeit auch eine ſtarke Vermiſchung mit Malayen oder Auſtralindiern ſtattgefunden haben. Denn obgleich ein großer Theil das äußere Gepräge der Papuaraſſe entſchieden an ſich trägt, ſo gibt es doch auch faſt eben ſo viele Eingeborene, welche nicht nur eine olivenfarbige Haut, ſondern auch manches Andere mit den Auſtralindiern gemein haben. Auch ſind die Santa Cruz-Inſulaner nach Verhältniß die cultivirteſten Eingeborenen dieſes Theils von Auſtralien. Sie beſitzen ordentliche Pflanzungen von Kokospalmen, Piſang, Bataten und anderen Vegetabilien, welche mit Steinmauern ſorgfältig eingehägt ſind. Selbſt den Fiſchfang betreiben ſie mit Einſicht, und gebrauchen dabei außer dem Fiſchſpeer und dem Netze auch ordentliche Angelruthen, wovon der Haken aus Knochen oder Schildpatt zugeſpitzt iſt. Sie verſtehen auch gute Körbe zu flechten. Die Hauptbevölkerung wohnt, wie die meiſten Papuas, an der Küſte, um ihrer Hauptnahrung, Fiſchen und Schalthieren, nahe zu ſein. Ihre, in zwei Gemächer abgetheilten Wohngebäude ruhen auf Pfählen und werden mittelſt Handleitern erſtiegen. Sie ſtehen ſo nahe bei einander, daß ſie förmliche Ortſchaften bilden, in denen ſich gewöhnlich auch zwei größere Gebäude befinden, von denen das eine von dem Häuptling bewohnt wird, und das andere dem Kultus gewidmet zu ſein ſcheint, indem man darin ſchlecht geſchnitzte Fetiſche gewahrt. Die Waffen der Eingeborenen beſtehen aus Bogen und Pfeilen, Schleudern, Speeren und hölzernen Handhaben, welche die Stelle der Keulen vertreten. Die Piroguen ſind zum Theil aus mehreren Stücken zuſammengeſetzt und meiſt Doppelpiroguen mit Segeln von Matten und einem Ausleger; ſie werden ſehr geſchickt regiert und weite Reiſen damit unternommen. Den Europäern gegenüber haben ſich die Eingeborenen immer kühn und unerſchrocken gezeigt. Selten waren ſie der angreifende Theil, aber kam es einmal zum Handgemenge, ſo hielten ſie unerſchütterlich aus. Beim Tauſchhandel waren ſie einerſeits äußerſt vorſichtig, und andererſeits eigneten ſie ſich zu, was ſie irgend entwenden konnten. Unter allen Farben war ihnen die rothe die anſprechendſte, und rothes Tuch hatte immer den meiſten Werth für ſie.

Was ihre Kleidung betrifft, ſo tragen die Weiber einen, bis auf die Kniee herabfallenden Rock und ein den Kopf und Oberkörper einhüllendes

Digitized by Google

Tuch. Die Männer gehen dagegen, bis auf Zierrathen an Armen und Beinen u. dgl. m., faſt ganz nackt, tättowiren jedoch den Rücken, bemalen den übrigen Theil des Körpers weiß, roth und ſchwarz, färben das Haupthaar blond und zieren es mit rothen Blumen aus.

Die Hauptinſel **Santa Cruz** oder Tomarico (ſonſt auch bei den Eingebornen Indenny oder Andany, und bei den Europäern Egmonts-Inſel genannt) liegt öſtlich und 50 M. von San Chriſtoval (der ſüdöſtlichſten Salomons-Inſel) und, mit ihrem Mittelpunkt, unter 10° 49′ S. Br. und 165° 32′ O. von Greenwich. Sie hat ungefähr die Geſtalt eines Parallelogrammes, in der Richtung von W. nach O. eine Länge von 5 und eine Breite von 2 Meilen, und, nach d'Entrecaſteaux's Karte, einen Flächeninhalt von $9{,}_{76}$ Q. M. Vom Geſtade bis zum Centrum ſteigt ſie zu einer bedeutenden Höhe auf, und ſtellt im Innern einen faſt undurchdringlichen Wald vor. Uebrigens erhebt ſich der Gebirgskamm nur bis zu etwa 1000 F. Höhe. Der Anblick des Landes iſt zwar nicht eigentlich romantiſch oder maleriſch, aber doch freundlich und angenehm. Das Geſtade iſt ſtark bevölkert, beſonders auf der Nordküſte, wo den Spaniern ſowohl wie ſpäter den Franzoſen und Engländern zahlreiche Haufen von Eingeborenen zu Geſicht kamen und oft 70 bis 80 Piroguen, jede mit 20 oder 30 Menſchen beſetzt, beiſammen waren. Dörfer drängen ſich an Dörfer, und die Pflanzungen daneben ſtehen im üppigſten Wachsthume. Unter den Vorgebirgen dieſer Inſel ſind die bemerkenswertheſten: im Nordoſten Cap Byron (unter 10° 41′ S. Br. und 166° 4′ 30″ öſtl. L.), im Südoſten Cap Barrington (unter 10° 49′ S. Br. und 166° 2′ öſtl. L.), im Südweſten Cap Boscowen (unter 10° 51′ 15″ S. Br. und 165° 43′ 35″ öſtl. L.) und im Süden das auf einer Erdzunge weit hervorſpringende Cap Mendaña (unter 10° 54′ S. Br. und 165° 50′ O. von Greenwich). — Dicht neben Cap Barrington, und nur durch eine ſchmale Meerenge davon getrennt, liegt das kleine, aber gebirgige Eiland **Lord Howe**, unter 10° 49′ S. Br. und 166° 1′ öſtl. Länge.

Die **Barwell-Inſel**, bei den Eingeborenen Tucopia, liegt oſtſüdöſtlich und etwas über 50 Meilen von der Hauptinſel, unter 12° 18′ S. Br. und 168° 47′ 50″ O. von Greenwich (nämlich mit ihrer Nordoſtſpitze). Sie hat zwar keinen beträchtlichen Umfang, iſt aber ſehr hoch im Verhältniß zu den übrigen Inſeln der Gruppe und auch ziemlich ſtark bevölkert. In neuerer Zeit fand der franz. Seefahrer Tromelin auf dieſer Inſel einen preußiſchen Matroſen, Namens Bucher, vor, der ſich hier häuslich niedergelaſſen und eine Inſulanerin geheirathet hatte. Er wollte, trotz aller Anerbietungen der Franzoſen, nicht wieder in ſeine Heimath.

Die **Recherche-** oder **Pitt's-Inſel** (bei den Eingeborenen **Vanikoro**, auch Wanikolo oder Mannicolo) liegt ungefähr auf halbem Wege zwiſchen der vorigen und der Hauptinſel, unter 11° 40′ S. Br. und 166° 45′ O. von Greenwich. Sie hat eine Bevölkerung von etwa 1000 Eingeborenen und iſt zwar nicht ſo hoch wie Tucopia, aber doch bergig und dabei von vielen Klippen umgeben, zwiſchen denen 1788 La Pérouſe mit den Fregatten Aſtrolabe und Bouſſole Schiffbruch litt. Lange Zeit war man völlig in Ungewißheit über das Schickſal dieſes franzöſiſchen Weltumſeglers; denn ſeit den von Botany Bai (bei Sidney in Neu-Südwales) aus 1788 heimgeſandten Berichten hörte man nichts wieder von ihm. Es wurden zwar von Zeit zu Zeit Schiffe ausgeſandt, zu dem gleichzeitigen oder auch wohl Hauptzwecke, zu ermitteln zu ſuchen, was aus ihm zuletzt geworden ſei. Jedoch lange waren alle Bemühungen dieſerhalb vergeblich, bis endlich in den zwanziger Jahren zunächſt der engliſche Schiffscapitän Dillon und nach ihm der franzöſiſche Weltumſegler Dumont d'Urville auf der hier

Digitized by Google

in Rede ſtehenden Inſel Spuren und Nachrichten vorfanden von zwei in ihrer Nähe, 40 Jahre zuvor verunglückten Schiffen, die allen Merkmalen nach keine andere, als jene Fregatten Aſtrolabe und Bouſſole geweſen ſein konnten. Aus dem, was man durch vieles Nachfragen von den Eingeborenen erfuhr, ergab ſich Folgendes: Das eine dieſer Schiffe ging dem Dorfe Tamana gegenüber auf einem Riff verloren, welches die Inſel in einiger Entfernung ganz umgibt, und es ſcheint längs dieſem Riff geſchleift worden zu ſein, ohne daß Jemand entkam. Das andere Schiff ſcheiterte im Weſten der Inſel, vor dem Dorfe Pagu, und ward in das Innere des Riffs geworfen, wo unter dem Waſſer noch Kanonen mit dem franzöſiſchen Wappen, Kugeln und zwei Anker aufgefunden worden ſind. Von dem letztern Schiffe retteten ſich ein Offizier und etwa 20 Mann nach Vanikoro, wurden von den Inſulanern übel empfangen, mußten ſich ſchlagen, bauten ſich aber ein kleines Fahrzeug und verließen die Inſel. Die geheimnißvolle Art, in welcher die Eingeborenen der Sache erwähnen, läßt noch Schlimmeres vermuthen. Noch fanden Dillon und d'Urville einige Ueberreſte von den Geräthſchaften beider Schiffe, die ſie nach Frankreich brachten. Der letztgenannte Seefahrer ſetzte 1828 ſeinem unglücklichen Vorgänger und deſſen Gefährten ein einfaches Denkmal auf dieſer Inſel.

Zwiſchen Vanikoro und der Hauptinſel liegen die Eilande **Edgecumbe** oder Paiou (unter 11° 15′ 15″ S. Br. und 166° 28′ öſtl. L., nämlich mit dem äußerſten Nordpunkte) und **Oury** oder Wanu (mit dem äußerſten Weſtpunkte unter 11° 22′ S. Br. und 166° 31′ 30″ O. von Greenwich). Von ihnen iſt wenig anderes bekannt, als daß das erſtgenannte Eiland gebirgig iſt.

Die **Guerta-Inſel** (von Carteret, der ſie 1767 wieder auffand, Trevanion genannt) liegt ganz in der Nähe der Hauptinſel dieſes Archipels, unter 10° 40′ S. Br. und 165° 45′ 30″ O. von Greenwich, hat einen nur geringen Umfang, eine dreieckige Geſtalt und auf der Südküſte eine tiefeindringende Bai. — Kaum vier Meilen nördlich von der Guerta-Inſel liegt, unter 10° 24′ S. Br. und 165° 45′ öſtl. Länge, das Eiland **Volcano**, auf dem ſich ein 2000 Fuß hoher Vulkan erhebt, der bei Mendaña's Anweſenheit Feuer und Aſche auswarf und den auch Wilſon 1797 wieder in Thätigkeit erblickte, während Carteret 1767 nur Dampfſäulen aus ihm aufſteigen ſah. Das Eiland an ſich iſt ein nackter Fels, ganz ohne Vegetation, jedoch mit einem Ankerplatz. — Oeſtlich und etwa 12 Meilen von dem Eilande Volcano liegt die, in der Mitte hohe und überall ſtark bewaldete Inſel **Swallow** oder Keppel (unter 10° 13′ S. Br. und 166° 32′ O. von Greenwich), welche von Mendaña für eine, von Korallenriffen umgebene Inſelgruppe gehalten wurde.

Im öſtlichſten Theile des Santa Cruz-Archipels liegen die Eilande **Cherry** (unter 11° 35′ S. Br. und 170° 20′ O. von Greenwich; es iſt zahlreich bewohnt und gut angebaut) und **Mitre**, welches letztere unter 11° 55′ S. Br. und 170° 0′ O. von Greenwich liegt, 1791 gleich dem erſtern von dem engl. Seefahrer Edwards entdeckt ward, hoch iſt und ſich durch zwei Vorgebirge auszeichnet, von denen das eine einer Biſchofsmütze (daher der Name des Eilandes) und das andere einem Kirchthurme gleicht.

Im nördlichſten Theil des Archipels liegt, unter 9° 57′ S. Br. und 167° 0′ O. von Greenwich, die aus 11 Eilanden beſtehende **Duffs-Gruppe**, welche am 25. Aug. 1797 von Wilſon auf deſſen Miſſionsreiſe entdeckt und nach ſeinem Schiffe benannt wurde. Die Eilande ſind von ungleicher Größe und die kleineren eigentlich nur Felſenriffe, wogegen die beiden größeren, Disappointment und Treasure's Island genannt, etwa 1⅛ M. im Umfange haben und gut bewaldet ſind, beſonders mit Kokospalmen. Die Eingeborenen ſchienen nie ein europäiſches Schiff geſehen zu haben und drängten ſich in ihren Piroguen an dasjenige Wilſon's. Sie ſchienen der Malayenraſſe anzugehören und waren kupferfarbig, robuſt und wohlgebaut. Ihre, aus

Digitized by Google

einem einzigen Block gehauenen und an der Außenseite mit vielen Zierrathen ausgelegten Piroguen waren 12 bis 14 Fuß lang, aber nur 15 Zoll breit und an den Enden zugespitzt. Ihre Wohngebäude sah man am Strande dicht neben einander, und auf der Südwestseite von Disappointment ein ordentliches Dorf. Uebrigens verhinderte die hochgehende See die Britten, in einen nähern Verkehr mit den Eingeborenen zu treten, und wegen der Korallenriffe, wohinter die Eilande versteckt lagen, war an eine Landung nicht zu denken.

Viertes Kapitel.

Neu-Caledonien.

Neu-Caledonien ist eine, etwa 325 Q. M. große Insel südwestlich und ungefähr 70 M. von den Neu-Hebriden, nordnordöstlich und 250 M. von Sidney, und nordnordwestlich und etwas über 200 M. von Neu-Seeland.

Sie liegt in der Richtung von NW. nach SO., zwischen 20° 22′ 30″ S. Br. und 164° 0′ 20″ östl. L. (diese geogr. Lage hat ihr äußerster Nordwestpunkt, die Landspitze Tonnère oder Thunder Point) und 22° 15′ 30″ S. Br. und 166° 55′ O. von Greenwich (diese geogr. Lage hat ihr äußerster Südostpunkt, das Charlotten-Vorgebirge oder Queen Charlotte's Cap). Ihre größte Ausdehnung beträgt demnach beinahe 50 Meilen, bei einer durchschnittlichen Breite von 9 bis 10 Meilen.

Neu-Caledonien wurde 1774 von Cook entdeckt, als er von dem Heil. Geist-Archipel aus in südwestlicher Richtung den südlichen Gewässern des Großen Oceans zusteuerte. Er umfuhr nach gemachter Entdeckung nicht blos die Ostküste dieser Insel, sondern stellte auch ein beträchtliches Stück der Nordwestküste in der geogr. Breite und Länge fest; und da ihm die Berge des neuen Landes denen der Heimath der alten Caledonier (Schottlands) zu gleichen schienen, so legte er der Insel den Namen Neu-Caledonien bei, obwohl sie bei den Eingeborenen selbst Baladea heißt. Der franz. Seefahrer d'Entrecasteaux, der 1792 die Insel erreichte, ergänzte die Lücke, welche Cook gelassen hatte, und nahm zunächst die Westküste und im folgenden Jahre den nördlichsten Theil der Ostküste auf, wo er, auf einer kleinen Insel im Balade-Hafen, eine Sternwarte errichtete. Später wurde Neu-Caledonien auch von anderen Seefahrern besucht, namentlich noch von Dumont d'Urville auf dessen Weltumsegelungs-Fahrt in den Jahren 1826—29. Seit 1840 sind auch Versuche zur Bekehrung der Insulaner zum Christenthume gemacht worden, worüber weiter unten das Nähere mitgetheilt werden wird.

Ueberall umgeben gefährliche Riffe und Sandbänke diese Insel, die gewissermaßen als das Hauptland des Korallenmeeres (s. Abschn. I. Kap. 2.) angesehen werden kann. Furchtbar bricht sich an seinen Küsten dieses ungestüme Meer; nirgends sieht man so entsetzliche Brandungen, und nur an wenigen Stellen erlaubt das Riff die Annäherung eines größern Schiffes.

Digitized by Google

Die Korallenriffe, von denen Neu-Caledonien auf allen Seiten umgeben iſt, erſcheinen gruppenweiſe und zu Tage ausſtehend; hin und wieder ſetzen Strömungen und Stürme Sand und Schlamm an, die Felſen erweitern ſich und ſo entſtehen kleine Eilande, die bald Humus bekommen und des Anbaues fähig werden. Die bemerkenswertheſten derſelben werden am Schluſſe dieſes Kapitels genannt werden. Am zahlreichſten ſind die Riffe im Norden und längs der Weſtküſte der Inſel; und von den nördlichen oder vielmehr nordweſtlichen verdienen insbeſondere das Bondsriff (etwa unter 18° 0′ S. Br. und 162° 40′ öſtl. L.), das d'Entrecaſteaux-Riff (mehr nach der caledoniſchen Küſte hin) und das franzöſiſche Riff (ſüdweſtwärts von dem vorigen) erwähnt zu werden. Südlich vom Charlotten-Vorgebirge liegt, unter 23° 5′ S. Br. und 166° 49′ O. von Greenwich, das Südliche Riff. Die vielen Buchten und Baien der Oſt- und Weſtküſte geſtatten, wegen der vor ihnen gelagerten Riffe, nur an wenigen Stellen den Zugang vom Meere her.

Die ganze Inſel iſt von einer Bergkette durchzogen, die mit dem äußerſten Vorgebirge im NW. beginnt und mit dem im SO. in's Meer hinabſinkt. Nur einzelne Querthäler unterbrechen ihren Zuſammenhang. Dieſes Centralgebirge hat ein höchſt trauriges, einförmiges Anſehen; es ſind kahle Berge und Felſen, die aneinander gereiht, bald wie Kegel, bald wie Zuckerhüte daſtehen, von aller Vegetation entblößt ſind, und ſelbſt nicht einmal durch koloſſale Form imponiren, indem ſie nicht über 3200 Fuß ſich erheben. Ihrer Bildung nach ſcheinen ſie meiſt aus Sandſtein und Glimmerſchiefer zu beſtehen. Im ſüdöſtlichſten Theil der Inſel ſieht man eine Menge Baſaltſäulen, aber keine Spur eines Vulkans; und die in dieſer Gegend aus der Ferne gewahrten unbedeutenden Dampfſäulen mögen wohl anderen Urſachen zuzuſchreiben ſein. Wenn aber das Centralgebirge in ſchroffen, nackten Formen ſich darſtellt, ſo bieten dagegen die, zu beiden Seiten mit ihm parallel laufenden niedrigeren Vorgebirge einen ganz andern Anblick dar; denn ſie ſind ganz mit Wald bedeckt und entfalten eine, wenn nicht gerade üppige, aber doch mehr oder minder kräftige Vegetation. Zahlreiche kleine Flüſſe und Bäche ergießen ſich von ihnen wie von dem Hauptgebirge; und ſo kann es nicht Mangel an Bewäſſerung ſein, was einige Gegenden des Landes unwirthbar macht; ſondern vielmehr ein karger, ſandiger und ſteiniger Boden, der den Pflanzen nicht überall zuſagen will. Es gibt übrigens nicht wenige fruchtbare Thäler, wo ſich der Pflanzenwuchs ebenſo herrlich entwickelt, wie auf anderen Tropeninſeln. — Das Klima iſt natürlich der geogr. Lage der Inſel, innerhalb des ſüdlichen Wendekreiſes, angemeſſen und zu Zeiten ſehr heiß, aber doch im Allgemeinen geſund.

Die Vegetation auf Neu-Caledonien ſcheint mehr in den Charakter Neuhollands als z. B. Neu-Guinea's und der übrigen, in den vorigen Ka-

Digitized by Google

piteln dieſes Abſchnittes beſchriebenen Inſeln überzugehen. Man ſieht hier, ebenſo wie auf dem auſtraliſchen Feſtlande, namentlich die Melaleuken, welche die Rinde abwerfen. Ihre Stämme ſtehen einzeln 20 bis 30 Schritt auseinander; an der Wurzel ſehen ſie meiſt ſchwarz und verbrannt aus; die loſe, ſchneeweiße Rinde hängt zu gewiſſen Zeiten fetzenweiſe herab, und ihre ebenfalls weißen oder doch weißlichen langen Blätter haben das Eigenthümliche, daß ſie wohlriechend ſind. Unterholz und niedriges Geſträuch iſt zwiſchen dünnſtehenden Bäumen nirgends zu ſehen, und ſelbſt das Gras mager und nicht häufig. An Palmen iſt Neu-Caledonien eben ſo arm wie Neuholland; nur daß ſich die Kokospalme noch vorfindet, obwohl nur vereinzelt und ohne kräftigen Wuchs. Orangenbäume ſind ebenfalls ſelten, dagegen findet man Feigen von verſchiedenen Arten und wahrſcheinlich die nämlichen wie auf den Inſeln des Heil. Geiſt-Archipels. In einigen der erwähnten fruchtbaren Thäler ſieht man namentlich Caſuarinen, Sebeſtenbäume, Hybiscus u. dgl. mit Lianen und früchtetragenden Paſſifloren durchwunden. Der ſumpfige Strand iſt mit Mangelbäumen (wie in Neuholland) und dicken Rohrarten bedeckt. An den Bergabhängen iſt die Zahl der Kräuter und Pflanzen immer noch ſehr beträchtlich. In Pflanzungen gezogen werden Yams, Piſangs, die Arumwurzel (ſ. Abſchn. I. Kap. 5.), das Zuckerrohr und ein, von dem der übrigen Südſee-Inſeln verſchiedener Brotfruchtbaum. Im Ganzen ſcheint jedoch das Land ſeine ziemlich dünn geſäete Bevölkerung nur karg zu nähren. Dies möchte um ſo mehr der Fall ſein, als auch das Thierreich keine ſehr reichliche Nahrung hier darbietet. Weder das Schwein noch der Hund wurden von den Begleitern Cook's vorgefunden, und ein Paar Schweine, welche dieſer auf der Inſel zurückließ, erregten bei den Eingeborenen Furcht und Abſcheu, ſo daß man ſie gar nicht annehmen wollte; und da d'Entrecaſteaux 18 Jahre ſpäter keine derſelben vorfand, ſo müſſen ſie wohl getödtet und ſo an der Fortpflanzung verhindert worden ſein. Das Meer liefert indeß nicht nur viele Arten von Schalthieren, ſondern iſt auch reich an Fiſchen, welche die Eingeborenen geſchickt zu fangen wiſſen. Unter den Fiſchen ſind übrigens einige Arten, beſonders ein Tetraodon mit unförmigem Kopfe, außerordentlich giftig. Cook und die beiden Forſter mußten den Genuß von einem Paar Biſſen der öligten Leber beinahe mit dem Leben bezahlen. Die giftige Beſchaffenheit dieſes Fiſches rührt nicht, wie bei andern Arten mitunter der Fall ſein mag, von ſeiner giftigen Nahrung her, ſondern ſcheint ihm eigenthümlich zu ſein, da die Eingeborenen ſich mit Abſcheu von dem Fiſche hinwegwandten und mit Zeichen zu verſtehen gaben, daß man ihn wieder in's Meer werfen möge. Schildkröten und breitgeſchwänzte Waſſerſchlangen ſind ziemlich häufig. Unter dem Gefieder iſt das Huhn hier freilich allein Hausthier, aber dabei von ſchönen Farben und beſonders groß. Forſter behauptet, unſere Krähe hier gefunden zu haben, und Labillar-

Digitized by Google

dière die Elſter, jedoch ſchöner gezeichnet als die unſrige, was auch von einer Rabenart gelten mag, die er naturgeſchichtlich **corvus caledonicus** nennt. Sonſt ſind große wilde Tauben, mehrere Arten von Papageien und Fliegenſchneppern, die zeyloniſche Eule ziemlich häufig. Auch gibt es verſchiedene Singvögel, zum Theil mit melodiſchem Geſang. Von den Inſekten verdient beſonders eine Spinnenart erwähnt zu werden, in der Naturgeſchichte mit dem Namen **aranea edulis** bezeichnet und von den Eingeborenen Ruqui genannt. Sie iſt ſchwarz und nicht größer als eine Kellerſpinne, die Bruſt ſilberfarbig und die Füße wohl 2 Zoll lang. Ihr Gewebe iſt ſo feſt, daß es Mühe koſtet es zu durchbrechen. Die Neu-Caledonier genießen ſie auf Kohlen geröſtet. — An Mineralien iſt die Inſel reich, und ſelbſt an Metallen dürfte ſich bei näherer Erforſchung das Gebirge ergiebig zeigen. Sonſt hat man Hornſtein, Quarze, Sandſtein, eiſenſchuſſigen Glimmer, Granaten, ſowohl im Glimmer wie im Sandſtein, Seifenſteine, Serpentin und Baſalt gefunden. Der weiche Speckſtein oder Steatit wird von den Eingeborenen häufig gegeſſen.

Die Eingeborenen, deren Geſammtzahl von Forſter auf 50,000 geſchätzt ward, gehören der Papuaraſſe an und haben in ihrem Aeußern eine große Aehnlichkeit mit den Vandiemens-Inſulanern (ſ. Abſchn. III., Kap. 1.). Nur iſt bei den Neu-Caledoniern der Bart ſtärker, und ebenſo ſind ſie von längerer Statur (man fand einige in der Größe von 6 Fuß 5 Zoll) als die Eingeborenen von Vandiemensland. Sie gehen nackt, bis auf einen Leibgürtel, an welchem bei den Weibern Schnüre und Franſen herabhängen. Auf dem Kopfe tragen die Männer hohe Mützen, unſern Huſarenmützen nicht unähnlich, die aus einem groben, ſchwarzgefärbten und ſteifen Zeuge zuſammengenäht und bei den Häuptlingen mit Federn verziert ſind. Die Sprache der Neu-Caledonier ſcheint mit keiner der bis jetzt bekannten auſtraliſchen Mundarten übereinzuſtimmen. Obwohl ohne harte Mitlauter, wird ſie ſtark durch Gurgel und Naſe geſprochen.

Die Hütten der Neu-Caledonier ſind koniſch geſtaltet und haben einige Aehnlichkeit mit unſeren Bienenkörben. Den Eingang bildet eine kleine viereckige Thür, durch die man nur gebückt eingehen kann; einige Hütten haben aber auch Flügel- oder Doppelthüren, zum Theil mit Schnitzwerk ausgearbeitet. Die Gebäude ſind bis an das Dach 10 Fuß hoch; das Zimmerwerk beſteht aus ſenkrecht eingerammten Pfählen, die mit geflochtenen Reiſern hürdenartig ausgefüllt und bis an die Decke ringsum mit Matten bedeckt ſind. Das darauf ruhende Dach beſteht aus Kokospalmen; die inneren Matten ſind aus der Melaleukenrinde gewebt. Das Licht fällt blos durch die Thür ein, und da in den Hütten auch der Feuerheerd beſtändig in Thätigkeit ſteht, ſo herrſcht darin eine gewaltige Hitze und Rauch, wodurch zwar die Moskitos vertrieben, aber zugleich die Menſchen gegen jedes rauhe Lüftchen

Digitized by Google

empfindlich gemacht werden. Hausgeräthe sieht man in den Wohnungen, außer den Schlafmatten, weiter nichts als große Kochtöpfe aus röthlichem Thon, eine steinerne Axt, einige hölzerne Hacken zum Feldbau, Fischangeln verschiedener Art und Kämme zum Kopfreinigen, aus sechs dünnen langen Stäben bestehend, die am stumpfen Ende zusammengebunden sind. Die Hütten stehen hin und wieder dörferartig zusammen, mit Pflanzungen von Kokospalmen, Yams u. s. w. daneben.

Die Waffen, deren sich die Neu-Caledonier bedienen, bestehen aus Speeren oder Hassagaien, Keulen oder Streitkolben und Schleudern. Schilde, Bogen und Pfeile sind unbekannt. Der Speer bildet die Hauptwaffe und wird geworfen. Er ist 15 bis 20 Fuß lang und von schwarzem Holze, oder doch schwarz angestrichen, und zum Theil zierlich gearbeitet; einige haben in der Mitte einen roh ausgeschnitzten Menschenkopf. Die Keule oder Streitkolbe ist von sehr hartem Holze, schön gearbeitet und polirt. Aus den Schleudern werden glatte Steine mit großer Behendigkeit und Sicherheit geworfen. Die Piroguen der Neu-Caledonier sind denen der Freundschafts-Insulaner zwar ähnlich, aber weit plumper. Sie sind viereckig und mittelst einer Plattform, worauf gewöhnlich ein Feuer brennt, je zwei und zwei verbunden. Diese Doppelkähne haben eine Einfassung von aufgerichteten Pfählen an den Seitenwänden und Segel aus Matten, deren Taue aus den Fibern des Pisangs gedreht sind; doch segeln die Piroguen schlecht, und man sieht, daß dies Volk nicht mit dem Meere sehr vertraut ist.

Die Männer beschäftigt fast ausschließlich der Krieg, für den die Neu-Caledonier ganz zu leben scheinen, und nicht nur die verschiedenen Stämme, sondern auch einzelne Dörfer liegen in beinahe beständiger Fehde mit einander. Die Weiber müssen das Hauswesen besorgen, die Kinder beaufsichtigen, den Boden bearbeiten, die Muscheln aus dem Meere herausholen, fischen und Holz herbeitragen, und werden dabei schlecht behandelt und wenig geachtet. Als Forster sie in ihren Wohnungen besuchte, baten sie ihn durch Zeichen und Geberden, er möge sich schleunigst entfernen, weil sie sonst bei der Zurückkunft der Männer Gefahr laufen würden, ermordet zu werden. Die Männer scheinen demnach sehr eifersüchtig zu sein, oder doch wenigstens den Verkehr ihrer Weiber mit Fremdlingen nicht dulden zu wollen. Aber aus dergleichen vereinzelten Zügen lassen sich immer noch keine bestimmten Schlüsse ziehen, namentlich auch mit Rücksicht auf die Frage: ob das weibliche Geschlecht auf Neu-Caledonien an sich keusch und züchtig sei, wie Forster meint, oder ob es mit seinen Gunstbezeigungen freigebig sei, wie d'Entrecasteaux und Andere behaupten. Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen, oder vielmehr der Eine wird seine Beobachtungen unter diesen, der Andere unter anderen Umständen und Verhältnissen gemacht haben. Das Nämliche gilt jedenfalls auch von den Urtheilen über den Charakter der Neu-

Digitized by Google

Caledonier im Allgemeinen, der z. B. von Cook und Forſter als gutmüthig, von d'Entrecaſteaux dagegen als wild, ſtreitſüchtig und grauſam geſchildert wird. Wir werden ſogleich ſehen, welche Schilderung die richtige iſt.

Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſind denen der meiſten übrigen Papuas gleich. Die Neu-Caledonier ſtehen unter Häuptlingen, die zwar keine große Gewalt zu beſitzen ſcheinen und ſich auch von dem gemeinen Volke blos durch die Federn auf den Mützen unterſcheiden, doch müſſen ihnen die Zehenten von den Lebensmitteln dargebracht werden und im Kriege ſind ſie die Anführer.

Die Neu-Caledonier ſind nicht ohne Muſik, doch klingt ſie nicht angenehm; der Geſang iſt höchſt monoton, und die muſikaliſchen Inſtrumente beſchränken ſich auf eine einfache Pfeife. — Was ihre Religion betrifft, ſo ſind ſie wahrſcheinlich Fetiſchanbeter. Bei ihren, auf Anhöhen angelegten Begräbnißplätzen ſind menſchliche Figuren in Schnitzwerk angebracht und außerdem Menſchenſchädel aufgehangen.

Schon oben iſt bemerkt, daß ſeit 1840 Verſuche zur Einführung des Chriſtenthums in Neu-Caledonien gemacht worden ſind; und zwar haben nicht nur proteſtantiſche, ſondern auch katholiſche Miſſionäre dieſe Verſuche angeſtellt, aber bis jetzt noch keinen feſten Fuß daſelbſt faſſen können. Während jene, die Unmöglichkeit erkennend, unter einem ſo barbariſchen Volke zu wirken, das Feld freiwillig räumten und es bekehrten Südſee-Inſulanern, ſoweit ſich ſolche dazu von ſelbſt erboten, übertrugen, haben die Katholiken der roheſten Gewalt, von welcher ihr Leben bedroht war, weichen müſſen.

Die von den Presbyterianern Neu-Schottlands im J. 1849 dahin beſtimmten Miſſionäre haben es, in Erwägung der bisher gemachten Erfahrungen, ebenfalls für zweckmäßig erachtet, ſich von Neu-Caledonien ſelbſt noch fern zu halten und ſich vor der Hand auf der benachbarten Fichteninſel niederzulaſſen, um von hier aus die rechte Zeit zu erſehen und die Bekehrungs-Arbeit anzubahnen.

Dagegen iſt auf der Hauptinſel ein Eingeborener von Rarotonga (einer zum Cooks-Archipel gehörigen Inſel), der im Dienſte der Londoner Miſſions-Geſellſchaft ſteht, geblieben, und hat ſogar bei einem Theil der Eingeborenen große Theilnahme für ſeine Lehren gefunden, bei einem andern wenigſtens keine Feindſeligkeit zu beſtehen, ſondern freundliche Erfahrungen zu machen gehabt, ſoweit es die ihm zu Theil gewordene Behandlung betrifft, ſonſt aber hat er Augenzeuge der entſetzlichſten Barbarei ſein müſſen.

Folgender Zug dient zum Belege deſſen, wie es bei den Neu-Caledoniern im Allgemeinen zugeht. Nachdem der auſtraliſche Miſſionär bei ſeinem Umherziehen durch die Inſel eine große Anzahl von Häuptlingen kennen gelernt hatte, denen er ſich durch ſeine Sprache verſtändlich machen konnte und mit ſeiner evangeliſchen Botſchaft Freude machte, gelangte er in

Digitized by Google

einen entfernteren Landstrich, Oedschine genannt. Hier fand ein Fest statt, und das Volk brachte seinem Oberhaupte, Namens Pasam, allerlei Lebensmittel und Speisen. Der Sohn des Häuptlings, ein etwa sechsjähriger Knabe, bemerkte unter den Bringern einen Mann von sehr vollem Körper, und bat seinen Vater um denselben. Der Vater gewährte die Bitte, entließ die Uebrigen, bedeutete aber dem bezeichneten Manne, daß er in der Nähe zu bleiben habe. Bald darauf ließ er ihn holen und fragte dann seinen Sohn, ob er getödtet werden solle. Der Knabe erwiederte: „laß ihn lebendig in Stücke hauen;" und wie vom Knaben gesagt, so ward's vom Vater befohlen. Es trat ein dazu bestellter Mann auf, hieb dem Unglücklichen erst einen Arm ab, nach einer Weile den andern, dann das eine Bein und später das andere, zuletzt auch den Kopf, und trotz der Verstümmelung blieb der Arme am Leben, bis auch sein Kopf vom Rumpfe getrennt war! Inzwischen hatte der Rarotongaer, sobald er gewahr wurde, was werden solle, alle mögliche Fürsprache eingelegt; allein er ward bedeutet: das sei Landessitte und Vorrecht der noch minderjährigen Söhne der Häuptlinge, daß sie, wenn die Untergebenen dem Vater Lebensmittel bringen, aus denselben einen bezeichnen können, der ihr sein soll, den sie sich schlachten lassen und selbst verzehren, oder in einer solchen Weise, wie sie hier vorgekommen war, zu Tode bringen lassen können.

Die Streitfrage, ob die Neu-Caledonier Menschenfresser seien oder nicht, ist demnach genügend erledigt. Daß es bei ihnen viele Ausnahmen von der Regel geben mag, soll darum nicht in Abrede gestellt werden; aber daß Menschenfresserei, und zwar häufig, vorkommt, ist Thatsache. Schon die Franzosen unter d'Entrecasteaux überzeugten sich hiervon. Mit Wohlgefallen betasteten die Eingeborenen bei einigen von ihnen den muskulösen Körper, und riefen dabei aus: Kap parec, sehr gut! Aber die Franzosen fanden auch bei ihnen benagte Menschenknochen, sahen sie in das bereits angenagte Becken eines Kindes beißen, und entdeckten bei ihnen ein eigenes Instrument, um damit den Schlachtopfern den Bauch aufzureißen. Die Eingeborenen nennen es Rbouet, welches Wort synonim mit Grab, vielleicht mit Tod ist.

Wir wollen zum Schlusse noch einige Küstenpunkte der Insel bezeichnen. An der Ostseite des oben erwähnten äußersten Nordwestpunktes, nämlich der Landspitze Tonnère, befindet sich der Balade-Hafen (unter 20° 17′ 25″ S. Br. und 164° 34′ O. von Greenwich), eine Bai, in welcher Cook 1774 landete und die kleine Insel Pudyua liegt, auf welcher d'Entrecasteaux eine Sternwarte errichtete, weshalb sie seitdem auch die Observatoriums-Insel genannt wird. — Ostsüdöstlich vom Balade-Hafen liegt, unter 20° 30′ S. Br. und 164° 50′ östl. L., das Vorgebirge Colnett. Ungefähr in der Mitte der nämlichen oder der neucaledonischen Nordostküste befindet sich Cap Bocage, und weiterhin, in der Nähe des Charlotten-Caps, das Vorgebirge Coronation. Diese ganze, von Cook befahrene Nordostküste ist mit gefährlichen Riffen besetzt, die nirgends, außer im Baladehafen, eine Landung gestatten. — Neben

Digitized by Google

dem Charlotten-Cap liegt Cap Prince of Wales, unter 22° 29′ S. Br. und 166° 42′ O. von Greenwich. Hier zieht ſich die neucaledoniſche Südweſtküſte nordwärts hinauf, und es ſind von ihr noch zu merken: Port St. Vincent (unter 22° 0′ 10″ S. Br. und 165° 55′ 20″ O. von Greenwich; es iſt dies ein, namentlich von dem brittiſchen Seefahrer Kent beſuchter, trefflicher Hafen), die kleine Chabrol-Inſel, mit Cap Bernardin (unter 20° 43′ S. Br. und 167° 8′ O. von Greenwich), die ebenfalls kleine Sable-Inſel (unter 21° 33′ S. Br. und 165° 9′ O. von Greenwich) und das Verd-Cap (unter 20° 49′ S. Br. und 164° 15′ öſtl. L.).

Von den Neu-Caledonien umgebenden Inſeln und Eilanden ſind folgende die bemerkenswertheſten:

Die **Fichten-Inſel** oder Pinien-Inſel (bei den Engländern Isle of Pines) liegt ſüdöſtlich und etwa 13 Meilen von dem neucaledoniſchen Charlotten-Cap, unter 22° 40′ S. Br. und 167° 36′ O. von Greenwich. Sie hat 12 M. im Umfange und eine ſtarke Bevölkerung, iſt ſtark bewaldet und trägt an 100 F. hohe Fichten oder Pinien, die man aus der Ferne bald für Baſalt-, bald für Rauchſäulen anſah, bis man in ihnen jene Baumart erkannte, welche den botaniſchen Namen Cypressus columnaris führt. Außerdem findet man hier namentlich den Sandelholzbaum. Als nach der Ermordung des Miſſionärs Williams auf den Neu-Hebriden, der Camden in der Mitte des Jahres 1840 jene Inſelgruppe wieder beſuchte, (wie dort bei Erromanga und den folgenden neu-hebridiſchen Inſeln erzählt worden iſt), kam er auch nach der Fichten-Inſel, wagte jedoch nicht, hier chriſtliche Lehrer an's Land zu ſetzen, aus Furcht vor ihnen drohender Gefahr. Unter Erromanga aber haben wir geſehen, daß die dort zurückgelaſſenen zwei auſtraliſchen Lehrer im J. 1841 zunächſt nach der Fichten-Inſel gebracht wurden, um von hier aus mit erſter Gelegenheit heimzukehren. Nach einigen Monaten kam wirklich eine engliſche Brigg (der „Stern," Capt. Ebrill) nach der Inſel, um Sandelholz zu laden, und die beiden Lehrer gingen an Bord, um die Rückreiſe nach den Schiffer-Inſeln (ihrer Heimath) anzutreten. Aber es waren kurz zuvor andere Europäer auf der Fichteninſel geweſen und hatten hier die ſchändlichſten Gewaltthaten verübt, wodurch die Inſulaner zu dem Entſchluſſe getrieben worden waren, ſich jetzt zu rächen. In der That, ſie führten den Entſchluß aus, ermordeten den Capitän und die Mannſchaft und verbrannten die Brigg. Die beiden auſtraliſchen Miſſionäre fanden bei der Metzelei ebenfalls ihren Tod. Dies alles erfuhren ſpäter andere auſtraliſche Miſſionäre, die von der Londoner Geſellſchaft hierher und nach anderen benachbarten Inſeln geſandt wurden. Dieſe benachbarten Inſeln ſind Lifu und Mare (ſ. den nachfolgenden Satz).

Nördlich und etwa 30 M. von der Fichten-Inſel, und ungefähr auf halbem Wege zwiſchen Neu-Caledonien und der neuhebridiſchen Inſel Tanna, liegt die aus mehreren Inſeln und Eilanden beſtehende Gruppe **Loyalty**, welcher von Freycinet der Name Britannia beigelegt worden, nach einem gleichnamigen engliſchen Schiffe, von dem dieſe Gruppe ſchon 1803 geſehen war. Die Hauptinſel der Loyalty-Gruppe führt übrigens auch auf engl. Seekarten den Namen Britannia, und eins ihrer Vorgebirge, Cap Coſtard liegt unter 21° 25′ S. Br. und 168° 0′ O. von Greenwich. Zu dieſer Gruppe nun gehören die ſo eben, im vorigen Satz erwähnten Inſeln Lifu und Mare, nach denen die Londoner Miſſions-Geſellſchaft ſechs eingeborene Südſee-Inſulaner ſandte, um die Eingeborenen im Chriſtenthum zu unterweiſen. Drei von ihnen, welche auf Lifu ſich niederließen, fanden an dem dortigen Häuptlinge Bula eine kräftige Stütze und ſie wirkten im Ganzen mit gutem Erfolge. Unglücklicher Weiſe aber brach in der letzten Hälfte des Jahres 1846 eine anſteckende Seuche auf der Inſel aus,

Digitized by Google

und die Eingeborenen erklärten nun, an dieser tödtlichen Erscheinung sei Niemand als die Missionäre Schuld. Man wollte sie tödten, aber Andere traten als ihre Vertheidiger auf. „Tödtet sie," riefen die Gegner, „und die Seuche wird ein Ende nehmen." „Nein," sagten die Andern dagegen, „tödtet sie nicht, sonst sind wir alle des Todes; ihr Gott wird sie rächen." „So verbannt sie," schrieen die Ersteren. „Das wird uns in dieselbe Gefahr bringen," erwiederten die Andern; „darum laßt sie; sie sind unter uns gekommen, uns Gutes zu thun und nicht Böses." Da die Leute sich so nicht einig werden konnten, wurde ein Häuptling von der Pinien- oder Fichten-Insel zu Rathe gezogen. Dieser rieth die Lehrer zu schonen, und dabei der fünf Jahre zuvor geschehenen Ermordung der beiden Schiffer-Insulaner gedenkend, sprach er: „Wir brachten einmal die Lehrer auf unserer Insel um, und dachten dadurch nun alle Seuchen abgewendet zu haben; allein nach ihrer Tödtung brach alsbald eine solche aus und wüthete schlimmer als je zuvor. Also schonet ihrer!" Nachdem also diese Gefahr abgewendet war, trat eine neue ein. Denn es starb nachher, im November 1846, der oben genannte Häuptling Bula, und es nahm jetzt eine Anzahl anderer Häuptlinge, jeder für sich, die Oberherrschaft auf der Insel in Anspruch. Der Krieg, der sich alsbald zwischen den Nebenbuhlern entspann, würde an sich vielleicht den Missionären nicht sehr gefährlich geworden sein. Aber es ist bei diesem Volke hergebracht, daß sie den Tod eines Häuptlings irgend einem Menschen Schuld geben, der ihn herbeigeführt haben soll, und daher treten denn alle Freunde des Verstorbenen auf, schreien nach Blutrache, ergreifen die Waffen, und ruhen nicht eher, als bis sie irgendwo auf der Insel Verwüstung und Schaden angerichtet haben. Es pflegt denn bei solcher Gelegenheit irgend Jemand da zu sein, der die Andern leitet, um seine Sondergelüste zu befriedigen und an einem etwaigen Feinde seinen Muth zu kühlen, oder auch kommt es Allen gelegen, ihren Unmuth an einem Mißliebigen auszulassen, und da wird denn diese oder jene Familie angegeben, die durch Beschwörungen oder Zaubermittel den Todesfall verursacht haben soll. Als nun Bula gestorben war, hieß es: „tödtet die Lehrer!" und obwohl man hiermit nicht durchdrang, sondern statt ihrer eine eben so schuldlose, aus acht Mitgliedern bestehende einheimische Familie ermordete, hielten es doch die Lehrer für gerathen, sich bis auf Weiteres nach der benachbarten Insel Mare zurückzuziehen. Hier hatten ihre Gefährten ziemlich viele Insulaner zum Christenthum bekehrt, aber doch auch manche Schwierigkeiten zu bekämpfen. Ein alter Häuptling, der es hörte, wie die Lehrer die Seuchen nicht als von Menschen ausgegangen, sondern als von Gott verhängt, zur Züchtigung und Besserung darstellten, schickte nach einem berühmten heidnischen Priester und gab ihm auf, über die Missionäre eine Seuche hereinbrechen zu lassen, um zu sehen, ob Jehovah oder die Priester von Mare wahrhaftig seien. Der Priester ging in Begleitung des Häuptlings und mit einem Korbe voll heiliger Ueberbleibsel, Knochen, Fingernägel und Haare seiner Vorfahren in ein Gehölz, focht dort mit seiner Keule durch die Luft hin, und sah dann zu, ob an seinem Korbe Blut sich zeige; das sollte ein Zeichen sein, daß die Lehrer krank werden würden. Er strich die Luft mit seiner Keule, bis er müde ward, und sah dazwischen immer auf seinen Korb, aber Blut wollte sich nicht zeigen. Priester und Häuptling wurden dann einig, daß Jehovah, der Gott der Christen, ein wahrer, ein mächtiger Gott sein müsse. Seitdem zeigten sich auch beide den Lehrern geneigt, und der Priester bat diese sogar, regelmäßig in seinem Dorfe zu predigen. Die anderen drei Lehrer haben späterhin ohne Gefahr nach Lifu zurückkehren können, und auf beiden Inseln, ebenso auf der Fichten-Insel, scheint das Christenthum immer mehr Boden gewonnen zu haben.

Westlich von den Loyalty-Inseln, nach dem neucaledonischen Vorgebirge Colnett zu, liegt die ebenfalls aus mehreren Eilanden bestehende Gruppe **Beaupré**, deren

Digitized by Google

gleichnamige Hauptinſel unter 20° 15′ 30″ S. Br. und 166° 8′ O. von Greenwich liegt. Sie ward von d'Entrecaſteaux entdeckt und nach dem Kartenzeichner Beaupré benannt; bei den Eingeborenen ſelbſt heißt ſie Aouvea. Die Inſulaner, welche viel Scharfſinn verrathen, gehören der Papuaraſſe an, wie die Neu-Caledonier ſelbſt, denen ſie auch in den meiſten übrigen Beziehungen gleichen.

Dicht neben der Fichteninſel liegt, unter 22° 26′ S. Br. und 167° 43′ O. von Greenwich, die **Botany-Inſel**, mit einer reichen und merkwürdigen Flora von mehr als 30, theilweiſe zuvor unbekannten Pflanzengattungen, was die Veranlaſſung zu ihrer Benennung gegeben hat. Sie iſt von mehreren Eilanden umgeben, worunter die Cypreſſen-Inſel, mit ähnlichen Bäumen beſtanden, wie die Fichteninſel.

Genau auf demſelben Breitengrade (22° 40′ S. Br.) wie die Fichteninſel, aber öſtlich und 25 Meilen von ihr entfernt (unter 169° 15′ O. von Greenwich), liegt in einem Korallenriffe verſteckt, jedoch bewaldet und bewohnt, die kleine **Walpole-Inſel**, welche 1794 von dem brittiſchen Seefahrer Butler entdeckt ward. Noch weiter öſtlich liegen die Eilande **Matthew** oder **Matthäus** (unter 22° 25′ 30″ S. Br. und 171° 14′ O. von Greenwich) und **Hunter** oder Fearn (unter 22° 25′ 30″ S. Br. und 171° 50′ O. von Greenwich). Letzteres ward 1793 von dem Britten Fearn entdeckt.

Nordweſtlich von Neu-Caledonien, in und an dem im Eingange dieſes Kapitels erwähnten Bondsriff, liegen die **Huon-Inſeln**, deren größte unter 17° 57′ S. Br. und 162° 41′ O. von Greenwich gelegen iſt.

Fünfter Abſchnitt.

Die nordweſtlichſten Gruppen des äußern Gürtels der auſtraliſchen Inſeln *).

Erſtes Kapitel.

Die Marianen oder Ladronen.

Die Ladronen (oder Diebes-Inſeln), ebenſo häufig Marianen genannt, bilden einen Archipel von 3 größeren und verſchiedenen kleineren Inſeln und Eilanden, der auch unter dem Namen Lazarus-Archipel vorkommt, liegen nördlich und beiläufig 250 Meilen von Neu-Guinea, und öſtlich und etwa 350 Meilen von den Philippinen, zwiſchen 13° 13′ und 20° 30′ N. Br. und zwiſchen 144° 41′ und 146° 13′ O. von Greenwich, und bilden ſchon ſeit dem 17. Jahrhundert eine **ſpaniſche Colonie.**

Bereits im 7. Kap. des I. Abſchnittes haben wir geſehen, daß Magellan es war, der am 6. März 1521 die Ladronen auffand und dadurch zugleich mit der Entdeckung Auſtraliens den Anfang machte. Er nannte die Inſeln Islas de los Ladrones, d. h. Diebes-Inſeln, weil die Eingebore-

*) Vergl. Abſchn. I., Kap. 1.

Digitized by Google

nen bei Entwendung von allem, deſſen ſie habhaft werden konnten, ein ungemeines Talent bewieſen; — er nannte ſie aber auch Islas de las velas latinas, d. h. Inſeln der lateiniſchen Segel, wegen der dreieckigen Form ihrer Canotſegel (und alſo geformte Bootſegel werden im mittelländ. Meere und an den ſüdeuropäiſchen Küſten überhaupt „lateiniſche" Segel genannt), ſofern er unter dieſem Namen nicht eine öſtlicher gelegene Inſelgruppe gemeint hat. Bei den Eingeborenen hießen ſie Laguas. Da ſie auf dem Wege liegen, den die zwiſchen Manilla und Acapulco fahrenden Galleonen nehmen mußten, ſo wurden ſie ſeitdem von den Spaniern in den Jahren 1526, 1542, 1565, 1568 und 1573 beſucht, ohne daß die Kunde derſelben dadurch erweitert ward; auch kamen der Engländer Cavendiſh 1588 und die Holländer Olivier van Noort 1600, Speelbergen 1614 und Schapenham 1625 nach der Hauptinſel Guam, und von ihnen wurden doch wenigſtens einige Nachrichten über ſie verbreitet. Bekannter aber wurden die Inſeln, nachdem 1667 ſpaniſche Mönche als Miſſionäre zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Eingeborenen hierher geſandt worden waren. Da die Königin Mariane von Spanien dieſe Miſſion hauptſächlich veranlaßt und unterſtützt hatte, ſo ward nunmehr auch ihr zu Ehren der Gruppe der Name der Marianen beigelegt, und dieſen führt ſie amtlich noch. Die Miſſionäre erſtatteten über die Inſeln einen ſo vortheilhaften Bericht, daß die ſpaniſche Regierung 1678 ſich bewogen fand, die Marianen für eine ſpaniſche Colonie zu erklären, die Hauptinſel Guam militäriſch beſetzen und daſelbſt eine Stadt anlegen zu laſſen, zunächſt freilich wohl in der Abſicht, um hier einen Ausruhepunkt für die Galleone von Manilla auf ihrer weiten Fahrt nach Acapulco zu begründen.

Seit Errichtung der ſpaniſchen Colonie wurden die Ladronen von vielen anderen europäiſchen Seefahrern und Weltumſeglern beſucht: ſo 1685 von Eaton, 1686 von Dampier, 1710 von Wood Rogers und Edward Cook, 1716 von le Gentil de la Barbinais, 1742 von Anſon, 1765 von Byron, 1767 von Wallis, 1768 von Pages, 1772 von Duclesmeur und Erozet, 1786 von La Pérouſe, 1788 von Marſhall und Gilbert, 1789 von Cox und Mortimer, 1817 von Kotzebue, dann von Freycinet u. ſ. w. Auch die Nordamerikaner ſind nicht nur häufig hierher gekommen, ſondern haben ſelbſt Niederlaſſungsverſuche hier gemacht, jedoch ohne Erfolg.

Die Marianen, die ſich innerhalb des nördlichen Wendekreiſes in faſt gerader Linie in der Richtung von N. nach S. herabziehen, ſind vulkaniſchen Urſprunges; obwohl die eigentlichen Vulkane und der Sitz der unterirdiſchen Feuer ſich im nördlichen Theil der Kette befinden, wo ſie ſich meiſt auf unfruchtbaren und verbrannten Eilanden gelagert haben. Gebirge bedecken die meiſten Inſeln der Gruppe, drängen ſich, wie faſt überall im Großen Oceane, nach dem Mittelpunkte und fallen terraſſenförmig nach allen

Digitized by Google

Seiten ab. Das Geſtade hat zum Theil ſchroffe Abſtürze und iſt mit Klippen und Korallenriffen umgeben, die das Landen höchſt gefährlich machen; ſo daß nur wenige ſichere Ankerplätze ſich vorfinden. Der Boden aller dieſer Inſeln iſt, wie aus dem ſo eben Geſagten erhellt, vulkaniſch, die Unterlage der Küſten madreporiſch (von Korallen herrührend), der Boden auf Guam durch Bäche und kleine Flüſſe, auch Süßwaſſerteiche, auf den übrigen Inſeln nur durch Quellen und Waſſerlachen bewäſſert. Im Ganzen kann man ihn fruchtbar nennen. Das Klima iſt allerdings ein tropiſches; doch kann die mittlere Temperatur kaum zu 26° Réaumur angenommen werden, denn die Hitze wird durch die überall leichten Zugang findenden Seewinde ungemein gemildert; auch werden die feuchten Weſtwinde durch die immer dazwiſchen kommenden Nordwinde und durch häufige, die Luft reinigende Orkane unſchädlich gemacht. Die nördlichen Paſſatwinde erhalten vom October bis Juni das Wetter immer ſchön und den Himmel heiter. Die übrige Jahreszeit, die Periode des weſtlichen Monſoons, iſt dagegen ſehr veränderlich und mit Orkanen und Stürmen beſchwert. Die Hauptinſel Guam hat zwar keinen Vulkan, iſt aber doch zuweilen Erderſchütterungen ausgeſetzt.

Was die Naturerzeugniſſe betrifft, ſo iſt zwar davon keine ſolche Fülle und Mannigfaltigkeit vorhanden, wie z. B. auf Neu-Guinea oder gar im Indiſchen Archipel, aber wenigſtens iſt die Pflanzenwelt hier nicht arm. So enthält ſie namentlich drei Arten von Kokospalmen, Feigen und Pandanus, Brotbäumen, Caſuarinen, die ſchöne **Barringtonia speciosa** u. ſ. w. Die Waldungen beſtehen zwar meiſt aus Gujavebäumen, bedecken aber einen großen Theil des Bodens. Ueber die Flora im Allgemeinen äußert Chamiſſo, welcher den ruſſ. Seefahrer v. Kotzebue auf deſſen erſter Reiſe begleitete, unter anderm: „Nichts iſt den Wohlgerüchen zu vergleichen, die uns entgegenwehten, als wir vor Guam den Ankerplatz ſuchten. Die Orangen- und andere Fruchtbäume ſind zwar jetzt verwildert, bewahren aber das Andenken an eine ſonſt blühende Cultur. Viele eingeführte Pflanzen haben die Flora wuchernd vermehrt, wie z. B. die ſtachlichte **Limonia trifoliata**, der nicht mehr Einhalt zu thun iſt, und die **Indigofera trifoliata**, welche Niemand zu benutzen verſteht. Die Brotfrucht, die Kokospalme, der Piſang ſind im Ueberfluſſe da; die **Mangifera indica** iſt angepflanzt, aber noch nicht einheimiſch geworden. Wir fanden verſchiedene Pflanzenarten vor, welche anderen auſtraliſchen Inſeln, wie auch dem Indiſchen Archipel eigenthümlich ſind, und vermißten blos die Pflanzenformen des auſtraliſchen Feſtlandes, die Proteaceen, Epäirdeen, Myrtoideen und Akazien mit einfachen Blättern. Wir trafen die meiſten der auf Radack wachſenden Pflanzen wieder an, deren wir nachher einige auf Manilla vermißten.“

An Landſäugethieren haben die Ladronen vor Ankunft der Europäer wohl keine andere gehabt, als den Vampyr. Jedoch haben hier die Spanier

Digitized by Google

nicht nur das Rindvieh, Pferd, Schaf und Schwein, sondern auch das Guanaco (Vicuña) aus Peru und den Hirsch der Philippinen eingeführt, und man findet gegenwärtig auf einigen Inseln sogar verwilderte Rinder, Schweine und Schafe. Die Ochsen sind durchgehends weiß, mit schwarzen Ohren, groß und gut bei Leibe; sie werden zum Ackerbau, zum Tragen und Reiten abgerichtet. Ihr Fleisch wird für sehr schmackhaft gehalten, was freilich auch von den andern, hier einheimisch gemachten Hausthieren gilt. Die Ratte ist überall verbreitet; andererseits gibt es auch wilde Katzen oder, besser gesagt, verwilderte, denn sie stammen von unsern Hauskatzen ab. Unser Federvieh kommt hier ebenfalls verwildert vor; auf den Landteichen Guams halten sich mehrere Arten wilder Enten auf; außerdem sind Wasserhühner, Strandläufer, Regenpfeifer, eine Falkenart, Papageien, Amseln u. s. w. zu erwähnen. Unter den Amphibien soll es hier Eidechsen von 5 Fuß Länge geben; kleine grüne Eidechsen pflegen sich gern in die Häuser einzuschleichen und fallen hier, besonders Nachts, durch ihr immerwährendes Pfeifen sehr lästig; auch ein Leguan kommt vor, große Landkrabben und Seeschildkröten. Das Meer beherbergt, außer einer Menge Fische, eine andere sehr große und gefährliche Krabbenart, kleine Haien, einen Fisch, den man in Westindien Carangue nennt, auch giftige Fische, Holothurien, die den Trepang liefern, eine gegen 4 Fuß lange Seeschlange und Perlenmuscheln. Auf dem Lande fallen Skorpionen, Tausendfüße, große schwarze Ameisen, Moskitos und Stechfliegen sehr beschwerlich. Das Mineralreich bietet auf den Ladronen nichts Bemerkenswerthes dar.

Die Marianen oder Ladronen sind, etwa mit Ausnahme der Vandiemensinsel, das einzige australische Land, welches keine Ureinwohner mehr hat, obwohl deren Zahl, vor der Besitznahme der Inseln durch die Spanier, 150,000 betrug, während vor ungefähr dreißig Jahren nur noch ein einziges Ehepaar von ihnen vorhanden war! Wir werden sogleich die Ursache dieser traurigen Erscheinung kennen lernen. Die jetzige Bevölkerung, die nicht viel über 10,000 betragen mag, besteht hauptsächlich aus Mischlingen von verschiedenen Völkern.

Wenn nun aber auch die Ureinwohner lange ausgestorben sind, so waren sie doch ein zu interessantes Volk, als daß sie, selbst in der Rückerinnerung, mit Stillschweigen übergangen zu werden verdienten. Wir wollen uns daher zunächst mit ihnen oder vielmehr mit dem, was die Geschichte von ihnen zu erzählen weiß, beschäftigen.

Die Marianen wurden wahrscheinlich von den Philippinen aus bevölkert (vergl. auch Abschn. I., Kap. 7.). Es waren Malayen, die auf ihren Zügen zur See entweder durch Zufall oder von Handels-Spekulationen getrieben, an diese Inseln gelangten und hier eine Colonie stifteten, welche nach und nach zu der oben genannten Volksmenge anwuchs.

Digitized by Google

Dieſe alten Urbewohner nun ſtanden ſchon zu Magellan's Zeit keineswegs mehr auf einer untern Stufe der Cultur. Sie beſaßen wenigſtens die der Malayen Indiens, waren wie dieſe in der Schifffahrt wohl erfahren, hatten feſte Wohnſitze, mit zum Theil kunſtvoll vorgerichteten öffentlichen Gebäuden, und hatten ſogar eine Münze, die ihnen zur Ausgleichung im Handel und Wandel diente*). Sie hatten ſonach in der Civiliſation einen großen Schritt vor allen übrigen Auſtraliern voraus. Mendaña, der die Ladronen auf ſeiner zweiten Reiſe 1596 beſuchte, ſchildert die Eingeborenen als ſtark, muthig und ſehr behende. Auch die ſpaniſchen Miſſionäre ſchildern ſie als einen ſtarken, kräftigen Menſchenſchlag. Daß ſie der Malayenraſſe angehörten und aus dem Indiſchen Archipel ſtammten, zeigte ihre Hautfarbe (dunkelbraun) und ihre Sprache (eine Mundart der malayiſchen, wie ſie auf mehreren Inſeln des Indiſchen Archipels vorkommt). Sie hatten, insbeſondere die Männer, einen hohen, vollen Körperbau und ſtarke Gliedmaßen, langes Haar und ausdrucksvolle, obwohl nicht durchgehends einnehmende Geſichtszüge. Von ihrer Leibesſtärke und körperlichen Gewandtheit werden mehrere Züge mitgetheilt. Als 1598 ein ſpaniſches Schiff da war, ergriff einſt ein vierzehnjähriger Knabe einen erwachſenen Spanier und lief lachend mit ihm davon. Als ſpäter ein engliſcher Schiffscapitän, Cowley, da war, ergriff deſſen Mannſchaft 4 Eingeborene und brachte ſie mit rückwärts gebundenen Händen auf das Schiff. Allein, obwohl ſie Arme und Hände nicht gebrauchen konnten, ſprangen ſie über Bord und ſuchten ſchwimmend zu entkommen. Sie wurden allerdings verfolgt, jedoch ein Eingeborener war bereits eine engliſche Meile weit geſchwommen, ehe die Engländer ihn erreichen und tödten konnten, und ein anderer hielt 40 Schüſſe aus, ehe er niederſank. Die Pfeile, welche Magellan's Mannſchaft auf die Eingeborenen abſchoß, zogen ſie mit der größten Kaltblütigkeit aus der Wunde, und blieben hartnäckig auf ihrem Poſten, bis ſie zuſammenſanken. Im Schwimmen und Tauchen zeigten ſie eine außerordentliche Geſchicklichkeit. Männer wie Weiber holten vom Meeresgrunde Alles, was man hineinwarf, wieder herauf, und hielten ſo lange unter dem Waſſer aus, daß man oft glauben mußte, ſie wären mittlerweile erſtickt.

In ihren Bewegungen zeigte ſich eine große Lebhaftigkeit, Muth und Offenheit, womit freilich auch ein ſchneller Wechſel der Empfindungen, wie bei allen Naturkindern, verbunden war. Sie hatten Begriffe von Eigenthum, welches ſie unter ſich in allen Stücken ehrten. Daß ſie ſich von europäiſchen Schiffen Dinge, wie Nägel u. dgl. m. zuzueignen ſuchten, ſteht damit gerade nicht im Widerſpruch, und ihre Inſel dieſerhalb mit dem Namen Diebesinſeln zu ſtempeln, war von Magellan wohl etwas voreilig; denn dieſe, zumal geringfügigen Entwendungen waren bei den Eingeborenen der Ladronen nicht Folge von Habſucht oder einer ſittlichen Verdorbenheit, ſondern einer kindiſchen Neugierde.

Sie hatten ferner ein geſundes, verſtändiges Urtheil und eine ſchnelle Faſſungskraft; ſie wußten ihre Gedanken gut auszudrücken, und legten ſelbſt ein ausgezeichnetes Talent zur Beredſamkeit an den Tag. Ihre Einbildungskraft war feurig, aber auch ihre Vergnügungsliebe unmäßig. Sie kannten das, was man Tugend zu nennen pflegt, und achteten es, ohne ſonderliche Luſt zur Ausübung deſſelben zu zeigen. Sie waren unfähig, ihre Leidenſchaften zu beherrſchen, aber bei aller ſcheinbaren Veränderlichkeit der Geſinnungen bewieſen ſie Verſtellung und oft langgenährte Rachſucht.

---

*) Dieſelbe beſtand aus Scheiben von Schildpatt in Knopfform, die, von außen geglättet und wie Papier dicht an einander gepreßt, an einer groben Schnur von Kokosbaſt hingen: das Ganze glich einer fingerdicken, aber mehrere Fuß langen biegſamen Walze.

Digitized by Google

In ihrem häuslichen und Familien-Leben herrschte eine große Einfachheit. Uebrigens gingen die Männer ganz nackt und das Tättowiren war bei ihnen eben so wenig gebräuchlich, wie das Bemalen des Körpers. Die Weiber trugen blos einen kurzen Schurz um die Hüften, außerdem auch Schmuck, aus kleinen Muscheln bestehend, um Hals und Arme; der Gürtel war mit Blumen und Stückchen von Kokosschalen und Schildpatt behangen, und mit letzterem auch die Stirn verziert. So erschienen sie bei ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften, wo sie denn auch wohl ihre Nacktheit mit Blättern und Lianen zu verstecken suchten. Die einzelnen Familienwohnungen waren kunstlos aus Palmenstämmen erbaut und mit Feigenblättern bedeckt, das Innere durch Matten in 4 Gemächer abgetheilt, von denen das eine zum Schlafen, das andere zum Essen, das dritte zum Arbeiten und das vierte zur Vorrathskammer diente. Mendaña behauptet zwar, die Eingeborenen hätten auf Bäumen gewohnt, während die auf der Erde befindlichen Hütten Gräber gewesen wären. Allein wenn dies auch vielleicht grade in der Nähe seines Landungsplatzes der Fall gewesen sein mochte, so war es doch immer nur eine Ausnahme von der Regel. Das Hausgeräthe war zwar höchst nothdürftig, doch durchaus nett gearbeitet. Die Nahrung war größtentheils dem Pflanzenreiche entnommen, und bestand aus Kokosnüssen, Brotfrucht, Yams und Reis. Außerdem aber nährten sich die Eingeborenen auch von Vögeln und Fischen. Bei ihrer mäßigen Lebensweise erreichten sie ein hohes Alter. Der Ackerbau wurde bei ihnen schon nach gewissen Regeln betrieben; auch hatten sie Handwerker unter sich; die Männer besorgten die groben Arbeiten, die Weiber strickten oder flochten Matten. Ihre öffentlichen Gebäude zeugten von Fortschritten in der Baukunst; noch jetzt findet man Ruinen davon auf den größern Inseln, besonders auf Rota und Tinian. Sie bestanden aus einer doppelten Reihe pyramidenartiger Säulen, diese 6, jene 12 Fuß von einander entfernt. Die 13 Fuß hohe Pyramide ruhte auf einem ziemlich erhabenen Piedestal und trug auf der Spitze eine Halbkugel, mit der flachen Seite oberwärts gekehrt. Nach Angabe der spanischen Missionäre dienten diese Säulenreihen zu Wohngebäuden der heidnischen Priester, oder vielleicht auch zu Tempeln.

Die Proas oder Piroguen der Ureinwohner waren sehr kunstreich gebaut. Sie hatten eine Länge von 40 Fuß, jedoch nur eine Breite von 2 Fuß. Vorder- und Hintertheil waren einander völlig gleich. In der Mitte stand ein 24 F. hoher Mast, woran mittelst einer weit abstehenden Stange ein dreieckiges Segel befestigt war. Das Umschlagen zu vermeiden, war ein 12 F. langer Ausleger angebracht. Diese Fahrzeuge waren zu Fahrten zwischen den verschiedenen Inseln ganz gemacht, und mit Fleiß, ja selbst mit Geschmack und Nettigkeit gearbeitet, wie alle Seefahrer, welche sie sahen, bezeugen.

Was die Urbewohner der Marianen von fast allen übrigen Australiern unterschied, war die Achtung, die sie dem andern Geschlecht bewiesen. Das Weib war hier nicht etwa Sklavin oder Lastthier des Mannes, sondern hatte seinen Rang, wie bei civilisirten Nationen, eingenommen. Auch war das weibliche Geschlecht wirklich schöner gebildet, als das männliche; es hatte eine freundliche, angenehme Gesichtsbildung, und war zugleich gutmüthig und frohsinnig. Sie waren es, welche in harmonischen Tönen die Gesänge ihrer Dichter wiedergaben, oder in pantomimischen, ausdrucksvollen Tänzen alles zur Freude stimmten. Sie erschienen gewissermaßen als die Herrinnen der Männer, oder führten doch wenigstens das Hausregiment ausschließlich. Zwar war die Polygamie nicht verboten, doch begnügten sich die Männer fast durchgängig mit Einer Frau, und nicht selten rächte sie die vom Manne begangene Untreue. Ward sie von ihm hintangesetzt, so hatte sie das Recht, zu ihren Eltern zurückzukehren und ihr Eingebrachtes wieder mitzunehmen. Selbst wenn sie ihm untreu geworden, durfte

Digitized by Google

zwar der Mann ſich an dem Verführer rächen, ja ihn tödten, aber die Frau mußte er immer mit Schonung behandeln, und auch wenn er ſie verſtieß, ſo blieb ſie doch im Beſitz ihres Vermögens und der Kinder. Um dieſer Abhängigkeit von den Frauen zu entgehen, hatten junge Männer die ſog. Urritaos gebildet. Dies waren förmliche Bordelle, wo Weiber in Gemeinſchaft unterhalten wurden und die frivolſte Ausgelaſſenheit herrſchte.

Die Eingeborenen der Marianen unterſchieden ſich in Stände, und wahrſcheinlich war das bei allen Malayenſtämmen herrſchende Feudalſyſtem auch bei ihnen eingeführt; obwohl deſſen Grundzüge von den ſpaniſchen Miſſionären nicht ganz deutlich hervorgehoben worden ſind. Es gab einen, mit dem Namen Chamorris bezeichneten hohen Adel, einen Mittelſtand, und Gemeine oder Volk. Die Chamorris genoſſen einer hohen Achtung, und Niemand aus dem Volke redete ſie an, ohne die Worte vorausgehen zu laſſen: Ali Arinmo (erlaube mir, deine Füße zu küſſen). Ein Chamorri aß nie mit Leuten, die unter ſeinem Stande waren, und würde ebenſo auch nie mit einer andern, als einer ebenbürtigen Perſon ſich verheirathet haben. Uebrigens hatten ſie in den allgemeinen Volksverſammlungen keinen beſondern Einfluß, den hier nur die Beredſamkeit ausübte; ſo daß man ſelbſt dem Redner aus der unterſten Klaſſe folgte, wenn er es verſtand, die Maſſen für ſich zu begeiſtern. Man darf jedoch aus dieſen, ohnehin wohl ſeltenen Fällen nicht auf das Daſein einer Art demokratiſchen Verfaſſung ſchließen, welche ohnehin mit dem malayiſchen Feudalſyſtem unverträglich geweſen wäre. Im Kriege beſaßen die Chamorris unbeſtritten ein großes Anſehen; indeß war die ganze Nation nicht kriegeriſch geſtimmt, und wenn auch wohl dann und wann Kriege entſtanden, ſo waren ſie eben doch nicht ſehr blutig und beſchränkten ſich meiſt auf Fehden zwiſchen der einen oder andern Inſel. Ihre Waffen beſtanden aus weiter nichts als Speeren (mit zugeſpitzten Menſchenknochen am obern Ende) und Steinen, die ſie ihren Gegnern entgegenwerfen oder ſchleudern. Man ſieht, daß dieſe Menſchen hier den Krieg als eine Nebenſache betrachteten; doch gaben ſie ihren Knaben eine Erziehung, die ſie zu einem abgehärteten Krieger bilden konnte.

Was die Religionsbegriffe der Urbewohner der Marianen betrifft, ſo glaubten ſie an ein höchſtes Weſen und zugleich an das Daſein von unſichtbaren Mittelweſen zwiſchen ihm und den Menſchen. Wahrſcheinlich wurden Sonne, Mond und Sterne, Wälder, Berge und Gewäſſer von ihnen nicht als lebloſe Dinge, ſondern als lebendige Sitze höherer Geiſter betrachtet. Dieſe wogen Glück und Unglück des Menſchengeſchlechts ab. Starb Jemand eines gewaltſamen Todes, ſo bemächtigte der böſe Dämon Chayſi ſich ſeiner Seele und brachte ſie in das Unglückshaus Saſarraguan; ſtarb aber der Menſch nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, ſo wurde er ein Anitis, ein Bewohner des Paradieſes oder des, nach eigenthümlicher Phantaſie ausgeſchmückten Reiches glücklicher Geiſter. Dieſe Anitis traten nicht aus ihrer Verbindung mit den Sterblichen, welche ihnen daher Opfer brachten. Auch waren Prieſter da, die zugleich die Nationalgeſänge dichteten. Einen Adam hatten die Eingeborenen der Marianen ſo gut wie andere Völker, und zwar ebenfalls aus einem Erdenklos geſchaffen: nachher aber ward er, um die Freuden und Leiden des Lebens ertragen zu können, in einen Stein verwandelt, der in zahlloſe Stücke zerſprang und ſo den übrigen Menſchen das Daſein gab. Durch eben dieſe Zerſprengung war auch die Sprachverwirrung entſtanden. Eine Abtheilung der Prieſterklaſſe beſtand aus Manacas: ſie lehrten die Mittel, ſich den Anitis angenehm zu machen, und waren außerdem in der Kräuter- und Arzneikunde erfahren.

Die Begräbniſſe waren mit vielen Feierlichkeiten verbunden. Die Leichen wurden in ein Grab geſenkt, das auf das Kunſtreichſte ausgeſchmückt war, und die Lei-

Digitized by Google

chenfeste dauerten mehrere Tage. Die Weiber hielten bei denselben ordentliche Klagereden, wovon einer der spanischen Missionäre, Pater Gobien, einige mitgetheilt hat. Ein Klageweib sang: „Ich habe nun nicht weiter zu leben; der Rest meines Lebens ist nur ein langsamer Tod, von Trauer und Ueberdruß begleitet. Der Stern, der mich leitete, ist ausgegangen, das Licht meines Mondes erloschen, und die Sonne, meine Freude, hat sich auf ewig verfinstert. Die Nacht allein ist mir treu geblieben und führt mich durch die Wellen des Kummers, bis ich zuletzt in den Abgrund des Elends und der Verzweiflung hinabsinke.“ Ein anderes Weib entgegnete: „Ach, ich habe Alles verloren. Fort ist der Trost meiner Tage; nicht weiter wird mein Herz in seiner Gegenwart schlagen. Dieses Bild unserer alten Helden, diese Ehre unseres Hauses, dieser Beschützer unseres Volkes ist nicht mehr! Er hat uns verlassen: was sollen wir noch hier? was gilt uns noch ein Leben, da der, für den wir lebten, nicht mehr unter uns ist?“ Zum Theil hiermit übereinstimmend, zum Theil aber ganz abweichend von dieser Darstellung der Leichenbegängnisse erzählt Mendaña: „Die Eingeborenen lösen das Fleisch von den Knochen der Leichname, verbrennen dasselbe und verschlingen dann die mit Palmenwein vermischte Asche. Das Gerippe wird in den Hütten niedergelegt. (Denn diese wären, nach seiner Behauptung, Gräber gewesen: s. oben.) Jährlich beweinen sie die Verstorbenen eine Woche lang, jedoch hauptsächlich durch Klageweiber, die besonders dazu gemiethet werden. Außerdem versammeln sich die Nachbarn, jedoch mehr, um sich reichlich bewirthen zu lassen, als um zu weinen. Man weint während der Nacht, und den Tag über berauscht man sich.“ Aber, wie schon oben bemerkt, Mendaña's Aussagen beziehen sich wahrscheinlich nur auf partielle Gebräuche. Uebrigens sei dem, wie ihm wolle: so viel wenigstens steht nach ihnen fest, daß die Urbewohner der Marianen den Gebrauch des Feuers kannten, was unbegreiflicherweise der oben genannte Pater Gobien in Abrede stellt. Es liegt aber ein innerer Widerspruch in dem Gedanken, daß das gebildetste Volk unter den Australiern zugleich das einzige gewesen sein sollte, dem ein Element unbekannt geblieben wäre, welches sie noch obendrein in ihren feuerspeienden Bergen so häufig vor Augen hatten.

Daß diese Ureinwohner längst nicht mehr vorhanden sind, ist bereits erwähnt worden. Noch vor Ablauf des 17. Jahrhunderts und ehe noch die spanischen Mönche das Bekehrungsgeschäft unter ihnen ganz vollendet hatten, war dies schon der Fall. Den Missionären kann man aber darum die Schuld nicht beimessen; denn wenn sie auch vielleicht vom ächten Geiste des Christenthums nicht immer beseelt sein mochten, so waren sie doch auch keine blinden Eiferer, sondern vergalten die gastfreundliche Aufnahme, welche sie bei den Eingeborenen fanden, mit entsprechender Freundlichkeit und Milde. Vielmehr rührte die Ausrottung der Urbevölkerung der Marianen von der Unterwerfung her, zu welcher die Waffen der nach den Missionären gelandeten spanischen Krieger sie zwangen. „Die Eingeborenen“, äußert ein spanischer Geschichtschreiber, „konnten in ihrem Freiheitssinn kein fremdes Joch ertragen; es fiel ihnen so lästig, daß bei ihrem Unvermögen, es abzuschütteln, sie lieber sich erhängten, oder auf andere Weise verzweiflungsvoll ihr Leben endigten. Die Weiber machten sie vorsätzlich unfruchtbar und warfen ihre Leibesfrucht in's Wasser, überzeugt, daß der Tod, der sie von Mühseligkeiten und Elend erlöse, sie glücklich und selig mache. So hielten sie die Abhängigkeit für des Menschen größtes Unglück. Auch trug eine epidemische Krankheit dazu bei, die unter dem übrig gebliebenen Haufen eine ungemeine Verheerung anrichtete.“ Hören wir andererseits einen Eingeborenen von Guam am Ende des 17. Jahrhunderts: „Diese Fremdlinge haben unter dem Vorwande uns glücklich zu machen, uns die Freiheit geraubt, und durch allerlei Einschränkungen, welche sie Klei-

Digitized by Google

der nennen, uns an dem Gebrauche unſerer körperlichen Kräfte gehindert. Sie haben Krankheiten, abſcheuliches Ungeziefer und andere ſchädliche Thiere zu uns gebracht; ſie haben uns mit Plagen bekannt gemacht, wovon wir früher nichts wußten. Ehe dieſe hungrigen Gäſte zu uns kamen, führten wir ein arbeitsvolles, aber ruhiges Leben; wir waren geſund und ſtark. Haben ſie einige Bequemlichkeiten unter uns eingeführt, ſo waren in deren Gefolge auch neue Bedürfniſſe, neue Schwierigkeiten zu einem freien und fröhlichen Lebensgenuſſe. Mit einem Worte, wägen wir gegen einander ab, was ſie uns gaben und nahmen: der Verluſt iſt unerſetzlich!"

Die ſpaniſchen Miſſionäre wurden, wie geſagt, gaſtfreundlich aufgenommen. Als aber die Eingeborenen in den ſpäter kommenden bewaffneten Spaniern ihre Unterdrücker erkannten, fingen ſie gegen dieſelben einen offenen Krieg an, in welchem, wie vorauszuſetzen war, die Ueberlegenheit der europäiſchen Waffen ſiegte. Die Maſſe des Volkes wurde durch das Schwert und außerdem durch Seuchen vertilgt, ein großer Theil flüchtete ſich nach den benachbarten Carolinen, und nur ein Reſt blieb zurück, den die Spanier Anfangs auf Guam und Saypan, nach 1694 aber auf Guam allein concentrirten, wo er in ſeiner Reinheit jetzt gänzlich ausgeſtorben iſt. Kotzebue fand hier 1817 nur noch ein einziges Menſchenpaar davon vor.

Die jetzige Bevölkerung der Marianen, welche etwa nur 10,000 Seelen beträgt und ſich ganz zu Spaniern umgebildet hat, beſteht aus eigentlichen Spaniern, aus Tagalen von der philippiniſchen Hauptinſel Manilla, aus peruaniſchen Indianern und aus Miſchlingen von den beiden letzteren Volksſtämmen und den Ureinwohnern. Aber die Künſte, welche die urſprünglichen Einwohner beſaßen, ſind mit ihnen ausgeſtorben; denn die heutigen ſind nicht mehr mit dem Meere vertraut, ſind keine Schiffer, keine Schwimmer mehr, haben aufgehört, Böte zu bauen, beſitzen auch wenig geiſtige Vorzüge. Sie wohnen und kleiden ſich wie die philippiniſchen Tagalen um die Stadt Manilla; ſie bauen den Reis als Brotfrucht, bereiten und trinken den Saft der Kokosnuß, kauen Betel, rauchen Taback und genießen träge, bis in ihr hohes Alter das, was ihnen Boden und Wald ohne Mühe unter dem milden Himmel willig bietet. Sie ſind ſämmtlich Landbauer. Jede Familie hat ihr Grundeigenthum, welches in Aecker und Obſtgärten abgetheilt iſt. Außer Reis werden Yams, Piſangs, Baumwolle, Melonen, Ananas und europäiſche Garten- und Küchengewächſe gezogen. Auch die Frucht des Brotbaumes, hier Rima genannt, macht ein Hauptſubſiſtenzmittel aus. Jeder unterhält ſein Rindvieh, ſeine Schafe, Ziegen und Schweine, auch wohl Maulthiere; aber Pferde ſind ſelten. Hunde und Katzen werden in Menge gehalten, erſtere zur Jagd auf Hirſche, letztere zur Vertilgung der Ratten, die eine wahre Landplage geworden ſind. Auch das Huhn iſt gemeines Hausthier. Daneben liefern Fiſch- und Vogelfang, und die Wälder, in welchen die herrlichſten Früchte, beſonders Apfelſinen und andere Agrumen ihre übrigen Nahrungsmittel. Die Kokospalme liefert ihnen ein berauſchendes Getränk, den Palmenwein, den ſie nur zu ſehr lieben; wie denn Trunkſucht eins ihrer vornehmſten Laſter iſt, obwohl ſie im Uebrigen als ſanfte,

Digitized by Google

gutherzige und menſchenfreundliche, aber auch ſehr phlegmatiſche Menſchen geſchildert werden. Tanz und Muſik lieben ſie leidenſchaftlich, die Arbeit deſto weniger. Ihr Hauptvergnügen beſteht in Hahnengefechten, wobei Wetten ſtattfinden. Der urſprüngliche Tanz ſcheint verloren gegangen zu ſein. Kotzebue ſah ſie dagegen einen mexikaniſchen oder ſpaniſchen aufführen. Der Tabak iſt allgemein geſchätzt; Männer und Frauen rauchen beſtändig Cigarren, zugleich haben ſie auch Betel im Munde, der Lippen und Zähne widerlich roth färbt.

Sie wohnen in Städten und Dörfern. Die öffentlichen Gebäude und die Wohnhäuſer der Spanier ſind zum Theil aus Korallenſteinen und im ſpaniſchen Style gebaut; indeß hat keines ein Glasfenſter, ſondern die Stelle des Glaſes wird durch Perlmutter erſetzt, was zwar Licht aber keine Sonnenſtrahlen durchläßt. Die meiſten übrigen Häuſer oder Hütten ruhen auf 5 Fuß hohen Pfählen, zum Schutz gegen Ungeziefer, und ſind aus Bambusſtäben zuſammengeſetzt, aber ſo wenig dicht, daß man überall die Hand durchſtecken kann, wodurch die ganze Wohnung das Anſehen eines Käfigs bekommt; und von außen kann man Alles ſehen, was im Innern vorgeht. Ein dichtes Schilfdach dient zum Schutz gegen den Regen.

Gewerbe ſind durch die Spanier hier eingeführt worden; und es finden ſich unter den gegenwärtigen Einwohnern Tiſchler, Zimmerleute, Schmiede, Rademacher, Kalk- und Ziegelbrenner, Töpfer, die zwar meiſt nur im Rohen arbeiten, aber doch das Bedürfniß nothdürftig befriedigen. Das Weben, Sticken und Mattenflechten iſt durchaus das Geſchäft der Weiber, die überhaupt für alle Kleidungsſtücke ſorgen. Dieſe erfordern übrigens keine große Geſchicklichkeit, da Männer und Weiber nur einen Theil des Körpers bedecken. Die Männer tragen meiſt lange Beinkleider und Hemden, die Weiber eine Art Rock und ein äußerſt durchſichtiges Hemd, das faſt nichts verbirgt und worin ſie demnach halb nackt erſcheinen. Das Haar tragen ſie, wie die Tagalen auf Manilla, und binden es oben auf dem Kopfe in einen Knoten zuſammen. Zierrathen um Hals und Arme ſind nur bei den Weibern gewöhnlich. — Handel treiben die Ladronen-Inſulaner faſt gar nicht, ausgenommen etwa mit den Bewohnern der Carolinen, welche jährlich nach Guam kommen, und hier gegen Böte, Trepang und andere Produkte Eiſen eintauſchen. Außerdem kommen Nordamerikaner und andere Seefahrer häufig hierher und nehmen wenigſtens Erfriſchungen ein, wofür ſie Geld oder Waaren zurücklaſſen. Was die Bewohner der Marianen gebrauchen, tauſchen ſie von dem Gouverneur ein, der das alleinige Handelsmonopol hat und die Verbrauchsartikel aus Manilla bekommt.

Alle Einwohner ſind gegenwärtig katholiſche Chriſten und tragen als ſolche ein Kreuz am Halſe, wie auch in jedem Orte ein ſteinernes Kreuz aufgerichtet iſt. Die Jeſuiten waren es, welche hier zuerſt das Chriſtenthum predigten; als der Orden aufgehoben wurde, folgten ihnen die Auguſtiner;

Digitized by Google

aber jetzt verrichten Weltgeistliche, gewöhnlich junge Tagalen aus Manilla, die kirchlichen Geschäfte. Die Diöcesanangelegenheiten der Marianen leitet der Erzbischof von Manilla, obwohl dieser Archipel eigentlich unter dem Bischof von Zebu steht. Die Diöcese zerfällt in zwei Kirchspiele, das von Agana und das von Rota, welches letztere sich auch über den östlichen Theil von Guam verbreitet. — Die Sprache der Urbewohner, das Camorchi, ist jetzt ausgestorben. Der große Haufen redet Tagalisch oder Spanisch.

Die Marianen bilden in politischer Hinsicht ein spanisches Gouvernement, welches von dem Generalcapitän der Philippinen abhängig ist und von ihm besetzt wird. Die Gouverneure wechseln in der Regel alle 6 Jahre. Spanien selbst hat keinen materiellen Gewinn von dieser Niederlassung, sondern muß hier vielmehr jährlich noch etwa 18,000 Piaster zusetzen.

Wir gehen nunmehr zur Spezialbeschreibung der Ladronen oder Marianen über.

Die Hauptinsel des Archipels ist **Guam** (oder Guaham, Guajan, auch wohl San Juan) ist zugleich die südlichste Insel, und liegt mit ihrer Südwestspitze unter 13° 13′ N. Br. und 144° 56′ O. von Greenwich, und mit ihrem äußersten Nordpunkt unter 13° 38′ N. Br. und 145° 4′ O. von Greenwich. Sie ist in der Richtung von S. nach N. 8 Meilen lang, bei verhältnißmäßig geringer Breite, und hat einen Flächeninhalt von 14½ Q. M. und eine Bevölkerung von etwas mehr als 5000 E. Der nördliche Theil der Insel ist fast ganz unbewohnt, besteht beinahe nur aus Korallengestein und ist gegen das Meer steil und hoch; der südliche Theil dagegen hat einen fruchtbaren vulkanischen Boden. Mitten zwischen den Korallenmassen erhebt sich auch im N. ein kleiner kegelförmiger, übrigens ausgebrannter Vulkan, und fast die ganze Insel ist mit Korallen-Felsen umgeben. Auf der Westküste zeigt sich etwa in der Mitte der Insel ein tiefer Einschnitt, vor welchem das Eiland Appapa sich ausbreitet und der in der Böschung den besten Hafen der Ladronen, La Calderone de Apra (s. unten) hat. Sonst findet man sowohl auf der Ost- wie auf der Westküste andere geringe Buchten, dort die von Hanum, hier die von Agana und Tuham, die indeß keine so sichere Häfen darbieten. Die Westküste wird als entzückend schön beschrieben. Die Mitte der Insel ist mit stark bewaldeten Berghöhen besetzt, von denen eine Menge kleiner Flüsse und Bäche herabfließen. Die Vegetation ist üppig, der Wald steigt an den steilen Ufern bis zum Meere herab, und verschiedene Rhizophora-Arten baden an geschützten Orten ihr Laub in der Fluth. Mit Wohlgerüchen ist die Luft durchschwängert, und eine ungeheure Menge tausendfarbiger Vögel flattern von Ast zu Ast, obwohl freilich nicht mit lieblichem Gesang, sondern mit widrigem Geschrei. Das Meer ist sehr fischreich, und die Eingebornen bedienen sich zum Fange eines kleinen Fisches, den sie besonders aufziehen und abrichten. Die Pflanzungen sind wie auf den Philippinen eingerichtet, und die Häuser von Gärten mit herrlichen Baumfrüchten umgeben. Uebrigens sind, außer den schon erwähnten kleinen grünen Eidechsen, namentlich die Moskitos hier sehr lästig. Die Spanier haben auf der Insel eben die Kultur eingeführt, die sich auf den Philippinen vorfindet; Reis macht das Hauptprodukt aus, der übrigens auf Rota besser als auf Guam gedeihen soll; dabei bauen die Einwohner aber auch andere Cerealien, Gemüse, Wassermelonen, Ananas, Baumwolle und insbesondere Tabak, dessen Anbau Jedermann freisteht (was bekanntlich in

Digitized by Google

den übrigen spanischen Colonieen und in Spanien selbst nicht der Fall ist). Sie unterhalten Heerden von Rindvieh und Schweinen, und benutzen das Maulthier nicht nur zum Reiten und Fahren, sondern auch als Lastthier. Pferde sind hier seltener. Die Volksmenge lebt in 1 Stadt und 10 Dörfern. **Agaña**, eigentlich St. Ignacio de Agaña, Stadt und Hauptort des ganzen Archipels, auch Sitz des Gouverneurs und der Gerichtsbehörden, an der Westseite der Insel und in einer mit Palmenhainen umgebenen, reizenden Ebene, ist regelmäßig gebaut und hat 1 ansehnliche Kirche, 1 Kloster, und 2600 E. Die Stadt liegt unter 13° 28′ 19″ N. Br. und 144° 46′ 30″ O. von Greenwich. Zwei aus Korallensteinen erbaute Forts, wovon eins am Meere und das andere im W. der Stadt auf einer Anhöhe liegt, vertheidigen sie. Neben jenem, welches den Namen Apra führt, und unter 13° 25′ 50″ N. Br. und 144° 51′ 45″ östl. L. liegt, befindet sich der Hafen La Calderone de Apra, worin Kotzebue vor Anker ging und vor welchem das waldige Eiland Appapa sich ausbreitet. Diesem gegenüber, auf der Hauptinsel selbst, liegt das kleine Dorf Piti. An der Umatac-Bai liegt das Kirchdorf Umatac oder Umata (auch Humata), mit einem übrigens nicht sehr guten Hafen.

Die Insel **Rota** (die auch unter den Namen Zarpana und St. Anna vorkommt) liegt nördlich und 7 M. von Guam, unter 14° 6′ 15″ N. Br. und 145° 9′ O. von Greenwich, hat 7½ Meilen im Umfange und einen fruchtbaren, gut bewässerten, daher auch für den Reisbau sehr geeigneten Boden. Der südliche Theil der Insel liegt höher als der nördliche, der aus niedrigem Lande besteht; doch schätzt Kotzebue seine absolute Höhe auf 1800 bis 2400 Fuß. Auf der Südostseite ist eine kleine Bucht mit gutem Ankergrunde, und daneben ein Kirchdorf, welches 1816 etwas über 100 Häuser zählte. Die ganze Bevölkerung der Insel, hauptsächlich aus Abkömmlingen von Peruanern bestehend, mag sich auf 600 E. belaufen. Die hier befindlichen Ueberreste alter Bauwerke (s. oben) deuten auf eine ehemals starke Bevölkerung und nicht unbedeutende Kultur derselben hin.

Agugan, oder Aguigan (auch St. Ange), eine kleine, nur 1½ M. im Umfange haltende, gebirgige, aber fruchtbare und ehemals stark bevölkerte Insel liegt in nordnordöstlicher Richtung von Rota unter 14° 53′ 44″ N. Br. und 145° 44′ O. von Greenwich.

Die Insel **Tinian** (auch wohl Buenavista genannt) liegt nördlich und nicht weit von Agugan, unter 15° 2′ N. Br. und 145° 51′ 45″ östl. Länge (d. h. mit ihrem äußersten Ostpunkte), hat etwa 7 Meilen im Umfange und ist diejenige Insel der Marianen, wo die meisten bekannteren Seefahrer, namentlich Anson, Byron, Wallis, Coore, Watts und Freycinet landeten und die daher am ausführlichsten beschrieben ist. Merkwürdig ist, daß während Anson sie 1743 als ein irdisches Paradies schildert, Byron sie 1765 als einen Schauplatz der Verwilderung beschreibt, so sehr hatte sie, sich selbst überlassen, in weniger als einem Vierteljahrhundert sich verändert; und Arago, der Begleiter Freycinet's, fand sie 1819 in keinem bessern Zustande. Anson fand lauter lachende Auen und unermeßliche Savannen, die mit Hügeln, Hainen und dichten Wäldern lieblich abwechselten; Byron stimmt, was den Totaleindruck betrifft, damit überein, andererseits aber waren die Auen und Savannen bereits so mit Buschwerk, Gesträuchen und Schlingpflanzen überwachsen, daß sie widrigen Wildnissen glichen. Die Insel hat keinen sichern Hafen, aber wohl einen Ankerplatz, dessen Grund aus Sand und Korallen besteht und in dessen Nähe Anson treffliches Trinkwasser gefunden haben will, wogegen Byron sich mit schlechtem und untrinkbarem Wasser begnügen mußte. Tinian hat eben solche, zum Theil noch großartigere Alterthümer als Rota (s. oben) aufzuweisen. Nur zu gewissen Zeiten senden die Spanier einige Mannschaft

Digitized by Google

hierher, um zu jagen oder Bauholz zu ſchlagen. Im Uebrigen dient die Inſel gegenwärtig als Verbannungsort.

Nördlich und nur durch eine ſchmale Meerenge von Tinian getrennt, liegt **Saypan** oder St. Joſeph, eine der größern Inſeln des Archipels, indem ſie 18 M. im Umfange hält. An ſich ſchon hoch, erhebt ſie ſich in der Mitte zu einem Pik, deſſen geogr. Lage 15° 14′ 30″ N. Br. und 145° 56′ O. von Greenwich iſt, und der, ſanft nach dem Meere abfallend, eine Terraſſe bildet, die mit kleinen Hügeln und Thälern abwechſelt. Das Land iſt gut bewaldet und reichlich bewäſſert, der Boden leicht und fruchtbar, aber die Bevölkerung nur ſpärlich. Vormals hatte die Inſel eine ſtarke Volksmenge, wie man aus den, hier ſehr häufig ſich vorfindenden Trümmern alter Bauwerke ſchließen kann, von denen ſchon in der allgemeinen Beſchreibung der Marianen Erwähnung geſchehen iſt. Die Eingeborenen verſchwanden jedoch durch Kampf, Seuchen und Auswanderung, der geringe Ueberreſt wurde von den Spaniern nach Guam geführt, wo er ſich ebenfalls verloren hat. Als Byron 1765 Saypan beſuchte, hatte die Inſel ſchon keine Einwohner mehr; die Spanier kamen blos dann und wann hierher, um das wildgewordene Hausvieh zu jagen oder auch Perlen zu fiſchen. Im J. 1810 ſetzte der nordamerikaniſche Schiffscapitän Browne hier eine Anzahl gewaltſam entführter Sandwich-Inſulaner nebſt 9 Nordamerikanern zum Zweck der Begründung einer Niederlaſſung aus. Indeß empörten ſich bald nachher die Sandwich-Inſulaner, tödteten den Capitän und einige andere Nordamerikaner und führten ſo einen Kampf auf Tod und Leben herbei. Sobald man auf Guam hiervon Kunde erhielt, ward ſogleich ein ſpaniſches Truppencorps nach Saypan abgeſchickt, welches Sandwicher und Amerikaner aufhob und nach jener Hauptinſel brachte, wo ſie ſich ſeitdem ruhig verhielten und theils Landbau, theils bürgerliche Gewerbe trieben.

Nördlich und 12 M. von Saypan liegt zunächſt, unter 16° 0′ 45″ N. Br. und 146° 13′ O. von Greenwich, das Felſeneiland **Medinilla** oder Farallon, und ſodann, weiter nordwärts, unter 16° 20′ 10″ N. Br. und 145° 53′ öſtl. L. (d. h. mit dem Oſtpunkt), die 6 M. im Umfange haltende Inſel **Anatajan** oder San Joaquim, welche gebirgig, aber waſſerarm iſt, jedoch guten Boden und eine reiche Vegetation hat. Wo keine Kokospalmen ſtehen, bedecken Rohr und hochaufgeſchoſſene Binſen die Ebenen. Noch nördlicher liegen die Eilande **Seriguan** oder Sarigan, auch San Carlos genannt (hat 2½ M. im Umfange und liegt mit der Oſtſpitze unter 16° 40′ N. Br. und 146° 0′ öſtl. L.), **Tores** (17° 16′ 30″ N. Br. und 146° 3′ O. von Greenwich), **Guguam** oder Guguan, auch San Felipe genannt (etwa 2 M. im Umfange haltend und mit dem Nordoſtpunkt unter 17° 36′ 30″ N. Br. und 146° 3′ 15″ O. von Greenwich gelegen), **Alamaguan** oder la Concepcion (ſoll 6 M. im Umfange halten, und liegt unter 18° 5′ N. Br. und 146° 3′ 30″ O. von Greenwich), und **Pagon** oder S. Ignacio (8 M. im Umfange haltend, gut bewaldet und mit einem Vulkan; liegt mit dem äußerſten Nordpunkt unter 18° 16′ 10″ N. Br. und 146° 0′ 42″ öſtl. L.).

Die größte unter den nördlichen Inſeln der Ladronen iſt **Grigan**, gewöhnlich Agrigan, auch wohl San Franciſco Xavier genannt, und liegt mit ihrem äußerſten Nordpunkt unter 18° 48′ 30″ N. Br. und 145° 53′ O. von Greenwich. Sie hält 10 M. im Umfange, beſitzt einen thätigen Vulkan, iſt aber ſonſt gut bewaldet und bewäſſert, und war in früheren Zeiten ſtark bevölkert. Seit 1816 befindet ſich hier eine nordamerikaniſche Colonie unter ſpaniſcher Hoheit.

Eine der bekannteren unter den nördlichen Inſeln des Archipels iſt **Aſſumption** oder Songſong, unter 19° 41′ N. Br. und 145° 27′ O. von Greenwich gelegen. Sie hält übrigens nur 2 M. im Umfange, erhebt ſich bis zu 2026 Fuß Höhe und

Digitized by Google

erscheint, aus der Ferne betrachtet, als ein einziger schwarzer Kegel, der seine Farbe 240 F. hoch behält und nur auf einigen Stellen Vegetation zeigt. La Pérouse, der an einer solchen Stelle vor Anker ging, schickte Leute aus, um Kokosnüsse zu sammeln, was jedoch mit großen Schwierigkeiten verknüpft war. Da sich in der Mitte der Insel ein Vulkan befindet, so waren durch die davon herabgeflossene Lava hohle Wege und Abgründe entstanden, an deren Rande einzelne verkrüppelte Kokospalmen, Lianen und anderes Gesträuch wuchsen, zwischen denen man sich mit unsäglicher Mühe durcharbeiten mußte, um zu den Palmen zu gelangen und eine einigermaßen beträchtliche Anzahl Nüsse einsammeln zu können. Man fand auf der Insel viele große Krabben und in den Felsklüften sehr schöne Muscheln; unter den Fischen eine Gattung rother Plattfische und einige kleine Haien, auch eine 3 Fuß lange und 3 Zoll dicke Meerschlange, und aus dem Pflanzenreiche außer Kokospalmen und dem Geschlecht der Lianen 3 bis 4 unbekannte Arten von Pisangs. An der Westseite der Insel finden zwar die Schiffe bei 30 Klaftern Ankergrund, doch ist, bei der starken Brandung, die Landung selbst höchst gefährlich; auch ist kein anderes Trinkwasser vorhanden, als was sich in den Felsenhöhlungen sammelt. Das Eiland scheint daher auch nie Einwohner gehabt zu haben. — Nördlich und nicht weit von Assumption liegt, unter 19° 57′ N. Br. und 145° 19′ 30″ O. von Greenwich, die **Mangs-Insel** oder Tunas, auch San Lorenzo, eigentlich eine Gruppe von drei, dicht nebeneinander liegenden Felseneilanden, der Aufenthalt einer zahllosen Menge von Seevögeln, namentlich von Fregatt- und Tropikvögeln, Tölpeln und Seeschwalben.

Die beiden nördlichsten Inseln des ganzen Ladronen-Archipels sind **Uracas** oder Urak (unter 20° 8′ N. Br. und 145° 32′ O. von Greenwich. Diese 2⅔ M. im Umfange haltende und nur schwach mit Vegetation bekleidete Insel ist allem Anscheine nach nie bewohnt gewesen) und **Volcanos** oder Guy's-Insel, auch Farallon de Paxaros genannt, unter 20° 30′ N. Br. und 145° 48′ O. von Greenwich gelegen.

Zweites Kapitel.

Die Carolinen, nebst den Pelew-Inseln.

Die Carolinen, die bei einigen älteren Geographen auch unter dem Namen der Neu-Philippinen vorkommen, liegen, kurz gesagt, zwischen den Ladronen und Neu-Guinea, und erstrecken sich, mit ihren Hauptgruppen, auf dem 8. und 9. nördl. Breitenparallel aus der Nähe des Indischen Archipels bis zum 163. Grade östlicher Länge von Greenwich, und nehmen in dieser Richtung von W. nach O. beinahe 29 Längengrade ein.

Sie wurden den Europäern erst zu Ende des 17. Jahrh. bekannt. Zwar wußte man von dem Dasein einer in dieser Meeresgegend gelegenen Insel, 1686 von Franzesco Lazeano entdeckt und von ihm, seinem Souverain, Carl II. von Spanien, zu Ehren, Carolina genannt; aber daß sich daselbst eine so große Menge von Inseln befinde, erfuhr man erst 1696 und zwar von einem, nach der Ladronen-Insel Guam verschlagenen Eingeborenen. Sobald die Spanier auf den Ladronen von dem Vorhandensein eines ihnen so nahe liegenden großen Archipels die Ueberzeugung gewonnen hatten, sandten

Digitized by Google

sie Missionäre dahin aus. Die erste Expedition mißglückte; auf einer zweiten, von Franz Padilla in Begleitung von 3 Jesuiten unternommen, kamen die Spanier nach der, zur Pelew-Gruppe gehörigen Insel Sonsorol, wo sie zwar von den Eingeborenen nicht eben zuvorkommend aufgenommen wurden, doch daselbst zwei Missionäre zurückließen. Im J. 1721 strandeten zwei Carolinische Piroguen bei Guam. Die darauf befindlichen Eingeborenen waren im Stande, den Spaniern eine so detaillirte Beschreibung ihres Inseln-Archipels zu geben, daß nach ihr der Pater Cantova 1722 eine Karte davon entwerfen konnte. Cantova selbst ging 1731 mit dem Pater Victor Uvaldec von Guam nach der Carolinen-Insel Mogmug und begründete nachmals eine Missionsstation auf der benachbarten Insel Falelep, wurde aber schon im nämlichen Jahre, nachdem Uvaldec nach Guam zurückgekehrt war, auf Mogmug von den Eingeborenen getödtet, welches Schicksal auch 14 andere Spanier auf Falelep traf. Da mittlerweile bei den Spaniern überhaupt die Lust zu weiteren Entdeckungen, und selbst der Eifer zur Ausbreitung des Christenthums nach und nach erkaltet war, so begnügte man sich mit diesen Nachrichten, ohne durch eigenes Nachforschen die Wahrheit derselben zu prüfen. Die Carolinen (denn dieser Name war auf den ganzen Archipel übertragen worden) verschwanden daher gewissermaßen ganz aus dem Gedächtnisse, und erst 1783 wurde man wieder daran erinnert durch den englischen Schiffscapitän Wilson, der an einer Insel der Pelew-Gruppe Schiffbruch litt, daselbst eine höchst freundliche Aufnahme fand und ein reizendes Bild von ihr entwarf. Aber die Hauptgruppen der Carolinen blieben darum der Erdkunde nach wie vor fremd, bis 1788 ein zweites Ungefähr abermals Canots von eingeborenen Carolinern nach Guam warf, und seitdem ein kleiner Tauschhandel zwischen den Carolinen und Marianen sich eröffnete, der mit kurzer Unterbrechung bis auf den heutigen Tag fortgedauert hat. Im J. 1804 segelte das nordamerikanische Schiff Maria nach den Carolinen, um wo möglich einen Handel mit Trepang einzuleiten; der Spanier Louis de Torres fuhr mit, und dieser ist es, der die ersten ausführlichen und einigermaßen zuverlässigen Nachrichten über den Archipel mittheilte, welche später ihre Bestätigung und einige Erweiterung durch Kotzebue, Freycinet und neuere Seefahrer erhalten haben. Ein Eingeborener, Namens Kadu, welcher Kotzebue auf einem großen Theil seiner Reise begleitete, ist übrigens der Hauptgewährsmann für manche Data. Von anderen Eingeborenen sind ebenfalls Nachrichten eingezogen worden, die bei alledem immer noch sehr mangelhaft geblieben sind.

Ueber die physische Beschaffenheit der Carolinen ist uns Folgendes bekannt. Die meisten Inseln sind niedrig und gehören der Korallenformation an, manche aber tragen den Gebirgscharakter an sich, erheben sich zu wenigstens 3000 Fuß Höhe, und sind der Regel nach im Innern mit undurch-

Digitized by Google

dringlichen Wäldern bedeckt. Zur Zeit der Monſoonswechſel ſind alle dieſe Inſeln heftigen Stürmen, bisweilen ſogar förmlichen Orkanen ausgeſetzt, welche nicht ſelten die niedrigen Inſeln dermaßen verwüſten, daß die Einwohner ihre Pflanzungen verlieren und ſich blos vom Fiſchfange nähren müſſen. Sie gefährden ſogar die Inſeln ſelbſt, gegen ſie das Meer furchtbar aufwühlend. Einſt ſoll ein ſolcher Orkan bei Mogmug ein zwar unbewohntes, aber an Kokosnüſſen und Brotfrüchten reiches Eiland weggeſpült haben. Auf den hohen Inſeln ſind dabei Erdbeben häufig und ſo ſtark, daß ſie die Hütten der Eingeborenen umſtürzen und ſogar die, die Inſel umgebenden Korallenriffe erſchüttern.

Das Klima iſt gemäßigter als man bei der Nähe des Aequators erwarten ſollte. Erfriſchende Winde mäßigen die Hitze, obwohl dieſe auf einigen Inſeln intenſiver iſt als auf anderen; während umgekehrt die Nächte bei gleich warmen Tagen z. B. auf Yap um vieles kühler ſind als auf Ulea. Jedenfalls iſt das Klima geſund.

Nur die größeren Inſeln werden von kleinen Flüſſen und Bächen bewäſſert, auf den übrigen befinden ſich theils nur Quellen, theils Lachen, worin das Regenwaſſer ſich ſammelt. Uebrigens ſcheint es nirgends an Trinkwaſſer zu fehlen.

Das Pflanzenreich bietet auf den Carolinen die meiſten der den Südſee-Inſeln eigenthümlichen Gewächſe dar. Auf den hohen Inſeln, wie auf Yap und Puinipete, findet man die Arekapalme, das Bambusrohr, drei auf den Gebirgen wachſende Baumarten, aus deren Holze die Eingeborenen ihre Böte bauen, die Aleurites triloba, den Gewürznelkenbaum, die Orange, die Curcuma, das Zuckerrohr, die Betelſtaude, die Camote oder ſüße Batate der philippiniſchen Tagalen, und das Arum von verſchiedenen Varietäten, wovon einige zu einer außerordentlichen Größe gelangen. Auf den niedrigen Inſeln iſt vorzugsweiſe der Brotfruchtbaum zu finden. Die Kokospalme, der Padanus, der Piſang und eine Malvacea ſind faſt über alle Inſeln ohne Unterſchied verbreitet. Die Hauptnahrung bildet auf den niedrigen Inſeln die Brotfrucht, und auf den hohen die Arumwurzel, die beſonders auf Yap mit vieler Sorgfalt angebaut wird; denn hier ſind ſogar Holz- und Bambusflöße auf den Flüſſen und Teichen zu Arumbeeten kunſtvoll hergerichtet. Außerdem werden die Camote, die Kokosnüſſe, die Früchte der Agrumen und verſchiedene Wurzelarten zur Speiſe verbraucht. Die Curcuma wird zu einem Pulver geraſpelt, welches auf Yap einen Handelszweig ausmacht, indem die Sitte, mit dieſem Pulver ſich die Haut zu reiben, auf allen öſtlichen Gruppen der Carolinen herrſchend iſt. Die Faſern des Piſang und der Malvacea werden zu Zeugen und Matten, welche die Form eines Shawls haben und zuweilen mit Curcuma gefärbt ſind, benutzt. Auf den Pelew- und einigen

Digitized by Google

andern Inſeln wird der Betel gekaut, auf jenen auch aus dem Saft der Kokospalme eine Art Syrup bereitet.

An Thieren, außer denen, welche das Meer beherbergt, ſind die Carolinen eben nicht reich. Landſäugethiere finden ſich urſprünglich, außer dem Vampyr, wohl auf keiner der Inſeln. Die Katzen und Ratten, die z. B. auf Mogmug angetroffen werden, ſind von den Europäern herübergebracht, von denen auch die Pelew-Inſeln mit Rindern, Schweinen und Hunden beſchenkt worden ſind. Das einzige Hausthier auf den übrigen Inſeln, welches aber auch verwildert oder wild vorkommt, iſt das Huhn; außerdem gezähmte Tauben auf den Pelew-Inſeln. Unter dem eigentlichen Waldgeflügel gibt es auch einen Singvogel, deſſen Geſang ſehr gerühmt wird. Unter den Amphibien werden zwei große Eidechſenarten genannt, die im Waſſer ſogar den Menſchen gefährlich ſein ſollen. Das Meer wimmelt von Fiſchen, und dieſe machen die einzige animaliſche, hin und wieder ſogar die Hauptnahrung der Inſulaner aus. Es gibt darunter mehrere ſonderbare Arten, ſo z. B. einen dickköpfigen Fiſch, der 3 Fuß lang und 1 F. breit iſt, köſtliches Fleiſch und Schuppen von der Größe eines Piaſters und ſo harte Gräten hat, daß ſie beim Spalten am Meſſer Feuer geben. Ein anderer Fiſch trägt ein Horn auf der Stirn, hat eine ſo rauhe Haut wie der Haifiſch und iſt dieſem auch im Bau ähnlich, nur kleiner. In den Gewäſſern der Pelew-Inſeln kommt der **Trichechus Dugong** vor, dort Maſague genannt. Der Kopf dieſes Thieres gleicht dem des Seehundes; es hat Arme und Füße ſtatt der Floſſen; das Weibchen ſäugt die Jungen an Brüſten mit 4 Warzen; es iſt unbehaart, und der Schwanz endigt in ein flaches Dreieck. Die Größe beträgt 16, der Umfang 12 Fuß. Außerdem findet man hier drei Arten von Delphinen, die ſich durch weiße, rothe und ſchwarze Bäuche unterſcheiden. Wenn die Eingeborenen von Ulea ſie gewahr werden, ſo ſtechen zahlreiche Canots in See, umzingeln die Delphinen-Heerde, treiben ſie nach dem Lande hin und ängſtigen ſie ſo lange mit Steinwürfen, bis ſie ſich auf den Strand werfen. Ihr Fleiſch wird gern gegeſſen. Bei dem Zerſchneiden beobachtet man genau kunſtgerechte Schnitte, indem man glaubt, daß wenn man falſch ſchneide, der Fiſch ſich von der Inſel entferne. Bisweilen ſteigen die Delphine in die Flüſſe von Yap hinauf, wo man ihnen dann den Rückzug verſperrt und ſie mit Harpunen tödtet. — Der Trepang iſt dieſen Meeren eigen. Auch mangelt es nicht an Seekrebſen, Schildkröten und Schalthieren, wovon ſelbſt die Rieſenmuſchel zu willkommener Speiſe dient.

Aus dem Mineralreiche weiß man bis jetzt mit Gewißheit keine andere Produkte anzuführen, als die Schleifſteine von Yap, die weißen Steine dieſer Inſel, welche die Häuptlinge zu ihren Ehrenſitzen verarbeiten laſſen, die gelben Steine auf den Pelew-Inſeln, welche zu eben dem Zwecke dienen, und Töpferthon, woraus auf Yap und anderwärts längliche Gefäße verfertigt wer-

Digitized by Google

den. In den Bergen von Yap werden Silbererze, und hier wie auf anderen hohen Inseln auch Halbmetalle vermuthet.

Die Bewohner der Carolinen gehören dem Malayenstamme an, und man schätzt ihre Gesammtzahl auf 80,000. Manche Inseln sind sehr gut bevölkert, andere ernähren nur wenige Familien, einige sind bloße Felsen. Die Insulaner sind groß und stark gebaut, und von nußbrauner Hautfarbe auf den östlichen, und von dunkelkupferfarbener auf den Pelew-Inseln. Durchgehends ist ihre Haut weich und glänzend, was von dem Einreiben mit Kokosnußöl herrührt. Alle lassen ihr krausgelocktes Haar lang wachsen und legen einen besondern Werth darauf. Die Pelew-Insulaner tragen es hinten dicht am Kopfe in eine Locke geschlagen. Blos auf Yap wird es den Kindern abgeschnitten. Der Bart ist bei den Pelew-Insulanern häufig sehr stark, doch pflegen sie sonst gewöhnlich Bart- und Leibhaar auszureißen. Auf den westlichen Inseln haben die Eingeborenen, in Folge des Betelkauens in der Regel völlig schwarze Zähne. Jeder vornehme Mann trägt, zu jenem Behufe, sein Körbchen mit Betel und ein Bambusrohr mit Tschinam, d. h. gebranntem Kalke, bei sich. Die Bewohner der östlichen Inseln haben dagegen meist sehr schöne weiße Zähne. — Auf Yap und einigen niedrigen Inseln kommen, mit Rücksicht auf einen kräftigen Körperbau, nicht selten Ausnahmen: Krüppelhafte, Einarmige, Lahme, Hasenschärtige u. s. w. vor.

Die Bekleidung ist auf den Carolinen überall sehr einfach, doch findet man nirgends ganz nackte Menschen. Die Eingeborenen tragen Matten, aus Kokos- und Pisangfasern geflochten, als Schürze und werfen wohl auch noch eine Art Mantel über die Schultern. Die Tättowirung ist allgemein und bei den Häuptlingen stärker als bei dem gemeinen Volk; doch scheint dies von der Willkür abzuhangen und in keiner Beziehung zu dem religiösen Glauben zu stehen. In den durchbohrten Nasenknorpel pflegt man wohlriechende Blumen zu stecken und in den Ohren einen Schmuck von Schildpatt zu tragen. Auf den Pelew-Inseln tragen die Häuptlinge als Auszeichnung ein knöchernes Armband, und auf Yap ein ähnliches, aber breiteres und aus einer Muschel geschliffen. Bei gewissen Gelegenheiten bemalen sie den Leib auch wohl mit Ocker und Gelbwurz.

Die Wohnungen sind überall groß und geschlossen. Sie bestehen gewöhnlich aus einem viereckigen, auf einem Steinfundamente ruhenden und 4 bis 5 geräumige Abtheilungen enthaltenden Gebäude. Die Wände und der Fußboden sind aus Balken oder Bambusrohr und dicht mit Palmenblättern ausgestopft. Diese Häuser bilden gewöhnlich Dörfer, und vor denen der Häuptlinge sieht man gepflasterte Wege und viereckige Plätze. Auf den Pelew- und verschiedenen anderen Inseln gibt es ziemlich fest gebaute und mit künstlichem Schnitzwerk verzierte öffentliche Gebäude.

Digitized by Google

Das Hausgeräth beſteht nur aus wenigen Gegenſtänden, als da ſind: Beſen aus Kokosfaſern, Bambusröhre zum Aufbewahren des Waſſers, Aexte mit Muſchelſchneide, Kämme und Meſſer aus Perlauſtermuſcheln, längliche Gefäße aus Töpferthon und irdene Schüſſeln, Fiſchangeln aus Schildpatt, Stricke und Netze aus Kokosfaſern, Matten aus Piſangblättern, Körbchen zum Aufbewahren des Betels, und Waffen. Seitdem die Eingeborenen mit den Europäern in Berührung gekommen ſind, haben ſie ſich namentlich auch mit eiſernen Werkzeugen verſehen; und alles, was von Leder oder Eiſen iſt, ſteht bei ihnen in einem ſehr hohen Werthe. — Von der Nahrung der Eingeborenen iſt bereits oben bemerkt worden, daß ſie hauptſächlich aus Fiſchen, der Arumwurzel und Brotfrucht beſteht. Schweine und Hühner finden ſie ſehr wohlſchmeckend, aber wahrſcheinlich iſt ein Aberglaube daran Schuld, daß ſie dieſelben nicht aufziehen wollen, ausgenommen auf den Pelew-Inſeln.

Was den Charakter der Carolinen anbelangt, ſo iſt es eigentlich an ſich ſchon ſchwer, eine Inſelkette, die ſich faſt über 30 Längengrade erſtreckt, in dieſer Hinſicht unter Einen Geſichtspunkt zu bringen. Hierzu kommt noch, daß die darüber vorhandenen Nachrichten oft ganz widerſprechend lauten. Im Allgemeinen werden indeß dieſe Inſulaner als gutartige Naturmenſchen geſchildert, als dankbar, liebevoll, gaſtfrei und in hohem Grade friedfertig, wenigſtens von dem bereits oben erwähnten Kadu, der ſich unter anderm alſo äußerte: „Da weiß man nichts von Krieg und Kampf, da tödtet nicht der Mann den Mann, und wer den Krieg ſieht, dem wird das Haar weiß.“ Freundſchaftsbündniſſe zwiſchen zwei Männern ſind nicht nur üblich, ſondern werden auch heilig bis in den Tod gehalten. Ihre Frauen haben kein ſchlechtes Loos; ſie ſind nicht die Sklavinnen des Mannes, ſondern werden als deſſen Geſellſchafterin, als die Theilnehmerin ſeiner Freuden und Leiden betrachtet. Dabei zeichnet ſich das weibliche Geſchlecht durch Schamhaftigkeit aus, und z. B. am Bord des oben genannten amerikaniſchen Schiffes Maria ließ ſich nie ein Weib blicken. Ferner ſind die Eingeborenen beſtändig thätig. Sie ſtehen mit Tagesanbruch auf, und das Meer muß ſehr hoch gehen, wenn es ſie abhalten ſoll, mit ihren Proen ſich hinauszuwagen. Außer dem Fiſchfange iſt ihre Zeit der Beſorgung des Hausweſens, dem Gartenbau und der Verfertigung oder Ausbeſſerung ihrer Fahrzeuge gewidmet. Alle dieſe guten Eigenſchaften ſcheinen jedoch nur auf den öſtlichen Gruppen ſich vorzufinden, und weſtwärts immer mehr abzunehmen, und dies zwar in dem Grade, daß von den Pelew-Inſulanern Pater Cantova folgendes Bild entwirft: „Es iſt ein zahlreiches Volk, aber unmenſchlich und barbariſch. Männer und Weiber gehen ganz nackt, und nähren ſich von Menſchenfleiſch. Die Bewohner der eigentlichen Carolinen betrachten dieſes Volk mit Grauſen als Feinde des menſchlichen Geſchlechts, mit dem es gefährlich ſei, die geringſte Gemeinſchaft zu haben.“ Alle neuern Berichte ſtimmen im Weſentlichen mit dieſer Schil-

Digitized by Google

derung überein, ausgenommen, was Wilſon über die Pelew-Inſulaner berichtet, die er in's ſchönſte Licht ſtellt. Es ſcheint nun, daß er ſich durch die gaſtfreie Aufnahme, die er unter ihnen fand, in ſeinem Urtheil über ſie beſtechen ließ, oder die Pelew-Inſulaner ſind ſeitdem durch rohe Seeleute und andere Europäer in ihren Sitten verderbt worden: ſo wird doch wahrſcheinlich wohl die Wahrheit in der Mitte liegen.

Die Ehen werden ohne Feierlichkeit geſchloſſen. Der Bräutigam macht dem Vater des Mädchens, das er haben will, ein Geſchenk an Früchten, Fiſchen und ähnlichen Dingen, welches ſich nach dem Range des Bräutigams richtet. Iſt der Vater oder die Mutter aus der Klaſſe der Häuptlinge, ſo gehört das Kind dieſer Kaſte gleichfalls an. Iſt die Frau allein aus dieſem Stande, ſo iſt der plebejiſche Mann ſchuldig, ihr die, ihrer Kaſte überhaupt gebührenden Ehrfurchtsbezeigungen zu erweiſen. Die Polygamie iſt nicht verboten, ſelten aber nimmt ein Mann mehr als Ein Weib. Die Auflöſung der Ehe geſchieht mit eben der Formloſigkeit wie die Schließung derſelben; denn der Mann hat in dieſem Fall weiter nichts zu thun, als die Frau ihrem Vater wieder zurückzuſchicken. Uebrigens ſind, ſo viel man weiß, nie Fälle von Untreue auf Seiten der Frauen vorgekommen; ſondern dieſe halten ſich ſtets nur zu ihren Männern. Mit den Unverheiratheten des weiblichen Geſchlechts iſt es freilich anders: die Sitte geſtattet ihnen volle Freiheit im Umgange mit dem männlichen Geſchlechte, und ſie bringen denn auch meiſtens die Nächte in eigenen großen Häuſern zu, wo ſie ſich den Männern hingeben. Doch beobachten ſie dabei gewiſſe Geſetze, und auf den öſtlichen Carolinen wenigſtens findet man nirgends die Schamloſigkeit, ſich öffentlich und vor Aller Augen preiszugeben, wie dies in neuerer Zeit auf den Pelew-Inſeln vorgekommen iſt. Der Kindermord iſt auf den Carolinen unerhört.

Die Leichen der Verſtorbenen werden, wenn es Vornehme waren, förmlich beerdigt, dagegen die der gemeinen Leute in's Meer geworfen. So iſt es wenigſtens auf Ulea und anderen öſtlichen Inſeln Gebrauch. Auf Feis, Mogmug und Yap aber werden die Leichen ohne Unterſchied beerdigt, und nur die der Feinde den Meereswellen überlaſſen. Andererſeits iſt hin und wieder auch das Verbrennen der Leichname von Vornehmen Gebrauch. Auf Yap ſind die Begräbniſſe im Gebirge. Die Gebirgsbewohner holen die Leichen der im Thale Verſtorbenen ab, und erhalten für dieſes Amt ein Geſchenk. Es ſcheint, daß keiner der Angehörigen zur Gruft folge. Bei Begräbniſſen auf den Pelew-Inſeln waren die Weiber ſehr geſchäftig, und man ſah ſie allerlei Ceremonieen mit Kokosnüſſen vornehmen, woraus ſich ſchließen läßt, daß ſie den Verſtorbenen Nahrung auf den Weg geben. Den guten Menſchen öffnet ſich nach dem Tode der Himmel, die Böſen bleiben auf der Erde. — Auf den öſtlichen Inſeln ſind mit der Beerdigung eines Häuptlings oft große Feierlichkeiten verknüpft. Torres wohnte einſt dem Begräbniß eines Königsſohnes bei, welches uns aus ſeinem Munde Arago (der Begleiter Freycinets auf deſſen Reiſe um die Welt) erzählt: „Die Feierlichkeit begann mit Sonnenaufgang. Das Trauergeleite beſtand aus allen Bewohnern der Inſel, die unter dem tiefſten Schweigen zunächſt nach dem Trauerhauſe

Digitized by Google

ſich begaben. Männer und Weiber gingen durch einander, aber die Familien waren abgeſondert. Man öffnete ihnen den Saal, wo der Verſtorbene lag, den man mittelſt Stricken von Kokosfaſern in Matten eingewickelt hatte. An jedem Knoten flatterten lange Haarbüſchel, welche die Verwandten und Freunde des Verſtorbenen ſich als freiwilliges Todtenopfer abgeſchnitten hatten. Der alte König ſaß auf einem Stein, auf dem auch der Kopf ſeines Sohnes ruhte. Seine Augen waren roth, der Körper mit Aſche bedeckt. Sobald ein Fremder eintrat, ſtand er auf, ging ihm entgegen, ergriff ihn bei der Hand und ſagte mit dem Ausdrucke des lebhafteſten Schmerzes: Hier liegt der Sohn des Meliſſo! Als der Leichnam von ſechs Häuptlingen zum Saal hinausgetragen wurde, erhob das Volk ein Klagegeſchrei. Einige rauften ſich das Haar aus, andere ſchlugen ſich heftig vor die Bruſt und alle vergoſſen Ströme von Thränen. Die Leiche wurde in eine Proe gelegt, und blieb darin den ganzen Tag. Ein Greis näherte ſich dem königlichen Vater und überreichte ihm eine geöffnete Kokosnuß. Dieſer nahm ſie an, und erklärte, um des Volkes Wohls willen ſein Leben erhalten zu wollen. Nach Sonnenuntergang wurde der Leichnam verbrannt, die Aſche in die Proe gethan, und auf dem Dache vor dem Hauſe des Verſtorbenen ausgeſtreut. Damit endigte die Trauerfeierlichkeit, und am folgenden Tage ſchien ſie aus Jedermanns Gedächtniß geſchwunden zu ſein."

Auf den öſtlichen Inſeln pflegen, wie geſagt, häufig zwei Männer einen Freundſchaftsbund einzugehen, der ſie auf immer an einander ſchließt. Ein ſolches Bündniß iſt nicht blos zwiſchen Perſonen der höheren Kaſten, ſondern auch zwiſchen ſolchen, von denen der eine Theil aus einer höhern und der andere aus einer niedern Kaſte iſt, gebräuchlich; doch werden dabei die beſonderen Rangverhältniſſe genau beobachtet. Auf einigen Inſeln iſt dieſer Freundſchaftsbund mit ganz beſonderen Rechten und Pflichten verknüpft. Auf Yap muß bei jedem Handel der Freund für den Freund ſtehen; er muß jede Unbill, die dem Freunde widerfährt, rügen und ahnden, und in ſeiner Hand liegt die Blutrache. Auf Ulea gehen die Freundſchaftsrechte noch weiter; denn hier überläßt der Freund dem Freunde ſogar Gattenrechte, wenn derſelbe ihn beſucht. — Das Berühren der Naſenſpitzen beim Begrüßen iſt hier die gebräuchliche Liebes- und Freundſchaftsbezeigung.

Die Sprache der Caroliner hat wenige Aehnlichkeit mit denen der übrigen malayiſchen Mundarten und enthält eine Menge eigenthümlicher Stammwörter. Die Wörter beſtehen häufig aus 4, 5 bis 6 Sylben, und oft verdoppelt man auch die nämlichen Sylben und die äußerſt mannigfaltigen Wortendungen. Im Ganzen iſt die Sprache reich, wohlklingend und zum Theil ſehr künſtlich gebildet.

Die Zeit wird auf den Carolinen nach der Zahl der Nächte und Monde berechnet, und der Monat in 30 Tage abgetheilt. Das Verſchwinden der Geſtirne bezeichnet den Wechſel der Jahreszeiten, aber Niemand zählt die Jahre. Ihre Schifffahrt hat ſie auf die Kenntniß des geſtirnten Himmels geleitet, den ſie in verſchiedenen Konſtellationen, jede mit beſonderem Namen, theilen. Sie ſcheinen auf jeder Fahrt den Auf- oder Niedergang eines andern Geſtirns zu beobachten. Einen Kompaß haben ſie nicht, aber ſie kennen wenigſtens die 4 Kardinalpunkte (Nord, Süd, Oſt, Weſt), ja ſelbſt Unterabtheilungen derſelben, nur daß ſie den Geſichtskreis nicht, wie die europ. Seefahrer, in 32, ſondern in 12 Punkte theilen.

Geſang und Tanz machen die Hauptvergnügungen der Inſulaner aus; beide ſind unzertrennlich. Es gibt verſchiedene Arten feſtlicher Spiele, die entweder von Männern oder von Weibern, oder auch von beiden Geſchlechtern zugleich aufgeführt werden. Jedes hat ſeinen eigenen Charakter und Namen. Aber muſikaliſche Inſtrumente begleiten dieſe Feſtlichkeiten nicht, und ſelbſt die Trommel iſt unbekannt.

Digitized by Google

Das Religionsſyſtem der Caroliner erkennt nur unſichtbare Götter. Das höchſte Weſen, das über den Welten thront, heißt auf Ulea, Mogmug, Yap und Ngoli Engalap, auf Feis Rongala, auf Elath und Lamurec Fuß, auf Fajo Lageh. Menſchliche Augen haben den Engalap nie geſchaut; die Väter haben ſeine Kunde auf die Kinder verbreitet. Er beſucht abwechſelnd die Inſeln, wo er verehrt wird, und iſt mit dem Rongala auf Feis durch Freundſchaft verbunden; mithin ſcheinen die Eingeborenen für jede Inſel ein höchſtes Weſen anzunehmen. Auf Ulea und den öſtlichen Inſeln dienen ihm weder Tempel noch Prieſter, was dagegen auf Yap, Mogmug und Ngoli allerdings der Fall iſt, wo außerdem unblutige Opfer dargebracht werden, mit beſonderen Tempeln und Opfern für das eine und das andere Geſchlecht. Bei den Opfern der Weiber iſt kein Mann gegenwärtig. Bei den Opfern der Männer verrichtet der Häuptling den Opferdienſt: er weiht dem höchſten Weſen durch Emporhalten und Anrufen eine Frucht oder einen Fiſch mit einigen feierlichen Worten, die das Volk wiederholt. Die geopferten Früchte werden nicht verzehrt, ſondern in den Tempeln aufgeſchüttet. Die Opfernden bleiben in dieſen während des Feſtes einen Monat lang verſammelt und erhalten von außen Nahrung. Jeder weiht von allen Früchten oder Fiſchen, die er während der Zeit verzehrt, den erſten Biſſen nach obigem Gebrauche ein und wirft ihn dann ungenoſſen weg. Geſänge oder Feſte finden in den Tempeln ſelbſt nicht ſtatt. Abwechſelnd in jedem Gebiete auf Yap wird dieſe Feierlichkeit einen Monat lang gehalten. In die Tempel darf außer der Opferzeit nur der Häuptling und Prieſter treten. Rongala, der Gott von Feis, hat keine Tempel; aber es gibt Zeiten, wo er unſichtbar in die Wälder dieſer Inſel hinabſteigt und ſich dann das Volk, nur mit Curcuma gefärbt und feſtlich geſchmückt, demſelben nähern, aber nicht laut ſprechen oder gehen darf. Die Mythe von Ulea wird folgendermaßen erzählt: „Es gibt drei höchſte Weſen über den Sternen: Alulap, Lugeleng und Olifat, die von den Sterblichen angebetet werden. Ehe noch die Welten waren, fand ſich ein Gottweib Ligopup; ſie war die Schöpferin der Erde und gebar Alulap, den Herrn alles Wiſſens und den Vater von Lugeleng, deſſen Mutter aber Niemand kennt. Lugeleng hatte zwei Weiber: Hamulul im Himmel und Tariſſo auf Erden, beide das höchſte Ideal alles Schönen und Guten. Tariſſo gebar Olifat nach viertägiger Schwangerſchaft aus ihrem Scheitel. Der Sohn entlief ihr ſogleich nach der Geburt; man wollte ihn einholen, um ihn vom Blute zu reinigen; aber der Götterſohn reinigte ſich ſelbſt an einem Pandanus, daher die rothe Farbe des Baumes. Die Nabelſchnur biß er ſich ſelbſt ab, und ließ ſich von keinem Sterblichen berühren; aber bald kam er zu ſeiner Mutter zurück und forderte Kokosmilch. Indem er dieſe trank, wandte er ſeine Augen gegen den Himmel, wo ihn ſein Vater Lugeleng rief. Er folgte dem Rufe des Vaters und wurde mit ſeiner Mutter der Erde entrückt. Im Himmel hatte er indeß noch manches Ungemach und manche Prüfung auszuſtehen, bis er endlich in die Herrlichkeit der ältern Götter einging, und mit Alulap und Lugeleng die Waage der Gerechtigkeit in die Hand nahm.“ — Andere auf eben dieſer Inſel nehmen 7 Gottheiten an: Ligopup, Hautal, Alulap, Litefeg, Hulaguf, Lugeleng und Olifat. Ohne öffentlichen Gottesdienſt pflegt man durch Darbringung von Früchten, die an gewiſſen Orten hingelegt werden, den Himmliſchen zu opfern; auch hat man eine eigene Weiſe, das Schickſal zu fragen, indem man aus Kokosblättern von jeder Seite der Rippe zwei Streifen ablöſt, die Wörter Puch, Puch, Puch raſch hinter einander herſagt, und haſtig und ohne zu zählen Knoten in jeden Streifen knüpft, wobei das, worum man fragen will, vernehmlich ausgeſprochen wird. Der erſte Streifen wird zwiſchen dem kleinen und dem Goldfinger mit 4 Knoten nach dem Innern der Hand genommen, der zweite zwiſchen dem Gold- und Mittelfinger mit 3 Knoten nach dem Innern der Hand, ſowie die andern mit ab-

Digitized by Google

nehmender Knotenzahl zwiſchen dem Mittel- und Zeigefinger, und zwiſchen dieſem und dem Daumen. Je nachdem nun die Zahl der nach dem Rücken der Hand heraushängenden Knoten mit den Zahlen der Finger 1, 2, 3, 4 zuſammentrifft oder davon abweicht, fällt die Antwort günſtig oder ungünſtig aus. Abergläubiſche Gebräuche, Beſchwörungen u. dgl. ſind auch auf Ulea an der Tagesordnung, wie ſchon das erwähnte regelrechte Zerſchneiden des Delphins zeigt. Die Bewohner von Yap ſind durch ihre Zauberkünſte berüchtigt, und ſollen ſich darauf verſtehen, Wind und Sturm zu beſchwören, die Wellen aufzuregen und überhaupt eine Menge übernatürlicher Dinge zu verrichten. — Die Caroliner glauben, wie ſchon oben angedeutet, an ein künftiges Leben. Wer gut gehandelt und ſein Weib nicht geſchlagen hat, dem wird eine ewige Glückſeligkeit über den Wolken verſprochen. Wer aber Eiſen geſtohlen hat, wird nach dem Tode in den gefährlichen Fiſch Tiburiu, der mit den übrigen in ſtetem Kriege lebt, verwandelt. Bei dieſen harmloſen Leuten gilt alſo Krieg für eine Beſtrafung des Böſen! — Die Pelew-Inſulaner ſcheinen die Religion der Uleaer zu haben, und es finden ſich bei ihnen Spuren eines Gottesdienſtes.

Was die bürgerliche Verfaſſung betrifft, ſo ſcheint das malayiſche Lehnsſyſtem auf allen dieſen Inſeln herrſchend zu ſein. Es gibt nur zweierlei Stände: Häuptlinge oder Adel und Gemeine oder Volk. Die Häuptlinge ſind unter ſich wieder in gewiſſe Klaſſen getheilt. An ihrer Spitze ſteht ein König, der über eine oder mehrere Inſeln herrſcht. Ihn erhebt die Meinung hoch über das Volk, und es werden ihm außerordentliche Ehrenbezeigungen erwieſen. Man bückt ſich vor ihm zur Erde und kriecht nur zu ihm hin. Er hat eine ſehr große Autorität, und verwaltet die Strafgerechtigkeit nach dem Grundſatze der ſtrengen Wiedervergeltung: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Auf den Pelew-Inſeln hält er in den Pyes oder öffentlichen Gebäuden, bei ſchönem Wetter unter freiem Himmel, ſeine Rathsverſammlungen, wobei die Prinzen von Geblüt und die Raupacks oder der Adel gegenwärtig ſind. Die Herrſchaft geht nach des Königs Tode gewöhnlich auf den Sohn über, jedoch auf einigen Inſeln, wie es ſcheint, zuerſt auf den älteſten Bruder. — Der König iſt immer als der erſte Häuptling anzuſehen; an ihn ſchließen ſich die übrigen Häuptlinge (oder der Adel) an. Dieſe beherrſchen kleinere Gebiete und zwar mit ziemlich ausgedehnter Gewalt, hangen aber im Uebrigen von dem Könige ab und ſind verpflichtet, demſelben Lehnstruppen zu ſtellen. Auch dieſe Häuptlinge oder Adeligen genießen eine große Verehrung von Seiten des gemeinen Mannes, die er ihrer Abkunft zollt; indeß werden darum nichtsdeſtoweniger Freundſchaftsbündniſſe wie auch Ehen zwiſchen beiden Ständen geſchloſſen. Die Häuptlinge geben ihrem erſtgebornen Sohne den Namen ihres Vaters, dem zweiten Sohne den Namen des Großvaters von mütterlicher Seite, dem dritten wieder den Namen des Vaters und ſo fort; wogegen die Leute aus dem Volke ihrem Erſtgebornen den Namen des Großvaters von mütterlicher Seite und den nachfolgenden Kindern andere Namen geben. — Das Volk iſt nicht leibeigen, jedoch ſcheint der von ihm bebaute Boden nicht ſein Eigenthum zu ſein, ſondern den Häuptlingen zu gehören, die allein darüber ſchalten und ihn verleihen können, wem ſie wollen. Dagegen werden Haus, Hausgeräth, Proen u. ſ. w. als Privateigenthum geachtet.

Bereits oben iſt gelegentlich angedeutet worden, daß die Caroliner nicht kriegeriſch ſind. Eigentlich nur auf Yap, den Pelew- und einigen anderen Inſeln kennt man den Krieg, wogegen die übrigen meiſt eines ungeſtörten Friedens genießen. Aber auch ſonſt iſt ein etwa entſtandener Krieg eben nicht ſehr blutig, und dauert in der Regel nur ſo lange, bis einer aus der

Digitized by Google

Klaſſe der Häuptlinge gefallen iſt und die von der feindlichen Partei von ſeinem blutigen Fleiſche gekoſtet haben. Dies ſtellt den Frieden augenblicklich her. Ihre Waffen beſtehen aus Speeren von Bambusrohr, die wohl 12 Fuß lang ſind und Spitzen von hartem Holze mit Widerhaken haben; mit dieſen werfen ſie in der Nähe oder fechten damit Mann gegen Mann. Für die Ferne führen ſie die Schleuder, welche ſie ſehr geſchickt zu handhaben wiſſen; ſie gebrauchen ſolche aber auch, um Vögel zu tödten und Früchte von den Bäumen herabzuwerfen. Soll ein Heereszug unternommen werden, ſo zieht die Mannſchaft auf Böten und Flößen gegen die feindliche Inſel, wo ſie der Feind erwartet und die Landung abzuwehren ſucht. Erfolgt dieſe dennoch, ſo kommt es auf dem Lande zum entſcheidenden Kampfe, den der Häuptling mit ſeinem Muſchelhorn leitet.

Dagegen ſind die Caroliner geborene Seeleute, und das Meer iſt das Element, wo ſie ſich heimiſch fühlen und von dem ſie auch leben, indem der Fiſch ihnen ihr faſt einziges animaliſches Nahrungsmittel darbietet. Ihre Proen ſind von derſelben Art, wie die alten Bewohner der Marianen ſie hatten, und werden theils beim Handelsverkehr, theils bei der Fiſcherei gebraucht. Jene ſind jedoch bei weitem größer als dieſe, und wohl an 40 Fuß lang, bei 2 F. Breite; auch ſind ſie mit Auslegern verſehen und einem 24 F. hohen Maſt mit dreieckigem Segel. Sie können gegen 40 Mann faſſen. Die Fiſcherböte beſtehen nur aus ausgehöhlten Baumſtämmen und ſind weit kunſtloſer eingerichtet. Die ſicherſten und bequemſten Proen werden auf Ulea gebaut. Die Bauart der Böte auf Yap und Ngoli weicht wenig von der auf Ulea ab; doch gebrauchen die Eingeborenen gerne die Böte von Ulea, die ſie dort einhandeln; wie denn auch die Böte der Ladronen von Ulea aus dahin geliefert werden. Die Pelew-Inſulaner haben ihre eigene Bauart, und die niedrigen Inſeln wieder eine andere; allein dieſe kommen aus ihrem Inſel-Bezirk nicht heraus und beſuchen entferntere Inſeln nicht. Die eigentlichen Seefahrer ſind die Bewohner von Ulea, Rugor, Rug, Yap, Feis und Mogmug. Das Triebrad der Schifffahrt iſt der Handel, deſſen Hauptgegenſtände Eiſen, Böte, Zeuge und Curcumapulver ſind. Die Uleaer fahren nach Guam, um dort Eiſen und einige europäiſche Fabrikate gegen Böte umzutauſchen, und die Eingeborenen von Feis, Yap und Mogmug holen Böte in Ulea, wofür ſie Curcumapulver bringen. Die Bewohner der öſtlichen Eilande haben Brotfrucht im Ueberfluſſe und bauen ihre Böte ſelbſt, und die von Rugor und Rug tauſchen auf Ulea Eiſen gegen Zeuge ein, obwohl ſie auch von den Uleaern ſelbſt beſucht werden. Die Pelew-Inſulaner erhalten Eiſen von den Europäern, die daſelbſt auch den Trepang ſuchen: die Uleaer tauſchen dieſes Eiſen ein und geben dafür Curcumapulver. Auf den ſüdweſtlichen Inſeln wird ein Handel mit Eiſen und Zeugen getrieben. So findet ein wechſelſeitiger Verkehr zwiſchen den zahlloſen Inſeln des Großen Archipels

Digitized by Google

ſtatt; doch gehen die Caroliner nicht über denſelben hinaus, ausgenommen nach den Ladronen. Dabei iſt es bewundernswürdig, wie dieſe Inſulaner auf zwar künſtlich gebauten, aber im Grunde nur ſchwachen Fahrzeugen und ohne eine andere nautiſche Kenntniß, als was ihnen der geſtirnte Himmel darbietet, ſo weite Reiſen in einem der gefährlichſten Meere zu unternehmen wagen.

Was nun die Specialbeſchreibung der einzelnen Inſeln und Gruppen der Carolinen betrifft, ſo ſind die Pelew-Inſeln oben in der Kapitel-Ueberſchrift nur aus dem Grunde beſonders genannt worden, weil ſie ſeit Wilſon in der Regel als eine beſondere auſtraliſche Inſelgruppe aufgeführt worden ſind, obwohl ſie dem Carolinen-Archipel weſentlich angehören. Wir wollen indeß mit ihnen, als der weſtlichſten Gruppe, in der Beſchreibung den Anfang machen.

Die **Pelew-Inſeln**, welche am Weſtende des Carolinen-Archipels und nur 120 Meilen in gerader öſtlicher Richtung von der philippiniſchen Inſel Mindanao entfernt liegen, waren den Europäern bereits im Anfange des 18. Jahrh. bekannt, und der Pater Cantova trug ſie unter dem Namen der Paleu oder Palaos in ſeine Karte ein. Daß die Jeſuiten, welche 1696 Kunde von ihnen erhalten hatten und 1710 einen Miſſionsverſuch daſelbſt machten, damit fehlgingen, iſt bereits oben in der geſchichtlichen Einleitung zu den Carolinen bemerkt worden. Im Jahre 1783 erlitt der engliſche Oſtindienfahrer Antelope, geführt von Capt. Wilſon, Schiffbruch auf einem Korallenriffe in dieſen Gewäſſern; jedoch die Mannſchaft rettete ſich in einem Boote auf das Eiland Orulong. Von hier aus lernten die Engländer die Pelew-Inſulaner kennen, in welchen ſie ſo äußerſt gutmüthige und menſchenfreundliche Naturkinder fanden und ſo zuvorkommend und gaſtfreundlich empfangen wurden, daß ſie nach ihrer Rückkehr nach Europa das anziehendſte Bild von ihnen entwarfen. Die Inſulaner waren ihnen beim Bau eines neuen Fahrzeuges auf alle Art behülflich geweſen, und der König der Pelew-Inſeln, Abba Thule, hatte ſolchen Sinn für europäiſche Cultur gezeigt, daß er ſeinen Sohn Libu mit nach England geſchickt, um ihn dort ausbilden zu laſſen. Libu, der in London mit Auszeichnung behandelt wurde, bildete ſich dem civiliſirten Leben ſehr ſchnell an, und gewann alle Herzen durch ſeine Beſcheidenheit und reinen Sitten. Er wußte bald die Vortheile der Civiliſation von deren Nachtheilen zu unterſcheiden, und war mit einem unverkennbaren Scharfſinn begabt; auch zeigte er viel natürlichen Witz. So machte er ſich luſtig z. B. über das nebelige Klima Londons, und daß man hier zum Eſſen, zum Schlafen u. ſ. w. überall eigener Gemächer bedürfe. Er lernte ſchreiben, und freute ſich im Voraus auf die Schule, die er nach ſeiner Heimkehr anlegen wollte. Leider aber gingen ſeine ſchönen Hoffnungen nicht in Erfüllung; denn er wurde von den Blattern befallen und ſtarb daran. Im J. 1790 ſandte die engliſch-oſtindiſche Compagnie den Capitän M'Cluer nach den Pelew-Inſeln, um dieſe Gruppe nautiſch zu unterſuchen und zugleich dem Könige Abba Thule die Nachricht von dem Ableben ſeines Sohnes zu überbringen. Der Bericht über dieſe Reiſe ſtimmte hinſichtlich des Charakters der Eingeborenen mit dem Wilſonſchen weſentlich überein, wogegen ſpätere Seefahrer, welche die Inſeln beſonders des Trepangs wegen beſucht haben, die Bewohner ganz in dem nachtheiligen Lichte, wie vormals Cantova (ſ. oben) und in neuerer Zeit der mehrerwähnte Kadu, darſtellen. Namentlich ſollen ſie auch ein wollüſtiges, übermüthiges Volk ſein oder geworden ſein, und ſo ſehr aller Scham entblößt, daß ſie thieriſche Naturtriebe vor

Digitized by Google

Aller Augen befriedigen. Dasselbe berichtet ein Spanier, der drei Vierteljahre auf den Inseln verweilte, indem er sagt: „Der Mann erkennt sein Weib vor Jedermanns Angesicht, und alle sind bereit, ihre Weiber für die geringste Kleinigkeit preiszugeben.“ Ueber das, was sonst über sie und über die Inseln selbst zu berichten, ist oben die Einleitung zu den Carolinen nachzusehen. Hier ist nur noch zu erwähnen, daß es auf den Pelew-Inseln mehrere Könige gibt, daß jedoch der auf Eriklithu eine Art Oberherrschaft über die andern auszuüben scheint.

Die größte der Pelew-Inseln ist **Babelthuup** oder Baubelthuay; sie hat 12 M. im Umfange, liegt fast im Mittelpunkte der Gruppe und mit ihrem Ostpunkte unter 7° 41′ N. Br. und 134° 55′ O. von Greenwich. Eine tief eindringende Meeresbucht theilt sie gewissermaßen in zwei Hälften, von denen die nördliche größere Emillegue, und die südliche Artingal heißt; auf dieser herrscht ein König oder Vasallenfürst, der, wenigstens früher, in beständige Kriege mit dem Könige von Eriklithu verwickelt war. Emillegue hat seinen eigenen, unabhängigen Raupack oder Häuptling. — **Eriklithu** ist eine Insel von mittlerer Größe, westlich und nicht weit von Babelthuup. Hier residirte der oben erwähnte König Abba Thule, und zwar zu Karura oder Kurura, einer unregelmäßigen, mitten im Walde gelegenen Ortschaft, die übrigens noch jetzt die königl. Residenz ist und zugleich sehr viele Pyen oder Häuser der Raupacks enthält. Ein gepflasterter Weg führt vom Gestade dahin. Außerdem sind noch mehrere geringere Ortschaften da, von denen jede unter der Obhut eines von dem Könige abhängigen Raupack steht. Die Insel selbst ist gut bewaldet, reichlich bewässert und stark bevölkert. — Das in der Nähe von Eriklithu gelegene und kaum 1 Meile im Umfang haltende Eiland **Orulong** war es, auf welchem 1783 Wilson, nachdem er Schiffbruch gelitten, mit seiner Mannschaft landete. Später ward es vom Könige Abba Thule den Engländern geschenkt, die es aber nie in Besitz genommen haben. Das Eiland ist im N. und S. felsig und waldig, im W. aber eben, mit sandigem Strande, übrigens auch mit bequemem Ankerplatz und gutem Trinkwasser. — Ebenfalls in der Nähe von Eriklithu liegt das Eiland **Ammalikala**, mit einem Hafen, worin M'Cluer 1790 vor Anker ging, Ueberfluß an gutem Wasser und schönen Weiden. — Die nördlichste Insel der eigentlichen Pelew-Gruppe ist **Kiangle** oder Kyangle, die auch Keth genannt zu werden scheint, unter 8° 8′ 30″ N. Br. und 134° 50′ O. von Greenwich liegt und, gleich dem benachbarten Eilande Emungs, von einem eigenen Raupack beherrscht wird. — Die südlichste Insel der eigentlichen Pelew-Gruppe ist **Angour** oder Thulle e Noyer, unter 6° 53′ 30″ N. Br. und 134° 21′ O. von Greenwich. Zwischen ihr und Babelthuup liegt die ziemlich große Insel **Pelelew**, welche ihren eigenen Raupack hat und eine stadtähnliche Ortschaft, die mit einer 12 Fuß hohen steinernen Mauer umgeben ist. — Folgende Inseln und Eilande werden ebenfalls zu der Pelew-Gruppe gerechnet, obwohl sie zum Theil ziemlich fern von ihr, übrigens aber am westlichen Ende der Carolinen überhaupt liegen. So liegen in der Nähe des Aequators die Katharinen-Inseln (0° 39′ N. Br. und 129° 11′ O. von Greenwich), die Manurvan-Insel (0° 30′ 30″ N. Br. und 130° 48′ östl. L.), die St. Davids-Inseln (0° 55′ N. Br. und 134° 21′ 30″ östl. L.), die Guedes (0° 57′ N. Br. und 134° 30′ östl. L.) und die Asia-Inseln (1° 0′ N. Br. und 131° 20′ O. von Greenwich). Einige Grade nördlicher liegen die Lord North's Insel (3° 2′ 45″ N. Br. und 131° 4′ 15″ östl. L.), Pulo Anna (4° 38′ 30″ N. Br. und 132° 3′ 30″ östl. L.) und Pulo Merrière (4° 19′ 30″ N. Br. und 132° 28′ 15″ O. von Greenwich), welche letztere auch Merir genannt wird. Von den, unter 5° 20′ N. Br. und 132° 16′ O. von Greenwich gelegenen St. Andreas-Inseln wird die eine Kathogube oder Codocupuei genannt.

Digitized by Google

Auf der Inſel **Sonſorol** oder Sonſerol, auch die Sequeira-Inſel genannt und unter 8° 45′ N. Br. und 131° 25′ öſtl. L. gelegen, war es, wo im J. 1710 die ſpaniſchen Miſſionäre Cortil und Duperon zurückblieben. Man hat nachher nichts weiter von ihnen gehört.

Nordoſtwärts von der eigentlichen Pelew-Gruppe liegt die Inſel **Matelotas**, und zwar deren äußerſter Nordpunkt unter 8° 38′ N. Br. und 137° 40′ öſtl. L., und ihr äußerſter Südpunkt unter 8° 19′ N. Br. und 137° 33′ 30″ O. von Greenwich. Sie heißt in der Sprache der Eingeborenen Ngoli, und ſoll jenen erſtern Namen daher erhalten haben, weil der Seefahrer Gaetan hier 1542 mit dem Zurufe: Buenos Dias Matelotas (guten Tag, Seefahrer!) empfangen ſein will.

Im weſtlichen Theil des Carolinen-Archipels liegt auch die Inſel **Yap** oder Eap, und zwar mit ihrem äußerſten Südpunkte unter 9° 28′ N. Br. und 138° 6′ 30″ O. von Greenwich. Sie iſt hoch und gebirgig, gut angebaut und eine der größern Inſeln des Archipels, hat mehrere kleine Flüſſe und ſchöne Waldungen, und iſt von einem zahlreichen, fleißigen und unternehmenden Volke bewohnt, welches Handel und Schifffahrt treibt und die Inſel mit Arumpflanzungen bedeckt hat. Es ſoll ſchon 1722 im Verkehr mit den Philippinen geſtanden und von daher mehrere nützliche Sämereien, auch Kenntniß von der Nutzbarkeit des Eiſens erhalten haben. Es finden ſich hier gute Schleifſteine, und die Berge ſollen Silbererz enthalten. Nach dem mehrerwähnten Kadu zerfällt die Inſel politiſch in 46 Gebiete, deren Bewohner einander häufig befehden.

Oeſtlich und 90 Meilen von Yap liegt die ebenfalls ziemlich umfangreiche und hohe Inſel **Fais** oder Feis. Sie iſt ſtark bewaldet und höchſt fruchtbar, und hat eine zahlreiche Bevölkerung, welche unter einem einzigen Oberhaupte ſteht und die Sprache von Ulea redet.

Zwiſchen Fais und Yap liegt die Inſel **Mogmug** oder Mogemug, von einer gleichnamigen Gruppe zahlreicher Eilande umgeben, die unter einem einzigen Oberhaupte ſteht. Die Eingeborenen reden die Mundart von Ulea und ſind geſchickte Schiffer. Hierher ging der Pater Cantova als Miſſionär und fand hier auch ſeinen Tod (ſ. oben die Einl.).

Ulea wird eine Gruppe von 24 Inſeln und Eilanden genannt, welche ungefähr unter 7° 0′ N. Br. und 144° 0′ O. von Greenwich liegt, niedrig, aber ausnehmend fruchtbar und gut bewäſſert iſt, und deren Bewohner die civiliſirteſten unter den Carolinern, wenigſtens die geſchickteſten und kühnſten Schiffer ſind. Sie ſtehen unter einem einzigen Könige. Der oft erwähnte Kadu, der ſelbſt aus dieſer Gruppe gebürtig war, nannte alle dazu gehörige Inſeln und Eilande mit Namen; wir nennen hier jedoch nur Ulea, die größte Inſel der Gruppe, und Ulimireh oder Ulimirak, wo der König derſelben ſeinen Sitz hat und Kadu geboren war. — Andererſeits rechnet man zu der Ulea-Gruppe im Allgemeinen noch folgende Inſeln: **Farroilep** oder Faruelap (unter 8° 35′ N. Br. und 144° 36′ O. von Greenwich; 1696 von Juan Rodriguez entdeckt), **Pigali** oder Piguelao (unter 8° 11′ 53″ N. Br. und 147° 40′ 10″ O. von Greenwich), **Fallao** oder Fayo (weſtlich von der vorigen, wird von den benachbarten Inſeln nur des Schildkröten- und Vogelfanges wegen beſucht), **Ifelouk** oder Yfelug (unter 7° 14′ N. Br. und 145° 9′ O. von Greenwich: die ziemlich zahlreichen Bewohner ſind dem Könige von Ulea unterworfen), und **Aurupig** (unter 6° 40′ N. Br. und 143° 10′ O. von Greenwich). Auch kann man die von Capt. Wilſon, Befehlshaber des Miſſionsſchiffes Duff, 1797 entdeckten Tuckers- (7° 22″ N. Br. und 146° 48′ öſtl. L.), Haweis- oder Hawlis- (7° 30′ N. Br. und 146° 33′ öſtl. L.), Swedes- (7° 30′ N. Br. und 146° 28′ öſtl. L.) und Wilſons-

Digitized by Google

Inſeln (7° 16′ N. Br. und 144° 49′ öſtl. L.) hierher rechnen; ebenſo Five Islands oder Fünf Inſeln, unter 7° 32′ N. Br. und 145° 31′ O. von Greenwich. Die Tuckers-Inſel (ſ. oben) erhielt von Wilſon dieſen Namen nach einem, von ihm daſelbſt zurückgelaſſenen Matroſen; bei den Eingeborenen heißt ſie Satahual oder Setvar.

Lamurek oder Faleo iſt die größte Inſel der Carolinen und liegt mit ihrer Nordſpitze unter 8° 50′ N. Br. und mit ihrem äußerſten Oſtpunkt unter 149° 40′ O. von Greenwich. Nach einer, 1818 von einem Eingeborenen dem ſpaniſchen Gouverneur der Ladronen zugeſtellten Volksliſte zählte damals Lamurek 2000 E. Sie iſt von einer gleichnamigen und von zwei Königen beherrſchten Gruppe zahlreicher Inſeln und Eilande umgeben, worunter Elath, die nächſtgrößte Inſel dieſer Gruppe und Reſidenz eines der beiden Könige (der andere reſidirt auf Lamurek), welche 1818, nach jener Volksliſte, 1200 E. zählte.

Südlich von Lamurek liegen die **Martires-Inſeln**, von denen Tamatam (unter 7° 32′ 17″ N. Br. und 149° 29′ O. von Greenwich), Tanadick (7° 34′ 18″ N. Br. und 149° 28′ 38″ öſtl. L.) und Olap (7° 37′ 17″ N. Br. und 149° 30′ 34″ O. von Greenwich) die bemerkenswertheſten ſind. Auch liegt in dieſer Gegend **Pulu-hot**, auch Enderby- oder Kata-Inſel genannt (unter 7° 20″ N. Br. und 149° 15′ 10″ O. von Greenwich), ebenſo **Pulunſuk** oder Ibargoitia, unter 6° 40′ N. Br. und 149° 16′ O. von Greenwich.

Südoſtwärts von Lamurek liegen die **Monteverdo's-Inſeln**, die dieſen Namen nach dem Spanier Monteverdo, der ſie 1806 entdeckte, erhalten haben, ſonſt aber auch (nach ihrer Hauptinſel) **Hogolen** oder Lugulus genannt werden. Dieſe Gruppe beſteht aus etwa 30 Inſeln und Eilanden, die durch ſchmale Kanäle von einander getrennt ſind. Ihre friedlichen Einwohner ſind groß, wohlgeſtaltet und behende, mit olivenfarbiger Haut, ſchwarzem, ziemlich langem Haar und etwas geplätſchter Naſe. Sie gehen, bis auf einen Gürtel um die Lenden, nackt; die Häuptlinge tragen ungeheure Hüte von Palmblättern. Die Hauptinſel Hogolen iſt 9 Q. M. groß und gebirgig, mit Waldung bedeckt und von kleinen Flüſſen und Bächen bewäſſert. Andere Inſeln der Hogolen-Gruppe ſind: Piſo (unter 7° 42′ 35″ N. Br. und 151° 48′ O. von Greenwich), Givory (7° 8′ 55″ N. Br. und 151° 43′ öſtl. L.) und Torres (7° 20′ N. Br. und 151° 26′ öſtl. L.). Die öſtlichſte Inſel der Gruppe liegt unter 7° 33′ N. Br. und 151° 59′ O. von Greenwich.

Die Inſel **Puinipete** oder Pouinipet liegt unter 6° 52′ N. Br. und 158° 24′ O. von Greenwich, hat einen Flächeninhalt von 6 Q. M. und iſt mit Bergen bedeckt, deren höchſter 2930, nach anderen Angaben nur 2861 Fuß hoch iſt.

Die ſüdlichſte Inſel des ganzen Carolinen-Archipels iſt **Rug**, bei Cantova Schoug, bei Kadu Tuch, in den Seekarten jetzt gewöhnlich unter dem Namen der Greenwich-Inſel aufgeführt. Sie liegt unter 1° 0′ N. Br. und 154° 30′ O. von Greenwich, hat einen nicht unbeträchtlichen Umfang und iſt gebirgig, mit einem hoch hervorragenden Pik. Die Einwohner reden eine eigene, von derjenigen der Ulea's ſehr abweichende Mundart, kommen aber des Handels wegen dahin. Sie leben mit den benachbarten Inſeln in häufiger Fehde.

Die öſtlichſte Inſel der Carolinen iſt **Qualan** oder Ualan, auch Walan, unter 5° 25′ N. Br. und 163° 0′ 42″ O. von Greenwich (dies iſt nämlich die Breite und Länge des Hafens Coquille). Sie wurde 1824 von Duperrey entdeckt, hat einen Flächeninhalt von beinahe 23 Q. M. und über 2000 E. Sie hat bequeme Ankerplätze, unter denen beſonders die, von den Franzoſen Coquille und Chabrol genannten Häfen ſich auszeichnen, einen fruchtbaren, in üppiger Vegetation prangenden Boden,

Digitized by Google

und trägt Berge, die bis an den Gipfel dicht bewaldet ſind und von denen zahlreiche kleine Flüſſe und Bäche, zum Theil in mancherlei Kaskaden in die Ebene hinab ſich ergießen. Der höchſte Berg, der die ganze Inſel vom Mittelpunkte aus beherrſcht und von den Franzoſen Crozet genannt ward, ſteigt bis zu 1770 F., und ein anderer, auf der Nordſeite, und Buache benannt, bis zu 1550 F. Höhe an. Dieſe beiden Berge hängen mit einander durch Berggräten zuſammen und bilden tiefe Thäler, die ſich nach den genannten beiden Häfen hinziehen und reichlich bewäſſert ſind. Ueberall zeigen ſich romantiſche Landſchaften und ſchöne Pflanzungen von Brotfrüchten, Bananen, Yams und Zuckerrohr. An Auſtralprodukten iſt hier überhaupt kein Mangel, ebenſowenig z. B. an Fiſchen. Von Amphibien fand man eine große Eidechſe, außerdem die Ratte vor. Duperrey ließ zwei trächtige Schweine zurück, die ſich ſeitdem, nebſt ſpäter eingeführtem Federvieh, ſehr vermehrt haben. Die harmloſen und äußerſt gutmüthigen Einwohner haben eine ziemlich helle Hautfarbe, keine durch Betelkauen geſchwärzte, ſondern vielmehr meiſt blendend weiße Zähne und eine einnehmende Geſichtsbildung, beſonders beim weiblichen Geſchlechte, welches ſich zugleich durch eine gewiſſe natürliche Sittſamkeit und Züchtigkeit auszeichnet. Es ſcheint bei den Bewohnern der Qualan-Inſel eine Art Gütergemeinſchaft zu herrſchen; denn alle Bodenerzeugniſſe u. dgl. m. werden in ein großes Magazin gebracht, und von hier aus erhält dann ein Jeder ſeinen Bedarf. Von einem gewiſſen Fortſchritte in der Cultur zeugt ſchon der Umſtand, daß man in jedem Wohnhauſe einen, ſehr ſinnreich eingerichteten Webeſtuhl findet, mit einem, dem unſrigen ähnlichen Weberſchiffchen. Er dient zur Anfertigung der auf der Inſel gebräuchlichen Kleidungsſtoffe. An der Nordſeite des oben erwähnten Hafens Chabrol liegt das Eiland Lele, wo das Oberhaupt der Qualan-Inſel ſeinen Sitz hat, und welches durch förmliche Mauern von Werkſtücken gegen die Ueberfluthungen des Meeres geſchützt iſt. Um Qualan herum entdeckte Duperrey noch 6 andere kleinere Inſeln.

Die **Monteverdo-Inſel**, welche unter 3° 27′ 30″ N. Br. und 155° 48′ O. von Greenwich liegt, iſt nicht mit den oben erwähnten, nordweſtwärts von ihr gelegenen Monteverdo's-Inſeln oder der Hogolen-Gruppe zu verwechſeln.

Drittes Kapitel.

Der Mulgrave-Archipel, oder Die Marſhall's- und Gilberts-Inſeln.

Dieſer, an der Oſtgrenze der Carolinen und, ſo zu ſagen, quer vor ihnen liegende Archipel erſtreckt ſich vom 12. Nordbreiten- und 165. Oſtlängengrade in ſüdöſtlicher Richtung, und immer ſchmäler werdend, bis zum 2. Grade ſüdlicher Breite und 177. Grade öſtlicher Länge von Greenwich.

Sein nördlicher breiterer Theil heißt bei den Eingeborenen Ralick und Radack (Ralick die weſtliche, Radack die öſtliche Gruppe dieſes Theils) und wird von den Europäern gewöhnlich mit dem Namen der **Marſhall's-Inſeln** (nach ihrem Wiederauffinder, dem brittiſchen Seefahrer Marſhall) bezeichnet; und ſein ſüdlicher ſchmalerer Theil führt den beſondern Namen der **Gilberts-Inſeln** (nach ihrem Entdecker, dem brittiſchen Seefahrer Gilbert).

Digitized by Google

Auf englischen und nordamerikanischen Karten nennt man den ganzen Archipel überhaupt auch wohl den Central-Archipel, weil er so ziemlich im Centrum oder Mittelpunkt des Bereiches der Südsee-Inseln liegt.

Daß der spanische Seefahrer Saavedra bereits im J. 1527 unter dem 11. Grade nördlicher Breite und dem 171. Grade östlicher Länge von Greenwich eine Gruppe von Inseln, also die Marshall's-Inseln, entdeckte und sie Königs-Inseln benannte, ist schon im 7. Kap. des I. Abschnittes erzählt worden. Nach ihm, und zwar im J. 1542, besuchte Juan Gaetan dieselben auf seiner Fahrt von der merikanischen Westküste nach den Philippinen. Nachdem er in seinem Reisebericht bemerkt, daß man um die Inseln herum Korallen und auf ihnen selbst Hühner, ähnlich den spanischen, finde, setzt er hinzu: „Allein wir sahen daselbst weder Gold noch Silber, noch sonst etwas von Wichtigkeit." Charakteristisch für die Haupttriebfedern der damaligen Entdeckungsreisen! Man kann also leicht denken, daß unter solchen Umständen die Spanier den, an den Königs- oder Marshall's-Inseln gemachten Fund weiter zu beachten nicht der Mühe werth hielten, obwohl die zwischen Manilla und Acapulco fahrenden Galeonen den nördlichen Theil des Archipels später oft genug passirt haben, und namentlich die nördlichste Gruppe Gasparico und die Insel San Bartolomeo in die älteren spanischen Seekarten eingetragen sein mögen. Indeß fällt die Auffindung der ganzen Kette erst in das Ende des vorigen Jahrhunderts. Nämlich die brittischen Seefahrer Marshall und Gilbert waren es, welche im J. 1788 auf ihrer Fahrt von Port Jackson (woran Sidney, die Hauptstadt von Neu-Südwales liegt) nach Canton einen weit ostwärts sich krümmenden Bogen machend, den hier in Rede stehenden Archipel entdeckten und nach dem damaligen ersten Lord der brittischen Admiralität, Lord Mulgrave, benannten. Die nördlichsten Theile desselben fanden sie übrigens noch nicht auf; sondern dies geschah zunächst erst 1807 durch den brittischen Flottencapitän Johnstone (der die, von ihm nach seiner Fregatte die Cornwallis-Inseln benannte Gruppe Gasparico mit dem Archipel verband), und 1817 durch Otto von Kotzebue, der die Inselketten Ralick und Radack auffand und so den Zwischenraum zwischen den von Marshall und Gilbert gesehenen Inseln und der Gruppe Gasparico ausfüllte. Im J. 1825 vervollständigte der letztgenannte Seefahrer diese Entdeckungen, welche 1828 durch den Nordamerikaner Mackenzie noch um zwei kleine Inseln vermehrt wurden.

Sämmtliche Inseln des Mulgrave-Archipels sind niedrig und gehören der Korallenformation an. Sie sind denn auch ganz so entstanden, wie im 3. Kap. des I. Abschnittes, mit Beziehung auf die Korallen-Inseln überhaupt, beschrieben worden ist, und sehen sich daher fast alle so ziemlich gleich. Das Innere begreift Niederungen und geringe Hügel, und nach dem Meere zu erhebt sich der Boden wieder bis zu dem, mit feinem Sande bedeckten

Digitized by Google

Strande. Auf den größern Inſeln iſt an ſüßem Waſſer kein Mangel, und es findet ſich ſchon hinlänglich in den Brunnen, die man in die Vertiefungen gräbt. Auf einigen ſieht man ſogar kleine Süßwaſſerteiche, auf anderen Bäche, die zum Meere hinablaufen. — Das Klima iſt das der Tropen in ſeiner ganzen Fülle, doch wird die Hitze durch den Einfluß des Meeres und der Winde gemäßigt.

So üppig die Vegetation auch iſt, ſo dürftig iſt die Flora der Inſeln, wenigſtens auf den eigentlichen Marſhall's-Inſeln; aber was der Mannigfaltigkeit abgeht, erſetzt die Menge der einzelnen Pflanzenarten. Das nutzbarſte Gewächs iſt der Pandanus, wovon man mehr als 20 Abarten hat und deſſen Frucht auf vielen dieſer Inſeln das vornehmſte Nahrungsmittel ausmacht. Er iſt um ſo ſchätzbarer, weil er wild auf dem dürrſten Strande, wo die Vegetation erſt anfängt, wächſt, und veredelt und angebaut in den feuchten Niederungen wuchert. Die zuſammengeſetzten faſerigen Steinfrüchte, woraus der kugelförmige Pandanus beſteht, enthalten an ihrer Baſis einen aromatiſchen Saft. Um dieſen zu genießen, klopft man die Frucht mit einem Steine weich und ſaugt die Faſern aus. Die Frucht ſelbſt wird in Gruben gebacken und ſo gegeſſen oder ein, unter dem Namen Mogan bekanntes Confekt daraus bereitet. Aus den Blättern des Pandanus weben die Weiber Matten zu Schürzen, Segeln und Bettunterlagen. Auf den Pandanus folgt die Kokosnuß, welche nicht nur Trank, Speiſe, Oel und Gefäße, ſondern auch Baſt zu Schnüren und Seilen liefert. Ohne die Faſern dieſer Nuß, die übrigens auf den nördlichen Inſeln nur klein iſt, würden die Eingeborenen nicht an eine Schifffahrt denken können. Der Brotfruchtbaum iſt nicht überall gemein, und man findet ihn nur in den feuchten Niederungen der bewohnten Eilande angebaut. Aus der Wurzel der **Tacca pinnatifida** wird ein nahrhaftes Mehl gezogen. Ferner findet man, jedoch nicht auf allen Inſeln, mehrere Arum-Arten, eine Rhizophoren-Art und den Piſang. Kotzebue beſchenkte die Inſulaner mit Melonen, Mais und mehreren nutzbaren Gewächſen, ſo daß jetzt namentlich auch Yams von ihnen angebaut werden. Einige Hybiscus-Arten liefern einen ſtarken Baſt; aber auch einige ſchöne Liliaceen werden von den Eingeborenen gepflegt, um ſich mit Blumen zu ſchmücken. — Landſäugethiere hat der Archipel gar nicht, die Ratte ausgenommen, welche in unglaublicher Menge ſich vorfindet und auf einigen Inſeln zur Speiſe dient; ſie iſt aber ſchwerlich urſprünglich hier geweſen, ſondern erſt durch europäiſche Schiffe hergekommen. Kotzebue ließ einige Katzen hier, die er auf ſeiner zweiten Reiſe bereits ziemlich zahlreich und verwildert vorfand. Das nämliche war mit Ziegen und Schweinen der Fall, die er auf ſeiner erſten Reiſe den Inſulanern geſchenkt hatte. Außer Hühnern, von deren Vorhandenſein ſchon Juan Gaetan berichtet, kommen nur Wald- und Waſſervögel, und zwar in eben keiner großen Mannigfaltigkeit, vor. Von

Digitized by

Amphibien sind verschiedene kleine Eidechsen und die Seeschildkröte zu erwähnen, und von den Fischen zwei Arten giftiger Rochen von ungeheurer Größe. Der fliegende Fisch ist sehr häufig zu sehen; der Hai lauert an den Oeffnungen der Korallenriffe. Groß ist die Mannigfaltigkeit sowohl ein- als zweischaliger Muscheln, von denen die Chama gigas zu Gefäßen, das Tritonshorn als Signaltrompete dient, die Perlmutter zu Messern geschärft wird, manche genossen und noch andere als Schmuck getragen werden. Am reichsten ist die Fauna an Mollusken, Würmern und Zoophyten, worunter der Tintenfisch, einige schöne Arten von Seesternen und Seeigeln, einige Medusen und Holothurien; besonders ist der Trepang in Menge vorhanden. Der gemeine Regenwurm findet sich ebenfalls vor, andererseits unter den Insekten aber auch der Tausendfuß und eine Skorpionenart.

Die Eingeborenen, welche der malayischen Rasse angehören, schildert schon Saavedra als groß und breitschultrig, mit langem, schwarzem Haar und sehr bärtigem Gesicht. Sie gingen nackt, bis auf eine kleine Matte um die Mitte des Leibes; trugen große Hüte (in welcher Form und von welchem Stoff wird nicht gesagt), waren geschickt in der Verfertigung von Canots und Matten, und mit Lanzen von Bambusrohr bewaffnet. Juan Gaetan, der sie 15 Jahre später sah, beschreibt sie ebenso. Sanfte und angenehme Gesichtszüge und schöne weiße Zähne zeichnen meist beide Geschlechter aus. Die stark kupferfarbigen Bewohner der Gilberts-Inseln sind vorzugsweise schön gewachsen. Auf den übrigen Inseln sind die Eingeborenen zum Theil von hellerer Hautfarbe. Die Volksmenge des ganzen Archipels läßt sich unmöglich auch nur annäherungsweise angeben; jedenfalls kann sie schon aus dem Grunde nicht beträchtlich sein, da es an animalischer Nahrung so sehr mangelt, und selbst der Fisch nicht im Ueberfluß da ist. Indeß einige Inseln sind verhältnißmäßig stark bevölkert.

Allen Seefahrern sind die Eingeborenen als ein freundliches, harmloses Volk erschienen, munter, für Frohsinn und Geselligkeit gestimmt, gescheidt und sinnreich; sie kamen den Russen freundschaftlich entgegen, und schienen nur Anfangs das Gefühl ihrer Ueberlegenheit zu scheuen. Die Häuptlinge bewiesen den stärkern Muth, die größere Zuversicht; Vertrauen machte sie nie zudringlich, nie überlästig; auch ehrten sie das Eigenthum und zeigten sich nie diebisch. Die Frauen verhielten sich schamhaft; sie entfernten sich, wohin die Russen kamen, und erschienen blos im Gefolge und unter dem Schutze der Männer; nie sah man eine von ihnen am Bord des Schiffes.

Die Kleidung ist sehr einfach, aber hinreichend, um selbst nach europäischen Begriffen nichts Unehrbares zu haben. Nur Knaben gehen bis zum Mannes- oder vielmehr Jünglingsalter völlig nackt; die Mädchen tragen schon früh eine kleine Schürze. Die Männer tragen Gürtel mit herabhängenden Baststreifen oder viereckigen Schürzen, die Weiber zwei längere Matten mit einer Schnur um die Hüften befestigt. Beide Geschlechter binden ihr langes Haar sauber und zierlich hinten auf, bei Kindern hängt es frei und lockig herab. Die Männer lassen, wie schon oben erwähnt, den Bart wachsen, tragen gleich den Weibern aufgerollte Pandanusblätter in den durchbohrten Ohrläppchen, zieren sich wie sie mit Blumen- und Muschelkränzen, und haben außerdem zuweilen einen Halsschmuck von Delphinszähnen und Knochen.

Das Tättowiren ist allgemeine Sitte, wird aber, da die Operation ziemlich schmerzhaft ist, nur an Erwachsenen vorgenommen, obwohl hin und wieder auch wohl schon bei Kindern Schenkel und Arme leicht tättowirt sind. Die Häuptlinge sind weit

Digitized by Google

ſtärker tättowirt, als der gemeine Mann. Bei den Männern bildet die Tättowirung über Schulter und Bruſt ein am Nabel zugeſpitztes Dreieck; Rücken und Unterleib ſind durch Horizontalſtriche gezeichnet. Bei den Weibern ſind nur Schultern und Arme tättowirt. Auffallend iſt bei Einigen die in den Zeichnungen ſich darſtellende Kreuzesform; auch bemerkte Gilbert bei einzelnen Eingeborenen, die an Bord ſeines Schiffes kamen, daß ſie nach Art der Spanier ein Kreuz am Halſe hängen hatten. Leicht möglich, daß eben auch Spanier es geweſen ſind, welche vielleicht auf ihren Fahrten zwiſchen den Philippinen und Amerika die Inſulaner wenigſtens mit der äußern Form dieſes Symbols des Chriſtenthums bekannt gemacht haben.

Die Häuſer oder Hütten auf den nördlichen Inſeln beſtehen blos in einem, von 4 niederen Pfoſten frei getragenen Dache, das mit einem Hängeboden verſehen iſt. Man kann darunter nur ſitzen, und klettert durch ein viereckiges Loch in den obern Raum, der das höchſt einfache Hausgeräth enthält und auch wohl zum Schlafgemache dient. Sonſt pflegt man gewöhnlich unten in der offenen Halle, oder in beſonders dazu beſtimmten, zeltförmigen Hütten zu ſchlafen. Eine grobe Matte dient zum Bette und ein Holzblock zum Kopfkiſſen. Das Hausdach iſt mit Kokos- oder Pandanus-Blättern gedeckt, und der Eſtrich mit Korallen oder Muſcheltrümmern beſtreut.

Die Hauptnahrung der Eingeborenen bilden die Früchte des Pandanus und der Kokospalme, die Brotfrucht, wo dieſe ſich findet, und die verſchiedenen Arten des Arum. Der wildwachſende Pandanus ſcheint Gemeingut zu ſein, aber die Kokosnuß Privateigenthum, und die Ruſſen ſahen förmlich eingehegte Kokosplantagen. Auch die Arumwurzel wird plantagenmäßig gezogen. Außer Vegetabilien werden Fiſche, Muſcheln, Krabben und was ſonſt das Meer liefert, genoſſen. Waſſer iſt das allgemeine Getränk.

Die Ehen beruhen auf freier Uebereinkunft und können beliebig wieder aufgelöſt werden, was jedoch nicht ſehr häufig vorzukommen ſcheint. So iſt auch die Polygamie herrſchend, aber bei dieſem allen iſt das Weib nicht die Sklavin, ſondern die Gefährtin des Mannes, deſſen Schutze ſie ſich anvertraut. Sie hat das Recht, in öffentlichen Verſammlungen nach den Männern zu reden, und findet das nämliche Gehör wie dieſe. Im Frieden geben die Frauen ſich indeß blos mit weiblichen Arbeiten ab, und bei Tänzen und Spielen regieren ſie die Trommel, das einzige Inſtrument, welches wenigſtens die nördlichen Gruppen haben. Die Erziehung der Kinder iſt ausſchließlich den Müttern anvertraut. Die Kinder werden lange geſäugt und zwar auch dann noch, wenn ſie ſchon gehen und ſprechen können. Unverehelichte Mädchen haben volle Freiheit, ihre Gunſtbezeigungen auszutheilen, an wen ſie wollen; doch iſt der Schleier der Schamhaftigkeit über alle Verhältniſſe, welche die Geſchlechter vereinigen, gezogen. Uneheliche Kinder werden wie die ehelichen gehalten, und ſobald ſie gehen können, nimmt der Vater ſie zu ſich. Erkennt dieſer das Kind nicht an, ſo bleibt es bei der Mutter, und ſtirbt dieſe, ſo nimmt ein anderes Weib ſich ſeiner an. Die Sage von der hier bei dem gemeinen Volke herrſchenden Sitte, von den in der Ehe erzeugten Kindern nur drei am Leben zu laſſen und die übrigen zu tödten, ja ſogar zu dieſem Zwecke lebendig zu vergraben, ſteht mit den, über den Grundcharakter der Eingeborenen bisher ermittelten Thatſachen zu ſehr im Widerſpruch, als daß man ihr Glauben ſchenken könnte. Auf den nördlichen Inſeln pflegen, wie auf den Carolinen, zwei Männer einen Freundſchaftsbund zu ſchließen, der zwar nicht die Blutrache, aber die gegenſeitige Pflicht auferlegt, das Eheweib dem Freunde zu überlaſſen.

Was die Leichenbeſtattung betrifft, ſo werden die Häuptlinge, mit Schnüren umwickelt, in ein Grab geſenkt, welches auf einem, mit großen Steinen eingefaßten viereckigen Platze unter Palmen angelegt iſt. Die Leichen des gemeinen Mannes und erſchlagener Feinde werden ins Meer geworfen.

Digitized by Google

Das Religionssystem dieses Volkes ist sehr einfach. Die Bewohner der nördlichen Inseln verehren ein unsichtbares höchstes Wesen, und bringen ihm ohne Tempel und Priester ein unblutiges Opfer, nämlich von Früchten, dar. Der Name der Gottheit ist Anis. Ihr sind verschiedene Palmen heilig, in deren Gipfel sich dieselbe niederlassen soll. Dergleichen heilige Bäume sind durch ein Viereck von Balken eingeschlossen; indeß ist es nicht verboten, in dasselbe einzutreten, wie denn auch die Nüsse der Palmen von deren Eigenthümern gegessen werden. Bricht ein Krieg aus, so werden der Gottheit feierliche (jedoch ebenfalls unblutige) Opfer unter freiem Himmel gebracht; fährt ein Einwohner auf den Fischfang aus, oder unternimmt er sonst eine wichtige Handlung, so opfert er in seiner Familie. Das Tättowiren steht auf den nördlichen Inseln mit dem religiösen Glauben in naher Beziehung und darf ohne gewisse göttliche Zeichen nicht unternommen werden. Wie es mit dem Glauben an ein zukünftiges Leben aussieht, darüber fehlt es noch an bestimmten Nachrichten.

Das malayische Lehnssystem herrscht auch hier. Die Klasse der Häuptlinge bildet einen Adel, der vor dem Volke wesentliche Vorrechte voraus hat und über alles Eigenthum gebietet, aber auch unter sich selbst verschiedene Rangstufen hat. Die vornehmsten Häuptlinge tragen Ehrenabzeichen. Die Erbfolge geht nicht unmittelbar von dem Vater auf den Sohn, sondern von dem ältern auf den jüngern Bruder, und erst nach dem Absterben aller Brüder tritt der erstgeborene Sohn des ältesten Bruders in die Rechte des Vaters ein. Das weibliche Geschlecht ist von der Regierungs-Erbfolge ganz ausgeschlossen. Den Häuptlingen, die sich durch einen gewissen Anstand und Würde auszeichnen, die der gemeine Mann nicht nachahmen darf, werden besondere Ehrenbezeigungen erwiesen. Bricht ein Krieg aus, so sammelt der Beherrscher der Inseln seine Häuptlinge, die mit bemannten Böten erscheinen. Diese Böte bilden ein Geschwader, womit man auf die feindliche Inselgruppe losgeht und eine Landung unternimmt; denn nur zu Lande wird gekämpft. Am Kampfe nehmen auch die Weiber Theil, die ihre Männer in den Böten begleiten. Das Vordertreffen bilden die Männer und das Hintertreffen die Weiber. Letztere sind unbewaffnet, aber in ihren Händen befinden sich die Kriegstrommeln, womit sie die Schlacht begleiten, anfangs, und so lange noch aus der Ferne gekämpft wird, mit abgemessenem, feierlichem Takt, dann, wenn es zum Handgemenge kommt, im Wirbel. Sie machen indeß nicht bloße Zuschauer aus, sondern schleudern Steine auf die Feinde, und werfen sich oft sühnend und rettend zwischen den siegenden Feind. Werden sie gefangen genommen, so haben sie weiter nichts zu befürchten, denn man schont ihrer. Männer werden nie zu Gefangenen gemacht, da es bei ihnen einen Kampf auf Tod und Leben gilt. Der Sieger nimmt den Namen des erschlagenen Feindes an. Eroberte Inseln werden aller Früchte beraubt, dagegen die Bäume geschont. — Im Kampfe aus der Ferne bedienen sich die Eingeborenen der Schleuder (womit sie übrigens nicht sonderlich umzugehen wissen) und gewisser Pfeile, die im Bogen geworfen werden. Im Handgemenge kämpfen sie mit Lanzen und, auf einigen Inseln, auch mit krummen hölzernen Schwertern.

Die Bewohner des Mulgrave-Archipels sind geschickte Seeleute. Ihre größern Böte sind wohl an 30 Fuß lang, haben auf dem Ausleger ein kleines Häuschen und führen einen hohen Mastbaum, an welchem eine Menge Taue herabhängen. Die Segel bestehen aus schön geflochtenen Matten und haben einen so künstlichen Schnitt, daß man mit ihnen scharf bei dem Winde segeln kann. Jedes Boot hat seinen Führer, der mit einem Muschelhorn das Zeichen gibt. Zum Bau dieser Böte, die zwar nicht gerudert werden, aber

Digitized by Google

bei einigem Winde die trefflichſten Dienſte leiſten, beſitzen die Eingeborenen kein anderes Inſtrument, als ſcharfe Korallenſteine und Muſcheln. Den Kiel nehmen ſie vom Brotfruchtbaume und das übrige Baumaterial von dem Treibholze, das an dieſe Inſeln zuweilen anſchwemmt.

Feuer zünden dieſe Inſulaner folgendermaßen an: ein weiches Stück Holz wird mit einem zugeſpitzten Stücke harten Holzes ſo lange gerieben, bis in jenem eine Furche ſich bildet; der daraus entſtandene Faſernſtaub erſetzt den Zunder, und wenn die Reibung die Hitze bis zum Zünden geſteigert, ſo blaſen ſie es an, indem ſie dürres Gras darüber halten.

Bei nachſtehender Specialbeſchreibung des Mulgrave-Archipels wird es am geeignetſten ſein, folgende Ordnung zu beobachten:

Die äußerſten nordweſtlichen und nördlichen Inſeln;
Die eigentlichen Marſhall's-Inſeln, oder die Ralick- und Radack-Kette;
Die Gilberts-Inſeln.

Die äußerſten nordweſtlichen und nördlichen Inſeln und Gruppen des Mulgrave-Archipels ſind die nachſtehenden: **San Bartolomeo** oder die St. Bartholomäus-Inſel, unter 15° 10′ N. Br. und 163° 43′ O. von Greenwich; ſie ſoll bereits 1526 von dem ſpaniſchen Seefahrer Cano entdeckt worden ſein. — Die Gruppe **Browns** oder Bronus, aus mehreren niedrigen Eilanden beſtehend, von denen die Perry's- oder Parry's-Inſel unter 11° 20′ 50″ N. Br. und 162° 51′ 30″ O. von Greenwich liegt. Dieſe Gruppe ſcheint von älterer Formation als die übrigen zu ſein; wie denn auch namentlich die Vegetation hier üppiger iſt. — Die **Arrecifes** oder Arrecifos, auch Providence-Inſeln; ſie liegen den Carolinen am nächſten, und zwar unter 9° 33′ 30″ N. Br. und 161° 8′ O. von Greenwich. Oeſtlich und etwa 10 Meilen von ihnen liegt die Inſel Cosbodus oder Casbodus. — In oſtſüdöſtlicher Richtung von San Bartolomeo liegt die Gruppe **Gaspar Rico**, von dem Britten Johnſtone die Cornwallis-Inſeln genannt (ſ. oben), unter 14° 30′ N. Br. und 168° 42′ O. von Greenwich. Dieſe, zuerſt von Ferdinand Quintana entdeckte und auch 1625 von der ſog. Naſſauiſchen Flotte geſehene Gruppe breitet ſich ſichelförmig aus und iſt von einem Riffe umgeben, auf dem ſich nur auf der Windſeite Erde geſammelt hat. Die Inſeln oder Eilande ſelbſt bilden eine dichtgedrängte Reihe, haben aber eine nur dürftige Vegetation, und nirgends ſieht man die Kokospalme. — Ganz oſtwärts von dem nördlichen Theil des Mulgrave-Archipels liegt, unter 8° 54′ N. Br. und 178° 0′ weſtlicher Länge von Greenwich, die **Barbas-** oder Barbers-Inſel, welche 1528 von Saavedra entdeckt und von ihm, wegen der ſtarken Bärte der Eingeborenen, die Inſel der Bärtigen genannt worden ſein ſoll. Nach ſeiner Ausſage hatten die Bewohner dieſer Inſel, welche die Spanier mit Steinwürfen und Schleudern bedrohten, eine ſehr lichte Hautfarbe.

Von den eigentlichen Marſhall's-Inſeln werden, wie bereits oben bemerkt worden, die weſtlichen unter dem Namen der Ralick- und die öſtlichen unter dem der Radack-Kette zuſammengefaßt. Zwiſchen beiden Inſelketten finden freundliche und feindliche Berührungen ſtatt, und jede hat, wenn nicht in den Naturverhältniſſen, doch in dem Charakter der Eingeborenen, ihre Eigenthümlichkeit.

Digitized by Google

Die **Radack-Kette** begreift also die östlichen Inseln und Gruppen dieses nördlichen Theils des Mulgrave-Archipels, und die bemerkenswerthesten darunter sind die folgenden: **Bigar** oder Bygar, jetzt auch wohl die Dawson's-Insel genannt, liegt mit ihrem Mittelpunkte unter 11° 48′ N. Br. und 170° 7′ O. von Greenwich. Es sind eigentlich zwei, aber dicht neben einander liegende Inseln oder Eilande, und an sich wüst und nicht bewohnt, aber reich an Schildkröten, Krabben und anderen Schalenthieren, daher auch von den Bewohnern der benachbarten Inseln häufig besucht. Nach einer Mythe hauſ't hier ein blinder Gott mit zwei Söhnen Namens Rigobuil. Seinetwegen darf daher die Gottheit Anis auf Bigar nicht verehrt werden; da er aber die Schildkröten und Seevögel in seinen besonderen Schutz genommen, so legen sich die benachbarten Insulaner, welche Bigar von Zeit zu Zeit besuchen, die Namen der beiden Söhne bei, um den Gott zu täuschen. Die beiden Eilande sind nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckt und mit niedrigem Gesträuch bewachsen. — Südlich und nicht sehr weit von Bigar liegen die kleinen Gruppen **Udirick** (von Kotzebue Kutusow, sonst auch Button genannt) und **Tagai** (von Kotzebue Suwarow genannt), welche durch einen 3½ M. langen Kanal von einander getrennt sind, und mit ihrem Mittelpunkt unter 11° 11′ 20″ N. Br. und 169° 50′ 30″ O. von Greenwich liegen. Sie sind gut bewaldet und zeigen mehrere Kokoshaine. Auch der Pandanus ist sehr häufig hier. Die Eingeborenen haben eine dunkelfarbige Haut und tragen wunderbare Verzierungen um den Hals und in den Ohren, andererseits aber auch ihr schwarzes schlichtes Haar mit Blumenkränzen geschmackvoll umwunden. Ihre Körperbekleidung beschränkt sich auf zwei künstlich und bunt geflochtene Matten, von denen die eine vorn, die andere hinten um den Leib gebunden ist. Ihre Gesichtszüge tragen das malayische Gepräge und drücken im Uebrigen eine gewisse Gutmüthigkeit aus. — Noch südlicher liegt, und zwar (nämlich mit dem nördlichen Ende) unter 10° 27′ 15″ N. Br. und 170° 0′ O. von Greenwich, die von Kotzebue mit dem Namen Krusenstern-Inseln benannte Gruppe **Ailu**. Sie liegt ganz in einem Korallenriffe und scheint von weit jüngerer Bildung zu sein, als die übrigen benachbarten Gruppen, da an den erhöhten Stellen die Erdschicht nur dünn und überhaupt eine Armuth an Früchten bemerkbar ist. Brotfruchtbäume sind fast gar nicht vorhanden, dagegen wird hier der Pandanus um so sorgfältiger gepflegt. Die Hühner sind seltsamer Weise wie Kettenhunde an die Wohnungen gebunden, nicht um sie zu verspeisen, sondern um ihre Federn zum Schmucke sich zu sichern. Die langen Federn des Tropikvogels gehören hier zum vollen Anzuge, werden aber selten gefunden. Die Bevölkerung ist gering. Die beiden größern Inseln dieser Gruppe sind Ailu (nach der sie den Namen führt) und Capenuir. — Ostsüdöstlich von der Ailu-Gruppe liegt, unter 10° 8′ 30″ N. Br. und 170° 55′ 15″ O. von Greenwich **Miadi** oder die Neujahrs-Insel, welche reich an gutem Trinkwasser, mit einem lieblichen Grün bekleidet, stark bewaldet und zugleich stark bevölkert ist. Die Eingeborenen sind lang und schmächtig; ihre dunkele Hautfarbe erscheint in der Entfernung (in Folge der Tättowirung des ganzen Körpers, mit Ausnahme des Gesichts) völlig schwarz. Uebrigens haben sie eine hochgewölbte Stirne, eine gebogene Nase und lebhafte braune Augen; ihr langes schwarzes Haar reiben sie mit Kokosöl ein, binden es über dem Scheitel zusammen und schmücken es mit Blumen und Muscheln. Bei Einigen ist der Leib mit feinen Matten umwunden; Andere tragen einen geflochtenen Gürtel, von dem die Grasfäden bis auf die Ferſen herabhängen und den untern Theil des Körpers ganz einhüllen. In den Ohrlöchern werden zusammengerollte Baumblätter oder auch Schildpattstäbe getragen. Die Böte sind hier nur klein. Die Eingeborenen gingen in dem Verkehr mit fremden Seefahrern sehr ehrlich zu Werke, und verriethen immer viel Leben und Munterkeit. Krieg

Digitized by Google

iſt nicht ihr Element, nnd ihre Waffen beſtehen nur aus ſchwachen, ſchlecht gearbeiteten Lanzen. — Südweſtwärts von der Ailu-Gruppe liegt die Gruppe **Ligiey**, auch wohl Heiden-Inſel genannt, deren Mitte unter 9° 51′ 30″ N. Br. und 169° 13′ O. von Greenwich gelegen und von Korallenriffen eingeſchloſſen iſt. Zwiſchen ihr und der Ailu-Gruppe liegt (unter 9° 58′ N. Br. und 169° 45′ O. von Greenwich) die Inſel oder Gruppe **Temo**. — Südlich von Ailu liegt die Gruppe **Otdia** oder Romanzoff, die bekannte der ganzen Kette, von einem hohen Riffe umgeben, in welches Kotzebue durch die nordöſtlich gelegene Rurikksſtraße eindrang, im Weihnachtshafen oder Port Noël (unter 9° 30′ 20″ N. Br. und 170° 16′ 50″ O. von Greenwich) vor Anker ging und dieſe, aus 65 größern und kleinern Inſeln beſtehende Gruppe Romanzoff nannte. Ihre vornehmſten Inſeln heißen: Otdia, Ormed, Egmedio und Ziegeninſel. Jede derſelben hat ihren Häuptling, und der von Otdia genießt das größte Anſehen. Uebrigens hat die Gruppe keine ſehr zahlreiche Bevölkerung, und ihre ſüdlichen Eilande ſind gar nicht bewohnt. Kotzebue hielt ſich unter den gutmüthigen Inſulanern vier Wochen auf, und beſchenkte ſie mit europäiſchen Hausthieren und Vegetabilien. Pandanus macht das Hauptprodukt aus, Kokosnüſſe und Arum ſind ſelten; Waſſer findet ſich in Gruben und Brunnen. Eine Pflanze Mogentuk hat eine Wurzel von dem Anſehen einer kleinen Kartoffel: ſie wird an der Sonne getrocknet und gibt zerrieben ein feines Mehl, das in Klumpen gedrückt lange Zeit aufbewahrt werden kann. Nach dem Pandanus macht ſie das vornehmſte Nahrungsmittel aus; denn ſelbſt Fiſche ſind, wenigſtens in den Lagunen, ſelten. — Südlich und ganz in der Nähe der Gruppe Otdia liegt (mit der Mitte unter 9° 24′ 57″ N. Br, und 170° 0′ O. von Greenwich) die Gruppe **Eregup**, von Kotzebue Tſchitſchakoff benannt. Sie iſt beträchtlich kleiner als die vorige, indem ſie nur 17 kleine Inſeln und Eilande begreift, hat aber ſonſt mit ihr in naturgeſchichtlicher Hinſicht viel Aehnlichkeit. — Südoſtwärts von der Gruppe Otdia liegt, die gleich ihr ebenfalls beträchtliche (nämlich 64 Inſeln und Eilande enthaltende) Gruppe **Kawen**, von Kotzebue Araktſchejef benannt und heutzutage auch wohl mit dem Namen der Calvert-Inſeln bezeichnet. Sie iſt mit ihrem nordweſtlichen Ende unter 8° 54′ 20″ N. Br. und 170° 49′ öſtl. Länge, und mit ihrem ſüdöſtlichen Ende unter 8° 29′ 30″ und 171° 11′ O. von Greenwich gelegen. Ihre bemerkenswertheſten Inſeln ſind Kawen (2¼ M. lang und ¾ M. breit) Olot, Torua, Airick und Tian. Kotzebue ſchildert ſie als höchſt reizend; ſie haben das Anſehen eines engliſchen Parks, hin und wieder ſchlängeln ſich Fußſteige, die der große Brotfruchtbaum mit ſeinen ausgebreiteten Aeſten maleriſch beſchattet; die majeſtätiſche Palme ſteht neben dem auf ſeinen hohen Wurzeln wie auf Füßen ruhenden Pandanus, und überall findet der Wanderer Schutz gegen die brennende Sonne. Die Hütten liegen zerſtreut unter dem Schatten der Brotfruchtbäume. Die verſchiedenen Arten von Arum werden ſorgfältig gepflanzt, doch eigentlich wohl mehr um als Leckerbiſſen, denn als gewöhnliche Nahrung zu dienen. Hausthiere ſind, außer wenigen Hühnern, auch hier nicht, und nur eine kleine Reiherart hat man gezähmt. Kokosnüſſe gibt es in reichlicher Menge. Das Volk iſt das nämliche wie auf Otdia; auch tättowirt und kleidet man ſich hier ſo wie dort, nur bemerkte Kotzebue einen größern Luxus. Die mächtigen Rollen in den Ohrlappen waren mit Schildpatt verziert, die Matten der Bekleidung durchgängig neu, und der Hals im Uebermaße behängt; bei Vielen ſah man außerdem weiße Federn, die ſich in dem ſchwarzen Haar recht gut ausnahmen. Auch hier hat jede Inſel ihren Häuptling. — Südlich und ganz in der Nähe der Kawen-Gruppe liegt die Gruppe **Aur**, von Kotzebue Traverſey genannt und von Gilbert mit dem Namen der Ibbetſons-Inſeln bezeichnet. Sie iſt mit ihrer Mitte unter 8° 18′ 40″ N. Br. und

Digitized by Google

171° 12′ O. von Greenwich gelegen, und begreift 32 Inseln und Eilande, worunter Aur, Ormed, Pigen und Stobual die größten sind. Auf Stobual gibt es schon beträchtliche Hügel, mit der schönsten Dammerde bedeckt. Die Kokospalme und der Brotfruchtbaum gedeihen außerordentlich; selbst den Pisang findet man hier, und die Wurzel des Arum ist hier in größerem Ueberflusse vorhanden, als auf den übrigen Inseln, weil der Boden feuchter ist. Das Volk ähnelt ganz dem von Otdia; eine jede Insel hat ihnen Häuptling, aber alle Inseln und Gruppen von Aur bis Bigar sind doch dem obersten Häuptlinge von Aur unterthan, der bei Kotzebue's Anwesenheit Lamari hieß und oft sehr tyrannisch zu Werke ging. Nach Kotzebue's Abreise besuchte er die ganze Radack-Kette und zwang alle Bewohner derselben, ihm das von den Fremdlingen unter sie vertheilte Eisen auszuliefern. Auch die verschenkten Thiere und Sämereien brachte er nach seiner Insel. Daß diese dennoch zum Gedeihen kamen, war nur dem Umstande zu verdanken, daß Lamari den oben in der Beschreibung der Carolinen häufig erwähnten Kadu bei sich behielt und zu großem Ansehen erhob. Denn dieser hatte sich, als Kotzebue's Begleiter, schon einen ziemlichen Grad europäischer Bildung angeeignet, und sorgte dafür, daß von jenen Geschenken nichts unbenutzt blieb. Die Eingeborenen dieser Gruppe hatten zu Kotzebue ein solches Vertrauen gefaßt, daß einer ihrer Unterhäuptlinge ihm in allem Ernste den Vorschlag machte, dort zu bleiben, den Tyrannen Lamari zu tödten und sich zum Herrn der ganzen Inselkette aufzuwerfen. Außer dieser Herrschaft versprach man, ihm das schönste Mädchen von Ormed zur Frau zu geben; und diese Insel ist berühmt wegen der Schönheit ihrer Mädchen. Kotzebue schätzte die Volksmenge der Gruppe Aur auf 300 bis 400, zwar gering im Verhältniß zu ihrer Größe, aber doch immer ansehnlich im Vergleich mit den übrigen Gruppen, unter denen nur Kawen und Miadi eine gleiche Bevölkeruug aufzuweisen hatten. — Südöstlich und südlich von Aur liegen die drei kleinen Inselgruppen **Arno, Daniel** (7° 24′ N. Br. und 172° 6′ östl. L.), **Pedder** oder Pedler (7° 10′ N. Br. und 171° 54′ östl. L.), **Arrowsmith** (7° 10′ N. Br. und 171° 0′ O. von Greenwich: zwischen den beiden letztgenannten Gruppen befindet sich ein von Gilbert befahrener und Fordyce Passage genannter Kanal), **Mille** (6° 15′ N. Br. und 172° 36′ O. von Greenwich) und **Mediuro** (7° 15′ N. Br. und 170° 38′ O. von Greenwich). — Die südlichste Gruppe der Radack-Kette bildet die, vorzugsweise **Lord Mulgrave's-Inseln** genannte Gruppe, deren Name nachher auf den ganzen Archipel übergegangen ist. Ihr südöstliches und nordwestliches Ende liegen zwischen 5° 51′ und 6° 20′ N. Br. und zwischen 172° 42′ und 172° 4′ O. von Greenwich, und ihr nordöstliches und südwestliches Ende liegen zwischen 6° 20′ und 6° 4′ N. Br. und 172° 30′ und 177° 55′ O. von Greenwich. Diese, von Marshall entdeckte und benannte Inseln haben einen Ueberfluß an Kokosnüssen und manchen anderen tropischen Erzeugnissen. Die Eingeborenen kamen an Bord von Marshall's Schiff, und hatten Felle um ihre Hüften geschlagen und ihr Haar mit Muscheln und Korallen geziert; auch trugen sie Halsbänder von Korallen, an denen ein Kreuz hing (s. oben die Einleitung). Sie hatten keine Waffen und schienen ein friedliches Volk zu sein. Die Britten wurden von ihnen gastfreundlich eingeladen, an's Land zu kommen; und wenn sie auch, wegen zu geringer Mannschaft, am Landen verhindert wurden, so haben doch spätere Seefahrer das günstige Urtheil über diese Insulaner bestätigt.

Die **Ralick-Kette** begreift, wie wir schon oben gesehen haben, die westlichen Inseln und Gruppen des nördlichen Theils des Mulgrave-Archipels, die übrigens in den meisten Natur- und anderen Verhältnissen denen der Radack-Kette sehr gleichen, nur daß sie fruchtbarer und bevölkerter sind. Das Volk, die Tättowirung,

Digitized by Google

die Sprache haben ſie mit Radack gemein; aber hier ziehen die Weiber nicht in den Krieg; die Menſchen ſind wohlgenährter, wohlhabender, als die von Radack; ſie tragen einen noch größern Ohrenſchmuck, und es gibt deren einige, welche die erweiterten Ohrlappen über den Kopf zu ziehen vermögen. Zwiſchen beiden Inſelketten finden freundliche und feindliche Berührungen ſtatt. Die Ralick-Kette ſteht unter zwei Herrſchern, von denen der eine den Titel Erud Ellip oder großes Oberhaupt führt. Die bemerkenswertheſten Inſeln und Gruppen dieſer Kette ſind die folgenden: Die Gruppe **Eſchſcholtz**, deren weſtliches Ende unter 11° 40′ 10″ N. Br. und 165° 22′ 25″ O. von Greenwich liegt. Sie iſt die nördlichſte und weſtlichſte der Ralick-Kette, und in der Mitte zwiſchen Bigar (der nördlichſten der Radack-Kette) und der Gruppe Bronus gelegen. — Oeſtlich von Eſchſcholtz liegt die, aus zahlreichen Korallen-Inſeln beſtehende und einen Raum von 54 M. in die Länge und von 10 M. in die Breite einnehmende Gruppe **Rimsky Korſakoff**, deren nördliches Ende unter 11° 31′ N. Br. und 166° 58′ O. von Greenwich, und deren ſüdweſtliches Ende unter 11° 8′ 20″ N. Br. und 166° 26′ 30″ O. von Greenwich gelegen iſt. Es herrſcht hier eine üppige Vegetation, und überall ſieht man Kokospalmen ihre ſtolzen Häupter erheben. — Noch weiter öſtlich liegt die Gruppe **Bigini**, jetzt gewöhnlich die Pescadores genannt, und mit ihrem Mittelpunkt unter 11° 18′ N. Br. und 167° 35′ O. von Greenwich gelegen. — Südlich von den Gruppen Eſchſcholtz und Rimski Korſakoff liegen die Inſeln **Catharina** oder Kwadelen (unter 9° 14′ N. Br. und 166° 2′ O. von Greenwich: ſehr niedrig, aber überall mit hohen Bäumen bewachſen), **Lydia** oder Namu (unter 9° 4′ N. Br. und 166° 28′ O. von Greenwich) und **Margaret** oder Lileb (unter 8° 52′ N. Br. und 166° 15′ O. von Greenwich). Weiter oſt- oder oſtſüdoſtwärts liegt die Gruppe **Odia**, nächſt Rimsky Korſakoff die größte Gruppe der Ralick-Kette und der Sitz ihres vornehmſten Oberhaupts, unter 8° 4′ N. Br. und 167° 40′ O. von Greenwich. — Südlich von der vorigen liegt die Gruppe **Telut** oder die Moskitos-Inſeln, die einen lieblichen Anblick darbieten und mit ihrer Mitte unter 7° 33′ N. Br. und 168° 12′ O. von Greenwich gelegen ſind. Nicht weit davon liegt unter 7° 26′ N. Br. und 168° 36′ O. von Greenwich, die Inſel **Elmore.** — Die ſüdlich von der letzteren gelegene und bedeutend größere Inſel **Bonham** liegt mit ihrem nordweſtlichen Ende unter 6° 16′ 15″ N. Br. und 169° 31′ öſtl. L., und mit ihrem ſüdöſtlichen Ende unter 5° 55′ N. Br. und 169° 53′ O. von Greenwich. — Noch ſüdlicher liegt zunächſt die Inſel **Hunter** (unter 5° 43′ N. Br. und 169° 10′ O. von Greenwich), die Gruppe **Baring** (unter 5° 35′ N. Br. und 168° 21′ 20″ O. von Greenwich) und die **Boſton-Inſel**, die ſüdlichſte der Ralick-Kette, unter 4° 45′ N. Br. und 168° 10′ 20″ O. von Greenwich.

Die **Gilberts-Inſeln**, die nach ihrem Entdecker Gilbert den Namen führen, liegen theils nördlich, theils ſüdlich vom Aequator, jedoch ſowohl auf der einen wie auf der andern Seite in nur geringer Entfernung von ihm.

Die nördlichſte iſt die Inſel **Pitt**, und liegt unter 2° 54′ N. Br. und 174° 30′ O. von Greenwich. — Weſtſüdweſtwärts von der Pitt-Inſel liegt unter 1° 55′ 30″ N. Br. und 172° 53′ 30″ O. von Greenwich, die Gruppe **Charlotte** oder die Charlotten-Inſeln. — Südlich von den Charlotten-Inſeln liegen die Gruppen **Matthews** oder Matthäus (zwiſchen 2° 5′ und 1° 54′ N. Br. und zwiſchen 173° 21′ 50″ und 170° 54′ 30″ O. von Greenwich), **Knoy** (zwiſchen 1° 19′ 30″ und 1° 42′ 30″ N. Br. und zwiſchen 173° 0′ 30″ und 173° 0′ 50″ O. von Greenwich) und die **Marſhall-** oder Gilbert-Inſel (mit der Südſpitze unter 1° 12′ N. Br.

Digitized by Google

und 173° 8′ 50″ O. von Greenwich), welche zusammen auch wohl die Marlars-Inseln genannt werden. Sie sind sehr niedrig, und dennoch wurde auf eine kleine Seemeile vom Ufer mit 80 Faden noch kein Grund gefunden. Sie sind meist gut bevölkert und stark bewaldet. — Die Insel **Hall** liegt mit ihrem nördlichen Ende unter 0° 59′ 19″ N. Br. und 173° 3′ 45″ O. von Greenwich, und die weit beträchtlichere **Woodle-Insel** mit ihrem Nordende unter 0° 16′ N. Br. und 173° 26′ 45″ östl. L., und mit ihrem südlichen Ende unter 0° 11′ N. Br. und 173° 29′ 30″ O. von Greenwich. — Zum Theil beinahe unter dem Aequater (denn das südliche Ende liegt unter 0° 5′ 50″ N. Br.; der westlichste Punkt unter 173° 36′ 45″ O. von Greenwich) liegt die Insel **Henderville**, niedrig und eben, aber mit Kokospalmen und anderen Bäumen reichlich bewachsen. Gilbert sah, vom Bord seines Schiffes aus, auf Henderville ein großes Dorf mit hohen, gut gedeckten Hütten; das Ufer war mit feinem weißen Sande bedeckt. Viele Proen mit Eingeborenen kamen zum Schiffe hin; erstere waren nett gebaut und hatten zu Segeln Matten aus Kokosfasern verfertigt, und Ausleger. Die Eingeborenen waren ein schöner Schlag Menschen von ansehnlicher Statur (zum Theil 5 F. 10 Z. hoch) und kupferfarbig, mit langem Haar und schönen weißen Zähnen. Bänder von Korallen, mit Zähnen untermischt, waren ihre Halszierde; einige hatten das Gesicht weiß bemalt. Sie schienen von einem lebhaften Temperament zu sein. — Oestlich von Henderwille liegen die Inseln **Hopper** (unter 0° 14′ N. Br. und 173° 58′ 40″ östl. L.) und **Phöbe** (0° 12′ N. Br. und 176° 50′ östl. L.) und die Gruppe **Kingsmill** (0° 9′ N. Br. und 173° 54′ 40″ O. von Greenwich). — Auf der Südseite des Aequators liegen zunächst die Inseln **Sydenham** (zwischen 0° 33′ 20″ und 0° 47′ 40″ südlicher Br. und zwischen 174° 24′ 15″ und 174° 33′ 30″ O. von Greenwich), **Drummond** (zwischen 1° 0′ 40″ und 1° 33′ 30″ S. Br. und zwischen 174° 42′ 15″ und 175° 10′ 50″ O. von Greenwich), und **Nautilus** (unter 1° 33′ 30″ S. Br. und 175° 9′ 10″ O. von Greenwich). — Etwas östlicher, aber ebenfalls auf der Südseite des Aequators, liegt, und zwar unter 1° 12′ S. Br. und 177° 28′ O. von Greenwich, die Insel **Byron**, nach ihrem Entdecker, dem brittischen Seefahrer Byron, der sie 1765 auffand, also benannt. Sie ist etwa 2½ M. lang, flach und niedrig, aber über und über mit Kokospalmen bewachsen. Byron beschreibt die Eingeborenen als gut gewachsen, muskulös, ihr Haar, welches sie in 3 Knoten geschlungen hatten, schwarz; einige trugen lange Bärte, andere nur einen Knebelbart, und wieder andere hatten blos einige Haare am Kinn stehen lassen. Alle gingen nackt; Muschelzierrathen hingen um den Hals und um die Handgelenke. Ein Eingeborener trug einen Strang von Menschenzähnen um die Hüften, die er um keinen Preis weggeben wollte. Unter ihren Waffen war eine 3 F. lange Lanze, deren Spitze mit Haifischzähnen bewaffnet war. — Zwischen den Gilberts- und Fidschi-Inseln liegt, unter 7° 10′ S. Br. und 177° 14′ O. von Greenwich, die stark bevölkerte **Niederländische Insel**, welche 1827 von Capt. Eeg, Befehlshaber der niederländischen Corvette Pollux, entdeckt wurde. Die Eingeborenen waren von athletischer Gestalt und sehr rauhem Wesen, dem Diebstahle in hohem Grade ergeben, und nach der Gleichgültigkeit zu urtheilen, welche sie beim Abfeuern von Musketen auf sie zeigten, mit den Wirkungen des Feuergewehrs offenbar noch ganz unbekannt.

Digitized by Google

Sechster Abſchnitt.

Die übrigen Gruppen des äußern Gürtels der auſtraliſchen Inſeln, vorzugsweiſe die Südſee-Inſeln genannt.

Sie begreifen die folgenden Gruppen:

Fidſchi-Inſeln,
Freundſchafts-Inſeln,
Schiffer- oder Samoa-Inſeln,
Cooks- oder Hervey-Inſeln (Mangea- oder Cooks-Archipel),
Geſellſchafts-Inſeln,
Auſtral- oder Tubuai-Inſeln,
Niedrige Inſeln oder Gefährlicher Archipel (nebſt Gambier-Inſeln),
Marqueſas-Inſeln und
Sandwich-Inſeln;

nebſt verſchiedenen einzelnen, iſolirt und zerſtreut umherliegenden Inſeln.

Wenn von den Südſee-Inſeln ſpeciell die Rede iſt, ſo werden, nach heutigem Sprachgebrauche, gewöhnlich nur die vorſtehenden Gruppen darunter verſtanden, und zwar hauptſächlich aus dem Grunde, weil ſie durch das auf ihnen eingeführte Chriſtenthum den europäiſchen Ideen näher gerückt, in den Kreis der Civiliſation eingetreten und ſo denn auch dem Welthandel mehr oder minder zugänglich geworden ſind.

Im 6. Kap. des I. Abſchnittes iſt bereits eine kurze geſchichtliche Notiz über die Einführung des Chriſtenthums auf den Südſee-Inſeln gegeben worden; und wir haben dort geſehen, daß zuerſt im J. 1797 engliſch-proteſtantiſche Miſſionäre auf Tahiti landeten, um hier mit der Evangeliſation den Anfang zu machen. Sie waren 1796 ausgeſandt von der, ein Jahr zuvor gegründeten Londoner Miſſionsgeſellſchaft, welche aus Mitgliedern verſchiedener proteſtantiſcher Confeſſionen, hauptſächlich aber aus Anglikanern beſteht. Doch erſt zu Ende des Jahres 1815 wurden die unter beſtändigen Lebensgefahren fortgeſetzten Bemühungen jener Miſſionäre mit Erfolg gekrönt. Dies iſt alſo der Zeitpunkt, wo das Chriſtenthum unter den Südſee-Inſulanern feſten Fuß zu faſſen begann. Von 1818 an wurden die Eingeborenen von Huahine und anderer Geſellſchafts-Inſeln zum chriſtlichen Glauben bekehrt. Im J. 1820 begannen proteſtantiſche Miſſionäre aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika das Bekehrungswerk auf den Sandwich-Inſeln; und von 1822 an erneuerten engliſch-methodiſtiſche

Digitized by Google

Missionäre die früherhin gescheiterten Bekehrungsversuche auf den Freundschafts-Inseln mit mehr oder minder glücklichem Erfolge. Seit 1823 wurden die Austral-Inseln und die Hervey-Inseln, seit 1830 die Schiffer-Inseln, und seit 1835 die Fidschi-Inseln mit dem Evangelium vertraut gemacht und deren Bewohner mehr oder minder zahlreich einer gründlichen Bekehrung zugeführt. Die Bekehrungsversuche auf den Niedrigen Inseln haben nur bei den Eingeborenen einer nördlichen Gruppe günstigen, aber auf den Marquesas-Inseln, in Folge der Besitznahme dieses Archipels durch die Franzosen, gar keinen Erfolg gehabt. Daß die evangelischen oder protestantischen Missionäre ihre Heidenbekehrung nicht etwa mit der Taufe anfangen, sondern diese erst nach vorgängiger gründlicher Sinnesänderung und richtiger Erkenntniß der Grundlehren des Evangeliums ertheilen, ist a. a. Orten schon bemerkt worden. Wenn demnach ihr Werk auf den genannten Inseln scheinbar nicht eben schnell von statten gegangen ist, so sind dagegen aber auch die von ihnen getauften Heiden meist wahrhaft umgewandelt in ihrem Herzen, und nicht bloße Namenchristen, mit ihren alten heidnischen Gräueln nach wie vor behaftet, geworden. Den überzeugendsten Beweis davon geben die Früchte, welche die evangelische Mission in der Südsee getragen hat, und die wir in folgender allgemeiner Uebersicht zusammenfassen wollen, obwohl Manches davon schon im 6. Kap. des I. Abschn. berührt worden ist.

Ehe das Evangelium nach den Südsee-Inseln kam, wohnten Jammer und Elend in den Familien. Die Frauen wurden nicht anders gehalten, wie die Thiere des Waldes. Man ging schmählich mit ihnen um. Sie durften die Bekleidungsstücke nicht tragen, welche ihre Männer trugen, noch die Speisen essen, welche ihre Männer aßen, denen sie andererseits die Speisen in den Mund stecken mußten, wogegen sie später ihr eigenes karges Mahl für sich in einem abgesonderten Winkel zu halten hatten. Arbeiten mußten sie wie die Sklaven, und einen für heilig erklärten Boden durften sie, oft bei Todesstrafe, mit ihrem Fuße nicht berühren. Auf den Fidschi-Inseln wurden beim Tode angesehener Häuptlinge immer einige Weiber derselben erdrosselt und mit ihnen begraben. Es gab Häuptlinge, namentlich auf den Freundschafts-Inseln, welche dreißig bis vierzig Frauen hatten. Das geringste Versehen war auf manchen Inselgruppen hinreichend, um diesen armen Geschöpfen einen Platz in dem Backofen zu sichern, wenn der Mann Lust zu ihrem Fleische hatte. Daß eine Frau um ein Paar Nägel oder eine alte Flinte verhandelt wurde, war sehr gewöhnlich. — Auf den Gesellschafts-Inseln wurden unzählige Kinder gleich nach der Geburt ermordet, entweder von ihren eigenen Müttern, oder von Weibern, die den Kindermord als Gewerbe trieben. Die Knaben, welche man am Leben ließ, wurden dem Kriegsgotte Oro oder dem Diebesgotte Hiro geweiht; denn es war der höchste Stolz der Mutter, einen großen Krieger oder einen geschickten Dieb zum Sohne zu haben. — Die Eltern wurden von ihren Kindern grausam behandelt. Da nahm ein Sohn seinen alten Vater auf den Rücken, vorgeblich um ihn zum Baden zu tragen; aber unterwegs warf er ihn in ein Loch und begrub ihn lebendig, um ihn nicht länger ernähren zu müssen! — Verwandtenliebe war seltener als Verwandtenmord. Tanoa, der mächtigste Häuptling des

Digitized by Google

Fidschi-Archipels (er ist jetzt bekehrt, und es wird im folgenden ersten Kapitel dieses Abschnittes weiter von ihm die Rede sein), glaubte sich einst, als er noch ein junger Mann und unbekehrt war, von seinem Vetter Motelutu gekränkt, und schwur ihm den Tod. Auf einer entfernten Insel erreichte er den Flüchtigen, der in den Zweigen eines Baumes sich zu verbergen suchte. Der Baum ward von Tanoa's Begleitern umzingelt; Motelutu sah keinen Ausweg, er stieg herunter und flehte mit Thränen um sein junges Leben. Tanoa aber ergriff ein scharfes Instrument, und nachdem er auf den Mund seines weinenden Vetters einen Abschiedskuß gedrückt, schnitt er ihm den rechten Arm am Ellbogen ab, bückte sich und trank das aus den Adern hervorströmende Blut. Darauf tödtete er ihn vollends, steckte den Leichnam in den Glutofen und verzehrte ihn dann mit seinen Begleitern. — Die Blutrache endigte mit dem nämlichen Kannibalismus. Tuaivi, ein Rarotonganer, hatte von seinem Vater das Vermächtniß überkommen, Rache zu nehmen an einer gewissen Familie, von welcher einige seiner Verwandten erschlagen worden waren. Eine solche Verlassenschaft betrachteten die Eingeborenen als unverletzlich bindend; und damit sie nie vergessen werden könne, pflegten sie gewisse Zeichen am Halse oder auf der Brust sich einzupunktiren. Entging das ausersehene Opfer der Rache des ersten Erben, so übertrug dieser bei seinem Tode die blutige Verpflichtung auf seine Kinder; so ward sie fortgepflanzt von Geschlecht auf Geschlecht, bis endlich der Rachedurst gestillt war. Tuaivi, dem väterlichen Vermächtnisse treu, überwachte wie ein Tieger die dem Tode verfallene Familie, die noch aus fünf Gliedern bestand. Eines Tages traf er mit ihnen zusammen und erschlug sie alle bis auf eine Tochter, welche entkam; die Leichen schob er in einen Backofen und verzehrte sie in Gesellschaft seines Sohnes Meretu und anderer Verwandten. (Er wurde übrigens später, ebenso sein Sohn, gründlich bekehrt.)

Welch eine Umwandlung aber ist mit diesen Insulanern seit der Einkehr des Evangeliums bei ihnen vorgegangen! Den Hausvater sieht man mitten unter seiner Familie — „bekleidet und vernünftig," wie es im Evangelium heißt. Das Weib ist nicht mehr seine Sklavin, nicht mehr durch abergläubische Sitten von ihm in scheue Ferne gehalten. Nett und sittig gekleidet sitzt sie neben ihm, von ihm geliebt und beschützt. Sie hat Theil an seinem Wohl und Weh, kurz, sie ist sein Weib nach Gottes Ordnung. Die Eltern sind umgeben von ihren Kindern, an denen man den Segen des vierten Gebotes wahrnimmt. Den Kindern widerfährt elterliche Zucht: statt sie zu morden oder von heidnischen Priestern dem Kriegs- oder dem Diebesgotte weihen zu lassen, trägt man sie zur Kirche, und der Missionär des Kreuzes weiht sie dem lebendigen und wahren Gotte. Herangewachsen besuchen sie täglich die Missionsschule und lernen Alles was zu ihrem zeitlichen und ewigen Berufe sie tüchtig macht. Daß Kinder ihres Alters früherhin wehrlose Menschen erschlagen und deren Leichname mit verzehren halfen, wissen sie nur vom Hörensagen. Da mordet und verzehrt kein Verwandter mehr den Verwandten wegen geringfügiger Beleidigung; da vererbt sich keine Blutrache mehr von dem Vater auf den Sohn; denn der christliche Geist der Liebe, Demuth und Sanftmuth hat den Geist der Rache vertrieben. Sonntags sammeln sich Eltern und Kinder um die Predigt des göttlichen Wortes, und an den Wochentagen kniet die Familie am Hausaltare und betet um Segen für jedes einzelne Glied des Hauses, für die Nachbarn, die Gemeinde und für die noch in der Finsterniß gebliebenen Heiden. Die Tahitier tauchen ihre Hände nicht mehr in Menschenblut, um den Zorn ihrer Götter zu stillen. Die Tongesen (Freundschafts-Insulaner) verstümmeln ihre Finger nicht mehr Glied um Glied, um einen schwer erkrankten vornehmen Anverwandten vom Tode zu retten. Die Sandwich-Insulaner tragen ihr Eigenthum nicht mehr den Priestern zu, um deren Hülfe gegen angedrohtes Leid sich zu erkaufen.

Digitized by Google

Anstatt wie früher die Zeit mit Müssiggehen und allerlei schändlicher Lust zu vergeuden, gehen alle diese bekehrten Insulaner jetzt mit stillem Wesen jeder seinem Geschäfte nach.

Als im J. 1830 Williams (s. Erromanga, Neu-Hebriden) und ein anderer englischer Missionär, Barff, die Schiffer-Inseln besuchten, um eingeborene Lehrer des göttlichen Wortes daselbst anzusiedeln, fanden sie die Inseln mitten im Kriegsgetümmel. Vom Verdecke ihres Schiffes aus sahen sie Feuer und Rauch aufsteigen rings im Distrikte Aana auf Upolu, wo die kämpfenden Parteien Tod und Verwüstung um sich verbreiteten. Dieser Krieg ward zwischen den Eingeborenen der Inseln Sawaji und Upolu geführt und endigte nach achtmonatlichem blutigen Kampfe mit der Niederlage der Upolueſen. Viele Hunderte wurden lebendig verbrannt und Greise, Weiber und Säuglinge nicht verschont. Eine Menge Kinder wurden gebraten und verzehrt wie Spanferkel. Die am Leben gebliebenen Männer wurden als Sklaven in die verschiedenen Distrikte Sawaji's vertheilt, und waren noch in der Verbannung, als 1836 Missionäre von London ankamen. Da beschloß Malietoa, das Oberhaupt von Sawaji, die Wiederherstellung des zertretenen Volkes. Im Laufe von anderthalb Jahren kehrten über 3000 nach ihren Wohnplätzen zurück, richteten ihre Häuslein wieder auf, und stellten ihre Pflanzungen wieder her. Als diese Leute in die Sklaverei fortgeschleppt wurden, waren sie Heiden; jetzt kehrten neun Zehntheile als Christen zurück. Sie hatten in der Nähe der Missionsstationen sich aufgehalten, und die Anfechtung hatte sie auf das Wort der Lehrer merken lassen. Acht bis neun blühende Dörfer entstanden, wo noch vor wenigen Monaten keine Hütte zu sehen gewesen war. Jetzt hat jedes Dorf eine oder zwei Schulen und einen regelmäßig eingerichteten Gottesdienst; und nicht nur hier, sondern auch auf ganz Upolu und Sawaji, herrscht Friede und Eintracht, seitdem nur noch ein einziges Mal wieder gestört durch Kriegsunruhen (s. unten Kap. 3.). Oft hört man die Samoaner (Schiffer-Insulaner) ausrufen: „Glücklich sind wir, das Geschlecht dieser Tage! Vordem legten wir uns nieder am Abend mit bebendem Herzen, denn wir wußten nicht, ob nicht vor Anbruch des nächsten Morgens des Feindes Keule uns ereilen würde. Jetzt legen wir uns nieder ohne Furcht und schlafen in Frieden. Denn Staub ruht auf den Keulen, und die Wurfspieße sind zu Sicheln gemacht.“ Ein anderer spricht: „Was für ein seliges Gefühl ist das Mitleid, das jetzt unsere Herzen erfüllt. Das haben wir vorher gar nicht gekannt. Jetzt kennen wir es und kennen das große Glück, welches daraus entspringt.“

Ein Grundzug in dem Charakter der bekehrten Südsee-Insulaner ist ihre Liebe zu dem Worte Gottes. Welche unsägliche Mühe es den Missionären gekostet hat, die zum Theil ganz rohen Sprachen dieser Insulaner in ein geordnetes grammatikalisches System zu bringen und — was fast eben so schwierig war — den Insulanern einen Begriff davon zu geben und sie lesen, ja sogar schreiben zu lehren (Dinge, die diesen Naturvölkern ja zuvor gänzlich unbekannt gewesen waren), kann man sich beim geringsten Nachdenken leicht vorstellen. Doch der unermüdliche Trieb, segensreich zu wirken, hat alle Schwierigkeiten und Hindernisse überwinden helfen; und jetzt sind viele tausend gedruckter Exemplare Neuen und Alten Testamentes in den meisten Sprachen der Südsee-Insulaner unter diesen verbreitet. Ueberall, wo in einheimischer Sprache gedruckte Bibeln ankamen, wurden sie freudig, ja mit beispielloser Begierde von den bekehrten und unterwiesenen Insulanern aufgenommen. Es gibt unter den Letzteren Unzählige, welche täglich mehrere Stunden, bevor sie an ihre Arbeit gehen, in der Bibel lesen, und, um die nöthige Zeit zu gewinnen, sogar ihren Schlaf abkürzen. Dabei lassen sie es aber nicht beim bloßen Lesen bewenden, sondern trachten auch eifrig darnach, sich über das Gelesene gründlich belehren zu lassen und — was die Hauptsache

Digitized by Google

iſt — den Geboten der Heil. Schrift gemäß zu wandeln. Ein Beweis, wie ſehr dieſe jungen Chriſten im Worte Gottes bewandert ſind, iſt die geiſtige Gewandtheit, womit ſie Schriftworte auf die Vorfälle ihres täglichen Lebens anwenden. In einer Gemeindeverſammlung ſollte über Einen, der früher bereits der Gemeinde angehört, ſich dann einem ſündhaften Leben auf's Neue ergeben hatte, aber reuig und bußfertig zurückgekehrt war, abgeſtimmt werden, nämlich ob ſeine Buße für aufrichtig zu erachten und demnach ſeine Wiederaufnahme in die Gemeinde zu beſchließen ſei, oder nicht. Eben als ein Gemeindevorſteher (ein Eingeborener) mit ſeinem Vortrage darüber zu Ende und die Stimmen zu ſammeln im Begriff war, ſtand ein anderer, ebenfalls ein Eingeborener, auf und ſagte: „Lehrer, Brüder und Schweſtern, ich habe auch ein kleines Wort zu ſagen in Betreff unſeres wiederkehrenden Bruders. Während du ſprachſt, habe ich an Noah's Arche gedacht. Ein Vogel flog hinaus aus der Arche und flog umher hierhin und dorthin, aber er konnte keinen Ruheort finden und kehrte wieder zur Arche zurück. Was that da Noah? Schloß er das Fenſter zu und ließ ihn draußen? Nein, er ſtreckte ſeine Hand hinaus und nahm den Vogel und brachte ihn wieder in die Arche, daß er da wieder Ruhe finden möchte. Nun meine ich, jene Arche gleicht dieſer Gemeinde. Unſer Bruder war früher in der Gemeinde, aber er ging hinaus. Er hat Ruhe geſucht in den Dingen dieſer Welt; er iſt von einem Ort zum andern gegangen, Friede ſuchend, aber er hat keinen gefunden, und jetzt kehrt er zurück zu der Gemeinde. Was ſollen wir nun thun an unſerm wiederkehrenden Bruder? Sollen wir die Thür vor ihm zuſchließen? Nein. Laßt uns unſere Hände nach ihm ausſtrecken und ihn ergreifen und ihn zurückbringen in die Gemeinde, daß er da Friede finde. Ich ſtimme für ſeine Aufnahme!“

Nicht genug, daß dieſe ehemaligen Wilden eine Schriftanwendung zu machen verſtehen, die ſelbſt unter uns, wenigſtens bei den Laien, überraſchen würde; nicht genug, daß ſie nicht blos chriſtliche Reden, ſondern auch einen chriſtlichen Wandel zu führen ſich befleißigen, — es drängt ſie auch, von dem, was ſie an ſich ſelbſt erfahren, vor ihren noch heidniſchen Brüdern Zeugniß abzulegen und ſie zu bekehren oder, mit anderen Worten, des innern Friedens und der Glückſeligkeit, die ſie ſelbſt genießen, theilhaftig zu machen zu ſuchen. Groß iſt daher die Zahl Derer, die ſich, nach vorgängiger ſorgfältiger Unterweiſung und gehöriger Vorbereitung, dem Miſſionsdienſte des Evangeliums gewidmet haben und als Lehrer entweder unter ihren eigenen, noch heidniſch gebliebenen Landsleuten, oder unter den Eingeborenen anderer Inſeln, zum Theil mit großem Erfolge wirken. Keine Lebensgefahr, und ſei ſie noch ſo drohend, vermag ſie in ihren Bemühungen aufzuhalten. Die Bewohner von Mangea (einer der Hervey- oder Cooks-Inſeln) verdanken ihre Bekehrung allein den Lehren eingeborener Evangeliſten von Rajatea (zu den benachbarten Geſellſchafts-Inſeln gehörig). Die erſten Verſuche geſchahen unter ſo augenſcheinlicher Lebensgefahr und ſo unheilverkündenden Umſtänden, daß ſelbſt der berühmte Williams für den Augenblick faſt den Muth ſinken laſſen und an einem glücklichen Erfolge verzweifeln wollte. Allein kaum war er nach Rajatea zurückgekehrt und hatte über das, was ſich zugetragen, Bericht erſtattet, als auch ſofort zwei Eingeborene der Inſel muthig entſchloſſen waren, den Verſuch zu erneuern. Nur mit dem Schwerte des Wortes Gottes bewaffnet, wollten ſie nach Mangea ſich begeben. Als das Fahrzeug, auf dem ſie reiſ'ten, nahe an die Inſel kam, banden ſie ein Tuch um den Kopf, wie einen Turban, worin ſie ihre Bibeln gewickelt hatten. So ſprangen ſie in's Meer und ſchwammen der Küſte zu. An's Land geſtiegen, erzählten ſie, wie glücklich die Nachbar-Inſulaner jetzt wären, welche zu dem einigen lebendigen Gott ſich bekehrt hätten; daß ihre Kriegskeulen ruhten und ſie zuſammenwohnten in Eintracht und Liebe; daß ſie die Nichtigkeit und Thorheit des

Digitized by Google

Götzendienstes erkannt und daher auch allen, damit in Verbindung stehenden Gräueln entsagt hätten. Die Mangeaner lauschten dieser Erzählung mit erstaunten Mienen. Sie hießen die beiden Lehrer freundlich willkommen und ließen sich von ihnen unterrichten. Nicht lange währte es, so zerstörten sie ihre Morais, warfen ihre Götzenbilder weg, erbauten eine große Kapelle, und von der Zeit an bis heute haben sie des Evangeliums wachsenden Segen genossen.

Zugleich bethätigt sich der Eifer der Südsee-Insulaner für die Ausbreitung des Evangeliums namentlich auch durch Beiträge zu den Kosten des Missionswesens. Denn sie wissen recht gut, daß dazu mancherlei Ausgaben erforderlich sind, und bringen zu diesem Zwecke aus freiem Antriebe und mit der größten Bereitwilligkeit ihre Gaben dar. Gewöhnlich im Mai jedes Jahrs werden dieselben gesammelt. Auf Vavau, einer der Freundschafts-Inseln, waren in einem der letztern Jahre eingekommen: 270 Thlr. an Geld (es circulirt nämlich auf den christlich gewordenen Südsee-Inseln, die seitdem auch der Civilisation und dem Handel zugänglich geworden sind, verhältnißmäßig viel baares Geld), 108 Stücke Zeug zu Kleidern (von den Frauen aus dem Bast gewisser Bäume verfertigt), 116 Fischhaken von Perlmutter, 12 Fußdecken und 22 fein gewebte Matten zu Kleidern (ebenfalls von den Frauen gearbeitet), 2 niedliche Körbchen, ein Kahnmodell, eine Fidschi-Keule, 3 Raspeln, 3 weiße Muscheln, ein Korb Pfeilwurz und ein langer Strang Perlen. Das machte zusammen an 700 Thlr. Von dem baaren Gelde waren 70 Thlr. auf eigenthümliche Weise eingekommen. Einige Zeit nämlich vor dem Missionsfeste kam ein brittisches Kriegsschiff nach Vavau. Der Capitän ersuchte die Missionäre, ihm einen Eingeborenen zuzuweisen, der ihm ein gutes Modell eines dort gebräuchlichen Kahns anfertigen könne; es müsse aber auf's Feinste gearbeitet sein, da er es der Königin Victoria zum Geschenk machen wolle. Die Missionäre dachten an den Einen und den Andern, wählten aber zuletzt das Oberhaupt von Vavau, den geschicktesten Mechaniker auf der Insel. Der Häuptling übernahm es mit Freuden, das Modell zu verfertigen. Er wußte, daß es für die Königin von England bestimmt sei, und hielt es für keine Unehre, wenn ein Souverän (denn er führt den Titel eines Königs) für den andern arbeite. Nach der in der Südsee häufigen Sitte, die heidnischen, oft sehr schmutzigen Namen gegen neue, am liebsten englische Namen auszutauschen, hatte er bei seiner Taufe den Namen „König Georg" angenommen. Als das Modell fertig war, gefiel es dem Capitän so sehr, daß er dem Häuptling zehn Guineen dafür gab. König Georg war nie im Leben so reich gewesen. Er besaß zwar einen großen Doppelkahn und viel Grundeigenthum, aber so viel Geld hatte er nie zuvor gehabt. Als das Missionsfest nun kam und jene Gaben dargebracht wurden, fügte er unbedenklich auch seine zehn Guineen bei.

Die überall auf den Südsee-Inseln, alsbald nach Einführung des Christenthums, von den europäischen Missionären errichteten Schulen haben auf die Umwandlung des ganzen heidnischen Lebens einen Einfluß ausgeübt, der allen übrigen Mitteln zur Gründung eines christlich geordneten Gemeinwesens erst die sichere Unterlage gewährt. Selbst an Kleinkinderschulen fehlt es nicht. Die kleinen Wesen lernen da ihr Alphabet, indem sie es singen und dabei nach dem Takte marschiren. Haben sie eine Weile buchstabirt und allerlei Fragen beantwortet, so machen sie eine eigene Musik mit Händeklatschen und ahmen verschiedenen Handwerkern nach: Einer stellt den Tischler vor, ein Anderer den Schmied, oder den Schneider, den Schuhmacher u. s. w. Jetzt hebt ein kleiner Kerl seinen Arm empor und ruft: „Das ist senkrecht!" Gleich streckt ein Zweiter seinen Arm seitwärts aus und ruft: „Dies ist wagerecht!" Ein Dritter bringt seine Arme ganz behutsam in eine künstliche Stellung und singt dazu: „Dies ist eine schräge Linie!" Ein Vierter streckt beide Arme aus und sagt:

Digitized by Google

„Das sind Parallel-Linien!" Ein Fünfter krümmt seinen Arm ein wenig und ruft: „Das ist ein Bogen!" Ein Sechster beschreibt mit seinem Finger in der Luft einen Kreis, ein Siebenter bildet mit seinem Ober- und Unterarm einen Winkel u. s. w. Gesang ist ihre größte Lust, und sie haben einige kleine Lieder, die sie ganz allerliebst singen. — Auf einigen Inseln sind auch Warteschulen für ganz kleine Kinder eingerichtet.

Für erwachsene Kinder sind die Elementarschulen schon jetzt unglaublich zahlreich und werden mit dem größten Eifer besucht. Es fehlt den Südseekindern keineswegs an Gaben, und unter gleichen Umständen würden sie gleiche, wenn nicht schnellere Fortschritte machen wie unsere Kinder. Sie lernen richtig und fließend lesen und schreiben, und im Rechnen bringen es manche überraschend weit. Der nordamerikanische Missionär Armstrong, der die Schulkinder auf der Sandwichinsel Mauwi zwei Tage lang examinirte, erzählt, daß mehrere von den 12- bis 15jährigen Knaben und Mädchen ganz verwickelte Exempel ohne Weiteres im Kopfe ausrechneten. Man muß hierbei bedenken, daß früher die heidnischen Südsee-Insulaner es im Rechnen nicht weiter brachten, als bei uns etwa fünf- oder sechsjährige Kinder. Zahlzeichen kannten sie weiter keine als die Finger; zählten sie weiter als zehn, so nahmen sie bei jedem neuen Zehn einen Palmblattstengel auf, bei jedem Hundert einen Kokosnußstengel u. s. w. — Auf mehreren Inseln wird ein jährliches Schulexamen gehalten, und nach dessen Beendigung ein Kinderfest gefeiert, wobei alle Kinder mit ihren besten, so viel wie möglich europäischen Kleidern geschmückt erscheinen, mit fliegenden Fahnen umherziehen und nach beendigtem Gottesdienste ein gemeinsames Mahl, unter einem großen Zelte oder dem schattigen Blätterdache riesiger Bäume, halten. Auf diesen Tag freuen sich die Kinder lange vorher und rüsten sich dazu, indem sie Hüte, Häubchen und allerlei Kleidungsstücke machen.

Eingeborene Jünglinge, die den Elementar-Unterricht genossen haben und als Missionäre zu wirken Verlangen tragen, werden dazu vorbereitet in Anstalten, die mit unseren Seminaren Aehnlichkeit haben. In anderen Schulanstalten auf den Gesellschafts- und Sandwich-Inseln haben die Zöglinge einen förmlichen Cursus durchzumachen, welcher vier Jahre dauert und sich von dem deutschen Gymnasialcursus eigentlich nur durch den Wegfall der klassischen Sprachen des Alterthums unterscheidet. Auch gibt es auf beiden Inselgruppen höhere Töchterschulen. Schulbücher sind vorhanden für den Unterricht im Lesen, in der Geographie, Arithmetik und Musik. Auch Bücher für die höheren Unterrichtszweige sind herausgegeben worden; es gibt Lehrbücher der Geometrie, Schifffahrtskunde, Astronomie und sogar der Anatomie.

Die dem lebendigen Christenthum inwohnende intensive, schöpferische Kraft wirkt nach außen wie nach innen, wirkt auf den Geist wie auf die Seele, kurz wirkt auf den ganzen Menschen; so daß der, bei dem dieses Christenthum in Saft und Blut übergegangen ist, nicht blos am Herzen, sondern auch am Geiste veredelt, nicht blos zu allem moralisch Guten angetrieben, sondern auch zum praktischen Wirken mehr befähigt wird. (Vergl. die Bemerkungen über das Christenthum im 6. Kap. des I. Abschnittes.) Dies zeigt sich denn auch an den bekehrten Südsee-Insulanern; wie sich schon aus den obigen Thatsachen entnehmen läßt, mit denen die nachstehenden genau im Einklange sind. Ganz neue Lebensweisen haben diese Insulaner eingeschlagen. Sie, die als Heiden in elenden Hütten wohnten, haben jetzt saubere Häuschen, je nach dem Bedürfnisse der Familie in verschiedene Zimmer abgetheilt, und mehrere unter den Häuptlingen haben ganz stattliche Häuser. Auf Tahiti und in Honolulu (Sandwich-Inseln) sind die königlichen Wohngebäude in Wirklichkeit europäischen Palästen vergleichbar. Das Verlangen nach angemessenem Hausgeräth, wie nach anständiger Kleidung treibt die christlichen Südsee-Insulaner zur Erlernung von allerlei Handwerken. Fast täglich

Digitized by Google

zeigen sich neue Bedürfnisse, und sie ruhen nicht, bis sie dieselben auf ihre Weise befriedigt haben. Weite Strecken Landes, die ehemals wüste lagen, sind jetzt angebaut und in erfolgreiche Cultur gebracht. Ueberall sieht man eingehegte Felder mit Taropflanzen, Kartoffeln, Rüben, Zuckerrohr und andern Pflanzen, theils für den einheimischen Verbrauch, theils für den Handel. Pitman sagt von einem Distrikt auf Rarotonga (zu den Hervey- oder Cooks-Inseln gehörig): „Bei meinen frühern Besuchen fand ich hier eine Wüste. Jetzt aber haben die Eingeborenen das Gestrüpp aufgeräumt, verschiedene Gemüsearten angepflanzt, eine beinahe meilenlange Mauer, zum Schutz der Felder vor den Schweinen, aufgerichtet und hübsche Wohnhäuser erbaut. Männer, Weiber und Kinder, die sonst wie das Vieh lebten, sind jetzt reinlich und anständig gekleidet und treiben ihre Arbeit. Durch was, so fragt man sich, ist diese wohlthätige Veränderung bewirkt worden? Antwort: durch das lebendige Christenthum!“ In einem andern Briefe sagt er: „Ich bin ganz erstaunt über die Arbeitslust der Eingeborenen. Früher konnten die Häuptlinge nur mit der größten Mühe es dahin bringen, daß Jemand ein Paar Tage hinter einander auf seinem Gehöfte arbeitete; seitdem aber die Eingeborenen Christen geworden sind, sieht man vom Morgen bis zum Abend ringsum rührige und willige Hände; und wenn sie auf solche Weise die Annehmlichkeiten eines gewissen Wohlstandes sich verschaffen, so kommt das auf der andern Seite ihrer geistigen Wohlfahrt wieder zu Gute.“ Statt daß früher von vierfüßigen Thieren nur Zwergschweine und Ratten auf diesen Inseln zu Hause waren, hat man jetzt Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen und europäische Schweine in ziemlicher Menge, — also wiederum eine Quelle größern Wohlstandes. Viele Eingeborene sind geschickte Handwerker geworden, namentlich Zimmerleute, Tischler, Drechsler, Schmiede u. s. w. Die Tischler bilden eine eigene Zunft, und das auf den Inseln sich vorfindende vielerlei vortreffliche Nutzholz verarbeiten sie zu Tischen, Bänken, Tassenbrettern, Büchergestellen, Sophas, Stühlen und anderem Hausgeräth. Die Meubles des bekannten englischen Consuls Pritchard (früher auf Tahiti, jetzt auf den Schiffer-Inseln) sind fast sämmtlich von Eingeborenen verfertigt, und er vermißt nichts. Die Zimmerleute behauen manches Stück Holz so gerade und glatt, als wenn es gehobelt wäre, und das Hohleisen führen sie mit großem Geschick. Die Drechsler drehen Stuhl- und Sophafüße, Bettpfosten, Rollen für die Zuckermühlen, Blockscheiben (zu Flaschenzügen) u. dgl. m. Die Holzsägerei nährt eine Menge Leute. Einige sägen für Taglohn, Andere haben eigene Werkstätten und speichern Bretter, Latten und Balken zum Verkaufe auf. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, wenn man diese Neulinge in ihrer Kunst die Schnur anlegen und Kreidelinien schlagen sieht. Ihre Hauptkunst besteht im Sägen von Dachschindeln, wozu sie eine ganz feingezinkte Säge anwenden, und auf diese Weise aus einem Blocke erstaunlich viel Schindeln schneiden. Den Schmied auf den Südsee-Inseln sieht man mancherlei Dinge verfertigen, die sonst eigentlich nicht zu seiner Profession gehören; im Uebrigen aber liefert er zum Theil ausgezeichnete Schmiedearbeiten. So sah einst Pritchard einen sog. spanischen Zaum, den ein eingeborener Schmied verfertigt hatte, und der viel künstlicher war als unsere gewöhnlichen Trensen und Kandaren. Der Mann erhielt dafür ein Pfund Sterling. — Die eingeborenen Schiffszimmerleute bauen nicht allein treffliche Böte nach Art der europäischen, sondern auch, namentlich auf den Sandwich- und Gesellschafts-Inseln, Seefahrzeuge bis zu 40, ja 100 und noch mehr Lasten, die zum Theil sehr schnell segeln. Das Tauwerk wird von einheimischen Reeperbahnen geliefert, die man jetzt auf den meisten Inseln findet, und welche auch sehr häufig europäische Wallfischfahrer und andere fremde Schiffe mit Tauen von allen Gattungen versorgen; so daß die Reepschlägerei bereits ein einträglicher Erwerbszweig geworden ist. An ausgezeichneten

Digitized by Google

Seeleuten unter den Eingeborenen fehlt es durchaus nicht, sondern im Gegentheil sie finden sich zahlreich vor und zeigen für das Seewesen eine außerordentliche Geschicklichkeit, insonderheit die Sandwich-Insulaner, welche dafür geboren zu sein scheinen. Daß sie sich auf ihren Fahrten nicht mehr nach den Gestirnen, sondern nach dem Compaß richten, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Auf allen den Inseln, wo die europäischen Missionäre schon längere Zeit gewirkt und die Sprache der Eingeborenen in eine grammatikalische Ordnung gebracht haben, sind Buchdruckerpressen errichtet. Anfangs mußten die Missionäre die Presse selbst handhaben, jetzt brauchen sie blos die Oberaufsicht zu führen. Viele Eingeborene leisten in diesem Fache treffliche Dienste. So finden sich eingeborene Setzer und Drucker auf den Sandwich-, Gesellschafts-, Freundschafts-, Schiffer- und Hervey-Inseln. Auf den erstgenannten haben es Einige merkwürdig weit in dieser Kunst gebracht, und täglich sind eine ziemliche Anzahl Leute in den Druckereien beschäftigt, die ihre Arbeit stundenweise bezahlt bekommen. Es wurden hier (nämlich auf den Sandwich-Inseln) im J. 1836 schon 12,750,179 und zwei Jahre später 17,746,650 Seiten gedruckt. — Die so gedruckten Bücher werden von Eingeborenen auch gebunden, und ihre Arbeit läßt wenigstens in der Festigkeit und Sauberkeit nichts zu wünschen übrig. — Sollte früher an irgend Jemand auswärts eine Nachricht gesandt werden, so mußte man Boten zu mündlicher Bestellung schicken; jetzt schreibt man Briefe und besorgt sie durch Botenposten.

Die Eingeborenen mancher Inseln haben selbst mit der Baumwollmanufaktur sich zu beschäftigen angefangen. Theils war hier die Baumwollstaude schon einheimisch, theils ward sie hierher verpflanzt, und gegenwärtig wird Baumwolle von vorzüglicher Güte und in großer Menge gewonnen; so daß auf jenen Industriezweig höchst lohnende Mühe zu verwenden ist. Ein angesehener Häuptling auf den Sandwich-Inseln hat ein großes massives Fabrikgebäude errichtet, worin fleißig gearbeitet wird. Von einem Europäer ließ er sich ein Muster-Spinnrad anfertigen, wonach seine Leute etwa zwanzig andere, fast eben so brauchbare, gemacht haben. Die Karden sind von Nordamerika her eingeführt. Schon die ersten Versuche in dieser Fabrik haben guten Erfolg gehabt. Frauen und Mädchen in Menge haben das Spinnen gelernt, und mehrere junge Männer sind geschickte Weber geworden. — Zuckersiederei wird gleichfalls hin und wieder getrieben. Das Zuckerrohr (von dem z. B. das Tahitische wegen seiner ausnehmenden Güte nach Westindien verpflanzt worden ist) wächst auf den meisten Südsee-Inseln in erstaunlicher Ueppigkeit und wird gegenwärtig in ausgedehntem Maße kunstgerecht angebaut. Männer, Frauen und Kinder sieht man in den Pflanzungen mit dem Jäten der Felder und dem Behäufeln der jungen Pflanzen beschäftigt; und, wie gesagt, das Zuckersieden (wozu, beiläufig bemerkt, eine nicht geringe Geschicklichkeit erforderlich ist) wird bereits von manchen Eingeborenen außerdem betrieben.

Wer keine bestimmte Profession erlernt hat, steht darum doch nicht müßig, sondern treibt allerlei Handarbeit, z. B. Netzestricken und Canotbauen, und fast in jedem Hause bereitet man Kokosnußöl und schabt Pfeilwurz.

Das weibliche Geschlecht steht an neuerworbener Kunstfertigkeit dem männlichen nicht nach. Es gibt Näherinnen, Wäscherinnen, Hut- und Haubenmacherinnen u. s. w. So werden z. B. auf den Sandwich-Inseln von eingeborenen Frauen und Mädchen Hüte und Hauben angefertigt, wie solche kaum europäische Putzmacherinnen kunst- und geschmackvoller liefern könnten. Pritchard brachte nach England einige Proben Hutgeflechts, von Tahitierinnen gefertigt; und Sachverständige erklärten, daß es die englischen Fabrikate dieser Art weit übertreffe. Es wird aus Pfeilwurzstengeln und Zucker-

Digitized by Google

rohrblättern geflochten, ist schön weiß, weich und glänzend, dem schmalen Sammetbande nicht ungleich, und so auffallend leicht, daß es zu Damen-Sommerhüten vortrefflich sich eignet. Ein Handelshaus in Schottland hat sich contraktlich verbindlich gemacht, alles Geflecht dieser Art, welches die Südsee-Inseln liefern, anzukaufen.

Im Allgemeinen werden von den hier in Rede stehenden Inseln gegenwärtig namentlich folgende Handelsartikel ausgeführt: Das so eben beschriebene Hutgeflecht, Tauwerk, Sandelholz, verschiedenes Nutzholz, Pfeilwurz, Zucker (über 2000 Ctr. allein von Tahiti, und zwar schon im J. 1835), Kaffee, rohe Baumwolle, Indigo, Kokosnußöl, Farbenöl, eingemachte Früchte, Salz, Perlen und Perlmuscheln. Diese Artikel werden noch durch manche andere vermehrt werden, z. B. durch Färbehölzer, Gewürze u. dgl. m., in dem Grade, wie der Welthandel sich in der Südsee noch mehr ausbreiten wird, als schon bis jetzt geschehen ist. Die Sandwich-Inseln, die z. B. mit China einen eben so lebhaften Verkehr unterhalten, wie mit der russischen Nordwestküste und neuerdings mit dem nordamerikanischen Staate Ober-Californien, stehen mit europäisch-christlichen Handelsstaaten gewissermaßen schon auf Einer Linie, obwohl sie noch vor dreißig Jahren in ihrem heidnischen Zustande von dem eigentlichen Handel unberührt geblieben waren. Andererseits werden allein aus den Hafen von Papeete auf Tahiti jährlich Waaren zum Werthe von wenigstens 50,000 Thalern ausgeführt. Der Handelsverkehr mit den Freundschafts- und Schiffer-Inseln ist ebenfalls schon sehr lebhaft, und von den Fidschi-Inseln wird insbesondere viel Sandelholz geholt. Unter den Südsee-Insulanern selbst gibt es viele Kaufleute. Einige kaufen ausländische Artikel ein und setzen sie im Detail in den Ortschaften ab, wo keine Schiffe landen. Andere wieder verkaufen große Quantitäten Kokosnußöl, Pfeilwurz, Zucker u. s. w. an die fremden Kauffahrer. Einige europäische Missionärssöhne (z. B. der junge Williams) haben sich als Kaufleute in der Südsee niedergelassen und suchen den Handel in jeder möglichen Weise zu heben. Es ist klar, daß mit dem Fortschritte der civilisirenden Evangelisation dieser Inseln sowohl die Nachfrage nach ausländischer Waare, als auch die Production einheimischer Artikel zunehmen muß. Schon seit 1848, wo Schaaren von Menschen nach dem goldreichen Ober-Californien sich in Bewegung zu setzen begannen, hat die Zahl der den Großen Ocean befahrenden Schiffe unglaublich sich vermehrt, und wird in einem noch höhern Grade sich vermehren, sobald der, diesen Ocean mit dem Atlantischen Meere verbindende Kanal von Nicaragua vollendet ist. Außerdem wird die Südsee von einer großen Anzahl nordamerikanischer, englischer, deutscher und anderer europäischer Wallfischfahrer unabläßig und in allen Richtungen durchkreuzt. Welche Wohlthat nun für alle diese Südseefahrer, daß sie jetzt ohne Schwierigkeit von den Inseln Proviant einnehmen können. Auf fast allen den, hier in Rede stehenden Südsee-Inseln, denen sie früher nicht ohne Gefahr, erschlagen und gefressen zu werden, sich nahen durften, finden sie jetzt nicht blos die freundlichste Aufnahme bei den christlich gewordenen Eingeborenen, sondern auch Mundvorräthe in großer Menge und Mannigfaltigkeit. In gar manchem wirthlichen Hafen können sie mit frischem Rind- und Schweinefleisch, mit Fisch und Geflügel, mit Kartoffeln und mancherlei Gemüse sich versorgen, und noch dazu sind alle diese Dinge hier billiger zu kaufen, als sonst irgendwo. Es gibt freilich, außer den Marquesas, auch noch einzelne andere heidnische Inseln, wo Schiffe zu ankern, oder auch nur ein Boot ans Land zu schicken kaum wagen. Denn man ist hier keinen Augenblick seines Lebens sicher. Wenn diese Insulaner am freundlichsten scheinen, droht grade die gewisseste Gefahr; sie führen dann fast immer Raub und Mord im Schilde. Zu den Inseln aber, wo Christen wohnen, haben alle Schiffe sichern Zugang. Daher ist bei Insulanern, deren Umwandlung oder Zustände dem Seefahrer noch nicht bekannt sind, gewöhnlich die erste Frage:

Digitized by Google

„Sind Miſſionäre da?“ und im Bejahungsfall wird unbedenklich gelandet. Ein ſchwediſcher Schiffscapitän, der mehrere Südſee-Reiſen gemacht hat, ſchreibt hierüber: „Auf meiner vorigen Reiſe berührte ich eine der Schiffer-Inſeln, aber ich fand die Eingeborenen ſo wild und feindlich, daß ich zu landen mich ſcheute, und war froh, als ich mit vollen Segeln fahrend die Inſel aus den Augen hatte. Diesmal aber nahmen mich die nämlichen Eingeborenen mit großer Herzlichkeit auf, handelten mit mir ehrlich, und mein Leben und Eigenthum war ſicher bei ihnen. Ich war darüber ganz erſtaunt, bis ich erfuhr, daß mittlerweile Miſſionäre ſich hier niedergelaſſen hatten.“

Vor einigen Jahren ſtrandete an dem, die Cooks- oder Hervey-Inſel Rarotonga umgebenden Korallenriffe eine nordamerikaniſche Handelsbrigg. Durch die ſchnelle Hülfe der Eingeborenen, welche ausgezeichnete Schwimmer ſind, wurde von den Schiffsgütern Manches gerettet und in ihre Verwahrung auf mehrere Monate gegeben. Der Capitän hat hernach den Miſſionären verſichert, auch nicht ein Tau-Ende oder ein alter Nagel ſei abhanden gekommen. — Ein anderes nordamerikaniſches Fahrzeug, ein Wallfiſchfahrer, der Falke genannt und von Capt. Chaſe befehligt, ſtrandete vor Rurutu (zu den Auſtral-Inſeln gehörig). Die chriſtlichen Eingeborenen dieſer Inſel nahmen nicht allein Capitän und Mannſchaft freundlich auf, ſondern leiſteten auch alle mögliche Hülfe bei Bergung des Wracks. Der Capitän hinterließ ihnen bei ſeiner Abreiſe folgendes Zeugniß: „Die Eingeborenen haben uns Beiſtand geleiſtet nach beſten Kräften von dem Augenblicke an, wo das Schiff ſtrandete, bis zu unſerer Abfahrt. Gleich am erſten Tage, als wir die Reſte unſerer Ladung und unſere Sachen ans Land ſchafften, trugen die Eingeborenen auf ihren Schultern eine Kiſte nach der andern zum Miſſionärhauſe, und auch nicht ein einziges Tuch haben wir vermißt, obwohl ſie uns alles mit einander hätten nehmen mögen, ohne daß wir es hindern konnten. Ein ſchlagender Beweis für die Ehrlichkeit der Bewohner dieſer Inſel! Die ganze Zeit über, daß ich mit meinen Leuten bei ihnen geweſen bin, haben ſie uns auf's Freundlichſte behandelt, wofür ich ihnen immer dankbar bleiben werde. Ich ſelbſt und die Steuerleute wohnten in dem Hauſe Puna's (des eingeborenen Miſſionärs), der ſammt ſeiner Frau Alles aufbot, um es uns gemüthlich zu machen, wofür ich ihnen meinen aufrichtigen Dank ſage — die einzige Vergeltung, die für den Augenblick in meiner Macht ſteht. B. Chaſe.“ — Capt. Chaſe hatte ein ſolches Vertrauen zu den Eingeborenen gefaßt, daß er die ganze Schiffsladung den Lehrern übergab, und an Williams auf Rajatea (zu den Geſellſchafts-Inſeln gehörig) ſchriftlich die Bitte richtete, er möchte dieſelbe bei erſter Gelegenheit für ihn verkaufen. Etwa drei Monate darauf, ehe Williams an Puna hatte Nachricht ſenden können, kam nach Rurutu ein Kauffahrteiſchiff, deſſen Capitän ſich dem ihm bewillkommnenden Miſſionär Puna vorſtellte als von Capt. Chaſe beauftragt, die Oelladung des geſcheiterten Falken abzuholen. Puna fragt, ob er nicht eine ſchriftliche Ordre von Capt. Chaſe mitbringe? „Allerdings,“ erwidert der Mann, „ich werde ſie ſogleich von meinem Schiffe holen.“ Damit geht er weg, ſchreibt eine Ordre und händigt ſie dem Miſſionär ein. Der blickt ihn ſcharf an und ſagt dann in ſeinem gebrochenen Engliſch: „Du ein Lügner! du ein Dieb! Stehlen willſt du dies Gut — du nicht haben dies Gut!“ Der entlarvte Capitän ſtellte ſich ungebehrdig über einen ſolchen Verdacht. Aber Puna nahm ihn ruhig bei der Hand, führte ihn in ſeine Wohnung und öffnete ſein Journal, in welches er mit Bedacht Capt. Chaſe ſich hatte einſchreiben laſſen, und indem er die falſche Ordre neben die Handſchrift in dem Journal hielt, wiederholt er ſeine Anklage: „Du ein Lügner, du ein Dieb, du nicht haben dies Gut.“ Der Capitän machte ſich ſcheltend davon. Es iſt nicht an den Tag gekommen, wer er geweſen. Aber ſeine Taufe war länger her, als Puna's Taufe, das iſt ſicher. Capt. Chaſe ſchenkte den treuen Rurutuanern einen

Digitized by Google

Theil des Oels. Und — beiläufig — was machten sie damit? Einige Wochen darauf erhielt Williams 460 Thaler als Missionsbeitrag von Rurutu, die hatte man für das Oel eingenommen.

Fassen wir nun dies alles kurz zusammen, so läßt sich von den, durch die Predigt des Evangeliums auf den Südsee-Inseln bewirkten Veränderungen ganz einfach Folgendes sagen: Die Menschenopfer haben aufgehört, die Menschenfresserei hat aufgehört, Mord und Todtschlag haben aufgehört, der Diebstahl hat aufgehört, der sklavische Zustand der Weiber hat aufgehört, und der Müssiggang hat aufgehört. Mit dem Aberglauben hat auch das Tabu aufgehört, nach welchem oft einzelne Familien für opferfähig erklärt wurden. Es braucht also Niemand mehr in steter Angst und Besorgniß zu schweben, plötzlich ergriffen und zum Opferaltar geschleppt zu werden. Niemand sieht sich mehr der Gefahr ausgesetzt, meuchlings erschlagen und in den Bratofen gesteckt zu werden. Vielmehr darf Jeder ohne Ausnahme sorglos der Nachtruhe sich hingeben; es nahet sich ihm weder ein Mörder, noch ein Dieb. Denn an dem Altar des lebendigen Gottes werden nur Opfer des Gebetes und Dankes dargebracht, und das Gebot: „Du sollst nicht tödten," wird eben so heilig gehalten, wie das Gebot: „Du sollst nicht stehlen." Der greise Vater hat nicht mehr zu befürchten, von dem eigenen Sohne lebendig eingescharrt zu werden, um ihm nicht länger Ueberlast zu machen; denn mit der Heilighaltung des vierten Gebotes ist die christliche Liebe innig verschwistert. Keine Frau wird von ihrem Manne mehr um ein Paar Nägel verhandelt, oder gar zur Stillung seines Gelüstes nach Menschenfleisch ausersehen; denn mit der Liebe zwischen Eltern und Kindern geht die Gattenliebe Hand in Hand. Der Müssiggang ist durch eine geregelte Thätigkeit verdrängt worden; denn der wahre Christ ist auch erleuchtet am Geist und weiß demnach, daß der Müssiggang aller Laster Anfang ist; er beherzigt des Apostels Ermahnung, „nicht unnütze Dinge zu treiben," sondern „zu arbeiten mit eigenen Händen;" er weiß, es steht geschrieben: „so Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen." Und wenn einerseits der Müssiggang viel Böses gebiert, so ist andererseits Arbeitsamkeit die Quelle vieler Tugenden. Der Fremdling wird nicht mehr mit Mißtrauen, oder gar mit Raub- oder Mordgedanken, sondern mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen; denn solches gebietet schon die christliche Nächstenliebe, abgesehen von den Geboten alten und neuen Testaments, „die Fremdlinge zu lieben" und „gastfrei" zu sein. Menschen, welche in ihrem heidnischen Zustande einem Reiher oder einer Eidechse göttliche Verehrung zollten, und krausköpfige Menschen opferten, um einen rohen, unförmlichen Klotz aus Aktoholz zu versöhnen und nebenbei aus des starkgliedrigen Krauskopfs Schienbein einen Hohlmeißel zu verfertigen, sieht man jetzt als Christen eifrig in der Schrift forschen, vertraut mit den Elementar-, zum Theil selbst mit den höheren Wissenschaften, sieht sie ihre Hohlmeißel und

Digitized by Google

anderes Handwerksgeräth kunstgerecht aus Eisen schmieden, und überhaupt in einem Kreise der Gesittung sich bewegen. Und dieser Kreis begreift wenig oder keine jener, mit europäischer Civilisation so häufig gepaarter Elemente des Hasses und der Zwietracht, des Neides und der Bosheit, vielmehr ist er umschlungen von einem gemeinsamen Bande der Alles beseelenden Liebe, und mit dieser Liebe sind innig verschmolzen alle übrigen christlichen Tugenden, insonderheit die Demuth und Sanftmuth.

Wenn nun dies alles unbestreitbare Thatsachen sind, so fragen wir im Namen des Christenthums und des gesunden Menschenverstandes: ob wohl der Zweck der Bekehrung abergläubischer Götzendiener, blutgieriger Barbaren, roher Menschenfresser zum Christenthum vollständiger hätte erreicht werden können, als hier geschehen? Nein, gewiß nicht.

Aber wir haben schon im 6. Kap. des I. Abschnittes gezeigt, wie eben dieser überaus günstige Erfolg europäischen Abenteuerern in der Südsee, und protestantischen Namenchristen in Europa ein Gräuel ist und sie zum Theil sogar in Wuth versetzt hat. Indeß hat derselbe nicht minder Katholiken, oder, besser gesagt, fanatische Anhänger des **Pabstthums** und der seit achthundert Jahren offen in's Dasein getretenen Grundsätze des **römischen Stuhls**, zu bitterer Feindschaft und selbst zu thätigem Einschreiten angeregt; und von ihnen und ihren Ränken und Gewaltthaten wider die protestantische Südsee-Mission ist hier allein die Rede. An den Gräueln und Schandbarkeiten, die wir zu erzählen im Begriffe stehen, ist die Masse der Katholiken völlig schuldlos, und ein großer Theil derselben verabscheut sie sogar; denn der wahrhaft gläubige Katholik ist in der Regel auch ein gläubiger Christ, und als solcher kann er andererseits gerechte Anerkennung nicht versagen einem Werke, welches zwar von nicht-katholischen Händen, aber doch von ächt evangelischen Christen aufgerichtet worden ist und als in jeder Hinsicht wohlthätig und segensreich sich kundgibt. Es ist hier, wie gesagt, nur von römisch-hierarchischen Bestrebungen, Ränken und Gewaltthaten die Rede; und damit hat der christlich-gläubige Katholik nichts gemein. Auch ist andererseits soviel gewiß, daß der Apostel Indiens (wie ihn die katholische Kirche nicht mit Unrecht nennt), nämlich der ächt christlich gesinnte, tief demüthige und darum auch so wirksame Franz Xaver, der berühmte Ordensbruder und Zeitgenosse Loyala's sich dergleichen unerhörte Dinge nie erlaubt hat, noch erlaubt haben würde.

Die heilige Schrift und Menschensatzungen können nicht neben einander bestehen, und wo jene vorwaltet, müssen diese weichen. Zur Begründung einer schriftwidrigen geistlichen Universalherrschaft hat das Pabstthum nach und nach Menschensatzungen in sein Religionssystem eingeschoben und dieses dadurch in vielen Stücken mit dem evangelischen Christenthum in Widerspruch gesetzt. Redlichen Forschern in der Schrift mußte dies einleuchten,

Digitized by Google

wie ja denn auch grade ein solches Forschen in der Schrift der Reformation zum Grunde liegt. Die Reformation wäre indeß ohne weitere Folgen geblieben, hätte sich die römische Kirche entschließen können, zu den Grundsätzen der alten katholischen Kirche zurückzukehren; allein es geschah nicht, und so blieb der Widerspruch bestehen. Daher bis auf den heutigen Tag die Bannstrahlen des römischen Stuhls wider die Bibelverbreitung und wider die Missionsgesellschaften der evangelischen Kirche, weil diese sich in ihren Grundsätzen ausschließlich auf die heilige Schrift stützt.

Es ist also leicht zu ermessen, welchen Eindruck der herrliche Erfolg der Südsee-Mission auf Rom machen mußte. Rom und seine Priester wollen ihre Ehre und ihre Herrschaft schlechterdings nicht an den Herrn und Sein Wort abtreten, und sehen deßhalb überall scheel, wo Gott gütig ist außerhalb des Bereichs ihrer Herrschaft. Sie dürfen es nicht einräumen, daß das Wort Gottes, von Nicht-Römischen gepredigt, geistig Todte lebendig mache, und die von ihnen dem Volke verbotene Bibel nütze sei zur Erlösung aus der Knechtschaft der Sünde. Ihr Zorn gegen die Südsee-Mission mußte daher sehr groß sein. Pabst Gregor XVI. (der von 1831 bis 1846 auf dem päbstlichen Stuhl saß) ermahnte in einem Rundschreiben zum „heiligen Kampfe" gegen die protestantischen Missionsgesellschaften, an denen man sehe, „wie der Teufel in der Welt wüthet." Nicht die Bekehrung der Heiden, sondern die Zerstörung der evangelischen Missionen liegt den Römischen am Herzen. „Sie gehen darauf aus," sagt Ellis, „in das Gebiet eines Andern einzudringen und den Arbeiter, der des Tages Last und Hitze getragen hat, der Früchte seines sauren Schweißes zu berauben. Nicht das Heidenthum wollen sie stürzen, nicht wilden Völkern die Segnungen des Christenthums bringen; nein, verführen und verwirren wollen sie die Herzen, die gläubig an Christum geworden sind, Streit und Hader anstiften unter Solchen, die, vormals erbitterte Feinde, durch das Evangelium zu friedlichen Nachbarn umgewandelt sind. Und das alles aus keiner andern Ursache, als weil diese Wohnungen des Friedens und sittlicher Wohlfahrt, unter protestantischer Pflege, ihnen unleidlicher sind, als die Barbarei, der Sündenschmutz und der Götzendienst aller heidnischen Inseln Polynesiens." Dies Urtheil eines englischen Missionärs bestätigt ein französischer Katholik und See-Offizier, Desgraz, welcher den bekannten Dumont d'Urville auf dessen Weltumsegelung begleitete, in folgenden merkwürdigen Worten: „Die katholischen Missionäre ließen sich nach Tahiti führen, um die schon christlichen Eingeborenen zum römischen Glauben zu bekehren. Dies Unternehmen ist seltsam, denn es gibt unter den sog. Wilden noch Götzendiener genug zu bekehren, ohne daß man nöthig hat, in das Gebiet eines Andern einzufallen. Aber hier kommt das Eselsohr zum Vorschein. Man sieht leicht, daß unsere Missionäre nicht auf die Besserung der wilden Völker, sondern auf den daraus erwachsen-

Digitized by Google

den Ruhm ihrer Arbeiten ausgehen. Ihnen ist, und sollten sie auch, wenn es angeht, das von einem Nachbar erbaute Haus einreißen, die Gelegenheit, von sich reden zu machen, weit lieber, als stille Thätigkeit für die Civilisation in einem verborgenen Winkel der Erde, wo ihre Anstrengungen, wenn sie auch mit Erfolg gekrönt werden, die öffentliche Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehen."

Bereits im J. 1826 kamen einige römische Sendlinge nach der Sandwich-Insel Hawaii, wurden aber von den Eingeborenen alsbald verjagt. Nichtsdestoweniger verlor Rom seitdem die Südsee-Inseln nicht aus den Augen, und je lauter der Gesang vom Siege in den Missionshütten in sein Ohr drang, desto eifriger war es darauf bedacht, einen Gegner zum Verstummen zu bringen, in welchem das eigene Gewissen ihm entgegengehalten ward. Eine jesuitische Brüderschaft, die unter dem Namen der Picpus-Gesellschaft in Frankreich ihr Wesen hat *), wurde dazu ausersehen, durch ihre Priester dem verhaßten Protestantismus seine Krone zu rauben. Dieser Gesellschaft ward nämlich im Juni 1833 vom Pabste das Geschäft übertragen, „alle Inseln des Stillen Meeres zu bekehren**)." Schon im Mai des folgenden Jahres langten zwei Picpus-Priester, Caret und Laval, begleitet von einem apostolischen Präfecten und dem irländischen Catecheten Columban Murphy, in Valparaiso, der bekannten Haupthandelsstadt Chili's, an. Hier ward ein Missionsseminar, als jesuitisches Zeughaus, errichtet, und die beiden Priester gingen zunächst nach den (zu dem Gefährlichen Archipel gehörigen) Gambier-Inseln, um von hier aus gegen die protestantischen Missionen zu wirken und zugleich einen Vorposten für den Angriff auf Tahiti zu gewinnen (die Gesellschafts-Inseln, zu denen Tahiti gehört, liegen ganz in der Nähe des nordwestlichen Theils des Gefährlichen Archipels); denn Tahiti, die Burg des Evangeliums in der Südsee, war von vorn herein ihr Hauptziel. Ihre Hoffnung drückten sie selbst in den Worten aus: „Wir hoffen, daß diejenigen, welche zur Ketzerei verleitet worden und unter dem eisernen Joche der Methodisten leben, sich willig dem leichten und sanften Joche des Erlösers unterwerfen und die

*) Diese Gesellschaft hat ihren Namen von einem ihr gehörigen Hause in der Picpus-Straße zu Paris. Sie gehört nebst drei ähnlichen Verbrüderungen zu dem großen „Vereine der Glaubensverbreitung," der in Lyon seinen Muttersitz und das Gebet: „Heiliger Franz Xaver, bete für uns!" zu seiner Losung hat. Das Picpus-Haus steht unter dem besondern Schutze der heiligen Herzen Jesu und Mariä.

**) Man möchte nur fragen, weshalb man denn mit diesem, dem Wortverstande nach allerdings höchst lobenswerthen Unternehmen so lange gewartet, und es nicht schon wenigstens zwanzig Jahre früher ins Werk gerichtet hatte? Aber die Antwort darauf hat uns oben schon Desgraz gegeben. An der Bekehrung der heidnischen Südsee-Insulaner lag den Römlingen nichts; denn das hätte eben so wenig Aufsehen erregt, wie vormals die Romanisirung der Tagalen auf Manilla, oder der unglücklichen Ureinwohner der Ladronen. Dagegen mußte die Romanisirung bereits zum Christenthum bekehrter Südsee-Insulaner einen weit größern Eclat machen, und war überdies nicht mit der geringsten Lebensgefahr mehr verbunden. Merkwürdig ist, daß ungefähr um die nämliche Zeit, wo sie hiermit umgingen, die evangelischen Missionäre das Bekehrungswerk unter den menschenfressenden Fidschi-Insulanern furchtlos begannen. Ohne Zweifel werden die Jesuiten auch hier warten, bis die Gefahr, in den Backofen gesteckt zu werden, gänzlich beseitigt ist, und dann zu ernten suchen, wo sie nicht gesäet haben.

Digitized by Google

katholische Lehre annehmen werden." Was nun das für ein Geschwätz ist! Einmal ist die Bekehrung der Tahitier und meisten übrigen Südsee-Insulaner von der Londoner Missions-Gesellschaft ausgegangen, und diese sendet fast nur Mitglieder der englischen Hochkirche, nie aber Methodisten aus. Sodann stimmt die Lehre der Methodisten im Grundprinzip mit der Augsburgischen Confession überein, und es waltet nur der Unterschied ob, daß die Methodisten, gleich der Brüdergemeinde, die alt-apostolische Kirchenzucht bei sich eingeführt haben. Will man römischer Seits diese ein eisernes Joch nennen, so kann man die im römisch-katholischen Beichtstuhl vorgeschriebenen Bußübungen und die Fastengebote mit noch größerem Fug so nennen. Endlich dringen ja die evangelischen Missionäre wesentlich und hauptsächlich darauf, sich los zu machen von dem Sündenjoche und auf sich zu nehmen das sanfte Joch des Erlösers; und was sie durch Lehre, Beispiel und Wandel unter den Südsee-Insulanern gewirkt haben, ist oben sattsam gezeigt worden *an den Früchten*. Und das will man „zur *Ketzerei* verleiten" nennen, obendrein noch in einer Zeit, wo das Pabstthum bei unzähligen Katholiken, wenigstens in Frankreich und Italien, selbst fast zu einer Ketzerei geworden ist, und der Boden unter den eigenen Füßen wankt!

Eben hatte ein eingeborener Lehrer von Rapa (der südlichsten Austral-Insel) auf der kleinen Gambier-Insel Akena die Eingeborenen zu unterrichten begonnen, als die beiden Priester ankamen. Bereitwillig bot der Rapaner seine Hütte ihnen zur Wohnung an, aber das Loos der Grasmücke, die dem Kukuk ihr Nest einräumt, war sein Lohn. Die Priester wußten durch allerlei Narretheidinge die Neugierde der Insulaner rege zu machen und erzählten dann den um sie versammelten Leuten: sie seien gekommen, um ihnen die rechte Religion zu bringen; diese Religion nehme ihnen ihre unschuldigen Vergnügungen nicht; was ihr bisheriger Lehrer ihnen aufgeladen, sei ein „eisernes Joch" u. s. w. Nun, gegen dergleichen wußten die unwissenden Insulaner nichts einzuwenden; andere Aufhetzereien der Priester kamen hinzu, und es währte nicht lange, so mußte der Rapaner heimkehren, weil man ihm keine Nahrung mehr reichen wollte. Jetzt hatten die Priester freies Spiel, und die Bekehrung der Gambier-Insulaner ging rasch vorwärts. Aber was für eine Bekehrung? Ein Kind, welches im Sterben noch getauft worden, unterstützte — so sagten die Priester — im Himmel mit seiner Fürbitte ihre Arbeit auf Erden. Das Kreuz konnten Alt und Jung bald schlagen, auch einige lateinische Gebete zur Maria aufsagen und ein Kleeblatt als Bild der heiligen Dreieinigkeit verehren. Beim Taufen hatten die Priester eine eigene Weise. „Laval und ich", erzählt Caret, „haben auch einen Besuch auf der Insel Akamaru gemacht und sind wohl aufgenommen worden. Wir bemerkten viele Hautkrankheiten und fanden Kinder, ganz vom Ungeziefer zerfressen. Einigen schnitten wir die Haare ab und wuschen ihnen den Kopf. Wir verfahren so, um Diejenigen, welche im Sterben liegen, leichter taufen zu können, *ohne daß die Eingeborenen es bemerken*" *). Als nun gar der Bischof *Stephan Rochouse*, zum apostolischen

*) Aehnlich verfuhr der jesuitische Missionär *Bataillon*, der später nach Tahiti ging. Er hielt sich zwei ganz gleiche Fläschchen, das eine mit wohlriechendem, das andere mit Tauf-Wasser. Von jenem Fläschchen goß er den Kindern, zu denen er (als Arzt) gerufen wurde, ein Paar Tropfen auf die Stirn und hieß die Mutter dieselben einreiben. Dann vertauschte er heimlich die Fläschchen und goß dem Kinde Taufwasser auf die Stirn, „wodurch es *wiedergeboren* werde, ohne daß irgend Jemand es merke." Also auf solchen Schleichwegen soll man, und nun gar als Kind, wiedergeboren werden können! Welchen Begriff sich dieser Jesuit wohl von der Wiedergeburt machen mag?

Digitized by Google

Vikar für die östlichen Südsee-Inseln ernannt, nach den Gambier-Inseln kam (dies geschah im Mai 1835), und die Eingeborenen seine Bischofsmütze und seinen Stab sahen, da war kein Halten mehr, — Alles wollte sich „bekehren." Es wiederholte sich auf Akena, was einst zu Lystra geschah (Apostelgesch. 14, 11 ff.), nur mit dem Unterschiede, daß der römische Bischof Stephan Rochouse die Ehre annahm, gegen welche Paulus und Barnabas voll Abscheu Einspruch thaten. An dem ersten allgemeinen Tauf- und Firmelungstage assistirte der ehemalige Götzen-Oberpriester von Akena dem christlichen Bischof. Die jungen Christen waren bald soweit gefördert, daß schon im Jahre 1835 (also noch im nämlichen Jahre, wo Bischof Rochouse nach den Gambier-Inseln kam) Laval schreiben konnte: „Die Eingeborenen begreifen vollkommen, daß Jesus Christus sich zwölf Apostel (deren Namen sie bereits kennen) erwählt hat, daß der heilige Petrus das Haupt Aller und der Kirche ist *), daß Jesus Christus seine ganze Macht dem Petrus, und daß Petrus sie den Andern übergeben hat. Sie wissen ebenfalls ganz gut, daß unsere Vollmacht und Sendung von Gott stammt. Die Kette ist die: der hochwürdige Bischof Stephan hat sie uns (den Priestern Laval und Caret) gegeben, der Pabst Gregor ihm, der heilige Petrus diesem großen Missionär (nämlich Gregor XVI.), und Jesus Christus dem Petrus, der sein Nachfolger ist. Der Häuptling von Akamaru sagte denn auch einst zu uns: „„Demnach stammt eure Macht von Gott. Wenn hierher ein Missionär kommt, so werde ich ihn fragen, wer ihn gesandt hat. Erklärt er, Gregor habe es nicht gethan, so werde ich ihm sagen: Geh fort, du bist kein Missionär Jesu Christi. Dann werde ich ihn fragen: Wem gehören diese Kinder und diese Frau? Er wird antworten: Mir. Ich aber werde ihm sagen: Wohlan, gehe fort, denn du bist kein Missionär; Gott hat keine Frau, Jesus Christus hatte keine Frau, Tareta (Caret) hat keine Frau, und Tarava (Laval) hat keine Frau, und du bist nur ein Mensch wie wir.""

„Wir sind auch sterbliche Menschen, gleichwie ihr," sprachen Paulus und Barnabas, entsetzt über die ihnen zugedachte göttliche Verehrung. (Apostelgesch. 14, 15.) Die Jesuitenpriester Caret und Laval aber hatten diesen tief-demüthigen Sinn freilich nicht, denn sonst würde die Logik des guten Häuptlings von Akamaru wohl noch etwas anders gelautet haben.

---

*) Also nun gar Petrus das Haupt der Kirche! Das wirkliche Haupt, Christus, spricht aber anders; ebenso die Apostel Petrus und Paulus. „Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen: denn Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder. Und ihr sollt euch nicht lassen Meister nennen: denn Einer ist euer Meister, Christus." (Matth. 23, 8. 10.) „Der Jünger ist nicht über seinen Meister." (Luc. 6, 40.) „Weidet die Heerde Christi — — so werdet ihr, wann erscheinen wird der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Ehre empfangen." (1. Petr. 5, 2. 4.) „Und hat alle Dinge unter seine (Christi) Füße gethan und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeinde über Alles." (Eph. 1, 22.) „Alles und in Allen Christus." (Col. 3, 11.) „Lasset uns rechtschaffen sein in der Liebe, und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus." (Eph. 4, 15.) „Der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt ist der Gemeinde, und er ist seines Leibes Heiland." (Eph. 5, 23.) „Und er ist das Haupt des Leibes, nämlich der Gemeinde." (Col. 1, 18.) Es ist freilich kein Wunder, daß die römische Priesterschaft so eifrig darauf Bedacht nimmt, den Laien die heilige Schrift vorzuenthalten. Denn sie enthält gar Manches, was dieser Priesterschaft nicht in ihren Kram paßt. Man sehe oben den Nachsatz.

Digitized by Google

Das also war die „Bekehrung" der Gambier-Insulaner! Wir haben oben gesehen, daß die von den evangelischen Missionären bekehrten Südsee-Insulaner es nicht dabei bewenden lassen, sich mit dem Worte Gottes vertraut zu machen, sondern ernstlich und vor allem darnach streben, den göttlichen Geboten gemäß *zu leben und zu handeln*, — nicht blos Hörer, sondern auch *Thäter* des Wortes zu sein sich bestreben. Davon bei den, durch die Jesuitenpriester bekehrten Gambier-Insulanern keine Spur! *Ihre* Bekehrung besteht im Kreuzschlagen, der Verehrung eines Kleeblattes als des Bildes der heiligen Dreifaltigkeit, der ohne ihr Vorwissen an kranken Kindern heimlich vollzogenen Taufe, dem Glauben an die Fürbitte eines also getauften Kindes, dem Glauben, daß weil Jesus Christus keine Frau hatte, der Missionär auch keine Frau haben dürfe, und endlich in der Hersagung einiger, an die Jungfrau Maria gerichteter *lateinischer* Gebete! Als Dumont d'Urville 1838 nach den Gambier-Inseln kam, erstaunte er über die vielen kleinen Kreuze und Medaillons, die den Insulanern am Halse hingen, und noch mehr über ihre lateinischen Gebete. „Seltsames Schauspiel!" ruft er aus, „ein Haufe halbnackter Menschen, mit dem Gepräge und der Haltung von Wilden, singt mitten unter den Bäumen einer vor Kurzem noch unbekannten Welt Gebete civilisirter Völker in der Sprache eines seit Jahrhunderten von dem Erdboden verschwundenen Volkes."

Wir sind fest überzeugt, daß selbst eifrige Katholiken, sofern sie nur irgend die wahre Bedeutung des Christenthums recht aufgefaßt haben, die Gambier-Insulaner, so lange sie heidnische Wilde bleiben, blos mit Beobachtung einiger äußerer kirchlicher Formen und Ceremonien, weder als katholische Christen, noch als Christen überhaupt betrachten werden. Und werden sie das von Caret, Laval und Bataillon bei der Kindertaufe beobachtete Verfahren gutheißen können? Muß nicht grade Derjenige, der von der Heiligkeit der christlichen Taufe durchdrungen ist, ein solches Verfahren ohne Weiteres für Taschenspielerkünste erklären? Es muß den redlich gesinnten Katholiken wehe thun, daß Priester, die sich katholische Priester nennen, nicht ein würdiges, offenes Verfahren, wie es solchen ziemt, eingeschlagen, sondern zu Spiegelfechtereien ihre Zuflucht genommen haben.

Doch was lag diesen Priestern und ihrem Bischof daran, ob die Gambier-Insulaner Christen geworden waren oder nicht; genug, sie erklärten sie fortan für römisch-katholische Christen, und damit war diese kleine Vorarbeit ein- für allemal abgethan. Sie glaubten jetzt genugsam festen Fuß in der Südsee gefaßt zu haben, und machten sich nun an das Hauptwerk, was freilich ein riesenhaftes Unternehmen war; denn es handelte sich um nichts Geringeres, als *sämmtliche, von evangelischen Missionären zum Christenthum bekehrte Südsee-Insulaner in Papisten umzuwandeln!* Wären diese Südsee-Insulaner in ähnlicher Weise „bekehrt" worden, wie die Gambier-Insulaner, so möchten sie allerdings wohl leichtes Spiel gehabt haben. Allein jene hatten, wie einst die Thessalonicher, „das gepredigte Wort von Gott *nicht als Menschenwort*, sondern *als Gotteswort* aufgenommen, welches sich auch *wirksam* beweiset in denen, die da glauben" (1. Thessal. 2, 13.), und dieses ließ sich so wenig wie das dadurch begründete Christenthum wegwaschen, wie etwa Wasserfarben von der Leinwand. Darum sind denn auch die Römlinge mit ihrem Versuche gescheitert, und trotz aller Lockungen und Verführungskünste, trotz dem, daß sie zur Unzucht und Trunksucht aufgemuntert (und das ist Thatsache, wie wir s. Z. sehen werden), trotz aller Drohungen und trotz dem, daß sie als letztes Mittel französische Kanonen zu Hülfe gerufen, beschränkt sich nach 15- bis 16jährigen rastlosen Bemühungen ihre ganze Ausbeute an Eingeborenen auf ein kleines Häuflein unzüchtiger Frauenzimmer und unverbesserlicher Trunkenbolde! Mußten sie sich doch von den Tahitiern ins Gesicht

Digitized by Google

sagen lassen: „Wäret ihr 40 oder 50 Jahre früher gekommen, ihr hättet nicht die Noth und Mühe mit uns gehabt, wie die evangelischen Missionäre; denn zwischen eurem Gottesdienst und unserm alten Orodienst waltet kein großer Unterschied ob!“ Auf den Sandwich-Inseln kam (nachdem auch hier mit Hülfe französischer Kanonen papistische Priester gewaltsam sich aufgedrängt hatten) es bisweilen wohl vor, daß evangelisch-christliche Eingeborene aus Neugierde in die römischen Kapellen, während des Meßopfers, gingen. Sie sahen sich darin um, betrachteten sich alles genau, und riefen dann aus: „Das ist ja leibhaftig unser alter Götzendienst wieder; wir wollen nichts damit zu thun haben!“ — Doch wir nehmen den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Der Bischof Rochouse, welcher die Gambier-Insel Akena „die Thür zu ganz Polynesien“ nannte, trieb nun von hier aus das Werk weiter, wozu er gesendet war. Der Catechet Columban ward, als Zimmermann verkleidet, über Tahiti nach den Sandwich-Inseln geschickt, um dem Pabstthum den Weg zu bereiten. Auf Tahiti blieb Columban zwei Monate und schrieb dem Bischofe, er möge eilend dorthin kommen, denn der die Insel beherrschende böse Dämon erzittere schon vor seinen Beschwörern. Doch meldete er ihm zugleich, es sei zur Landung eines Fremden auf Tahiti die Genehmigung der Königin und der Häuptlinge erforderlich*). Wahrscheinlich um dieses Hindernisses willen hielt es der Bischof nicht für gut, der Aufforderung Columban's Folge zu leisten, und der November des Jahres 1836 kam heran, ehe Tahiti weiter beunruhigt wurde. Da aber landeten plötzlich die beiden Gambier-Apostel Caret und Laval, und zwar bei der abgelegenen Halbinsel Taiarapu. Sie erklärten dem Häuptlinge des Ortes, der sie um Wiedereinschiffung bat, sie seien gekommen, um der Königin einen Besuch zu machen, und würden sofort sich zu ihr begeben. Auf ihrem Wege begegneten sie einigen Christen, die mit der Bibel unter dem Arme aus der Schule kamen. „Eure Missionäre, die Weiber haben, sind Betrüger; wir sind eure wahren Lehrer!“ Das war ihre erste Ansprache. An den Bischof Stephan Rochouse schrieben sie: „Die Eingeborenen sind in den Händen des Teufels.“ Nichtsnutzige Menschen, deren es ja in jedem Seeplatze gibt, waren allerdings in den Händen eines Teufels, und zwar eines Branntweins- und Hurenteufels, und das war der Belgier Moerenhout, der zu dem so eben in der Anmerkung erwähnten verkleideten Gesindel vornehmerer Art gehörte. Er war von der, durch falsche Angaben getäuschten nordamerikanischen Regierung zum Consul der Verein. Staaten ernannt worden, trieb ein Zuckersiedereigeschäft, und war wüthend auf die Königin und die Missionäre, weil er von ihnen im Betriebe seines Branntweinhandels Widerstand erfuhr. Einstweilen suchte er sich dadurch an ihnen zu rächen, oder sie zu ärgern, daß er unter der Hand auf alle mögliche Weise Unzucht und Trunkliebe zu verbreiten sich bemühte. Wie er, ein römisch-katholischer Christ, zu Gott stand, geht aus seinem Bekenntnisse hervor: „Taroa (so hieß bei den heidnischen Tahitiern einer ihrer obern Götter) und Jehovah sind nur Namen; wir dienen alle demselben Gotte.“ Was für einen Gott er meinte, ist nicht ganz klar. Nun, bei diesem Moerenhout fanden die beiden Jesuitenpriester gastliche Aufnahme. Nach einigen Tagen gingen sie zur Königin und baten um Erlaubniß zum Bleiben. Die Königin lehnte eine bestimmte Antwort ab und verwies sie auf die

*) Dieses schon in den zwanziger Jahren erlassene Gesetz war nicht blos gegen die, in der Anmerkung S. 46 erwähnten Abenteurer, sondern auch gegen verkleidetes Gesindel gerichtet, welches entweder geistige Getränke ausbot, oder unter einem andern Vorwande auf der Insel sich einzunisten suchte, hauptsächlich um der Wollust zu fröhnen, und nebenbei auch zum Trunke zu verleiten.

Digitized by Google

Entscheidung der Häuptlinge. Diese wurden nach drei Tagen versammelt, und der königliche Commissär redete die Priester, die in Begleitung Moerenhout's erschienen waren, also an: „Wozu seid Ihr hierher gekommen? Wir haben schon seit langer Zeit Lehrer hier, die uns im Worte unterrichten. Wir bedürfen Eurer nicht. Wir haben ein Gesetz, das Euch das Betreten dieses Landes verbietet. Warum seid Ihr hergekommen? Kehrt nach Mangareva (Hauptinsel der Gambier-Gruppe) zurück. Ihr habt der Königin Geschenke gemacht, und sie hat solche erwiedert *). Beharret nicht auf Eurem Hierbleiben." Moerenhout behauptete mit der ihm eigenen Frechheit, von einem solchen Gesetze nichts zu wissen, und protestirte als Consul gegen die Ausweisung der Priester **). Die Königin schrieb nun am 29. Nov. 1836 an sie folgenden Brief: „Ich begrüße Euch beide beim Eintritt in mein Königreich. Dies ist meine Erklärung an Euch beide. Bleibet nicht in meinem Lande. Gehet an Euren Ort nach Mangareva zurück. Es sind in meinem Lande Missionäre. Wir sind auch unterrichtet in dem Wort, und wir kennen das Wort" u. s. w. Der Brief schließt mit den Worten: „Es ist unser Wille, daß Ihr in diesem Reiche nicht bleibet. Ich begrüße Euch beide bei Eurer Abreise." Zugleich ließ sie ihnen ein Schreiben an den Bischof Rochouse einhändigen, worin sie diesen bat, Niemanden wieder nach Tahiti zu senden, denn sie und ihre Unterthanen wollten kein anderes Evangelium annehmen, als das von ihren Missionären verkündigte. Allein die Priester wollten sich nicht abweisen lassen. In einer abermaligen Unterredung mit der Königin hatten sie die Insolenz zu erklären: „Ihr sagt, daß in diesem Lande Lehrer seien, welche schon lange hier wohnen. Diese Lehrer sind nicht die Abgesandten Gottes; aber wir, wir sind von Gott gesandt, Euch das wahre Wort kennen zu lehren, und wir werden es Euch beweisen, wenn wir die Sprache verstehen. Es sind die ersten, sagt Ihr. Simon, der Magier, ging ebenfalls zuerst nach Rom, seine Irrthümer dort zu lehren; St. Peter kam erst hernach, um ihn zu Schanden zu machen und die Wahrheit zu verkündigen ***)." Trotz des Verbotes der Königin bezogen sie hierauf ein von Moerenhout ihnen angebotenes kleines Haus, worin sie sich verrammelten. Den Polizeibeamten, die ihre Einschiffung bewerkstelligen sollten, blieb nichts übrig, als das Strohdach des Hauses abzunehmen, die Thür von innen zu öffnen und die widersetzlichen Priester — übrigens ohne die geringste Verletzung ihrer Personen oder ihrer Habe — an's Ufer zu tragen, wo sie dann in einem Bote an Bord des auf sie wartenden Schiffes gebracht wurden †). Das geschah am 11. December 1836.

---

*) Die Priester hatten nämlich der Königin einen Shawl und vier Unzen Silber geschenkt, ungefähr an Werth so viel, wie Fremde für die Aufenthalts-Erlaubniß zu geben pflegten. Damit die Annahme des Geschenkes nicht fälschlich ausgelegt werde, war es von der Königin erwiedert worden.

**) Wie konnte er als nordamerikanischer Consul gegen die Ausweisung französischer Jesuitenpriester protestiren? Er war ja einzig und allein mit der Ueberwachung nordamerikanischer Handels- und Schifffahrts-Verhältnisse beauftragt. Und wie konnte er ein Gesetz ignoriren, von dem doch der Catechet Columban so genau unterrichtet war und um welches auch der Bischof Rochouse wußte?

***) Die Jesuitenpriester hätten aus der Tradition, auf die sie hier anspielen, der Königin auch erzählen können, daß Simon Magus mit Petrus wegen der Wunderwerke gestritten, darauf gen Himmel habe fliegen wollen, aber aus der Luft heruntergefallen sei, und den Hals gebrochen habe.

†) Gewiß das mildeste Verfahren, welches nur irgend beobachtet werden konnte gegen diese frechen Eindringlinge, die mit der ausgesprochenen Absicht gekommen waren,

Digitized by Google

Am Ende des Jahres 1837 versuchten Caret und ein anderer Priester nochmals auf Tahiti zu landen, wurden aber abgewiesen, und nun eilte Caret nach Frankreich und nach Rom, um gegen Tahiti Klage zu führen und der vermeintlich gekränkten Ehre seiner Nation (er war nämlich zufällig aus Frankreich gebürtig) und seiner Kirche Genugthuung auszuwirken. „Man soll nicht sagen," schreibt er, „daß der Irrthum gegen die Wahrheit triumphire; die erhabene Maria, welche die Kirche die Zerstörerin der Ketzerei nennt, wird dieselbe auch auf Tahiti zu vernichten wissen." So schrieb der Mann, eben da er nach Valparaiso sich einschiffte, um — nicht die „erhabene Maria," sondern die französischen Kanonen zu Hülfe zu rufen!

Bei der jetzigen französischen Regierung hätte er sich mit einem solchen Ansinnen lächerlich gemacht, und wäre selbst bei Carl X. damit nicht durchgedrungen. Bei Louis Philipp war es anders. Dieser Usurpator fühlte sich, als solcher, den legitimen Souveränen gegenüber in einer peinlichen, schwankenden Stellung; er trat daher auch gegen die fremden Großmächte immer mit einer gewissen Behutsamkeit und Schüchternheit auf, und Frankreich spielte unter ihm, diesen Mächten gegenüber, eine sehr untergeordnete politische Rolle. Indeß eine Rolle mußte es denn doch spielen, hauptsächlich um des, auf Nationalehre und Nationalruhm so eifersüchtigen französischen Volkes willen, welches die Revolution von 1830 längst verwünscht und klar eingesehen hatte, daß es den größten Schaden davon gehabt und es ihm mit seinem neuen „Bürgerkönig" ergangen war, wie den Fröschen in der Fabel*). Daher wurden, um das Volk wenig-

---

die auf Tahiti gegründete christliche Kirche zu zerstören. „Wir predigten — sagen die Priester selbst — gegen die protestantischen Missionäre, stellten sie als Betrüger dar und forderten die Leute auf, sie zu vertreiben."

*) Der bekannte Jacques Lafitte, ein Hauptbeförderer der Juli-Revolution, schied mehrere Jahre später aus diesem Leben mit den Worten: er bitte Gott und alle Menschen um Verzeihung, daß er diese Revolution befördert habe! Auch der Revolutionsheld Lafayette starb an einer politischen Indigestion, nachdem er erkannt hatte, daß Louis Philipp durchaus nicht „die beste Republik" sei, für die er ihn nach den Julitagen im ersten Enthusiasmus erklärte. Als Louis Philipp sich auf seinen Bürger-Königsthron setzte, gebrauchte er eine Phrase, die sehr gefiel. Er sagte nämlich: „die Charte werde von jetzt an eine Wahrheit sein," — und 1836 unterwarf er die öffentliche Presse Beschränkungen, wie solche unter Carl X. gar nicht dagewesen waren. Die vorige Regierung wurde für eine tyrannische, und seine künftige für eine väterliche erklärt. Und dieser „Vater des Volkes" (wie seine Anhänger ihn häufig zu nennen pflegten) umgab Paris mit einer Kette von Festungswerken, um diesen Centralpunkt Frankreichs stets in seiner Gewalt zu haben und jede ernstliche Auflehnung gegen seine Dynastie mit Bomben und Kartätschen erwiedern zu können. Im J. 1830 ward die Versicherung gegeben, seine Regierung werde eine wahrhaft wohlfeile sein, — und, während unter Carl X. der jährliche Finanz-Etat einen Ueberschuß geliefert hatte, stellte sich unter Louis Philipps wohlfeiler Regierung jährlich ein mehr oder minder beträchtlicher Ausfall in den Finanzen heraus, der 1846 bis auf nahe an 421½ Mill. Frs. gestiegen war, wobei die Staats-Ausgaben selbst sich auf die ungeheure Summe von fast 1728 Millionen Frs. beliefen. Die Staatsschuld hatte sich schon 1838 um nicht weniger als 1124½ Mill. vermehrt, und 1842 war das Civilbeamten-Heer auf 376,487 Personen angewachsen, für deren Besoldung das französische Volk 314,726,000 Frs. jährlich beizusteuern hatte. Seit der Juli-Revolution wurden unter solchen Umständen natürlich auch die Steuern

Digitized by Google

ſtens einigermaßen zu beſchwichtigen und ihm Sand in die Augen zu ſtreuen, allerhand kriegeriſche und unkriegeriſche, jedoch ganz gefahrloſe Unternehmungen ausgeführt und dieſe dann in dem, von der Regierung beſoldeten Journal des Débats als gewaltige Heldenthaten ausposaunt, beſonders aber bei der jährlichen Eröffnung der Kammer-Seſſion in einem ſolchen Lichte dargeſtellt. Es waren das Comödien und Theatercoups, von denen erſtere vor und in den Kammern aufgeführt, und letztere in den Thronreden angebracht wurden. Für die Seſſion von 1831 diente als Theatercoup die Anerkennung der Unabhängigkeit Belgiens; für die Seſſion von 1832 die Expedition gegen Liſſabon und nach Belgien; für die Seſſion von 1833 die Beſetzung Ankona's und die Einnahme der Antwerpener Citadelle; für die Seſſion von 1834 die angeblichen Heldenthaten der älteſten Söhne Louis Philipps; für die Seſſion von 1835 ähnliche Heldenthaten, theils dieſer Prinzen, theils des Cabinets; und ſo ging das mit Theatercoups und Comödien fort, bis letztere ſich in eine Tragödie verwandelten, in der Louis Philipp ſelbſt die paſſive Hauptrolle ſpielte und von den Franzoſen, denen es denn doch am Ende zu arg ward, zum Lande hinausgejagt wurde.

Für die Seſſion von 1839 war Louis Philipp wegen eines Theatercoups in einiger Verlegenheit. Es war freilich wieder für Heldenthaten ſeiner Söhne in Algerien geſorgt; indeß waren ſolche nun ſchon dreimal den Kammern und dem Volke aufgetiſcht worden, ſo daß zu befürchten ſtand, ſie würden diesmal keinen rechten Knalleffekt mehr machen. Jedenfalls war eine pikante Beimiſchung wünſchenswerth, und ſo kam denn der Jeſuitenprieſter Caret mit ſeinem Geſuche, ſeine und ſeines Gefährten Ausweiſung aus Tahiti zu rächen, ganz erwünſcht. Caret erhielt überdies eine kräftige Fürſprecherin an Louis Philipps Gemahlin, einer neapolitaniſchen Prinzeſſin, arm an Geiſt, aber deſto reicher an ſchwärmeriſchem Katholicismus und Ketzerhaß, die ſich daher für die in Ausſicht geſtellte Ausrottung der Ketzerei auf Tahiti und anderen Südſee-Inſeln lebhaft intereſſirte. Sie ſtellte ihrem Gemahl vor, wie ſehr er ſich durch ein ſolches Unternehmen um die katholiſche Geiſtlichkeit verdient machen könne; wie dieſelbe nicht ermangeln werde, ihn zum Danke dafür auf das Nachdrücklichſte zu unterſtützen; wie die katholiſche Geiſtlichkeit Frankreichs ja immer noch großen Einfluß ausübe, und zur Befeſtigung ſeines Thrones weſentlich mitwirken könne u. dgl. m. Genug, die Expedition wurde beſchloſſen.

Am 27. Auguſt 1838 erſchien die franzöſiſche Fregatte Venus, Capt. Dupetit-Thouars, vor Papeete, dem Haupthafen Haiti's. Sie hatte auf ihrem Wege zwei Picpus-Prieſter nach den Marqueſas-Inſeln gebracht, und ihre 68 Kanonen ſollten den Picpus-Miſſionären auch den Weg nach Tahiti bahnen. Der Capitän beſprach ſich mit Moerenhout, der natürlich die vorgefaßten Meinungen des Franzoſen durch die abgeſchmackteſten Lügen noch zu vermehren ſuchte, und ſandte am 30. Auguſt, 10 Uhr Vormittags, folgenden Brief an die Königin:

„Madame! Der König der Franzoſen und die Regierung, billig erzürnt über die der Nation angethane Beſchimpfung (!!!), indem einige ihrer nach Tahiti gekommenen Glieder, namentlich die apoſtoliſchen Miſſionäre Herren Laval und Caret, die im Jahre 1836 hierherkamen, eine ſo üble und grauſame Behand-

---

erhöht, und zwar die direkten Steuern nach und nach um 28 Proc., die Perſonen- und Mobilienſteuer um 42, und die Thüren- und Fenſterſteuer gar um 116 Procent. Unter Carl X. kam auf jeden Kopf der Bevölkerung Frankreichs ein Steuerbeitrag von 29 Frs., und 1846 kamen auf jeden Kopf 49 Frs. Kein Wunder alſo, wenn Louis Philipp auf allerlei Hocuspocus ſinnen mußte, um die Blicke des ſteuerzahlenden Volkes von ſeinem Thun und Treiben möglichſt abzulenken.

Digitized by Google

lung*) erfahren, hat mich hergeſandt, um die einer großen Macht und hochgeſinnten Nation, welche gröblich und zwar ohne Urſache beſchimpft worden, zukommende alsbaldige Genugthuung zu fordern und nöthigenfalls zu erzwingen. Der König und ſeine Regierung fordern: Erſtens, daß die Königin von Tahiti an den König der Franzoſen ſchreibe und ſich wegen der Gewaltthätigkeiten und ſonſtigen Beſchimpfungen entſchuldige, welche man den Franzoſen zugefügt hat, deren ehrenwerthes Betragen**) ſolche Strafe nicht verdient hatte. Dieſer Brief muß dem Befehlshaber der Venus binnen 24 Stunden von dieſer Anzeige ab amtlich zugeſandt werden. Zweitens, es iſt dem Kaſſirer der Fregatte Venus binnen 24 Stunden die Summe von 2000 ſpaniſchen Thalern auszuzahlen, als Entſchädigung für die Herren Laval und Caret, wegen des durch die ſchlechte Behandlung in Tahiti ihnen zugefügten Schadens. Drittens, die franzöſiſche Flagge ſoll am 1. September Mittags auf der Inſel Moutou Outa aufgezogen und von dem Fort der Königin mit 21 Kanonenſchüſſen begrüßt werden." Der Brief ſchloß mit der Drohung, im Fall der Nichterfüllung dieſer Forderungen würden die Feindſeligkeiten ſofort eröffnet und von allen die Inſel beſuchenden franzöſiſchen Kriegsſchiffen fortgeſetzt werden***).

Was konnte die arme hülfloſe Königin hiergegen thun! Sie ſchrieb den verlangten Abbittebrief; einige engliſche Kaufleute ſchoſſen die geforderte Summe vor, und Capitän Dupetit-Thouars ſelbſt lieferte das Pulver zur Begrüßung der franzöſiſchen Flagge; denn die Königin hatte nicht ſo viel vorräthig! Darauf begab ſich der Held dieſes ruhmvollen Tages zur Königin und ſtellte ihr als franzöſiſchen Conſul einen Mann vor, der dieſes Poſtens vollkommen würdig war, — nämlich den abenteuerlichen Schurken Moerenhout, dem mittlerweile der Präſident der Verein. Staaten ſein Abſetzungsdekret zugefertigt hatte. Die eingeſchüchterte Königin konnte es nicht laſſen, wenigſtens zu bemerken: es wäre ihr ein Anderer in dieſem Amte lieber geweſen.

---

*) Wir haben oben geſehen, mit welcher Langmuth und Rückſicht die inſolenten Pfaffen von den Tahitiern behandelt worden ſind. Daß Letzteren endlich die Geduld ausging, und ſie die Prieſter, ungeachtet deren mit berechneter Schlauheit vorgenommenen Verrammelung (denn ſie ſuchten abſichtlich einen Anlaß zu Beſchwerdeführung), ohne die geringſte Verletzung ihrer Perſonen oder ihres Eigenthums aus dem Hauſe und an Bord eines Schiffes brachten, kann doch unmöglich eine „grauſame" Behandlung genannt werden.

**) „Wir predigten gegen die proteſtantiſchen Miſſionäre, ſtellten ſie als Betrüger dar, und forderten die Leute auf, ſie zu vertreiben" (ſ. oben). In der That, ein ſehr ehrenwerthes Betragen!

***) Es kam zur Zeit des franzöſiſchen Bürgerkönigthums nicht ſelten vor, daß Franzoſen wegen politiſcher und anderer Umtriebe aus Rußland ausgewieſen und in einigen Fällen ſogar gewaltſam über die Grenze geſchafft wurden. Hier hätte nun Louis Philipp eine treffliche Gelegenheit gehabt, „die einer großen Macht und hochſinnigen Nation zukommende alsbaldige Genugthuung zu fordern," und zur Erzwingung derſelben den Capt. Dupetit-Thouars oder andere ähnliche Helden nach Kronſtadt zu ſchicken, und, auf den Fall der Nichterfüllung der Forderung, mit ſofortiger Eröffnung von Feindſeligkeiten zu drohen. Allein er wußte wohl, daß mit Rußland nicht zu ſpaßen ſei, und ſchwieg daher zu der Ausweiſung franzöſiſcher Unterthanen ganz ſtill, oder ließ höchſtens einige ſchüchterne Vorſtellungen durch den Geſandten in St. Petersburg machen. Dagegen in dem wehrloſen Tahiti konnte man kräftiger auftreten.

Digitized by Google

Bevor Dupetit-Thouars absegelte, erpreßte er von der Königin noch die Unterzeichnung eines Vertrages, worin die Worte vorkamen: „Die Franzosen, welches auch ihr Gewerbe sei, können frei gehen und kommen auf allen Inseln, die unter die Regierung von Tahiti gehören; sie sollen daselbst gleich den begünstigtsten Ausländern aufgenommen und beschützt werden."

Dadurch war dem Gewerbe der Jesuiten in Tahiti die Thür geöffnet, nebenbei auch dem der Branntweinhändler, und beide Gewerbe traten fortan unter den Schutz des französischen Consuls Moerenhout. Man kann denken, wie froh die Jesuiten hierüber waren. Auch unterließ der Picpus-Missionär Baty nicht, in einem Briefe an den General der Glaubensverbreitungs-Gesellschaft zu Lyon dem Helden Dupetit-Thouars das größte Lob zu spenden, „wegen seines kräftigen Benehmens!" Auch Louis Philipp, der nun die gewünschte pikante Beimischung zu dem Theatercoup für die Session von 1839 erhalten hatte, bezeigte sich dankbar gegen den tapfern Mann. Er begnadigte ihn mit dem Patent eines Contre-Admirals und verlieh ihm den Orden der Ehrenlegion — freilich eine Beilage, die unter ihm, der diesen Orden massenweise ausgetheilt, allen Werth verloren hatte.

Im November 1838 schrieb die Königin Pomare an Lord Palmerston einen Brief, worin sie anfragte, ob die papistischen Missionäre mit Genehmigung der brittischen Regierung nach Tahiti gekommen seien? Zugleich ersuchte sie den brittischen Consul auf Tahiti, Pritchard, bei jenem Minister sich zu erkundigen, ob sie von irgend einer Regierung zur Aufnahme von Fremden gezwungen werden könne. Außerdem sandten Königin und Häuptlinge einen Brief an die Königin Victoria, worin sie die Noth Tahiti's darlegten und um den Schutz der den Tahitiern von Großbritannien gegebenen Flagge baten. Lord Palmerston antwortete ausweichend, und versprach weiter nichts, als „daß die Königin mit Vergnügen ihre guten Dienste leisten werde bei vorkommenden Streitigkeiten zwischen der Königin von Tahiti und einer andern Macht." Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir die Ursachen entwickeln, die dem feigen Benehmen Lord Palmerstons, der französischen Regierung gegenüber, zum Grunde lagen, — ein Benehmen, dessen sich übrigens sein, der Torypartei angehörender Nachfolger im auswärtigen Amte, Graf Aberdeen, später ebenfalls schuldig machte. Soviel ist gewiß, daß die brittische Regierung, wenn nicht förmlich, aber doch moralisch verpflichtet war, Tahiti gegen fremde Gewaltthätigkeiten zu schützen, einmal weil diese Insel einzig und allein durch brittische Unterthanen dem Christenthum und der Civilisation zugeführt worden war, sodann weil die brittische Regierung sich bei der dortigen Staatseinrichtung durch Rathschläge u. dgl. indirekt betheiligt hatte, und endlich weil, zwar nicht die Regierung, aber doch Georg IV. persönlich dem Könige Pomare seinen Schutz ausdrücklich hatte zusichern lassen. Auch leidet es keinen Zweifel, daß den Tahitiern dieser Schutz unbedingt gewährt worden sein würde, wäre die würdevolle Politik des brittischen Cabinets unter Georg IV. nach dessen Tode unverändert geblieben. Aber grade das Gegentheil trat ein unter seinem schwachen, prinzipienlosen Nachfolger, dem gutmüthigen Wilhelm IV., der mit sich machen ließ, was man wollte, wenn man ihn nur nicht in seinen kleinen Lieblingspassionen störte. Die Whigminister glaubten, um sich in ihren Stellen zu behaupten, nichts Klügeres thun zu können, als dem Götzen des Tages zu opfern, mit dem Liberalismus und Revolutionismus zu liebäugeln und mit dem Cabinet des französischen Bürgerkönigs enge Brüderschaft zu schließen. Wenn sie nun auch von Zeit zu Zeit durch die Tories abgelöst wurden, so konnten doch diese die amtlichen Handlungen ihrer Vorgänger nicht ungeschehen machen, und auch die bereits bestehenden diplomatischen Verhältnisse wesentlich nicht umändern. Diese wenigen Andeutungen werden genügen, um das Verfahren

Digitized by Google

der brittiſchen Regierung in der tahitiſchen Angelegenheit wenigſtens einigermaßen begreiflich zu machen.

Im Anfange des Jahres 1839 kam der franzöſiſche Flotten-Capitän La Place mit der Fregatte Artemiſe nach Tahiti. Sein Schiff hatte an dem Felſenriff in der Nähe des Hafens von Papeete bedeutenden Schaden gelitten, und alle Hülfe, welche die gaſtfreundliche Inſel zu bieten vermochte, wurde ihm drei Monate lang zu Theil. Nachdem die Ausbeſſerung des Schiffes vollendet war, änderte La Place plötzlich ſein Benehmen und ſuchte gefliſſentlich eine Urſache zu Feindſeligkeiten auf. Und die ward bald gefunden. Im vorigen Jahre nämlich war — auf das hinterliſtiſche Anrathen des Capt. Dupetit-Thouars — ein Geſetz in der Verſammlung der Häuptlinge beſchloſſen worden, nach welchem die Einführung von neuen Religions- und Kirchenformen auf der Inſel verboten ſein ſollte. Die Miſſionäre und der Conſul Pritchard waren nicht nur ihrer religiöſen Ueberzeugung nach von vorn herein gegen ein ſolches Geſetz geweſen, ſondern hatten auch die Abſicht des dazu aufmunternden Mannes klar durchſchaut, und daher um ſo mehr davon abgerathen. Durch ihre Vermittelung war es auch geſchehen, daß, als kurz darauf der katholiſche Biſchof Pompallier mit mehreren Prieſtern Tahiti beſucht hatte, das Geſetz als gar nicht vorhanden angeſehen worden war. An dies Geſetz nun lehnte Capitän La Place ſeinen Angriff an, und verlangte von der Königin und den Häuptlingen unbeſchränkte Freiheit für die römiſch-katholiſche Religionsübung im ganzen Gebiete der Königin und Abtretung eines Stück Landes zur Errichtung einer katholiſchen Kirche. Zwar hielten ſich damals gar keine Franzoſen in Tahiti auf, die einer Kirche bedurft hätten; aber was that das? Capitän La Place hatte den Auftrag, den Jeſuiten vorzuarbeiten, die ſich zu ihrer Rückkehr nach Tahiti rüſteten, und er führte dieſen Auftrag beſtens aus, ſchon durch die beiſpielloſe Zügelloſigkeit, in welcher er ſeine Matroſen ſich ergehen und Eingeborene möglichſt verführen ließ. Das war ſein Gaſtgeſchenk, welches er den Tahitiern für ihre Gaſtfreundſchaft hinterließ. Die Königin mußte ſich fügen, und die Papiſten genoſſen nun völlig gleiche Freiheit mit den Proteſtanten.

Aber alle Mittel, die evangeliſch-chriſtlichen Tahitier auf Römiſch zu bekehren, ſchlugen aus den, oben bereits ſattſam ausgeführten Gründen fehl. Daher ſannen die Jeſuiten auf neue Liſt und Gewalt.

Moerenhout, ebenſo das Werkzeug der Jeſuiten, wie ſie ſein Werkzeug waren, hatte verſprochen, Tahiti in die Hände der Franzoſen zu überliefern. (Louis Philipp hatte dann wieder einen neuen Knalleffekt in Vorrath.) Durch Vorſpiegelung von allerlei Gewinn, den er bei den franzöſiſchen Capitänen auswirken könne, verleitete er vier charakterloſe Häuptlinge, einen Brief zu unterzeichnen, worin den Franzoſen die Herrſchaft über Tahiti angetragen ward. An ſich war natürlich ein ſolcher Antrag null und nichtig, und ob die vier einzelnen Häuptlinge ihn unterzeichnet hatten, oder Moerenhout, oder irgend ein Paar andere Ausländer, war ganz einerlei. Auch hatte Moerenhout nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe den Kniff gebraucht, jenen Häuptlingen eine Schrift ganz andern Inhalts, und in der von einem Antrag der erwähnten Art nichts ſtand, vorzuleſen, und dieſe dann mit Taſchenſpieler-Geſchicklichkeit gegen die zum Unterzeichnen beſtimmte Schrift umgetauſcht. Als die Häuptlinge hinter den Betrug kamen, ſchrieben ſie auf der Stelle an den interimiſtiſchen brittiſchen Conſul Cunningham (Pritchard befand ſich damals Geſchäfts-Angelegenheiten wegen in England) und zeigten ihm an, daß ſie ihre Unterſchriften zurückgefordert hätten. Die erſchrockene Königin entſandte Briefe mit dringender Bitte um Beiſtand in der ihr drohenden Gefahr an die Königin von England und den Präſidenten der Verein. Staaten, und beklagte ſich zugleich bei Louis Philipp über den Verrath ſeines Conſuls.

Digitized by Google

Moerenhout, der auf solche Weise seine List gescheitert sah, suchte nunmehr was ihm auf diesem Wege mißlungen war, mit Gewalt durchzusetzen, und rief zu diesem Ende den nunmehrigen Contre-Admiral und Befehlshaber der französischen Seestation im Stillen Meere, Dupetit-Thouars, der eben erst die Marquesas-Inseln in Besitz genommen und daselbst zwei römische Priester an's Land gesetzt hatte, nach Tahiti, wo derselbe denn auch am 1. Sept. 1842 erschien. Moerenhout begab sich sogleich an Bord seines Schiffes, der Reine Blanche, und hier ward denn das Loos über die unglückliche Insel geworfen. Die Königin war eben auf der benachbarten Insel Eimeo, täglich ihre Entbindung erwartend. Sowohl sie, als die vornehmsten Häuptlinge wurden durch Boten nach Papeete eingeladen, „damit der Admiral ihnen seine Ehrerbietung bezeigen möchte." Die Königin kam natürlich nicht, und von den Häuptlingen erschienen nur jene vier, die mit dem Admiral an Bord seines Schiffes speis'ten. Noch an demselben Tage (8. Sept.) forderte Dupetit-Thouars von der Königin — und was denn? Eine Entschädigung von 10,000 Piastern „für alle Beschwerden, über die irgend ein Franzose auf der Insel zu klagen habe." Wir überlassen es dem Leser, welcher religiöser oder politischer Ansicht er auch sein mag, selbst zu beurtheilen, ob sich eine frechere Anmaßung wie diese wohl denken läßt? Auf ganz Tahiti wohnten damals, im J. 1842, nicht mehr als 15 Franzosen, und keinem von ihnen war es in den Sinn gekommen sich zu beschweren; aus der einfachen Ursache, weil auch nicht die mindeste Veranlassung dazu vorhanden war. Der Belgier Moerenhout aber war jetzt so wenig Franzose, als er früher nordamerikanischer Bürger gewesen war; und zudem hätte er sich höchst über Behinderung in seinem Branntweingeschäft und seiner Kuppelwirthschaft beklagen können. Daß die Königin die geforderte Summe nicht zahlen konnte, wußte der Admiral recht wohl; indeß um die 10,000 Piaster war es ihm nicht zu thun, sondern um die Insel selbst. In der sichern Voraussetzung der Nichtzahlung, ging er in seinem insolenten Uebermuth so weit, noch am nämlichen Abend den fremden Consuln die Anzeige zu machen, die Feindseligkeiten würden eröffnet werden. Am andern Morgen aber kam Friedensbotschaft; Tahiti erfuhr, daß es in der vergangenen Nacht „unter französischen Schutz" gekommen war.

Dupetit-Thouars hatte nämlich jene vier, früher schon von Moerenhout überlisteten Häuptlinge am Bord des Schiffes zurückgehalten und auf's Neue überlistet. Bei der Abendtafel hatte er reichlich Wein auftragen lassen, und nachdem derselbe seine Wirkung gethan, durch Drohungen und das Versprechen von 1000 Piastern für Jeden, die Häuptlinge, die bereits in einem Zustande waren, wo sie kaum mehr wußten was sie thaten, zur Unterzeichnung folgender Urkunde verleitet:

An Admiral Dupetit-Thouars.

Tahiti, den 9. Sept. 1842.

Da es unter den gegenwärtigen Umständen fernerhin unmöglich ist, mit fremden Regierungen in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne uns dem Verlust unserer Inseln, unseres Ansehens und unserer Freiheit auszusetzen, so richten wir Unterzeichnete, die Königin und vornehmsten Häuptlinge von Tahiti*), gegenwärtiges Schreiben an Sie, mit der Bitte, daß Sie den König der Franzosen ersuchen möchten, uns unter seinen Schutz zu nehmen, und zwar unter folgenden Bedingungen:

1. Die Souveränität der Königin, sowie ihre und ihrer Häuptlinge Gewalt soll garantirt werden.

*) Die aber doch zur nämlichen Zeit am Lande in ihren Wohnungen waren, in tiefem Schlafe lagen und von diesem heillosen Vorgange nicht das Mindeste wußten.

Digitized by Google

2. Alle Gesetze und Verordnungen sollen im Namen der Königin und von ihr unterschrieben erlassen werden.

3. Das Land, welches der Königin und dem Volke gehört, soll gesichert und in ihrem Besitze bleiben; alle Streitigkeiten in Beziehung auf Eigenthumsrecht oder Ländereien sollen unter der besondern Gerichtsbarkeit der Landesgesetze stehen.

4. Jeder soll in Ausübung seiner Religion Freiheit haben.

5. Die jetzt bestehenden Kirchen sollen bleiben, und die englischen Missionäre ihre Arbeiten unbelästigt fortsetzen dürfen; dasselbe soll von jeder andern Religion gelten: Niemand soll in seinem Glauben belästigt oder behindert werden. *)

Unter diesen Bedingungen bitten die Königin und die Häuptlinge den König der Franzosen um seinen Schutz, wobei sie die Leitung aller Verhältnisse mit auswärtigen Mächten, sowie alles auf ansässige Fremde sich Beziehende, Hafengesetze u. s. w. seinen Händen, oder dem Ermessen der französischen Regierung, oder der von ihm ernannten und von der Königin bestätigten Person überlassen, auch ihm anheimstellen, solche weitere Maßregeln zu treffen, wie er sie zur Erhaltung des Friedens und guten Einverständnisses nöthig finden wird.

Paraita. Utami.
Hitoti. Tati.

Jeder sieht ein, daß die vier Häuptlinge betrunken waren, als sie diesen Wisch unterzeichneten. Selbst die schlichten Tahitier hatten gesunden Menschenverstand genug, um das Widersinnige der Idee eines französischen Protectorats augenblicklich zu erkennen. Schutz war gegen Niemand erforderlich, als eben gegen die Franzosen selbst; und es war demnach eine förmliche Verhöhnung der Rechte der Tahitier, die von jeher, schon als Heiden und vollends seit dreißig Jahren als Christen selbstständig und unabhängig gewesen waren, ihnen von französischem Schutz zu sprechen. Gegen wen denn? fragten mit Recht die Tahitier. Die Franzosen ausgenommen, beunruhigt uns Niemand. Mit England sind wir befreundet, mit Nordamerika sind wir befreundet, mit den benachbarten Insulanern sind wir befreundet, und unter uns selbst herrscht Friede und Eintracht.

Was kümmern sich indeß Louis Philipp's Handlanger Dupetit-Thouars und sein Spießgeselle, der liederliche Jesuitenfreund Moerenhout, um Recht oder Vernunft? Genug, sie hatten nun eine Art scheinbarer Grundlage, auf der sie weiter operiren konnten, mochte auch die Urkunde an sich eben so null und nichtig sein, wie die, welche

---

*) Alle diese sog. Bedingungen wiesen sich, wie sich voraussetzen ließ, hinterher als leere Redensarten aus. Gleich wie der oben gedachte französische Capt. La Place den Sandwich-Insulanern erklärt hatte: „wer gegen die römische Kirche spreche, der beleidige den König der Franzosen", so erklärte Dupetit-Thouars in seiner ersten Proclamation an die Tahitier: „wenn irgend ein Fremder sich betreffen lasse, gegen die französische Regierung zu sprechen, solle er aus dem Lande verbannt werden." Das war gegen die englischen Missionäre gerichtet, „die ihre Arbeiten unbelästigt sollten fortsetzen dürfen", wie es in der Urkunde lautete. Später ließ der Admiral die Tahitische Flagge von dem Palaste der Königin herunterreißen. Das war gegen die, der Königin in der Urkunde „garantirte Souveränität" gerichtet. Auch wurden Anfangs junge Tahitier mit Gewalt in die Schulen der Priester der Herzen Jesu und Mariä geschleppt — das war die in der Urkunde zugesicherte Freiheit des Glaubens, in welcher „Niemand belästigt oder behindert werden sollte".

Digitized by Google

Moerenhout erschlichen hatte, und mochten die vier Häuptlinge selbst, nachdem sie ihren Rausch ausgeschlafen, nicht blos tiefe Reue empfinden, sondern laut und bestimmt erklären, daß sie auf die schmähligste Art überlistet worden seien. Das half alles nichts. Der Königin ward angezeigt: entweder sie zahle die 10,000 Piaster, oder sie trete der Unterschrift der Häuptlinge bei, — wo nicht, so werde die Artillerie auf die Insel spielen. Anfangs weigerte sie sich entschieden; aber um das Blut ihrer Unterthanen nicht fließen zu sehen, setzte sie endlich nach einer unter Thränen zugebrachten Nacht, mit brechendem Herzen ihren Namen unter das Papier. Als ihr Name dastand, weinte sie laut, schloß ihren sechsjährigen Knaben in die Arme und rief aus: „Armes Kind, jetzt habe ich die Vernichtung deines Reiches unterschrieben!"

Sofort ward nun, ungeachtet der in der Urkunde zugesicherten Garantie der Souveränität der Königin und der Gewalt der Häuptlinge, eine provisorische Regierung eingesetzt, aus zwei sog. königlichen Commissarien und einem Präsidenten bestehend. Jene waren Franzosen, und daß des Admirals würdiger Busenfreund Moerenhout zum Präsidenten ernannt worden war, versteht sich von selbst. Die schamlose Frechheit, womit dieser Mensch jetzt auftrat, mag man daraus abnehmen, daß die Königin sich genöthigt sah, den englischen Commodore Nicholas mit der Bitte anzugehen: er möchte vermitteln, daß Moerenhout nicht unangemeldet ihr Gemach betrete. Der englische Befehlshaber that nicht nur dies, sondern richtete auch an Dupetit-Thouars folgendes Schreiben: „Es ist mir glaubhaft versichert worden, daß einige Tage nachdem Ihre Majestät, nach mehrstündiger Weigerung, durch Drohungen eingeschüchtert, endlich ihren Namen unter das erste Document (den Vertrag) gesetzt hatte — und sie that das, wie sie sogleich erklärte und noch erklärt, einzig und allein um ihre Unterthanen vor dem Feuer Ihrer Kanonen zu retten —, ein zweites Document (die oben in der Anmerkung erwähnte Proclamation) Ihrer Majestät zur Unterschrift vorgelegt wurde, wozu sich dieselbe endlich auch verstand, gezwungen durch die bedrohenden Forderungen des französischen Consuls (Moerenhout); und mit diesen insultirenden Drohungen — man darf es nicht vergessen — ging man die Königin an zu einer Zeit, da stündlich ihre Niederkunft erwartet wurde. Eine Stunde nach der auf so rohe Weise abgedrungenen Unterzeichnung war Ihre Majestät in Kindesnöthen, die beschleunigt und erschwert wurden durch den großen Kummer, den sie zu erdulden hatte, und durch das schamlose Benehmen des französischen Consuls gegen diese unglückliche, hülflose Frau. — Frankreich, Europa und die Welt wird über dies beispiellose Verfahren richten."

Ja, nicht etwa blos Frankreich, Europa und die Welt, sondern auch Gott hat gerichtet, und zwar auf die eclatanteste Weise! Damals war indeß die Zeit der Vergeltung noch nicht gekommen. Der französische Admiral, ein Held gegen Wehrlose, steckte die ihm gewordene nachdrückliche Zurechtweisung des englischen Commodore still ein, froh daß nicht dessen Kanonen ihm eine noch derbere Züchtigung widerfahren ließen; er tröstete sich mit dem erhebenden Bewußtsein, für sein beispielloses Verfahren (wie Nicholas mit Recht es nannte) von Seiten des „bürgerkönigl[ichen] Vaters des Volkes" (s. oben) und der Verbrüderung der „Herzen Jesu und Mariä" volle Anerkennung gefunden und noch unlängst die rührende Freude gehabt zu haben, daß die dankbaren Jesuiten das von ihnen zum Wohnsitz gewählte Thal der Insel „Thal Dupetit-Thouars" genannt, und eilte nunmehr nach Frankreich, um dem Bürgerkönige einen verstärkten Knalleffekt zur nächsten Kammersession zu bringen. Louis Philipp nahm natürlich das erschlichene Protectorat wohlgefällig an, und aus den oben angedeuteten Gründen war es auch eben so natürlich, daß die brittische Regierung dasselbe anerkannte. Diese Regierung erklärte zwar, daß die Königin Pomare „theils durch

Digitized by Google

Ränke, theils durch Einſchüchterung" ihrer Unabhängigkeit beraubt worden ſei, doch werde ſie ſich in den Handel der Franzoſen nicht einmiſchen. Sie gab ſich mit der Verſicherung des franzöſiſchen Miniſters Guizot zufrieden, „daß die engliſchen Miſſionäre in der freien Ausübung ihrer Religionspflichten geſchützt werden würden." Auch ſchrieb dieſer Guizot, bekanntlich ein Proteſtant (wenigſtens dem Namen nach), an die Londoner Miſſions-Geſellſchaft einen, mit wohlklingenden Phraſen durchſpickten Brief, worin es unter andern heißt: „Die Miſſionäre werden Hand in Hand mit den franzöſiſchen Behörden das große Werk der Civiliſation auf Tahiti treiben." Es gehörte wirklich eine eiſerne Stirn dazu, die offenkundigen, folglich auch dem franzöſiſchen Miniſter genugſam bekannten Vorgänge auf Tahiti in die Kategorie von „Civiliſation" einzureihen! Dupetit-Thouars hatte, wie wir geſehen haben, die vier Häuptlinge betrunken gemacht, um die Protectorats-Urkunde zu erſchleichen, und der franzöſiſche Conſul Moerenhout ſuchte auf alle mögliche Weiſe die Branntweinpeſt und, in ſeiner Eigenſchaft als Kuppler für die fremden Seeleute, Unzucht unter den Tahitiern zu verbreiten; denn er und ſeine Freunde, die Jeſuiten, machten folgenden, ganz richtigen Schluß: „Gelingt es uns, die Tahitier zu Trunkenbolden zu machen und das weibliche Geſchlecht zur Hurerei zu verleiten, ſo ſtürzt das von den proteſtantiſchen Miſſionären aufgerichtete Werk von ſelbſt zuſammen, und dann iſt es ein Leichtes, ganz Tahiti römiſch-katholiſch zu machen." In der That, Beelzebub ſelbſt hätte nichts Klügeres ausſinnen können! Auch Dupetit-Thouars, der Held, bot bereitwillig die Hand, um dem Einfluſſe der evangeliſchen Miſſionäre entgegen zu wirken. Noch am Abend vor ſeiner Abfahrt gab er am Bord ſeines Schiffes ein Feſt, zu dem theils durch Lockungen, theils durch Drohungen oder förmlichen Zwang Tahitierinnen herbeigezogen wurden, mit denen man in ähnlicher Weiſe, wie mit den mehrerwähnten vier Häuptlingen verfuhr. Man gab ihnen reichlich Wein zu trinken, und nachdem ſie in einem mehr oder minder aufgeregten Zuſtande waren, wurden ſie zwar nicht, wie jene, zur Unterzeichnung einer Protectorats-Urkunde aufgefordert, wohl aber von Offizieren und Matroſen bei Seite geſchleppt, und die ſich nicht gutwillig ergeben wollten, denen that man geradezu Gewalt an! Der ſaubere Admiral wollte ſich halb todt lachen, als er hörte, wie entrüſtet die engliſchen Miſſionäre hierüber waren. Wir möchten aber doch ſelbſt entſchiedene Freidenker fragen, ob ſie ein ſolches Verfahren billigen können, — ein Verfahren, welches ein wahrhaft hinterliſtiges war, weil ihm nicht etwa eine Nachſicht gegen die Laſtertriebe der Offiziere und Matroſen, ſondern die beſtimmt ausgeſprochene Abſicht zum Grunde lag, den evangeliſchen Miſſionären einen Streich zu ſpielen und ihren religiöſen Einfluß auf die tahitiſche Bevölkerung zu lähmen. Die franzöſiſchen Soldaten wollten hinter den Seeleuten natürlich nicht zurückſtehen; und wo ihnen Moerenhout zur Befriedigung ihrer unzüchtigen Triebe nicht aushelfen konnte, griffen ſie ſelber zu, entriſſen Frauen ihren Männern und Töchter ihren Vätern, und thaten ihnen Gewalt an. So ſtand es mit dem, was Guizot „das große Werk der Civiliſation auf Tahiti Hand in Hand treiben" nannte!

Indeß die Tahitier wollten von dieſer Civiliſation nichts wiſſen. Vielmehr waren ſie ſeit dem Tage, wo die Franzoſen ihre dreifarbige Flagge mit der tahitiſchen verbanden, nur von Einem Gefühle gegen ihre Unterdrücker erfüllt, — dem des entſchiedenſten Haſſes, der nur einer Gelegenheit bedurfte, um hervorzubrechen. Die Königin hatte ſich vor der Hand nach Eimeo zurückgezogen, wo ſie am 15. Januar 1843 (es war gerade der Tauftag ihres neugeborenen Kindes) von dem brittiſchen Befehlshaber der Fregatte Talbot, Capt. Thomas Thompſon, einen Brief erhielt mit der dringenden Bitte, zu einer Conferenz nach Tahiti herüberzukommen. Sie kam, und wiederholte dem Capitän die Verſicherung, daß ſie die Unterwerfungsurkunde unterſchrieben

by Google

habe in höchster Angst ihres Herzens. „Hätte ich", setzte sie hinzu, „die Unterschrift verweigert, und wäre der Krieg ausgebrochen, so würden höchst wahrscheinlich die zur Verzweiflung getriebenen Tahitier über die weiße Bevölkerung der Insel hergefallen sein und ein Blutbad angerichtet haben, und das hätte mir und meinem Volke zum völligen Verderben gereicht." Als die Königin mit ihrer eigenen alten Flagge (denn die neue hat sie nie gebraucht) in den Hafen einfuhr, begrüßte der Talbot sie mit der üblichen königlichen Salve und zog die tahitische Flagge auf. Ebenso als die Königin an Bord des Schiffes kam und dasselbe verließ. Am 2. Februar liefen Boten durch alle Distrikte und Ortschaften Tahiti's und Eimeo's und beriefen Häuptlinge und Volk zu einer Generalversammlung auf den 9. Februar. Am festgesetzten Tage zogen die einzelnen Gemeindeglieder, von ihren Häuptlingen geführt und im Ganzen etwa 5000 an der Zahl, vor dem Palaste der Königin auf. Nachdem die Rede der Königin, worin sie ihre Gefühle über die gegenwärtige Lage der Dinge aussprach und dabei äußerte, sie betrachte sich als aus dem Reiche verbannt, vorgelesen worden war, richtete der königliche Commissär an den ersten Häuptling jedes Distrikts der Reihe nach die Frage: „Was ist euer Wunsch in Betreff der jetzigen Lage der Dinge?" und Jeder antwortete in den unzweideutigsten Ausdrücken: die Königin Pomare sei ihre alleinige Beherrscherin; sie wünschten die Flagge zu behalten, die ihnen von Großbritannien gegeben worden; sie hätten ihre eigenen Gesetze und Lehrer; „und", fügten sie hinzu, „die Bibel ist uns gesendet von Großbritannien, mehr brauchen wir nicht, mehr wünschen wir nicht." Die vier Häuptlinge, welche zur Unterzeichnung des verhängnißvollen Documents sich hatten verleiten lassen, wurden einzeln verhört und sagten übereinstimmend aus, welche Kunstgriffe dabei gegen sie angewendet worden; auch wiederholten sie schließlich, daß sie Frankreichs Schutz nicht nur nicht wünschten, sondern auch verabscheuten. Die Schlußerklärung der Königin stand genau im Einklange mit den von den Landesabgeordneten geäußerten Wünschen. Die anwesenden Fremden konnten sich nicht genug wundern über die treffliche Ordnung und Einmüthigkeit, in der die Versammlung gehalten ward. Moerenhout und die Franzosen waren freilich um so ergrimmter darüber, und gingen in ihrer blinden Wuth so weit, daß sie die lächerliche Behauptung aufstellten, die Versammlung sei nichts als das Werk Pritchard's gewesen. Der befand sich aber damals mehrere hundert Meilen weit auf hoher See; denn er langte erst am 25. Februar, also 14 Tage nach dem Versammlungstage, von seiner Reise nach England auf Tahiti wieder an.

Der oben erwähnte entschiedene Haß der Tahitier gegen die Fremdherrschaft war mit tiefer Verachtung gegen das Papstthum, welches man ihnen ebenfalls aufzwängen wollte, gepaart. Die beiden Jesuitenpriester hatten schon am 26. September 1842 ihre neue Kapelle eröffnet, die jedoch für die Eingeborenen so gut wie nicht vorhanden war, indem von ihnen sich Niemand zum Romanismus bekehren oder verführen ließ. Noch ein Jahr später, nämlich im September 1843, schrieb einer der englischen Missionäre an die Directoren der Londoner Missionsgesellschaft: „Die beiden Priester haben noch Niemand unter den Eingeborenen verführen können. Der Papismus, sich selbst überlassen, wird auf diesen Inseln nimmermehr herrschen können; denn Sie wissen so gut wie ich, daß die Bibel und das Pabstthum nicht zusammen bestehen können." Ihrer Sache in Gott gewiß, hatten auch die englischen Missionäre auf Tahiti von allen Gewaltmaßregeln gegen die Jesuiten von Anfang an abgerathen und dieselben gemißbilligt. Die Römischen aber mochten selber einsehen, daß ihre Predigt, „sich selbst überlassen", an der evangelischen Rüstung der tahitischen Christen abpralle; darum mußte die Predigt der französischen Kanonen auf's Neue herbei.

Digitized by Google

Am 1. Nov. 1843 kehrte Dupetit-Thouars von Frankreich nach Tahiti zurück. Drei französische Kriegsschiffe legten im Hafen von Papeete vor Anker. Der Admiral sandte der Königin schon am 3. Nov. einen Brief zu, worin er sich über die tahitische Flagge beklagte, die auf ihrem Palaste wehete, und deren Einziehung er verlangte (s. oben die Anmerkung zu der von den vier Häuptlingen unterzeichneten Urkunde). Da Pomare dies mit Recht verweigerte, ließ der Admiral durch seine Soldaten die Flagge herunterreißen, die französische Flagge aufziehen, erklärte die Königin für abgesetzt und Tahiti für eine französische Colonie. Das geschah am 4. November. Der Palast der Königin ward zu einem Wachthause gemacht.

Die gemißhandelte Königin suchte Zuflucht auf dem englischen Kriegsschiffe Dublin, beschwerte sich bei dem Könige der Franzosen und bat die Königin von England von Neuem dringend um Hülfe. Während man auf Antwort von beiden Regierungen sehnlich wartete, fingen Volk und Häuptlinge an unruhig zu werden. Die Franzosen hatten die Geduld der so schmählich behandelten Tahitier endlich erschöpft. Väter, denen man ihre Töchter entrissen, Männer, deren Frauen man weggeschleppt, gingen von Dorf zu Dorf und beschworen ihre Landsleute sie zu rächen. Auch an ihrem Hab und Gut waren die Eingeborenen vielfach gekränkt worden. Endlich im Januar 1844 weigerten sie sich, fernerhin Lebensmittel auf den Markt zu bringen für die französischen Truppen, worauf die Behörden bekannt machten, daß wer am nächsten Markttage sein Vieh nicht bringe, für einen Rebellen erklärt und seines Eigenthums beraubt werden solle. So handelten die Schergen des „Vaters des Volkes" und des Bürgerkönigs der „großen und hochsinnigen Nation"! Die Häuptlinge flohen in's Gebirge und eine Menge Volkes mit ihnen. Nun sollte Gewalt gegen die Königin gebraucht werden. Ein Trupp Soldaten näherte sich ihrem Palaste, und nur mit genauer Noth entkam sie an Bord des kleinen Kriegsfahrzeuges Basilisk. An demselben Abend wurden mehrere Häuptlinge eingekerkert; nach Anderen suchte man, aber sie hatten sich in die Gebirgsschluchten geflüchtet, wo zahlreiche Eingeborene sich um sie sammelten. Papeete und die Umgegend wurden in Belagerungszustand erklärt, Festungswerke, Blockhäuser und Batterien in Eile angelegt. (Sollte man nicht meinen, Don Quixote habe die Franzosen angeführt?) Eine französische Schildwache ward von einigen Insulanern entwaffnet, und an wem rächten sich hierfür die Franzosen? An Pritchard, dem brittischen Consul! Er wurde (am 3. März 1844), auf Befehl des Lieutenants d'Aubigny, Stellvertreters des französischen Gouverneurs Bruat, von französischen Soldaten ergriffen, wie ein gemeiner Verbrecher in's Gefängniß geschleppt und nach sechstägiger, schimpflicher Haft des Landes verwiesen! So etwas hätte an einem brittischen Consul vor der Thronbesteigung Wilhelms IV. geschehen sollen! Augenblicklich wären brittische Kriegsschiffe nach Tahiti beordert worden, mit dem Befehl, die frechen französischen Eindringlinge sofort von der Insel zu verjagen und die Eingeborenen in alle ihre Rechte wieder einzusetzen. Allein das System des brittischen Cabinets hatte sich, wie wir oben gesehen haben, seit dem Tode Georgs IV. wesentlich geändert, und die derzeitigen Minister, mit ihrer jämmerlichen Halbheitspolitik, steckten den der Nationalehre angethanen Schimpf feige ein, weil er von Frankreich herrührte, und begnügten sich damit, für Pritchard eine, von ihm selbst weder verlangte noch gewünschte Geldentschädigung bei der französischen Regierung auszuwirken, und ihn zum brittischen Consul auf den Schiffer-Inseln zu ernennen. Die Franzosen auf Tahiti hatten auf Pritchard einen Groll schon seit dem 4. Nov. 1843, an welchem Tage die Königin Pomare für abgesetzt und die Insel selbst für eine französische Colonie erklärt wurde. Er war zum brittischen Consul bei der tahitischen Regierung ernannt worden, daher

Digitized by Google

gebot schon seine Amtspflicht, daß er nach Absetzung der Königin sofort seine Flagge einzog und den Behörden anzeigte, er sei für eine französische Colonie nicht bevollmächtigt. Dies konnten ihm die Franzosen nicht vergessen, und sannen nur auf eine Gelegenheit, sich dieserhalb an ihm zu rächen. Seine ihm gebliebene Eigenschaft als Consul (denn selbst die französische Regierung erkannte den von Dupetit-Thuars an Tahiti verübten Gewaltstreich nicht an, um wie viel weniger die brittische, so feige sie auch sonst in dieser Angelegenheit sich benahm) schützte ihn vor ihren Mißhandlungen, bis jene Schildwache entwaffnet ward, wo sie die Frechheit hatten, ihm die Schuld davon beizumessen, — ihm, der sich, außer jener Anzeige an die Behörden, um die Franzosen weiter gar nicht bekümmert, still und zurückgezogen für sich gelebt, und, wenn er von der Königin oder den Häuptlingen zu Rathe gezogen worden war, sich entschieden gegen alle und jede Feindseligkeit wider die Franzosen erklärt hatte. Daher brach erst als er fort war, der Kampf los.

Die zurückgebliebenen englischen Missionäre versuchten noch jetzt dem Ausbruche des Krieges zu steuern, allein es gelang ihnen nicht. Französische Truppen wurden in's Gebirge gesandt, um die Eingeborenen zu zerstreuen; auf dem Wege dahin entrissen sie zweien Häuptlingen ihre Frauen, um sie in ihr Boot zu schleppen; die Häuptlinge setzten sich zur Wehr und wurden niedergeschossen. Da erhob sich ein dritter Häuptling und rief: „Sind wir Hunde, daß man uns so behandelt? Wir sind ruhige Leute und verlangen nur, daß man uns in Ruhe lasse, und das wollt ihr nicht!“ Und nun erst feuerten auch die zur Verzweiflung gebrachten Insulaner, und Blut floß auf beiden Seiten. Der Gouverneur sprach hierauf den Entschluß aus, die Tahitier entweder zu unterwerfen, oder auszurotten.

Die französische Regierung erkannte die Besitznahme Tahiti's nicht an (obwohl das beibehaltene Protectorat in Wirklichkeit auf Eins hinauslief) und rief ihren Admiral nach Frankreich zurück. Ehe diese Entscheidung in der Südsee ankam, dauerte der Krieg auf Tahiti fort, und die durch das Evangelium in eine glückliche Friedensstätte umgewandelte Insel ward verwüstet und in die Gräuel der heidnischen Zeit zurückgestoßen. Die erste förmliche Schlacht ward am 18. März 1844 bei Mahaina (einem Gebirgsdorfe unweit der Ostküste der Insel) geliefert. Wir entnehmen aus dem Berichte eines auf Tahiti wohnenden Europäers über diese Schlacht folgende Stelle: „Der Kampf war fürchterlich. Die Tahitier fochten Mann für Mann mit ihren Speeren gegen die Bajonette der französischen Soldaten. Ihre Wuth und ihr tödtlicher Haß gegen die Franzosen gab Zeugniß genug. Kaum die Hälfte von ihnen hatten Schießgewehre; aber hätten Alle deren gehabt, es wäre kein Franzose übriggeblieben, um Bericht zu erstatten. So oft es Gelegenheit gab, donnerten die Seitenlagen der Urania und der langen Kanonen des französischen Dampfschiffes mit in den Kampf. Kartätschen und Bomben fielen wie Decemberhagel; aber der Kampf währte fort; die Gräben waren mit Leichen bestreut. Verwundete gab es bei den Tahitiern nicht, denn sie fochten wie Verzweifelte bis zum letzten Lebenshauche. Ein Tahitier, der nicht einmal einen Stock in der Hand hatte, hob, tödtlich verwundet, noch einen Stein auf und schleuderte ihn auf den Statthalter Bruat, der ihm kaum entging; er taumelte dann und fiel todt zur Erde.“ Ihren Verlust gaben die Franzosen auf 48 Todte und 70 Verwundete an. Die Insulaner zogen sich nun nach Papeeno zurück, wo sie sich, etwa 1500 Mann stark, verschanzten, um ihr Vaterland bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die Königin und die englischen Missionäre thaten Alles, was in ihren Kräften stand, die Gemüther zu beruhigen, aber vergebens.

Auch nach Einlaufen der Entscheidung von Seiten der französischen Regierung änderte sich die Lage der Dinge nicht: den Tahitiern war das französische Protectorat

Digitized by Google

eben so zuwider, wie die directe französische Herrschaft. Die Königin, welche bis dahin am Bord des Basilisk mit ihrer Familie geblieben war, ging nun nach Rajatea (nordwestlich und etwa 30 Meilen von Tahiti), und erklärte dem Gouverneur von Tahiti, Bruat, sie werde nie wieder ihren Fuß auf tahitischen Boden setzen, es sei denn als souveräne Königin.

Die Gemeinden waren theils versprengt und aufgelöst, theils ihrer Schulen und Kapellen, ihrer Hütten und sonstigen Güter beraubt. Nur einige liederliche Dirnen und hin und wieder ein Taugenichts hielten mit den Franzosen Freundschaft. Der Kern des Volkes wohnte im Lager und in den Schluchten der Berge. Die englischen Missionäre, die ihre Frauen und Kinder nach Rajatea und Huahine geflüchtet hatten, schwebten persönlich in täglicher Gefahr ihres Lebens, und bei einem Scharmützel an der Matawai-Bai (im äußersten Norden der Insel), am 30. Juni 1844, wurde der Missionär M'Kean von einer französischen Kugel getroffen und todt zu Boden gestreckt.

Daß es auf Tahiti dahin kommen werde, hatten Louis Philipp und sein protestantischer Minister Guizot sich denn doch nicht vorgestellt. Sie schraken jetzt selber zurück vor den verübten Gräueln und Gewaltstreichen, die sich durch nichts rechtfertigen oder auch nur entschuldigen ließen, weder vor dem Auslande, noch vor der französischen Nation. Sie bekamen überdies im eigenen Lande genug zu thun; denn die Vorboten zu der Revolution von 1848 fingen bereits an sich einzustellen; ein neuer Knalleffect mit Tahiti wäre, zumal unter solchen Umständen, zu einer Lächerlichkeit geworden; Tahiti selbst begann schon ihnen lästig zu werden und nur Ehren halber durften sie es noch nicht ganz aufgeben; jedenfalls mußten nicht nur die Feindseligkeiten auf der Insel beigelegt, sondern auch die Gemüther daselbst zu beschwichtigen gesucht werden; und so ward denn endlich der Capitän Lavaud zur Wahrung des Protectorats auf Tahiti ernannt. Dieser, ein billiger Mann, ward auch von der republikanischen Regierung Frankreichs in seinem Amte bestätigt, und wie es unter ihm auf der wieder beruhigten Insel aussieht, wird am Schluß der Beschreibung der Gesellschafts-Inseln erzählt werden.

Aber wie? Also, damit der „heilige Kampf" gekämpft werde, nicht wider das finstere, blutgierige Heidenthum, sondern wider die evangelischen Missionsgesellschaften, „an denen man sieht, wie der Teufel in der Welt wüthet" (wie Papst Gregor XVI. sich ausdrückte; s. oben); — damit der Versuch gemacht werde, sämmtliche evangelisch-christliche Südsee-Insulaner in Papisten umzuwandeln; — damit stolze Pfaffen Rache üben konnten dafür, daß sie wegen ihrer frechen Anmaßungen und Ruhestörungen aus Tahiti fortgewiesen waren (und zwar mit dem nämlichen Fug und Recht, als hätten sie sich dergleichen auf dem lutherischen Island, oder in Norwegen oder Schweden erlaubt, wo sie mit noch viel weniger Umständen fortgejagt worden wären); — damit Ludwig Philipp einen neuen Knalleffect zu seinen Theatercoups und Comödien vor den französischen Kammern und dem französischen Volke erhalte; — damit ein schamloser Abenteurer seinen Branntweinhandel und seine Kupplerwirthschaft ungehindert betreiben könne; — damit ein obscurer französischer Schiffscapitän Contre-Admiral und Ritter der Ehrenlegion werde: um dieser, ja nur um dieser Zwecke willen, wird eine

Digitized by Google

friedliche Insel räuberisch überfallen, wird ihre friedliche, christliche Bevölkerung nicht etwa von heidnischen Wilden, nein, von Menschen, die sich katholische Christen nennen, auf das Schmählichste mißhandelt, wird mit Feuer und Schwert unter ihr gewüthet, wird mit gänzlicher Ausrottung ihr gedroht, wird ein irdisches Paradies auf das Gräulichste verwüstet und in eine Brand- und Mordstätte umgewandelt! „Die Eingeborenen sind in den Händen des Teufels", schrieben Laval und Caret an den Bischof Rochouse (s. oben). Nein, nicht die Eingeborenen, sondern die über sie herfallenden, mit diesen Jesuiten glaubensverwandten Mordbrenner waren „in den Händen des Teufels", oder, besser gesagt, sie waren Teufel in menschlicher Gestalt.

Doch genug: sie, oder die im Grunde noch ärgeren Teufel, die Anstifter der auf Tahiti verübten Schandthaten, haben ihren vollen Lohn empfangen. Louis Philipp, dessen Schergen die ganze Bevölkerung einer, dem Fürstenthum Waldeck an Größe gleichkommenden Insel ausrotten zu wollen erklärten; Louis Philipp, der nach einem, über 3000 Meilen von ihm entfernten, stillen, friedlichen Lande Jesuitenpriester sandte, welche den ausgesprochenen Willen hatten, die evangelischen Missionäre von dort zu vertreiben, ward wenige Jahre später, nebst seinem Guizot, ja nebst seiner ganzen Familien-Sippschaft, die ketzerhassende Frau Gemahlin mit einbegriffen, aus dem eigenen Lande mit Schimpf und Schande fortgejagt; selbst der Pabst (ob Gregor XVI. oder Pius IX. ist einerlei, denn auf die Person kommt es hierbei nicht an) ist von seinem Stuhl, ist aus dem Stammsitz des Pabstthums, ist aus der römisch-katholischen Welthauptstadt vertrieben worden, und hat nur mit Hülfe von Kriegerschaaren und Kanonen seine Gewalt wieder erlangen können; der Schurke Moerenhout ist in allgemeine Verachtung gefallen und hat ausgewirthschaftet; sein würdiger Busenfreund Dupetit-Thouars hat seine tapfere Rolle gegen Wehrlose ausgespielt, und die Jesuitenpriester haben — nichts ausgerichtet, wenigstens ihren Hauptzweck gänzlich verfehlt.

Mit ähnlichen jesuitischen Schlichen und zum Theil auch mit ähnlicher brutaler Gewalt, wie gegen Tahiti, wurde gegen einen andern ältern Hauptsitz des Christenthums in der Südsee, gegen die Sandwich-Inseln, verfahren. Schon 1827 kamen zwei römische Priester und sechs als Handwerker verkleidete Glaubensgenossen dort an; und man nahm sie nur aus Mitleid auf, weil sie behaupteten, der Schiffscapitän könne und wolle sie nicht länger am Bord behalten. (Der Catechet Columban gedachte, wie oben erwähnt, als Zimmermann verkleidet, auf den Sandwich-Inseln sich einzunisten: man sieht also, wie diese Menschen nie den offenen, geraden Weg gegangen sind, sondern immer Schleichwege eingeschlagen haben.) Nach einigen Jahren sahen die Häuptlinge ein, welches Unheil diese Schleicher im Stillen anzustiften sich bemühten; und der König ließ sie daher auf

Digitized by Google

einem Schiffe mit ihren Effecten nach Californien bringen. Sie kehrten 1837 zurück, wurden jedoch abermals abgewieſen. Wir haben oben geſehen, daß in der erſten Hälfte des Jahres 1839 La Place, Befehlshaber der franzöſiſchen Fregatte Artemiſe, in Tahiti war, um den Jeſuiten vorzuarbeiten. Nachdem er ſich dieſer Aufgabe auf eine, ſeiner ſelbſt und ſeiner Gönner würdige Weiſe entledigt hatte, machte er ſich an die Vollführung eines ähnlichen zweiten Auftrages, den Louis Philipp ihm ertheilt hatte, da dieſer große Comödienſpieler und Geldſpeculant gern auch von den Sandwich-Inſeln her einen Knalleffect und zugleich eine erkleckliche Summe Geldes haben wollte. Demzufolge erſchien La Place mit ſeiner Fregatte im Juli 1839 vor Honolulu und verlangte für die Ausweiſung der römiſch-katholiſchen Pfaffen eine Geldbuße von 25,000 Piaſtern (beinahe 133,000 Francs), ſodann Aufnahme der Prieſter, volle Freiheit des römiſch-katholiſchen Cultus und — Einfuhr geiſtiger Getränke! Denn La Place war eingeweiht in die bereits auf Tahiti verſuchte Jeſuiten-Taktik (ſ. S. 348). Daß er ſeinen Forderungen die Erklärung beifügte, „wer gegen die römiſche Kirche ſpreche, der beleidige den König der Franzoſen", haben wir ſchon oben (S. 346) erzählt. Die Regierung in Honolulu mußte nachgeben; denn der auf ſeine Kanonen trotzende Franzoſe drohte mit dem Aeußerſten. Characteriſtiſch iſt, daß er dabei allen in Honolulu befindlichen Europäern Sicherheit anbot, mit alleiniger Ausnahme der evangeliſchen Miſſionäre. Das Erſte, was die den Sandwich-Inſulanern gewaltſam aufgedrungenen römiſch-katholiſchen Prieſter thaten, war, daß ſie gegen die Bibel eiferten, die evangeliſchen Miſſionäre und alle von ihnen zum Chriſtenthum bekehrten und verheiratheten Sandwich-Inſulaner für Ehebrecher erklärten (weil ſie nämlich nicht von römiſch-katholiſchen Prieſtern getraut worden), zum Genuß geiſtiger Getränke und unter der Hand auch zur Unzucht aufmunterten! (Vergl. S. 348.) Beſonders zeichnete ſich der Prieſter Walſh, ein Irländer, hierin aus. Doch ſie waren, zumal mit ſolchen Verſuchen, etwas zu ſpät gekommen; und wir haben ſchon (S. 338) erzählt, wie ſie ſich damit nur die Verachtung und ſelbſt den Spott der Sandwich-Inſulaner zuzogen.

Da wir den römiſchen Prieſtern ihre, gleichfalls unter dem Schutz franzöſiſcher Kanonen begonnenen Bekehrungsverſuche auf den Marqueſas-Inſeln gern gönnen, außerdem ihre Umtriebe auf den Freundſchafts-Inſeln wenig bedeuten, und ſie überhaupt ſeit der ihrem Pabſt gewordenen herben Lehre und ſeitdem ſie keine Kanonen mehr zu ihrer Verfügung haben, in der Südſee nur noch leiſe auftreten, ſo wollen wir hiermit von ihnen Abſchied nehmen, und das Wenige, was hinſichtlich ihrer noch zu ſagen iſt, auf die Specialbeſchreibung der genannten beiden Gruppen verſparen.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Die Fidschi-Inseln.

Die Fidschi-Inseln (die auch wohl, obgleich selten, unter dem Namen Viti-Inseln vorkommen), deren Name der englischen Benennung Feege- oder Fidgee-Islands entsprungen ist, liegen östlich und etwa 130 Meilen von den Neu-Hebriden, und der Hauptmasse nach zwischen dem 16. und 19. Grade südlicher Breite, und zwischen dem 178. Grade östlicher und dem 179. Grade westlicher Länge von Greenwich. Sie liegen so ziemlich im Norden von Neu-Seeland, nur daß sie über 200 Meilen davon entfernt sind; auch liegen sie so ziemlich auf der Mitte des Weges zwischen der neuholländischen Nordostküste und Tahiti, welcher Weg beiläufig 900 Meilen lang ist.

Der berühmte holländische Seefahrer Abel Tasman war der erste Entdecker dieses Archipels, von dem er, am 16. Februar 1643, etwa 20 kleine Inseln, und Eilande sah, die er Prinz Wilhelms-Inseln und Heemskerk's Untiefen nannte. Cook entdeckte zwar 1773 eins der südlichsten Eilande des Archipels (Turtle Island oder Batoa), kam aber in den Archipel selbst nicht, sondern zog nur über denselben auf den benachbarten Tonga- oder Freundschafts-Inseln einige Nachrichten ein. Auf Cook folgte Bligh, der auf seiner unfreiwilligen Bootfahrt nach dem Indischen Archipel 1789 mitten durch die Fidschi-Gruppe und in feindselige Berührung mit den Eingeborenen kam. Zwei Jahre später, nämlich 1791, entdeckte der brittische Seefahrer Edwards die Insel Rotuma; im nämlichen Jahrzehend kamen Nordamerikaner und der Befehlshaber des Missionsschiffes Duff, Capt. Wilson, hin; in unserem Jahrhunderte besuchten andere Seefahrer mehrere der Fidschi-Inseln, aber, bei der Wildheit der Eingebvrenen, selten ohne einen Theil ihrer Mannschaft eingebüßt zu haben; bis endlich 1835 brittische Missionäre das Christenthum hier einzuführen begannen; und durch dessen allmählige Ausbreitung über beinahe den ganzen Archipel sind seitdem die Fidschi-Inseln zugänglich gemacht und in das Gebiet der Erdkunde eingeführt worden.

Der Name des Archipels ist von dem einen seiner beiden Hauptinseln entnommen, der wie Fidschi Lawa lautet und so viel wie Groß-Fidschi bedeutet. Statt Fidschi-Lawa wird diese Insel auch wohl Nafidschi Lawa genannt, und daraus ist die Verstümmelung Nawihiliwu entstanden, unter welchem Namen sie in vielen Seekarten und geographischen Werken aufgeführt ist.

Die größern Inseln liegen hoch und sind gebirgig, die kleineren dagegen sind niedrig und hinter Korallenriffen versteckt, deren es in diesen Gewässern

Digitized by Google

eine Menge gibt. Die gefährlichſten und ausgedehnteſten Riffe befinden ſich zwiſchen den beiden Hauptinſeln und zwiſchen den öſtlich davon gelegenen Eilanden Nirie und Neow. Es ſind ſchon mehrere Schiffe daran geſcheitert.

Die meiſten Fidſchi-Inſeln haben einen äußerſt fruchtbaren und gut bewäſſerten Boden, ein, durch die Seewinde abgekühltes, mildes Klima, ſind ſtark bewaldet und berühmt durch das hier in ziemlicher Menge ſich vorfindende Sandelholz, welches einen Hauptmarkt in China findet, und weshalb Nordamerikaner, Britten und andere europäiſche Seefahrer den Archipel häufig beſuchen. Die übrigen Produkte ſind, wie auf den meiſten Südſee-Inſeln: Kokosnüſſe, Brotfrucht, Yams, Bataten u. ſ. w., auſtraliſche Schweine und Hunde, Schildkröten, Geflügel ꝛc. Eine Papageienart liefert ſchöne rothe Federn, welche von den benachbarten Freundſchafts-Inſulanern begierig eingetauſcht werden.

Die Eingeborenen des Fidſchi-Archipels, welche hinſichtlich der Raſſe die Mitte halten zwiſchen den Papuas und Auſtralindiern (ſ. Abſchn. I., Kap, 4.), und deren Geſammtzahl auf 300,000 Seelen geſchätzt wird, ſind im Allgemeinen von guter Körperbildung und muskulös, obwohl häufig durch wunderliche Zierrathen in Naſe und Ohren entſtellt. Das Tättowiren kommt bei ihnen ſelten vor; blos die Weiber (wenigſtens war dies früher Sitte) bezeichnen das Geſäß in Geſtalt eines Halbmondes oder runden Fleckens auf beiden Seiten, eine Operation, die von Perſonen ihres eigenen Geſchlechtes verrichtet wird. Die Fidſchier ſind ſehr geſchickt in der Verfertigung von Waffen, Canots und Geräthſchaften mancherlei Art; auch haben ſie ordentliche Pflanzungen, große und reinliche Wohnungen, und genießen gekochte Speiſen, wobei ſie ſich ſelbſt verfertigter Töpfe bedienen. Ihre meiſterhaft ausgearbeiteten Kähne, von 90 bis 120 Fuß Länge und 22 Fuß Breite, ſind aus einem, Fehi genannten, harten und feſten Holze, welches dem Wurmfraße nicht unterworfen iſt. Ihre Waffen ſind Keulen oder Pätta Pättuhs, Wurfſpieße oder Speere, ſtarke Bogen und Pfeile, und Schleudern, welche ſie mit ungemeiner Geſchicklichkeit zu handhaben wiſſen. Auch Feuergewehre beſitzen ſie hin und wieder, und zwar ſchon ſeit längerer Zeit. In manchen Kunſtfertigkeiten ſind ſie den benachbarten Südſee-Inſulanern weit überlegen, wie ſchon ihre geſtreiften Zeuge, ihre geflickten Matten und ihre wirklich ſinnreich geformten irdenen Geſchirre verrathen. Sie ſind ſogar vergleichungsweiſe fein und höflich in ihren Manieren, und man kann ſie vielleicht geradezu ein arbeitſames und betriebſames Volk nennen. Seit der Verbreitung des Chriſtenthums unter ihnen und der damit verbundenen nähern Bekanntſchaft mit europäiſcher Cultur, finden ſich bei ihnen Leute beiderlei Geſchlechts, welche gern als Dienſtboten arbeiten, ehrerbietig und freundlich dabei ſind und durchaus den Zwecken entſprechen, für die man ſie annimmt. Rühriger als z. B. die benachbarten Tongeſen oder Freundſchafts-

Digitized by Google

Insulaner, helfen sie den Missionären bereitwillig beim Landen der Güter, und bringen diese für geringen Lohn an Ort und Stelle.

Wahrscheinlich wirkt zu dieser Stimmung die unumschränkte Willkürherrschaft Derer, welche dem Range der Häuptlinge angehören. Denn die Fidschi-Inseln zerfallen politisch in eine Menge kleiner Staaten und Königreiche oder Fürstenthümer; fast jede Ortschaft rühmt sich eines Königs und einer Regierung, und ist insofern ein Königreich an sich. Eine Anzahl derselben, mitunter 10, mitunter aber auch 150 solcher stehen verbunden unter einem gemeinsamen Oberhaupte, der aber nicht König des Ganzen, sondern Großer Häuptling genannt wird. Geweihter König ist er nur für Eine Ortschaft oder Einen Platz, aber er hält das Ganze zusammen. Die bedeutendsten Königreiche sind die von Takanova, Ba-u und Lakemba. Der König von Takanova, dem ein großer Theil dieser Hauptinsel unterthan ist, residirt aber nicht auf ihr selbst, sondern auf der dicht daneben liegenden kleinen Insel Tawöna oder Somosomo. Die Hauptmacht bildet indeß (wenigstens noch 1849 war dies der Fall) das Königreich Bau (Ba-u), welches sich fast über ganz Fidschi-Lawa, sowie über mehrere benachbarte kleinere Inseln erstreckt, und dessen Beherrscher gleichfalls auf einer kleinen Insel residirt, eben auf Bau, welches nur ½ M. im Umfange hat oder etwa 200 Morgen groß ist und dicht neben Fidschi-Lawa liegt. Bei den fortwährenden Fehden, welche die Fidschi-Insulaner (so weit sie noch nicht zum Christenthume gründlich bekehrt sind) unter einander führen, fühlen sich die Könige und Häuptlinge auf den kleineren Inseln sicherer als auf den großen; Bau aber, wie ungünstig auch sonst in jeder Hinsicht gelegen, ist ganz ausgezeichnet günstig für eine Vertheidigung geschaffen. Die auf diesem Eilande liegende gleichnamige Ortschaft zählt etwa 1000 Einwohner, welche jedoch meist Häuptlinge sind, was auch in andern Ortschaften der Fall ist. Von der Gesammtbevölkerung des Fidschi-Archipels (die, wie schon oben erwähnt, auf 300,000 E. geschätzt wird) sind wenigstens 15,000 Untergebene von Bau; eine größere Anzahl dürften Takanova und Lakemba umfassen; die übrigen kommen theils auf die andern, in kleinerem Maßstabe bestehenden Verbände, theils auf die unabhängigen Ortschaften oder Städte im Innern der beiden Hauptinseln.

Da in der, die Gebräuche und Sitten der Eingeborenen betreffenden Darstellung auf die verschiedenen Inseln des Archipels häufig Bezug genommen werden muß, so ist es der bessern Uebersicht wegen am geeignetsten, diesmal von der bisher beobachteten Ordnung abzugehen, und die Chorographie der Fidschi-Inseln schon hier zu geben.

Die erste Hauptinsel, **Wanua Lawa** (d. h. Groß-Land), auf den Seekarten gewöhnlich unter dem Namen Takanova aufgeführt, sonst auch wohl Takandrova und in manchen Geographien Pau genannt, liegt im nordwestlichen Theil des eigent-

Digitized by Google

lichen Archipels, und mit ihrem äußerſten Nordpunkt unter 16° 16′ S. Br. und 179° 0′ öſtl. L., ſowie mit ihrem äußerſten Oſtpunkte unter 16° 50′ S. Br. und 179° 32′ O. von Greenwich. Dieſe Inſel hat 75 Meilen im Umfange und iſt im Innern gebirgig und waldig. Ihre Wälder bergen das koſtbare Sandelholz, welches übrigens am häufigſten in dem, Wuja oder Vuiha genannten ſüdweſtlichen Diſtrikte der Inſel ſich findet. Hier iſt denn auch die, von fremden Seefahrern mehr oder minder zahlreich beſuchte Sandelwood- (Sandelholz-) Bai (unter 16° 30′ S. Br. und 178° 30′ O. von Greenwich), welche äußerſt geräumig iſt, indem ſie 6 M. im Umkreiſe hält, und in den Miſſionsberichten gewöhnlich unter dem Namen Bua-Bai vorkommt. Die Inſel mag im Ganzen gegen 70- bis 80,000 Einwohner zählen, von denen, wie ſchon bemerkt, ein nicht geringer Theil dem Könige von Takanova unterthan iſt, während die übrigen unter verſchiedenen Häuptlingen ſtehen. Dicht neben Wanua Lawa oder Takanova liegt die ſchon erwähnte kleine Inſel **Somoſomo** oder Tawöna, wo der König von Takanova ſeinen Sitz hat, und welche von der Natur zu einer faſt unbezwinglichen Feſtung gebildet worden iſt, indem überall ſchroffe Ufer mit fürchterlichen Brandungen das Landen von der Seeſeite unmöglich machen. Auf der, Takanova zugewendeten Seite iſt die Inſel durch künſtliche Befeſtigung geſchützt. — Nicht weit von der äußerſten Südſpitze Takanova's liegt die kleinere Inſel **Ebeneo**.

Die zweite Hauptinſel, **Fidſchi Lawa** oder Rafidſchi Lawa (woraus der verſtümmelte Name Nawihiliwu entſtanden iſt), liegt ſüdſüdweſtlich und etwa 10 Meilen von der vorigen Hauptinſel, und zwar mit ihrem äußerſten Nordpunkt unter 17° 28′ S. Br. und 178° 0′ öſtl. L., mit ihrem äußerſten Weſtpunkt unter 17° 57′ S. Br. und 177° 6′ öſtl. L., und mit ihrer Südoſtſpitze unter 18° 2′ S. Br. und 178° 19′ O. von Greenwich. Dieſe Inſel, welche 60 Meilen im Umfange hält, iſt auf der Nordſeite überall mit Riffen und Klippen beſetzt, im Innern aber gebirgig. Die neben ihr gelegene, bereits oben näher erwähnte kleine Inſel **Bau** hat, weil hier der, auch einen Theil von Fidſchi Lawa beherrſchende König von Bau ſeinen Sitz hat, zu einer Namensverwechſelung Veranlaſſung gegeben, indem nämlich die Hauptinſel ſelbſt auf manchen Seekarten unter der Benennung Ambow aufgeführt iſt. Die zweite Silbe von Ambow wird aber im Engliſchen wie bau ausgeſprochen; am iſt nur ein Beiwort oder Artikel, und ſo entſtand die Verwechſelung.

Wiwa oder Viwa iſt eine Nebeninſel von Fidſchi Lawa und liegt in der Nähe von Bau. Merkwürdig iſt die Bekehrung des oberſten Häuptlings dieſer Inſel, Namoſimalua mit Namen. Er machte ſich überall furchtbar durch ſeine mordbrenneriſchen Kriegszüge, zu denen ihn meiſtens nur ſeine unerſättliche Gier nach Menſchenfleiſch trieb. Dieſe Gier ließ ihn auch (wie bereits im 6. Kap. des I. Abſchn. kurz angedeutet worden) im J. 1838 ein, in dieſen Gewäſſern angekommenes franzöſiſches Kauffahrteiſchiff überfallen und den Kapitän ſammt der ganzen Mannſchaft grauſam ermorden. Nun landeten im October 1839 zwei franzöſiſche Kriegsſchiffe zur Rache. Zwar fand der Häuptling Gelegenheit zu entfliehen, dagegen aber verwüſteten die Franzoſen die Inſel auf das Furchtbarſte. Als er zurückkehrte, entſetzte er ſich und konnte ſich von ſeiner Furcht noch gar nicht wieder erholen; denn er dachte, die Franzoſen würden wieder kommen, und ohnehin ſei der Gott der Fremden unwillig und erzürnt über ihn und werde Vergeltung an ihm üben. Das brachte ihn zum Nachdenken und er entſchloß ſich, die Miſſionäre aufzuſuchen. Er wendete ſich an Tanoa, den oberſten Häuptling oder König von Bau, den er noch kurz vorher zu überfallen und zu freſſen vorgehabt hatte; und dieſer machte ihn mit dem engliſchen Miſſionär Croß bekannt, worauf er, die Geißel der Inſeln, gründlich bekehrt und Jedermanns Freund wurde. Im J. 1849 waren auf Wiwa überhaupt nur noch wenige Heiden;

Digitized by Google

alle heidnische Priester hatten sich zum Christenthum bekehrt, bis auf einen, der dann die Insel verließ. Jener bekehrte Häuptling bemerkte hierauf den noch übrigen Heiden, daß sie nun doch keinen Götzendienst mehr treiben könnten, da ihr Priester entwichen sei, daß aber er und seine Mitchristen von dem Götzenhause gern Gebrauch machen würden, um ihren Gottesdienst darin zu feiern. „Wenn ihr uns das Gebäude zusteht", fügte der Häuptling hinzu, „so gebt ihr dadurch euren Götzen Gelegenheit, sich an uns zu rächen, wenn sie Macht dazu haben. Laßt sie doch versuchen, was sie vermögen: wir sind vor ihnen nicht bange." In Folge dessen überlieferten die Heiden ihren Tempel den Christen, die ihn dann in ein Gotteshaus umwandelten.

Mywulla oder Meiwulla ist, nächst den beiden Hauptinseln, die größte des Archipels, erstreckt sich etwa 7½ M. in die Länge und durchschnittlich 2½ M. in die Breite, liegt südlich und ungefähr 15 M. von Fidschi Lawa, und zwar mit ihrer Südwestspitze unter 19° 10′ S. Br. und 178° 5′ O. von Greenwich. Sie ist hoch und gebirgig, und wurde 1789 von Bligh entdeckt. An ihrer Westseite liegt, unter 19° 7′ S. Br. und 177° 51′ O. von Greenwich, die kleinere, aber ebenfalls gebirgige Insel **Kandabou** oder Kandavu.

Neow und **Nirie**, zwei kleinere Inseln, an der Ostseite und nicht sehr fern von Fidschi Lawa.

Guru, eine Insel mittlerer Größe, zwischen Nirie und der Hauptinsel Takanowa.

Eavu oder Ivu, ein Eiland ungefähr in der Mitte des ganzen Archipels.

Nandraugo oder Nandrongo, eine Insel mittlerer Größe, liegt ostwärts von den beiden Hauptinseln; ebenso

Ovalau, gleichfalls eine Insel mittlerer Größe.

Riva oder Rewa, zu den größern Inseln gehörig, liegt in der Nähe von Fidschi Lawa und hat zahlreiche große Ortschaften oder Städte, darunter eine, welche Notso genannt wird.

Middleton, eine der größern Inseln im östlichen Theil des Archipels, unter 17° 3′ S. Br. und 179° 20′ W. von Greenwich. Sie wurde 1797 von Wilson (Befehlshaber des Missionsschiffes Duff) entdeckt, ist hoch und bis an die Gipfel der Anhöhen stark bewaldet, hat Anpflanzungen von Taumelpfeffer u. s. w. und eine zahlreiche Bevölkerung.

Lakemba oder Takemba, ebenfalls eine der größern Inseln und auf den Seekarten gewöhnlich unter dem Namen Akatembo oder Akaterabo aufgeführt, liegt östlich und 40 M. von Fidschi Lawa, unter 18° 6′ S. Br. und 178° 50′ W. von Greenwich. Längs ihrer Nordostküste erstreckt sich ein großes und gefährliches Korallenriff. Die stark bevölkerte Insel enthält, außer zahlreichen Dörfern, auch mehrere große Ortschaften oder sog. Städte, unter denen die bemerkenswerthesten Lifuka und Rakiraki sind. Sämmtliche Eingeborene sind, nebst den, von Lakemba abhängigen benachbarten Insulanern, gegenwärtig Christen. In Lakemba war es, wo 1835 das Bekehrungswerk der Fidschi-Insulaner seinen Anfang nahm. Englisch-methodistische Missionäre landeten hier mit einigen Lakembanern, die sie auf den benachbarten Freundschafts-Inseln angetroffen und dort bereits für das Christenthum gewonnen hatten. Gegen zwei- bis dreihundert Eingeborene Lakemba's standen am Ufer, mit Flinten und Keulen bewaffnet. Auf die Anrede: „Unsere Liebe mit Euch!" sahen sie erstaunt umher, und der König ließ fragen, was die Ankömmlinge wollten. Als er ihre Absicht erfahren hatte, klatschte er in die Hände und sagte: „Es ist gut, daß ihr gekommen seid; ich will eure Person schützen, euch Häuser bauen, auch ein Stück Landes zum Anbau geben; ich werde nicht gestatten, daß die Leute euch beschweren oder euer

Digitized by Google

Eigenthum ſtehlen.“ Die Miſſionäre ſiedelten ſich an; bald weigerte ſich der König, in Folge der Eindrücke, die er empfangen, Götzentempel zu bauen oder zu unterhalten; und im Jahre 1843 waren gegen 200 Inſulaner Chriſten geworden. Römiſch-katholiſche Prieſter würden, nach ihrer Weiſe, wie auf den Gambier-Inſeln (ſ. oben S. 336 ff.), in dieſer Zeit wohl eben ſo viel tauſend „bekehrt“ haben. Aber die evangeliſchen Miſſionäre gehen dabei gewiſſenhafter und gründlicher zu Werke. Indeß konnte der König Tuinayan ſich, trotz der empfangenen guten Eindrücke, lange nicht entſchließen, zum Chriſtenthum förmlich überzutreten. Erſt im October 1849 geſchah dies, und mehrere andere einflußreiche Inſulaner, die bis dahin dem Chriſtenthum entgegen geweſen waren, folgten ſeinem Beiſpiele. Jetzt ſind, wie geſagt, ſämmtliche Bewohner der Inſel Chriſten. Eine der erſten Maßregeln des Königs war nunmehr, eine große Volksverſammlung zuſammen zu berufen, um die Landesverwaltung auf eine beſſere Grundlage zu ſtellen, und die vorhandenen Mißbräuche abzuſchaffen. Tags darauf erſchien plötzlich ein Häuptling von Bau (ſ. oben) mit einer Schaar von 300 Kriegern. Er ſtand ſonſt eigentlich in enger Verbindung mit Lakemba, glaubte ſich aber beleidigt, und wollte jetzt Rache nehmen. Man ließ ihn nebſt einigen Begleitern ungehindert landen und in die oben erwähnte Stadt Lifuka kommen. Er hatte übrigens den Befehl an ſeine Kriegerſchaar zurückgelaſſen, ihm alsbald zu folgen. Allein als ſie ſich zum Landen anſchickten, trat ein Tonga-Häuptling (nämlich von den Freundſchafts-Inſeln) hervor, und befahl ihnen bei Gefahr ihres Lebens, in ihren Canots zu bleiben. Dieſe Drohung wirkte, und ſie machten keinen zweiten Landungsverſuch, zumal mittlerweile bewaffnete Tongeſen (Freundſchafts-Inſulaner) und Fidſchianer am Geſtade ſich aufgeſtellt hatten und die ganze Nacht über ſcharfe Wache hielten. Der Bau-Häuptling war ſehr ergrimmt, ließ ſich aber endlich die Augen über ſeine gefährliche Lage öffnen; denn er war von ſeinen Leuten abgeſchnitten. So fügte er ſich denn, bat um ſein Leben und machte, da er auch von Bau her auf keine Unterſtützung hoffen durfte, Friede.

Batoa oder Bittoa, eine der ſüdlichſten Fidſchi-Inſeln, 1773 von Cook entdeckt und von ihm Turtle-Island oder Schildkröten-Inſel genannt, liegt mit ihrer Nordſpitze unter 19° 47′ 45″ S. Br. und 178° 28′ 21″ W. von Greenwich. Sie iſt von Korallenriffen dergeſtalt eingefaßt, daß nur an einer einzigen Stelle ein Zugang offen iſt. Kokospalmen und andere Fruchtbäume bedecken den Strand und ziehen ſich die Anhöhen hinauf. Die Eingeborenen, welche Cook gewahrte, ſchienen noch keine Europäer geſehen zu haben, und waren daher ſehr ſcheu. Bewaffnet waren ſie mit Keulen und Lanzen.

Laguaha oder Laquaba, eine nicht ſehr große Inſel, nordweſtlich und 15 M. von Batoa.

Ono, die ſüdlichſte der Fidſchi-Inſeln, liegt unter 20° 39′ S. Br. und 178° 42′ 30″ W. von Greenwich, trägt in der Mitte einen hohen Berg, und iſt an ihrer Südoſtküſte mit einem, faſt 1 M. langen und ½ M. breiten Korallenriff beſetzt. Sie wurde 1820 von dem ruſſiſchen Seefahrer Bellinghauſen entdeckt, der auf ihr ein ſanftes, gefälliges Völkchen fand, das ſich meiſtens vom Fiſchfange nährte, aber auch Perlen fiſchte und ſchöne weiße Matten webte. Unter dieſen Inſulanern faßte das Chriſtenthum ohne einen europäiſchen Miſſionär Wurzeln. Denn ſobald ſie von dem Lotu (Evangelium) hörten, kamen ſie ſchaarenweiſe nach Lakemba; und durch eingeborene Lehrer, die man ihnen ſandte, wurde bald ein großer Theil im Chriſtenthum befeſtigt. Um das Jahr 1840 wurden die neuen Chriſten durch die auf der Inſel noch vorhandenen Heiden heftig verfolgt; aber mitten unter der Verfolgung nahm ihre Zahl bedeutend zu, und als ſie ſich nun ſtark genug fühlten, ergriffen ſie die Waffen gegen

Digitized by Google

ihre Quäler. Die Heiden flüchteten sich vor ihnen in ihre starke Festung auf den Bergen; die Christen folgten und nahmen den Platz ein, tödteten aber nun nicht etwa die Bezwungenen nach der alten heidnischen Art, sondern fielen ihren Feinden um den Hals und weinten über sie. Diese dagegen wurden von der ihnen so neuen und außerordentlichen Behandlung dermaßen ergriffen, daß sie auf ihre Kniee fielen und sich bereit erklärten, das Christenthum ebenfalls anzunehmen.

Rotuma, eine Insel, die gleichfalls zu dem Fidschi-Archipel gerechnet wird, obwohl sie weit nördlicher, nämlich unter 12° 31′ 39″ S. Br. und 177° 13′ 30″ O. von Greenwich liegt. Sie wurde 1791 von Edwards entdeckt und Grenville genannt; doch die Einwohner selbst nannten sie Rotuma, und dieser Name ist ihr denn auch geblieben. Riffe umgeben sie auf allen Seiten, und das Meer umher ist unermeßlich tief. Die Insel hat einen Umfang von 5, nach Andern von 10 Meilen, und eine Bevölkerung von 12,000 E. (nach andern Angaben nur 5000 oder noch weniger). Ihr Inneres bedecken Hügel, die sich ziemlich hoch erheben und bis an den Gipfel bewaldet sind: einer darunter erhielt von Edwards den Namen Tempelberg. Die Eingeborenen halten, wie die auf dem Fidschi-Archipel selbst, die Mitte zwischen der Malayen- und Papuarasse, haben eine rußige Hautfarbe, und langes Haar, und ihre Sprache ist eine Mundart des Samoaschen (nämlich der Sprache der Schiffer-Insulaner). Soweit sie noch Heiden sind, tättowiren sie sich und bemalen sich den Leib (gewöhnlich mit rother Farbe), tragen auch Halsketten, Armbänder und Gürtel von weißen Muschelschalen, und wohnen in winzigen Hütten mit Fallthüren, unter denen ein Erwachsener kaum hindurchkriechen kann. Als Williams 1839 auf seiner verhängnißvollen Fahrt nach den Neu-Hebriden Rotuma besuchte, stieß er, indem er einige Dörfer durchwanderte, auf ein etwas besser gebautes Haus. Er und seine Begleiter zogen die Fallthüren desselben in die Höhe, und erblickten zu ihrer Verwunderung im Innern einen Schreibpult, mehrere polirte Stühle, eine Tasse, ein Weinglas, einige Taschentücher und andere europäische Artikel. Der sie umherführende Eingeborene erklärte, daß diese Dinge das Leichenopfer für ein, hier beerdigtes Häuptlingskind seien. Als Edward 1791 in Rotuma war, schienen die Eingeborenen noch nie zuvor Europäer gesehen zu haben. Sie bezeigten indeß nicht die geringste Furcht, sondern im Gegentheil sehr feindselig und versuchten, mit Keulen und Lanzen bewaffnet, selbst das englische Schiff anzugreifen. Wilson (Befehlshaber des Missionsschiffes Duff), der 1797 nach der Insel kam, fand sie volkreicher und fruchtbarer als alle anderen, die er in diesen Meeren gesehen hatte: er gewahrte, und zwar nur aus der Ferne, über 200 Häuser oder Hütten auf dem Raum einer englischen Quadratmeile. Ihm schienen die Eingeborenen im Aeußern ganz den Tongaern oder Freundschafts-Insulanern zu gleichen, nur lichter gefärbt; auch waren sie anders tättowirt: Figuren von Fischen und Vögeln, elliptische und Kreislinien bedeckten den Körper. Die Haare der Weiber waren lang und roth gefärbt, Hals und Brust mit Kokosöl eingesalbt. Die Männer, welche an Bord kamen, gaben zu verstehen, daß sie bei Trauerfällen den Kopf mit Haifischzähnen zerrissen, das Gesicht blutig schlügen und sich mit Speeren zerfleischten, die Weiber aber bloß den kleinen Finger abhackten. Die Boote der Eingeborenen waren denen von Tonga ähnlich, nur im Verhältniß der Breite zu kurz; die Waffen bestanden aus kunstreich geschafteten Speeren, mit Gräten von Stachelrochen zugespitzt. Ueber die Eingeborenen im Allgemeinen berichtet Wilson: „Sie waren anfangs sehr scheu, und hielten mit ihren Piroguen in einiger Entfernung von dem Schiffe, indeß einige Dreistere wagten sich endlich näher und forderten durch Zeichen für ein Huhn eine Art, die sie erhielten. Sie freuten sich darüber außerordentlich, und luden uns ein, in einer Bucht am Westende der Insel einzulaufen. Ueber den Anblick des euro-

Digitized by Google

päischen Hausviehes waren sie erstaunt, bemerkten aber dabei, daß sie Schweine und Hunde besäßen. Ueberhaupt schienen Lebensmittel im Ueberflusse vorhanden und die Menschen friedfertig zu sein; daher die Insel bei ihrer Lage in der Mitte zwischen Port Jackson (Sidney) und Tahiti und den Sandwich-Inseln ein sehr günstiger Niederlassungsort sein würde." Wenigstens ist die Insel seit Wilson's Zeit, und besonders in den letzten zwanzig Jahren von Schiffen fast aller Nationen sehr häufig besucht worden. Der Franzose Tromelin, der auf seiner Erdumsegelungsreise hier anlegte und drei Tage verweilte, schildert die Eingeborenen als körperlich schön, jedoch zugleich diebisch und lüstern, besonders nach Eisen. Die Franzosen bezeigten sich ihrerseits aber auch lüstern, obwohl in einem andern Sinn. Denn Tromelin ließ, außer einigen Häuptlingen, nur junge Insulanerinnen an Bord kommen, und bemerkt in ächt französischer Weise: „Nur zum großen Leidwesen der jungen Mädchen, die uns während unseres dreitägigen Aufenthalts Gesellschaft geleistet hatten, und zum Leidwesen der Schiffsmannschaft verließen wir die Insel." Bald nachher ließen sich etwa 12 englische Matrosen, die auf Wallfischfahrern gedient hatten, hier nieder, nahmen Insulanerinnen zu Weibern, bauten das ihnen zur Benutzung eingeräumte Land, und erlangten bei den Eingeborenen großes Ansehen. Als Williams 1839 hier war (s. oben), brachte er von den benachbarten Schiffer-Inseln einen, dort im Christenthum einigermaßen schon unterrichteten Rotumaner, dem der Name Friday beigelegt worden war, mit. Dieser gehörte indeß zu dem unterdrückten Theil seines Volkes, so daß Williams seinen Bitten, ihm Lehrer mit in seine Ortschaft zu geben, nicht nachzugeben wagte. Kaum hatte der Camden (das Schiff, auf dem Williams sich befand) sich bis auf eine englische Meile der Küste genähert, so ruderte ihm ein Kahn mit vier nackten, roth bemalten Insulanern entgegen, von denen einer in leidlichem Englisch die Reisenden anrief und nach dem Namen des Schiffes fragte. Als er den Capitän sah, sprang er auf's Verdeck und grüßte ihn sehr höflich: er kannte ihn von einem Besuche her, den dieser vor drei Jahren auf Rotuma gemacht hatte. Tokoniua, so hieß der Mann, trieb eine Art Mäklergeschäft. Als er hörte, welches Geschäft das Missionsschiff betreibe, sah er sehr bedenklich aus, und nachdem er dem Capitän alle gewünschte Auskunft gegeben, kehrte er nach der Küste zurück. Bald darauf kam ein Häuptling, Fusipaoa genannt, an Bord; er war etwas größer als Tokoniua, aber doch bei weitem unansehnlicher, als die Häuptlinge der östlichen Inseln. Fusipaoa hatte geglaubt, es gebe auf dem Schiffe etwas zu handeln, und war auf die Missionäre nicht gut zu sprechen. Doch versprach er, den obersten Häuptling oder König der Insel zu fragen, ob er in die Ansiedlung von Lehrern auf Rotuma willigen wolle. Der König versagte zwar seine Einwilligung; dagegen bat nun Tokaniua in seinem und seines Bruders Namen dringend um Lehrer für ihre Ortschaft. Sie beide, sagte er, bekümmerten sich nicht um den König, und die Lehrer hätten nichts zu befürchten, da auch ihr Distrikts-Häuptling versprochen hätte, sie zu beschützen. So blieben denn zwei, im Christenthum gehörig unterwiesene und zum Lehramte vorbereitete Samoaner oder Schiffer-Insulaner auf Rotuma zurück; sie fanden bald einen Freund an dem Häuptling Marof, und arbeiteten dann unter dessen Schutz freudig fort. Später kamen Lehrer von Tonga (Freundschafts-Inseln) hinzu, und 1849 waren gegen 100 Insulaner zum Christenthum bekehrt. Das Jahr zuvor (und noch bevor die Nachricht von der Februar-Revolution von 1848 nach der Südsee gelangt war) hatte ein französisches Schiff zwei papistische Priester nach Rotuma gebracht, und der Capitän dieselben den Eingeborenen in folgender anmaßenden Weise empfohlen: „Nährt und behandelt diese Männer gut, denn ich werde wiederkommen, und wenn sie irgend Klage haben, euch bestrafen." Hätte er gewußt, daß den Papisten und deren Helfershelfern, vermöge Louis Philipp's Verjagung aus Frankreich, in der

Digitized by Google

Südsee bereits der Hauptnerv abgeschnitten worden sei, so würde er wohl eine etwas kleinlautere Sprache geführt haben. Wir können freilich nicht sagen, mit welchen Speisen die Rotumaner die ihnen empfohlenen Priester „genährt“ haben; indeß verhungert sind sie nicht, und schlecht behandelt ebenfalls nicht. Wenn aber diese Papisten gemeint hatten, die ganze Insel, nach Art der Gambier-Inseln (s. oben S. 335 ff.), „bekehren“ zu können, so irrten sie sich gar sehr. Denn die Rotumaner wollten von ihrem Bekehrungsprozeß nicht das Mindeste wissen; sie verharrten entweder in ihrem Heidenthume, oder schlossen sich an die evangelischen Lehrer an.

Von den schrecklichen Gebräuchen und Sitten der Fidschi-Insulaner sind bereits im 6. Kapitel des I. Abschnittes einige Beispiele mitgetheilt worden. Wir haben dort gesehen, wie fürchterlich entartet und wie höchst blutdürstig und grausam, neben dem unvernünftigsten Götzendienst, sie waren, und zum Theil noch sind. Wir haben gesehen, wie sie beim Aufrichten eines neuen Götzentempels oft bis an 20 und noch mehr Menschen auf einmal schlachten, kochen und verzehren. Und doch glauben sie von dem Götzen, den sie in einer Schlange verehren, und dem sie stets sich mehrende Kinder und Großkinder zuschreiben, daß er sich um die Welt ganz und gar nicht bekümmere; wogegen es böse Geister sind, von denen sie wähnen, daß sie beständig auf Erden umherschleichen und Tag und Nacht darauf ausgehen, Böses anzurichten und schmerzhafte Krankheiten zu erzeugen. Wir haben gesehen, welche Geschicklichkeit ihre Götzenpriester in der Zerstückelung Geschlachteter oder Erschlagener haben, und wie Fälle vorgekommen sind, wo Kriegsgefangene lebendig in den Bratofen geschoben wurden, um durch langsames Braten das Fleisch desto schmackhafter zu machen. Einmal wurden gegen 30 gefangene Kinder lebendig in Körben von Kokosblättern festgebunden und an Kanotmasten in die Höhe gezogen, um im Winde zu hangen, als grausame Trophäen des blutigen Sieges. Durch die Bewegung der Mastbäume wurden die kleinen Geschöpfe gegen die Mastbäume gestoßen; und ihr durchdringendes Geschrei endigte bald mit der Stille des Todes. Andere wurden als Zielscheibe für der Sieger Kinder ausgesetzt, welche dann ihre Pfeile nach ihnen abschossen.

In vielen Fällen werden Kinder durch ihre Eltern genöthigt, Menschenfleisch zu essen; ja, um der Nachkommenschaft sicherlich den Geschmack an solcher scheußlichen Mahlzeit beizubringen, läßt man die Säuglinge an einem Stücke Menschenfleisch saugen.

Bejahrte, Schwache, Kranke werden häufig dem Tode preisgegeben, indem man sie lebendig vergräbt oder in das Meer wirft, den Haifischen zur Speise. Menschenschädel werden als Trinkschalen benutzt.

Wir haben oben gesehen, daß die Insulaner von Bau bei ihrem beabsichtigten Angriff auf Lakemba eben keine große Helden waren. Das sind überhaupt die Fidschianer nicht, sondern im Allgemeinen mehr feige, als muthvoll. Freilich, wenn man hört, wie sie fortwährend gegen einander im

Digitized by Google

Kampfe liegen und faſt unausgeſetzt Krieg führen, ſo liegt der Gedanke an Muth und Unerſchrockenheit bei ihnen näher, als an Feigheit. Allein man muß bedenken, daß das, was die Fidſchianer Krieg nennen, nicht ſelten weiter nichts iſt, als ein hinterliſtiger und dabei ganz gefahrloſer Ueberfall, wobei es ungefähr zugeht, wie auf dem Anſtand, wo der Jäger auf vorbeikommendes Wild lauert. Die Sache wird dann etwa alſo angegriffen: vielleicht an hundert Bewaffnete legen ſich in einen Hinterhalt, und ſobald einzelne Wehrloſe vorüberkommen, werden dieſelben überfallen und die Erſchlagenen dann im Triumph zum Backofen geſchleppt. Von ſolcher Heldenthat und der Art der Ausführung wird während des Feſtmahls erzählt, bis der letzte Biſſen der armen Schlachtopfer verzehrt iſt. Doch nicht blos ſolche Ueberfälle, ſondern auch die eigentlichen Kriege haben faſt allemal ihren Grund und ihre Urſache in dem Verlangen nach Menſchenfreſſerei. Hin und wieder mäſten ſie ſogar Kriegsgefangene zum Schmauſe, und haben ihre entſetzliche Freude daran, die abgehauenen Glieder vor den Augen der noch lebenden Verſtümmelten mit grauſamem Hohne zu verſchlingen.

Aber auch in Friedenszeiten oder bei eigenen Stämmen ſuchen ſich beſonders Häuptlinge, oder wer ſich ſonſt ſeiner Stärke irgend bewußt iſt, gelegentliche Schlachtopfer zum Fraße aus. Ein Häuptling befahl einem ſeiner Leute, er ſolle gehen, eine Brotfrucht pflücken und für ihn röſten. Der Mann ging, fand aber keine Brotfrucht und berichtete das ſeinem Herrn. „Wohlan," rief dieſer, „ſo eile und heize den Ofen!" Und als der Mann das gethan, befahl der Häuptling einem Andern: „Wirf ihn in den Ofen." Und wie befohlen, ſo geſchah es: der gebratene Leichnam des Unglücklichen mußte dann, ſtatt der Brotfrucht, den Hunger des Häuptlings zu ſtillen dienen.

Der zum Chriſtenthum bekehrte Häuptling Rawatu von Rakiraki (ſ. oben) führte im November 1848 den engliſchen Miſſionär Lyth eine halbe Stunde weit aus der Stadt hinaus, um ihm die Steine zu zeigen, die ſein Vater an einen beſtimmten Platz zuſammengelegt hatte, und zwar jedesmal Einen nach Verzehrung eines Menſchen. Das war ſo ſeine Art geweſen, über ſeine Menſchenfreſſerei Buch zu halten; er hatte aber mit dieſer Buchführung erſt angefangen, nachdem ſeine Kinder ſchon herangewachſen waren. Da fand denn Lyth, ein wenig vom Fußpfade ab, eine lange, dichtgedrängte Reihe Steine liegen. Ein Begleiter zählte ſie, und es waren 872, ſchreibe achthundertzweiundſiebzig, ungezählt die Steine, welche aus der Reihe gefallen oder geſtoßen waren! Rawatu verſicherte dabei, daß ſein Vater alle dieſe Menſchen allein verzehrt und nie einen weggegeben habe, wenn er deren auch zu mancher Zeit überflüſſig in Vorrath gehabt. Die Leiche wurde gekocht und wieder gekocht, was zur Erhaltung des Fleiſches diente, bis der letzte Biſſen verzehrt war. Nicht weit davon lag eine zweite Reihe Steine

Digitized by Google

— ebenfalls Gedenksteine verzehrter Menschen, die von seinem Bruder verspeis't worden waren, ehe derselbe ein Christ ward. Darum war diese Reihe auch kürzer, denn sie enthielt nur 48 Steine, aber in solcher Bedeutung immer schon mehr als zuviel.

Bald nachdem (wie oben erzählt) das Bekehrungswerk auf Lakemba seinen Anfang genommen hatte, ließ sich auch ein Missionär, Hr. Hunt, auf Somosomo (s. oben) nieder. Es dauerte nicht lange, so schleppten die Insulaner einige Leichen vor seine Wohnung, brieten dieselben dort und verzehrten sie. Der entsetzte Missionär verschloß Thür und Laden. Ein Häuptling aber trat heran und bestand darauf, er solle aufmachen; denn wenn er unter ihnen wohnen wolle, so müsse er sie in ihren Sitten gewähren lassen, und wenn er sie irgend darin störe, so würden sie ihn gleichfalls in den Ofen werfen.

Auf dieser nämlichen Insel Somosomo ist von dem entsetzlichen Gelüste nach Menschenfleisch sogar ein Weißer angesteckt worden! Dieser, gewöhnlich Tom genannt und von einem europäischen Schiffe entsprungen, hat, seitdem er sich unter den Somosomoesen niedergelassen, eben sowohl Geschmack an Menschenfresserei gefunden, wie sie selbst.

In den letzten Monaten des Jahres 1847 machte der Superintendent der methodistischen Missionen in Australien, Missionär Lawry von Auckland auf Neuseeland, eine amtliche Untersuchungsreise nach den Fidschi-Inseln. Am 2. November sollte die Fahrt von der Insel Wiwa nach der Bua-Bai (s. oben) unternommen werden, um dorthin die von Somosomo weggezogenen Missionäre (s. darüber weiter unten) zu versetzen. Sie wurde auf dem Missionsschiffe John Wesley gemacht. Das Fahrwasser ist aber dort, wegen der zahlreichen Riffe und Klippen, äußerst gefährlich; darum wurde es für nothwendig erachtet, einen mit demselben vertrauten Eingeborenen als Lootsen mitzunehmen. Niemand aber eignete sich dazu besser, als ein Unterhäuptling auf Wiwa, Namens Warani, der ein eben so wilder Krieger und arger Menschenfresser wie Namosimalua (s. oben unter Wiwa) gewesen war, sich jedoch, gleich diesem, zum Christenthum bekehrt und in der Taufe den Namen Elias erhalten hatte. Er unterzog sich der jetzigen Aufgabe bereitwillig. Es war der erste friedliche Zug, den er zu leiten bekam: er sollte zu den benachbarten Insulanern Friedensboten bringen, die dem ewigen Kriegführen und Menschenfressen entgegenzuwirken beabsichtigten. Wenige Jahre zuvor noch hatte er Züge entgegengesetzter Art geleitet, um überall Tod und Verderben hinzutragen und seinem Gelüste nach Menschenfleisch Befriedigung zu verschaffen.

Indem er nun den John Wesley durch die Riffe und Klippen hindurch lootste, kam er an einer Stelle vorbei, die ihn an einen Vorfall in seinem frühern Thun und Treiben lebhaft wieder erinnerte, und wovon er bei dieser Gelegenheit den Missionären eine ausführliche Mittheilung machte. Noch kurz vor seiner Bekehrung war er an jener Stelle mit seinem einzelnen bemannten Canot einer Flotte von sechszig Kähnen begegnet. „Endlich also einmal!“ jubelten die in diesen Kähnen befindlichen Krieger; denn sie zweifelten nicht einen Augenblick daran, Warani diesmal mit leichter Mühe in ihre Gewalt zu bekommen. Sein Name war weit und breit gefürchtet im Archipel; einen solchen Krieger und Menschenfresser hatte es noch nie dort gegeben; eine gewöhnliche Streitmacht war ihm gegenüber ihres Verderbens sicher; aber sechzig Canots gegen ein; wie hätte da nicht seine Ueberwältigung gewiß sein sollen? „Endlich also

Digitized by Google

einmal!“ ſagten ſeine Feinde, und freuten ſich, ſo auf ihn allein zu ſtoßen; und im Geiſte mochten ſie wohl ſchon ſeine Leiche aus dem Ofen kommen und ihnen ein köſtliches Mahl liefern ſehen.

Allein es kam anders als ſie dachten. Warani zählte wohl, daß es ſechzig Canots waren, bemerkte auch, daß auf dem einen derſelben eine kleine Kanone angebracht war, aber er war weit entfernt, ſich dadurch einſchüchtern zu laſſen. Geradesweges ſegelte er auf die Flotte los, und ehe die Feinde es ſich verſahen, hatten ſeine Leute Befehl, auf das Boot mit der Kanone zu ſchießen; er ſelbſt legte auf den Kanonier an, der die Kanone abbrennen ſollte. Dem entfiel, als er ſolches gewahrte, vor Schreck die Lunte und nicht minder das Herz, aber nicht blos ihm, ſondern Allen auf den ſechzig Canots. So keck ſie herangeſegelt waren, ſo eilig wandten ſie ſich ſammt und ſonders zur Flucht.

Warani hätte es füglich hierbei bewenden laſſen können, wäre es ihm lediglich darum zu thun geweſen, einen neuen Beweis ſeiner Unerſchrockenheit und Unüberwindlichkeit zu liefern. Allein wenn er auch Durſt nach Ehre hatte, ſo hatte er auch eben ſo ſehr Hunger nach Menſchenfleiſch, und zwar grade jetzt. Doch die Canots verſtoben vor dem ſeinigen, und es konnte lange dauern, bevor er eins einholte. Darum ſteuerte er der nächſten Küſtengegend von Takanova (ſ. oben) zu, und ſtieg hier mit einem ſeiner Leute ans Land. Er gedachte ſich hier ein Schlachtopfer zu holen; indeß bei ſeinem Erſcheinen entfloh Alles, was an der Küſte war, und ſo hatte er auch hier, wie auf der See, das leere Nachſehen. Endlich hielten zwei kühne Krieger Stand, und ſtiegen ſogar von der Höhe zu ihm herab, um ſich mit ihm zu meſſen. „Den Kleinern nimmſt du,“ rief Warani ſeinem Gefährten zu, „der Größere kommt auf mich!“ Da dauerte es denn allerdings nur eine Weile, und die beiden Gegner waren zu Boden geſtreckt. Eine Kochgrube war bald zubereitet; das Backen ging raſch, und noch raſcher das Verzehren der Leichname, wobei Warani's ganze Mannſchaft ſich betheiligte. Für den Tag war es genug und mußte genug ſein; denn mehr Leute waren nicht aufzutreiben. Allein am folgenden Tage ging Warani wieder ans Land, und in einem Götzentempel fand er Leute ſchlafend; ſie mochten ſich hier unter dem Schutze ihres Götzen geſichert geglaubt haben. Er benahm ihnen aber auf eine handgreifliche Weiſe dieſen Irrthum, ſtieß einen nach dem andern mit dem Fuße, bis ſie erwachten, und erſchlug ſie dann mit ſeiner Keule, ſo daß auch nicht einer entkam. Darauf ging er in die benachbarten Häuſer, und wo er Menſchen fand, erſchlug er ſie mit den Seinen wie Fröſche, bis daß ſie von der ſchauderhaften Arbeit müde geworden waren.

Doch wenn wir uns mit Entſetzen von dieſen Gräueln abwenden, ſo tritt uns das Bild von Warani's gründlicher Bekehrung um ſo freundlicher entgegen. Die Entſchloſſenheit, die er als heidniſcher Held gezeigt, blieb ihm auch als Chriſten, nur freilich in einem ganz andern Sinn und gepaart mit demuthsvoller Gottergebenheit. Die Häuptlinge auf Bau wurden ſehr ergrimmt, als er mit der ihm eigenthümlichen Entſchiedenheit zum Chriſtenthum übertrat und ſich fortan als Chriſt benahm, und beſchloſſen, Wiwa mit Feuer und Schwert zu verwüſten, um des dort herrſchenden Chriſtenthums willen und beſonders auch weil Namoſimalua und Warani jetzt nicht mehr kriegen wollten. Der oberſte Häuptling oder König von Bau verſuchte bei Warani zunächſt noch den Weg der Güte, und bot ihm große Geſchenke, wenn er wieder Kriegszüge unternehmen wollte; doch vergebens. „Denn,“ ſagte er, als er davon erzählte, „ich war jetzt der Diener des Friedenskönigs und liebte Jedermann und konnte kein Leben mehr vernichten.“ Der König von Bau erklärte dann: ſo würde er ihn wegen ſeines Chriſtenthums tödten. Warani erwiederte: „Wohlan, aber bald wirſt du ſelbſt ein Chriſt ſein und dann wird dich der Gedanke verfolgen: ich tödtete Warani um ſei-

Digitized by Google

nes Christenthums willen.“ Darauf kamen in der That die Häuptlinge von Bau, um Wiwa dem Verderben zu weihen; Alles war kampfgerüstet, und sie hatten es besonders scharf auf das Missionshaus abgesehen. Da aber erklärten Warani und sein bekehrter König: sie würden keinen Widerstand leisten, sondern sehen, was Gottes Wille sein werde; und Warani ging zu Namosimalua in dessen Haus, damit sie dort mit einander sterben könnten, wenn es sein sollte. Dies den heidnischen Häuptlingen von Bau ganz unerwartete und außergewöhnliche Benehmen machte sie stutzig und brachte sie zur Besinnung; ja, sie zogen, ohne irgend Jemand etwas zu Leide zu thun, ruhig und in Frieden wieder ab. Charakteristisch ist, wie Warani sich darüber äußerte. Er sagte: „Der Gott des Himmels, der mich früher beschützte, war auch um das Christenvolk und die Missions-Familien auf Wiwa eine Schutzmauer; und die Heiden sind jetzt überzeugt, daß unser Gott sicherlich zu stark für ihre Götter ist, und daß sie eines Tages auch noch wohl Christen werden.“

Freilich war es damals noch nicht so weit gekommen, und das ungethüme, ungeschlachte Wesen der Fidschianer machte sich in mancherlei Weise geltend, oder wie im Anfange des vorigen Jahrzehends der Missionär Waterhouse sich über sie ausdrückte: „Die Hände der Eingeborenen sind gegen Jedermann, und Jedermanns Hände gegen sie; man hört überall nichts als Krieg, Mord und Verzweifelung.“ Wie über Einzelne, so fielen sie heimlich und plötzlich über ganze Oerter her, zündeten die Hütten an, und suchten nun im Dunkel der Nacht sich der von den Flammen Ueberraschten zu bemächtigen. Noch unterm 26. Nov. 1847 schrieb der damals auf einer Untersuchungsreise begriffene Missionär Lawry: „Wiwa ist ruhig, aber in der Nachbarschaft ist Krieg zwischen Riwa (s. oben) und Bau. Zwei Gefangene wurden gestern im Angesicht unseres Schiffes getödtet und verzehrt; zwölfhundert Andere sind bei einem Ueberfall in der Stadt Notso ihren Feinden lebendig in die Hände gefallen; Viele sind erschlagen, die Stadt ist niedergebrannt; die Gefangenen erwarten ihr Schicksal;“ und unterm 10. Dec. 1847 schrieb er: „In den letzten drei Jahren sind auf Riva nicht weniger als dreizehn Städte zerstört; die Bevölkerung ist entweder nach dem Lande gegenüber (Fidschi Lawa) getrieben oder auf der Stelle verzehrt.“

Als der Missionär Hunt den oben erzählten schauderhaften Vorfall auf Somosomo erlebte, lag grade ein nordamerikanisches Kriegsschiff in der benachbarten Bua-Bai vor Anker, und der Befehlshaber desselben, welcher von der, Hrn. Hunt drohenden Gefahr hörte, bot ihm an, nach einer benachbarten Insel ihn überzusetzen. Allein der Missionär konnte sich nicht entschließen, seinen Posten zu verlassen. Er sah in der Größe der Gottlosigkeit des Volkes einen Grund nicht zum Weggehen, sondern zum Bleiben, und fing unverzagt an, den Insulanern das Evangelium zu predigen. Später schlossen sich noch andere Missionäre ihm an, um ihm zu helfen in dem Bekehrungswerke, welches zwar im Allgemeinen auf hartnäckigen Widerstand stieß, so daß die Missionäre es sogar für eine Zeitlang aufgeben mußten (wie oben in der Erzählung von Warani schon angedeutet worden), zuletzt aber einen gedeihlichen Fortgang nahm. Außer hier, auf Lakemba, Wiwa, Ono und Rotuma, ist ein großer Theil der Eingeborenen von Bau, Riwa, Nandrongo, Ovalau, Kandavu und an der Bua-Bai jetzt zum Christenthume bekehrt; die Missionäre haben mittlerweile auch eine Grammatik und ein Wörterbuch der fidschianischen Sprache ausgearbeitet; das neue Testament und einen Theil des alten, sowie Katechismen und weitere Inbegriffe der christlichen Lehre in dieser Sprache drucken lassen, und Anstalten zur Heranbildung von Lehrern aus den Eingeborenen gegründet. Schulen für Kinder und Erwachsene bestehen schon seit längerer Zeit, und im J. 1849 arbeitete man daran, ein möglichst umfassendes Schulwesen in Wirksamkeit zu setzen.

Digitized by Google

Die bekehrten Fidschianer verlangen jetzt nach anständiger Kleidung und nach Büchern. Nicht so geneigt sind sie zu Veränderungen in Betreff der Lebensweise und zur Aneignung europäischer Civilisation. Die Missionäre haben steinerne und hölzerne Wohnhäuser für sich erbaut, zugleich aber auch dadurch bei den Eingeborenen die Lust erwecken wollen, sich ähnliche Häuser zu bauen; nach dieser Seite hin haben sie jedoch durch ihr Beispiel bis jetzt wenig oder nichts ausgerichtet. Die Fidschianer sagen: „Die Häuser der Missionäre sind sehr schön; aber weshalb können wir nicht auch in Häusern wohnen bleiben, wie unsere Väter sie hatten!“ Die Missionäre besitzen europäische Boote; die Fidschianer finden sie besser und zweckmäßiger als ihre Canots, und doch bleiben sie bei diesen. Die Fidschianer kosten ein Stück Rindfleisch und finden es sehr schmackhaft. „Warum wollt ihr euch denn keine Rinder halten, wie wir thun?“ fragt der Missionär, und die Antwort lautet: „Wir kommen mit dem aus, was wir haben; die Kühe würden unsere Batatenfelder zertreten und unser Zuckerrohr fressen; wir würden erst Einhegungen um unsere Pflanzungen machen müssen, und das mögen wir nicht; wir liegen lieber hier und plaudern oder schlafen oder rauchen.“ Wenn ihnen vorgestellt wird, daß sie Pfeilwurz, Kaffee, Tabak, Baumwolle und Indigo bauen, Kokosnußöl bereiten, Schildpatt und Sandelholz zu Markte bringen und mit Allem hinreichend so viel verdienen könnten, um eigene Schiffe zu haben, in bequemen Häusern zu wohnen und sich zu kleiden wie die Weißen, so geben sie das zu, lassen es aber auch dabei bewenden. Jedoch läßt Alles vermuthen, daß auch hierin die nämlichen wohlthätigen Veränderungen, wie bei anderen bekehrten Südsee-Insulanern, vielleicht schon binnen Kurzem eintreten werden.

Jedenfalls läßt sich nicht verkennen, daß sie geistig regsam sind und geistige Förderung suchen und daß die Bekehrten im Allgemeinen durch ihre christliche Gesinnung ihrem Bekenntnisse Ehre machen. Das zeigt sich im Einzelnen und Kleinen, das weis't sich aber auch im Größern aus, wie wir oben an mehreren Beispielen gesehen haben.

Zweites Kapitel.

Die Freundschafts-Inseln.

Die Freundschafts-Inseln, in einigen geographischen Werken auch mit dem Namen Tonga-Archipel (nach der Hauptinsel Tonga) bezeichnet, hin und wieder selbst Tonga-Inseln (wiewohl darunter nur eine besondere Gruppe des Archipels zu verstehen ist) genannt*), liegen ostsüdostwärts und (Masse gegen Masse gerechnet) 45 Meilen von den Fidschi-Inseln, sowie westsüdwestlich und etwa 330 Meilen von den Gesellschafts-Inseln. Das Gros des Archipels liegt zwischen dem 18. und 21. Grade südlicher Breite, und zwischen dem 174. und 176. Grade westlicher Länge von Greenwich.

*) Die Engländer und Nordamerikaner pflegen auch wohl einen Unterschied zu machen zwischen den eigentlichen Freundschafts-Inseln und den Freundschafts-Inseln im Allgemeinen, unter welche letztere Benennung sie außer jenen auch die Fidschi- und Schiffer-Inseln begreifen.

Digitized by Google

Schon im 7. Kap. des I. Abschn. ist erwähnt worden, daß Abel Tasman der Entdecker des Tonga-Archipels war, dessen südlichere Inseln er 1643 auffand. Da aber von dem Vorhandensein von Gold oder Silber auf denselben nichts verlautete, so gerieth diese Entdeckung fast in Vergessenheit, der sie erst nach einem mehr als hundertjährigen Zeitraum wieder entrissen wurden, und zwar durch Cook, welcher auf seinen beiden letzten Reisen 1773 und 1777 die Inseln besuchte und sie, wegen der freundlichen Aufnahme, die er bei ihren Bewohnern fand, die Freundschafts-Inseln nannte. Ihm folgten 1781 der Spanier Maurelle und 1787 der Franzose La Pérouse, welche berichtigten und erweiterten, was Cook hin und wieder unberücksichtigt gelassen hatte; dann die Britten Bligh (1789) und Edwards (1791), der Franzose d'Entrecasteaux 1793 mit dem Naturforscher Labillardière, der mehrerwähnte Capt. Wilson, Befehlshaber des Missionsschiffes Duff, 1796, ferner der Britte Mariner (der sich von 1806 bis 1811 auf Tonga-Tabu aufhielt) u. a. m. Seit 1822 und besonders seit 1828 haben brittische Missionäre mit großem Erfolge hier gewirkt (wie schon an den oben in der Einleitung zu diesem Abschnitte mitgetheilten einzelnen Zügen erkennen läßt), und so sind die Freundschafts-Inseln nunmehr in allen Richtungen auf's Genaueste bekannt.

Der Tonga-Archipel begreift 32 größere Inseln und mehr als 150 Eilande, Klippen und Riffe, die mit wenigen Ausnahmen der Korallenformation angehören. So ist die Hauptinsel Tonga eine ganz flache, über einem Korallenriff angeschwemmte Insel, deren höchste Stelle sich nur 60 Fuß über den Meeresspiegel erhebt; und so sind bei Weitem die meisten übrigen Inseln, auf denen mehr als 100 bis 150 F. hohe Hügel zu den Seltenheiten gehören. Eigentlich bergige und hauptsächlich vulkanischen Kräften ihre Entstehung verdankende Inseln sind namentlich Eooa, Toufoa (oder Tofua; mit einem thätigen Vulkan) und Kao, gewissermaßen auch Vavau. Daß unter solchen Umständen, außer Bächen und kleinen Quellen, fließende Gewässer, die man Flüsse nennen könnte, fast gar nicht vorhanden sind, ist begreiflich. Auf einigen Inseln gibt es kein anderes Trinkwasser, als was sich in Aushöhlungen oder kleinen Weihern ansammelt. Uebrigens müssen die meisten dieser Inseln schon in uralter Zeit sich gebildet haben. Das zeigt die mächtige Lage des Humus, der über den ursprünglichen Korallenbau sich aufgehäuft hat und den kolossalsten Produkten der Pflanzenwelt Nahrung zu verschaffen vermag. In der Regel steht die Dammerde 20 bis 30 Fuß über dem Korallengebilde, verliert sich nur am Strande in Sand, und ist durchweg überaus fruchtbar.

Die Freundschafts-Inseln haben im Allgemeinen ein angenehmes Klima, aber bei dem Mangel an eigentlichen Gebirgen im Sommer eine stärkere Hitze und im Winter eine strengere Luft, als die mit ihnen unter gleichen Breitengraden liegenden hohen Inseln. Die herrschenden Winde

Digitized by Google

wechſeln zwiſchen Oſt und Süd. Sind ſie mäßig, ſo bringen ſie gewöhnlich ſchönes Wetter, wehen ſie ſtärker, ſo führen ſie in der Regel Regen herbei. Zwar ſchlagen die Winde zuweilen nach Nordoſt und Nordweſt um, aber dann folgt allemal ſtarke Hitze oder ſchwerer Regen. Den Erdbeben ſind die Inſeln häufig ausgeſetzt. Einen eigentlichen Winter kennt man nicht, ſei es im Sinne der tropiſchen oder außertropiſchen Gegenden; die Jahreszeiten folgen ſchnell auf einander, und das Grün verliert ſich nie von den Bäumen, da die abfallenden Blätter ſogleich durch junges Laub erſetzt werden. Indeß bringen die Südwinde nicht ſelten eine ſtrenge Witterung, wo man eine dichte Kleidung recht gut vertragen kann, und die Nächte ſind dann oft ſehr kühl. In der Regel ſteht das Thermometer auf 20° Réaumur und ſteigt bis 25 und 28°, wo dann die Hitze äußerſt drückend wird.

Die meiſten Inſeln prangen, wie ſich ſchon aus den bisherigen Andeutungen entnehmen läßt, in üppigem Pflanzenſchmuck. Die Kokospalme erreicht hier eine bewunderungswürdige Höhe; auch gibt es noch andere Palmen, als: Biu (coripha umbraculifera), Niugula, die zu den Kohlpalmen gehört, und Ongo Ongo (cicas circinalis), mit großen, jedoch ungenießbaren Früchten. Von Bananen oder Piſangs, die in ordentlichen Pflanzungen gezogen werden, gibt es 15 Spielarten. Brotfruchtbäume ſind in großer Menge, und von Yams mehrere Arten vorhanden. Wild wachſen Pompelmuſen (die aber auch eigens gezogen werden), dreierlei Arten von Feigen, worunter die Buoyo und eine mit Früchten von der Größe kleiner Kirſchen; Bambusrohr, Gelbwurz, Farrnbäume, Caſuarinen, ein Jasmin, die Prachtlilie (crinum asiaticum), der Sagobaum, eine Baumwollenart (gossypium religiosum), der Papiermaulbeerbaum u. ſ. w. Der Taumelpfeffer wird, oder ward wenigſtens früher, förmlich angebaut, zur Bereitung eines berauſchenden Getränkes, Kawa genannt. Auch gibt es ſehr viele Lianen, von denen der Convolvulus canariensis, mit blauen und weißen Blüthen, bis in die Gipfel der höchſten Bäume emporrankt.

Durch die Miſſionäre ſind Rinder, Pferde und andere europäiſche Hausthiere eingeführt. Einheimiſch waren auf den Inſeln nur auſtraliſche Schweine und Hunde, und außerdem von Säugethieren nur Ratten und Vampyre. Das einzige Hausgeflügel, welches die Europäer hier vorfanden, war das Huhn, welches jedoch auch in wildem Zuſtande vorhanden iſt, und die Jagd auf wilde Hühner machte früher eine der Hauptvergnügungen der oberſten Häuptlinge aus. Unter dem wilden Geflügel bemerkt man einige Papageienarten, von denen eine nur die Größe eines Sperlings hat, Nachteulen mit ſchönem Gefieder, eine Droſſelart mit melodiſchem Geſang, Kukuke, Eisvögel, Wachtelkönige, Fliegenfänger, eine purpurfarbige und andere Tauben, und unter den See- und Waſſervögeln wilde Enten, Reiher, Tropikvögel, weiße Meerſchwalben, große gelbgefleckte Regenpfeifer u. a. m. Unter den Amphi-

Digitized by Google

bien gibt es eine Wasserschlange, angeblich von 30 Fuß Länge, Schildkröten, verschiedene Eidechsen, schönfarbige Iguanen und auch den Gecko, und unter den Fischen namentlich Meeräschen, Papagaienfische, Silberfische, schöngefleckte Zungen, Kofferfische, Boniten, Albicoren, Aale, eine Art Hechte, Haien und eine besondere Art Seeteufel. Bisweilen werden an die Inseln auch Cachelots getrieben, deren Zähne bei den Eingeborenen früher in hohem Werthe standen, weil aus denselben ihre Halsschnüre gemacht wurden. Die Klasse der Insekten liefert schöne Nachtfalter und Schmetterlinge, große Spinnen, kleine Ameisen, die den Pflanzungen sehr schädlich sind, und den Tausendfuß — das einzige giftige Thier auf den Inseln und zugleich selten. Auf den Riffen und Sandbänken findet man häufig Hummer, Krebse, Krabben, Austern, worunter Hammer-Austern und eine große gezähnte Art, allerlei Muscheln, Seeigel, schöne Seesterne, eine Menge Seeschwämme, Holothurien und Korallen.

Die Erzeugnisse aus dem Mineralreiche beschränken sich auf verschiedene Arten von Thon, Kalksteine und Basalt, woraus die Eingeborenen, bevor sie Eisen hatten, ihre Aexte verfertigten.

Die Gesammtbevölkerung des Tonga-Archipels ward von Cook und Forster auf 200,000 E. geschätzt. Allein man kann höchstens 60,000 annehmen, und einige sprechen sogar nur von 20,000 E., was aber wohl eine Verwechselung der Bevölkerung der Hauptinsel Tonga mit der des ganzen Archipels ist.

Die Eingeborenen gehören zu der malayischen Rasse oder den Australindiern (s. Kap. 4, Absch. I.), sind in der Regel 5 F. 3 bis 10 Z. hoch und gut gebaut, haben breite Schultern und starke Muskelkraft, und es gibt unter ihnen manche wahrhaft schön gestaltete Männer. Ihre Hautfarbe ist ein mehr oder minder helles Braun, welches bei Einigen in's Olivenfarbige spielt, während manche Weiber eine fast eben so lichte Hautfarbe wie z. B. die Spanierinnen Andalusiens haben. Die Gesichtsbildung ist sanft und gefällig, die Nase scharf ausgezeichnet, zum Theil Habichtsnase, obwohl hin und wieder mit breiten Nasenflügeln, die Lippen dünn, das Auge schwarz und lebhaft, selbst im Alter noch voll Feuer, die Zähne weiß und gesund; das Haar (welches früher braun, purpur oder orange gefärbt ward) schwarz, üppig und schlicht; selten sieht man einen Krauskopf. Beide Geschlechter (insoweit sie noch die früheren Gebräuche beibehalten haben) tragen das Haar kurz verschnitten und zum Theil aufwärts gekämmt, und den Kindern wird es bis auf einen Schopf ganz abgeschoren. Merkwürdig ist, daß die Männer sich ihre Bärte durch förmliche Bartscheerer abnehmen lassen. Letztere gebrauchen bei der Operation zwei Schalen der Muschel Bibi, indem sie den Rand der einen mit der linken Hand horizontal gegen das Kinn oder die Lippe drücken und den Theil des Bartes, der darauf liegt, mit dem Rücken

Digitized by Google

der andern Schale abreiben. Auch raſiren Manche ſich ſelbſt, oder vielmehr ſie reiben ſich den Bart mit Bimſtein ab. Gewöhnlich geſchieht es alle 8 bis 10 Tage.

Das weibliche Geſchlecht iſt um einige Zoll kleiner als das männliche, aber in der Regel von dem ſchönſten Ebenmaße. Mögen auch hin und wieder die Füße etwas groß, die Beine vielleicht zu ſtämmig, und die Geſichtszüge nicht immer ganz regelmäßig erſcheinen, ſo können nichtsdeſtoweniger die meiſten auf Schönheit und äußere Anmuth den gegründetſten Anſpruch machen; ihre Hände ſtehen an Zartheit ſelbſt denen der Europäerinnen aus den höheren Ständen nicht nach; Buſen und andere Theile des Oberkörpers ſind ſchön gebaut, und die ſanften Züge der Phyſiognomie verrathen den Charakter ihres Geſchlechts.

Viele Freundſchafts-Inſulaner ſind jetzt europäiſch gekleidet; die übrigen tragen noch die frühere, einheimiſche Kleidung, welche bei beiden Geſchlechtern völlig gleich iſt und aus einem 3 Ellen breiten und gegen 4 Ellen langen Zeuge von Gnatu (einem, aus dem Baſte des Papiermaulbeerbaumes verfertigten Stoffe) beſteht, welches um den Unterleib geſchlagen und mittelſt eines Gürtels befeſtigt wird, ſo daß es auf die Wade herabfällt. Der obere Theil liegt in Falten, die ſo weit ſind, daß man ſie allenfalls bis zu den Schultern heraufziehen könnte, was jedoch ſelten geſchieht. Das Hauptgewand wird von Häuptlingen und Gemeinen auf gleiche Art getragen, doch iſt bei jenen das Zeug dazu im Allgemeinen größer oder feiner; die ärmern Eingeborenen, die auch das gröbere Gewand nicht ſchaffen können, bedecken die Mitte des Körpers wenigſtens mit einer kleinen Matte, großen Blättern oder einer Binde.

Zu den früheren Feſten und Feierlichkeiten gehörten eigene Gewänder, die man zum Theil mit rothen Federn ausſchmückte; auch bei Leichenbegängniſſen bediente man ſich eines beſondern Zeuges, verfertigt aus dem Baſte des jungen Brotfruchtbaumes. Der König und die Oberhäupter trugen ein großes Diadem von rothen Federn, das nach dem Range verſchieden war. Als Putz hatten beide Geſchlechter Halsbänder von Paradiesfrüchten, kleinen Schnecken, Röhrknochen und Haifiſch- oder Cachelot-Zähnen, an denen oft eine große plattgeſchliffene Perlenauſterſchale hing. Auch trugen ſie an den Armen Ringe von Perlmutter, an den Fingern Ringe von Schildpatt; in die doppelt durchbohrten Ohrläppchen wurden Stäbchen aus Seethierknochen oder hohle Rohrſtäbchen geſteckt, worin die gangbare gelbe Schminke von Gelbwurz aufbewahrt ward; und die Mädchen zierten ihr Haar mit wohlriechenden Blumen, was zum Theil noch geſchieht. — Das Tättowiren war bei den Männern allgemeine Sitte, und jeder Erwachſene hielt es für unmännlich, nicht tättowirt zu ſein. Die Operation verrichteten Männer, die ſich dazu eines, aus den Flügelknochen der wilden Ente verfertigten Kammes

Digitized by Google

bedienten. Der Operateur tauchte denselben in eine Mischung von Ruß und Wasser, womit er erst die Figur bezeichnete, ehe er die Punktation vornahm. Zu letzterem Zwecke schlug er die Kammzähne in die Haut ein, und fuhr damit, nach häufigen Unterbrechungen (denn die Operation war sehr schmerzhaft), so lange fort, bis die Tättowirung (gewöhnlich Schenkel und Unterleib bedeckend) vollendet war. — Im Kriege trug der Tongaer eine, Mahi genannte und nur den mittlern Theil des Körpers bedeckende, besondere Kleidung, und bemalte sich dann auch das Gesicht, um ein furchtbareres Ansehen zu bekommen.

Auf Reinlichkeit des Körpers wird ungemein gehalten. Dabei freilich salben sie sich auch die Haut (übrigens jetzt weniger, als früher), um sie geschmeidig zu erhalten und ihr ein schönes glänzendes Ansehen zu geben, mit Kokos- oder noch lieber mit wohlriechendem Sandelöle.

Die Wohnungen, soweit sie nicht schon den europäischen nachgebildet worden, sind allgemein länglich rund und an der vordern und hintern Seite offen. Das schiefe Rohrdach reicht bis auf 4 Fuß vom Boden herab, und ruht, je nach der Größe, auf 4, 6 oder mehr Pfählen. Die Stelle der Balken wird durch buntfarbiges Flechtwerk aus der Hülse der Kokosnuß ersetzt, welches sich hübsch ausnimmt, da die Farben meist geschmackvoll gewählt und geordnet sind. Die Dächer der Häuptlingswohnungen werden mit getrockneten Blättern des Zuckerrohrs belegt und brauchen gewöhnlich in den nächsten 7 oder 8 Jahren nicht ausgebessert zu werden; die der Wohnungen gemeiner Leute bestehen aus Matten von Kokosblättern und dauern kaum 2 bis 3 Jahre. Der hart gestampfte Fußboden im Innern ist etwas erhöht, wird mit Blättern bestreut und darüber eine Matte gebreitet. Die offenen Seiten des Hauses haben Vorhänge oder Jalousien, die an dem Ueberdache befestigt sind und zur Nachtzeit, oder bei Regen und kühlem Wetter herabgelassen werden. Diese Vorhänge bestehen aus langen Matten von 6 Zoll Breite, die über einander fallen und durch Schnüre aufgezogen und niedergelassen werden. Gemeine Leute haben zwar dergleichen Vorhänge nicht, aber doch immer Matten zur Hand, um sie zu gleichen Zwecken zu benutzen. Das Innere der nach einheimischer Art gebauten Häuser besteht nur aus einem einzigen Zimmer, das aber durch hohe Schirme in mehrere Gemächer abgetheilt wird, in deren einem die gemeinschaftliche Schlafstelle ist. Zum Lager dient eine auf dem Boden ausgebreitete Matte, zum Kopfkissen ein Brett, und zur Decke die bei Tage getragene Kleidung. Das Hausgeräth ist höchst einfach, und besteht blos aus hölzernen Gefäßen, Kokosschalen und Kalebassen zum Trinken, und irdenen Töpfen, die wohl an 6 bis 7 Maß halten. In neuerer Zeit haben sich viele Eingeborene auch mit europäischem Geschirr und Geräth versehen. Gewöhnlich findet sich vor jedem Hause ein freier Platz, mit wohlriechenden Stauden und Bäumen bepflanzt. Außer

Digitized by Google

kleineren Ortſchaften oder Dörfern von 10 bis 20 Häuſern, gibt es jetzt auch bei Weitem größere, beſonders auf der Hauptinſel Tonga, die man Städte nennen möchte und auch wirklich ſo nennt. — Feſtungen, in manchen Beziehungen den neuſeeländiſchen Pah's ähnlich, haben die Freundſchafts-Inſulaner ebenfalls. Eine ſolche Feſtung war bisher für einheimiſche Waffen faſt unüberwindlich, und konnte meiſtens nur durch Hunger bezwungen werden. Mit europäiſchen Waffen wäre es freilich anders; aber glücklicherweiſe hat ſeit der Einführung des Chriſtenthums auf den Freundſchafts-Inſeln das Kriegführen daſelbſt ſo gut wie ganz aufgehört.

Die Pflanzungen der Eingeborenen ſind durchgängig eingehegt und durch Alleen und kleine Quergänge mit einander verbunden. Das Hauptprodukt, das ſie bauen, ſind die verſchiedenen Arten von Yams und Arum. Früher (bei den heidniſch gebliebenen Inſulanern auch noch jetzt) wurde außerdem beſonders noch der Taumelpfeffer angebaut, zur Bereitung der berauſchenden Kawa. Die Felder ſtehen unter dem Schatten von Piſangs oder Bananen, Pompelmuſen und Feigen, die ebenfalls ordentlich angepflanzt werden. Die Kokospalme und der Brotfruchtbaum umgeben die Häuſer, finden ſich aber auch am Strande und in den Waldungen des Innern. Schweine, Hunde, Hühner und jetzt zum Theil auch Rinder, Pferde u. ſ. w. machen das Hausvieh aus und werden meiſt mit Piſangs und anderen Früchten gefüttert.

Die Nahrung beſteht aus obigen Früchten, wildem Geflügel, Fiſchen und Schildkröten, woraus die Eingeborenen 30 bis 40 verſchiedene Gerichte zu bereiten verſtehen, die ſelbſt einem verwöhnten europäiſchen Gaumen zuſagen könnten. Es gibt darunter Fiſchſuppen, Puddinge, Farſche, Kuchen, Backwerk u. ſ. w.

Der Grundcharakter der Eingeborenen iſt eine natürliche Gutherzigkeit, die nur ſelten zu Handlungen der Grauſamkeit ſich hinreißen läßt, und oft ſo weit geht, daß ſie faſt nichts beſitzen, was ſie mit andern zu theilen nicht bereit wären. Wenn Jemand hungert, ſo geht er ohne Umſtände an den Tiſch deſſen, den er eben eſſen ſieht, und genießt als Gaſt die Mahlzeit mit. Wie die Eltern, ſo erfreuen ſich auch die Kinder einer rührenden Sorgfalt; und beſondere Achtung und Ehrfurcht genießt das Alter. Wahrheitsliebe iſt eine ausgezeichnete Eigenſchaft an ihnen, und es ſteht damit im Einklang, daß ſie Verläumdung für eins der abſcheulichſten Laſter halten. Dagegen halten ſie (ſoweit ſie nicht ſchon zum Chriſtenthum bekehrt ſind) Diebſtahl zwar für verwerflich, aber nicht für entehrend, Keuſchheit nur für die Gattinnen bindend, und ſelbſt Mord inſofern nicht für unerlaubt, wenn er, nach ihren Anſichten, durch Nutzen oder Rache gerechtfertigt wird. Ueberhaupt haben ſie, wie jedes andere Volk auf Erden, ihre Schattenſeiten, worüber weiter unten das Nähere.

Digitized by Google

Bei den heidnischen Freundschafts-Insulanern war (und ist zum Theil jetzt noch) die Polygamie allgemeine Sitte, und der Mann konnte so viele Weiber nehmen, als er wollte und zu ernähren vermochte, aus welchem letztern Grunde der ärmere denn auch selten mehr als ein Weib nahm. Die Ehen wurden ohne große Ceremonien geschlossen, ausgenommen bei den Königen und Häuptlingen. Bei einer Verheirathung wird das Mädchen um ihre Einwilligung häufig nicht befragt, und ist sie einmal verheirathet, so muß sie bei ihrem Manne bleiben, sie mag wollen oder nicht, bis es ihm beliebt, sich von ihr zu scheiden, was ohne Umstände geschieht. Denn er sagt dann blos, sie könne gehen, und durch dies Wort wird sie vollkommen frei, und kann sich verheirathen, an wen sie will. Indeß sind die Fälle, wo nur der Tod die Ehe trennt, häufiger. Obgleich der Mann in seinem Hause Herr und unumschränkter Gebieter ist, so wird doch die Frau im Allgemeinen gut und selbst mit einer gewissen Achtung behandelt. Nur im Fall er sie auf einem Ehebruch ertappt, kann sie gewärtig sein, daß er sie mit einem Keulenschlage tödtet. Uebrigens kommen Fälle von Ehebruch auf Seiten der Frau selten vor. Der Mann braucht die eheliche Treue nicht zu halten und eine Liebschaft ist kein Vorwurf für ihn; er macht sich aber gewöhnlich keiner Untreue schuldig, wenn er mehrere Frauen hat. Jede Unverehelichte kann ihre Gunst schenken, wem sie will, ohne daß dadurch ihr Ruf einen Makel erlitte; jedoch gebeut die Sitte, nicht zu oft die Liebhaber zu wechseln, und eigentliche Ausschweifungen kommen selten vor. — Es geschieht fast nie, daß Tuitongas oder Edle in eine untergeordnete Kaste heirathen.

Die Wöchnerinnen, denen bei der Entbindung nur Frauen beistehen, halten sich auf ihrem Lager höchst reinlich. Die Kinder werden lange gesäugt und oft erst entwöhnt, wenn sie völlig laufen können. Die vor und außer der Ehe geborenen Kinder bleiben bei der Mutter, und kein Makel trifft sie. Prinzipienmäßiger Kindermord, wie er früher auf den Gesellschafts- und anderen Südsee-Inseln so häufig vorkam, ist zwar den Freundschafts-Insulanern stets fremd geblieben; dagegen herrschte bei ihnen die nicht minder unmenschliche Sitte, zur Abwendung der Krankheit eines Häuptlings, oder zur Abwendung seiner Rache wegen Uebertretung eines Gesetzes Kinder zu opfern. Das Opfer ward auf eine Art Altar gebracht und dort erdrosselt, sodann auf einer Bahre von 4 Männern in einer aus Priestern, Häuptlingen und Edlen bestehenden Prozession zu den, den verschiedenen Göttern geheiligten Häusern getragen, und hier rief ein Priester laut die Götter an, daß sie dem Häuptlinge das Leben verlängern, oder seinen Unwillen über den begangenen Frevel nicht auf die Nation fallen lassen, und dies Opfer als Sühne dafür annehmen möchten. Nachdem dies geschehen, ward die Leiche des Kindes der Familie zur Beerdigung übergeben. Ein anderer barbarischer Brauch

Digitized by Google

war, daß bei dem Tode eines Häuptlings oder Tuitonga in der Regel eine ſeiner Frauen ſich den Tod geben und dem Gatten folgen mußte.

Die Freundſchafts-Inſulaner ſind zwar im Ganzen wenigen Krankheiten unterworfen; doch ſind Geſchwüre, Flechten, Dyſenterien, Augenkrankheiten und Waſſerſucht keineswegs ganz ſelten. Gewöhnliche Geſchwüre nennt man Palla; ſie heilen ſehr ſchnell, und meiſt wird dagegen Schröpfen angewendet, oder man ſtreut auf den kranken Theil Kurkumapulver, oder tröpfelt einen bittern Pflanzenſaft darauf. Nimmt dieſe Krankheit einen bedenklichern Charakter an, ſo heißt ſie Cahi, und dieſelbe greift oft ſo weit um ſich, daß der Patient davon die Naſe verliert, indem die knorpeligen und weichen Theile derſelben völlig zerſtört werden. Einige Seefahrer haben ſie daher für ein veneriſches Uebel gehalten, aber Mariner verſichert, daß während ſeines langen Aufenthaltes auf Tonga man dort keine Art von Syphilis gekannt habe, obgleich die Eingeborenen zuweilen einer Gonorrhöa (Samenfluß) unterworfen ſeien. Dieſe Geſchwüre haben einen weißlichen Rand, eitern furchtbar und zeigen ſich an jedem Theil des Körpers. Cook ſah ein Weib, das dadurch den ganzen Buſen verloren hatte. Eine Kinderkrankheit, Tona genannt, gleicht einem Ausſatze, kommt aber nur einmal im Leben vor; man heilt ſie durch einen bittern Saft, der auf die Geſchwüre geträufelt wird, worauf die ſchwammigen Auswüchſe mit Kokosnußhaut, in Seewaſſer getaucht, abgewaſchen werden. Gegen die Suowua, einen Ausſchlag an Händen und Füßen, und gegen die Fuha, eine Art Elephantiaſis, werden keine Mittel angewendet. Die Krankheit Momoco dauert 4 bis 7 Monate und kündigt ſich durch abwechſelnden Froſt, Mangel an Eßluſt, Trübſinn und Magerkeit an, worauf Anſchwellen der Extremitäten, allgemeine Mattigkeit und bleiche Lippen folgen; ſie iſt in der Regel tödtlich und der galloppirenden Schwindſucht ähnlich. Ein Mittel dawider haben die Tongeſen nicht. Feke Feke ſcheint eine Art von unregelmäßigem oder periodiſchem Fieber zu ſein. Ueberhaupt verwahrten ſich die Eingeborenen bisher gegen innere Krankheiten aus Vorurtheil gar nicht. Ward ein Vornehmer krank, ſo ſuchte man blos denjenigen Gott, von dem man vermuthete, daß er die Krankheit über ihn geſchickt habe, zu verſöhnen. Es wurden Schweine geopfert, wobei Prieſter oder Matabulen Anreden an die Gottheit hielten und ſie des Tags mehrmals wiederholten. Half aber alles nicht, ſo ſchaffte man den Kranken an einen heiligen Ort oder unter die Augen eines geweihten Prieſters; konnte auch der durch Gebete und Anrufungen keinen Rath ſchaffen, ſo ward das Tutu-Nimah zu Hülfe genommen, d. h. es ließen ſich einige der Verwandten des Kranken ein Stück vom kleinen oder vom Goldfinger abnehmen; und dies war ſo gewöhnlich, daß, als die Miſſionäre nach Tonga kamen, ſie hier verhältnißmäßig Wenige mit unverſtümmelten Fingern fanden. Die Operation ward alſo vorgenommen: der Finger ward auf einen Holzblock gelegt, ein

Digitized by Google

scharfes Instrument auf die Stelle, wo das Stück getrennt werden sollte, gehalten, durch einen Schlag mit einem schweren Stein auf dasselbe die Trennung bewerkstelligt, und dann der Stumpf über Rauch und Dampf von angezündetem frischen Grase gehalten, was die Blutung bald stillte. Gewöhnlich opferte man ein ganzes Fingerglied; Manche ließen aber nur immer kleine Stücke abnehmen, um die Operation öfter wiederholen zu können. Ward es dessen ungeachtet mit dem Kranken schlimmer, so nahm man zu dem letzten Mittel, zu der oben erwähnten Kindererdrosselung oder Nawgia, die Zuflucht. Bei dem gemeinen Manne wurden, wie sich leicht denken läßt, alle diese Umstände nicht gemacht, sondern bei ihm überließ man die Heilung innerer Krankheiten lediglich der Natur; und im Grunde geschah das Nämliche ja auch bei vornehmen Kranken.

Verletzungen und äußerliche Schäden wissen die Tongesen, wie wir zum Theil schon gesehen haben, recht gut zu behandeln. Sie lassen sich in dieser Kunst von den Fidschianern unterrichten, und kein Wundarzt gilt in Tonga etwas, wenn er nicht in der Schule auf Fidschi Lawa oder Wanua Lawa (s. vor. Kap.) gewesen ist. Die drei wichtigsten Operationen, die sie vornehmen, sind: 1) das Cawso oder die Paracentesis (Bruststich, Bauchstich). Sie wird angewendet, um geronnenes Blut, welches sich bei einer Verwundung in der Brusthöhle gesammelt hat, herauszubringen, oder einen abgebrochenen Pfeil auszuziehen. Die dabei gebrauchten Instrumente bestehen in weiter nichts, als einem Bambusrohr und einem Stück von einer Muschelschale, zuweilen in einer Sonde aus dem Stiele eines Kokosblattes. 2) Tecolosie oder eine Operation zur Heilung des Starrkrampfes, welche man dadurch zu bewirken sucht, daß man ein Haarseil durch die Harnröhre zieht, was einen starken Reiz und Blutverlust herbeiführt. Dieser Starrkrampf ist häufig eine Folge von Verwundungen und wird bei den Freundschafts- wie auch bei den Fidschi-Insulanern Gita genannt. 3) Boca oder die Castration, die bei den hier sehr häufigen Testikel-Geschwulsten angewendet wird. Die Operation geht in der Regel glücklich von Statten, obwohl der Schnitt nur mit einem Bambusrohr, ohne Unterbindung und ohne irgend eine Vorkehrung gegen den Blutverlust, vorgenommen, und dann die äußere Wunde, so lange das Bluten fortdauert, durch eine Wieke von Bananenlaub offen erhalten wird. — Zerbrochene oder verrenkte Glieder versteht fast jeder Eingeborene zu heilen: sie bedienen sich dabei der Schienen von Kokoszweigen, und bei zerbrochenen Armen der Binden von Gnatu (oder dem Zeuge aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes). Bei Beschädigung des Hirnschädels lassen sie der Natur ungehinderten Lauf. Eine gewöhnliche chirurgische Operation ist der Tafa oder Aderlaß, den sie mittelst Einschnitte in die Haut durch eine Muschelschale an verschiedenen Theilen des Körpers bewirken, und bei Gliederschmerzen, Lähmungen oder Entzündungen anwenden. Die Ampu-

Digitized by Google

tation wird mittelſt einer ſchweren und ſcharfen Axt vorgenommen, und geſchieht ſelten ſo unglücklich, daß einer ſtirbt. — Noch iſt einer Operation zu erwähnen, die übrigens mehr aus dem Geſichtspunkte vermeintlicher Reinlichkeit, als einem Religionsgebrauche zu Gefallen geſchieht (übrigens bei den chriſtlich gewordenen Eingeborenen jetzt meiſt unterbleibt), nämlich der Beſchneidung, welche bisher auf folgende Weiſe verrichtet ward: Es ward ein ſchmales Stück Holz von gehöriger Länge mit Gnatu (ſ. oben) umwickelt und unter die Vorhaut geſchoben, und auf demſelben dann ein Einſchnitt von der Länge eines halben Zolls mit Bambusrohr oder Muſchelſchale gemacht und die Haut abgelöſt. Auf die Wunde ward ein Blatt von dem Baume Gnatai und zwar ein- oder zweimal des Tages, gelegt, und dem Beſchnittenen drei Tage lang das Baden unterſagt.

Der Gruß der Tongeſen geſchieht durch Reiben der Naſen an einander, und ihre Art zu danken, beſteht darin, daß ſie das ihnen Geſchenkte mit der linken Hand über den Kopf emporheben. Uebrigens haben ſie ſich auch in dieſer Hinſicht ſchon vielfältig an europäiſche Sitten gewöhnt. — Erwähnt zu werden verdient bei dieſer Gelegenheit, daß früher häufiger, als jetzt, Manche die Gewohnheit hatten, ſich durch heftiges Reiben und Kneten des Körpers (was in der Regel Frauen verrichteten) in den Schlaf bringen zu laſſen.

Mit der Beſtattung der Leiche des gemeinen Mannes wird freilich wenig Umſtände gemacht; dagegen werden, oder vielmehr wurden, bei dem Tode von Häuptlingen und Edlen große Feierlichkeiten veranſtaltet. Die Leiche ward nach dem Abſterben mit einem Gemiſch von Waſſer und Oel abgewaſchen (was übrigens die Perſonen, die ſich damit befaßten, dem Tabu unterwarf), dann in das Sterbehaus gebracht, auf einen großen Ballen Gnatu (Stoff aus dem Baſte des Papiermaulbeerbaumes) gelegt und mit Sandelholzöl geſalbt. Um den Leichnam her trauerten die Gattinnen in den kläglichſten Tönen, welches ſo lange währte, bis derſelbe in das Fytoka oder die Familiengruft gebracht war.

Die Freundſchafts-Inſulaner ſind an ſich zur Fröhlichkeit geſtimmt, lieben das Vergnügen und die geſelligen Unterhaltungen, und bringen oft ganze Tage damit zu, beiſammen zu ſitzen und zu ſchwatzen. Bei allen ihren Gelagen ſpielte früher (jetzt bei Weitem weniger) die berauſchende Kawa die Hauptrolle. Sie hatten, und haben zum Theil noch, verſchiedene Tänze, von denen der eine, Maëlufolla genannt und rein tongaiſchen Urſprunges, in mehrere Akte zerfällt, die durch Schwenkungen wechſeln. Er wird von nicht weniger als 96 Männern aufgeführt, welche zuſammen, je 24, vier Reihen bilden und jeder ein, 2 Fuß langes und einem Ruderriemen nicht unähnliches, ſogenanntes Paggi in der Hand halten, mit welchem ſie allerlei Bewegungen begleiten, die bald langſam, bald raſch auf einander folgen, und wobei kurze Sätze

Digitized by Google

im Gesangston ausgesprochen werden. Ein anderer Tanz, der Meëtuhbuggi, hat nur 2 Trommeln und 40 Männer zum Chor, und die Tänzer bilden zwei Reihen, die vordere aus 17 und die hintere aus 13 Personen bestehend. Dieser Tanz soll, nebst einigen anderen, von den Schiffer-Inseln herstammen. Die musikalischen Instrumente sind theils ausgehöhlte lange Bambusstäbe, denen durch Anschlagen Töne entlockt werden, theils Trommeln (von denen manche einen Umfang haben, daß zwei Männer darin stehen können); sodann der Fango Fango, eine Art Flöte, die mit der Nase geblasen wird, ferner eine Pansflöte, und endlich Muschel-Instrumente oder Muschelhörner. Die Tongesen haben auch Nationalgesänge, die freilich keinen höhern Schwung, aber doch eine gewisse Begeisterung verrathen und zum Theil angenehm klingen. Ihre Sänger pflegen sich in das Innerste der Inseln zu begeben, um dort ihren poetischen Ergießungen sich zu überlassen. Zu den übrigen Unterhaltungen der Freundschafts-Insulaner gehören Wettkämpfe, gymnastische Uebungen, das Ballspiel, der Taubenfang, das Rattschießen u. s. w. Glücksspiele sind das Liagi, von 2 bis 4 Personen gespielt und in Zeichen bestehend, die durch Ausstrecken der Finger gebildet werden.

Die tongesische Sprache ist ein malayischer Dialekt, aber doch von der Sprache der Gesellschafts-Insulaner so verschieden, daß ein Tahitier einen Tongesen nur mit Mühe versteht, obwohl viele Wörter in den beiderseitigen Sprachen völlig gleichbedeutend sind. Das R kennen die Tongesen nicht und sind auch nicht im Stande, es auszusprechen. Eine Schrift kannten sie vor der Ankunft der Missionäre ebenfalls nicht, und waren sogar höchst verwundert, als sie hörten, man könne einander seine Gedanken schriftlich mittheilen. Jetzt können sehr viele von ihnen lesen und sogar schreiben; ihre Sprache ist von den Missionären in eine grammatikalische Ordnung gebracht und schon seit längerer Zeit die heilige Schrift ins Tongesische übersetzt worden. Zugleich haben die Freundschafts-Insulaner nunmehr auch einen Begriff von unserm Zahlensystem erhalten. Denn bis dahin zählten sie gewissermaßen nach der Dekadik: 20 ward durch zweimal zehn, 30 durch dreimal zehn ausgedrückt und so fort. Für 100 und für 1000 waren eigene Ausdrücke vorhanden, und sie konnten mit diesen und den Zusätzen bis auf 1 Million kommen.

Gegenwärtig gibt es nur noch verhältnißmäßig wenige Heiden auf den Freundschafts-Inseln; indeß verdient nichtsdestoweniger ihr Religionssystem, welches zum Theil noch vor zwanzig Jahren im Archipel herrschend war, hier in der Kürze mitgetheilt zu werden. Die heidnischen Tongesen glauben an das Dasein guter und böser Wesen: jene nennen sie Hotuahs, diese Pows. Die Pows umschwärmen Tonga schaarenweise, um überall Unheil anzustiften; daher hat man ihnen weder Priester bestellt, noch Tempel errichtet. Die Hotuahs dagegen, welche zugleich als die ursprünglichen Götter betrachtet werden, haben ihren Wohnsitz im Bolotuh, einem Paradiese auf einer ungeheuer großen Insel, in nordwestlicher Richtung von Tonga gelegen, aber so weit davon entfernt, daß nur erst einmal ein Schiff dahin gerathen ist. Von dort

Digitized by Google

aus beſuchen ſie bisweilen den Tonga-Archipel, und zwar in der Geſtalt von Eidechſen, Delphinen und Waſſerſchlangen, um den Menſchen nützlich zu ſein, von denen ſie dieſen oder jenen zu Zeiten begeiſtern und ihm die Gabe der Weiſſagung mittheilen. Es gibt ihrer über 300. Jenes Paradies Bolotuh iſt mit allen Reizen tongeſiſcher Phantaſie ausgeſchmückt: die köſtlichſten Baumfrüchte ergänzen ſich in dem Augenblicke, wo ſie gepflückt werden, wieder; die Luft iſt mit den lieblichſten Düften erfüllt, auf allen Zweigen wiegt ſich das prachtvollſte Gefieder, und die Wälder ſtecken voller Schweine, die wie die Vögel unſterblich ſind. Hier erhielten auch die erſten Menſchen das Daſein, und hier leben, als Diener der Götter, die Seelen der Tuitongas, der Häuptlinge und anderer Edlen fort; denn die Tuahs oder das gemeine Volk haben keine Seelen, oder vielmehr ſie fallen mit dem Leibe der Auflöſung anheim. Alle Namen der mehr als 300 Hotuahs ſind nicht einmal den Prieſtern bekannt; daher hat man ſich mit der Anbetung von einigen und zwanzig begnügt und ihnen Tempel errichtet. Dahin gehören namentlich der Schutzgott der Könige, Tali y Tubo genannt, der Tui ſua Bolotuh oder Gott des geſellſchaftlichen Ranges, ſodann die Schutzgötter der Handwerke und Künſte, der Erndte, des Regens, des Windes und Wetters u. a. m. Einige dieſer Götter üben die Macht aus, ihre Prieſter oder auch andere Edle zu begeiſtern, die dann wahrſagen und warnen können. Auf die Hotuahs folgen die Egis oder die Geiſter der abſchiedenen Häuptlinge und Edlen höhern Ranges, die, im Bolotuh unter den Göttern wohnend, gleich dieſen nicht nur Prieſter zu begeiſtern vermögen, ſondern auch im Stande ſind, ihren auf Tonga zurückgebliebenen Anverwandten im Traume zu erſcheinen. Auf ſie folgen die Geiſter der Matabulen oder Edlen niedern Ranges, welche gleichfalls ihren Freunden bisweilen erſcheinen und von den Tuahs oder dem gemeinen Volk als Schutzgötter verehrt werden. Es gibt demnach drei Rangſtufen der guten Götter, denen auch die Seelen der Böſewichter unter den Edlen beigezählt werden; denn eine Beſtrafung böſer Thaten findet nur in dieſem, nicht in jenem Leben ſtatt. Dort gibt es für die Menſchenſeelen höhern Ranges nur Belohnungen; wobei freilich, wie wir geſehen haben, die Pöbelſeelen ſchlecht wegkommen. Der Muoi iſt ein Gott, der liegend die Erde trägt, ein Rieſe, der nie ſeine Stellung verläßt, und bei jeder Bewegung ein Erdbeben hervorbringt. Die tongeſiſchen Prieſter machen keine eigene Kaſte aus, ſondern ſind ſolche Perſonen, die von einem beſonderen Gotte begeiſtert werden, und hört dieſe Begeiſterung auf, ſo verliert ſich auch der Nimbus ihrer Würde. In der Regel wird der Sohn eines Prieſters wieder Prieſter des Gottes, der ſeinen Vater begeiſterte. Die Opfer, die den Göttern gebracht werden, beſtehen aus Allem, was die Inſeln hervorbringen, vorzüglich aus Schweinen, Yams, Piſangs und Kokosnüſſen, die bei beſonderen Gelegenheiten vor ihren Tempeln aufgeſtellt und ihnen eigens geweiht werden. Dies geſchieht nicht allein bei Krankheiten vornehmer Perſonen, wo man ihnen in gewiſſen Fällen auch Kinder und Fingerglieder zum Opfer darbrachte (ſ. oben), ſondern auch bei den religiöſen Feſten, die früher ſehr zahlreich waren. Das Nieſen bei einer feierlichen Gelegenheit war eine üble Vorbedeutung, und der Vogel Tſchikota (deſſen naturhiſtoriſcher Name nicht bekannt iſt) galt für einen Unglückspropheten. Träume, Donner und Blitz waren allgemeine Anzeichen der Ankunft der Götter.

Hinſichtlich der Standesverſchiedenheit beſtehen drei Rangſtufen: Edle höhern Ranges oder **Egis**, und zu dieſen gehören blos die Familien der Tuitongas, der Weachis, der Ellis (Häuptlinge) und des Königs; Edle niedern Ranges oder **Matabulen**, welche als Gefährten und Begleiter des hohen Adels deſſen Befehle ausrichten, und zu denen auch die Muahs, als ihre Abkömmlinge, gehören, ohne ihnen jedoch im Range gleich zu ſein, ſo lange ſie in der Kaſte der Ge-

Digitized by Google

meinen stehen, aus der sie nur durch Rangbeerbung bei Todesfällen von Matabulen emporrücken; und endlich die **Tuahs** oder Gemeinen, welche die geringste Volksklasse bilden. Die Priester, die fast durchgängig dem Adel angehören, machen, wie bereits erwähnt, keine besondere Kaste aus. Gegenwärtig stehen die Freundschafts-Inseln unter mehreren Königen ader Oberhäuptlingen, früher aber nur unter Einem, der den Titel Taofa oder Hau führte. Einer dieser Könige, Finow I., war ein glücklicher Krieger, und brachte außer dem Tonga-Archipel auch einen Theil der Fidschi-Inseln unter seine Botmäßigkeit. Nach seinem Tode kam die Obergewalt wieder an den rechtmäßigen Erben aus der Dynastie der (angeblich von den Göttern abstammenden) Tuitongas. Der König herrschte zwar dem Namen nach unumschränkt, und sein Gebot war den Unterthanen das vornehmste Gesetz; doch ward er durch Herkommen in seiner Willkür beschränkt, und die Ellis oder Häuptlinge waren ein zweiter Damm gegen etwaigen Despotismus. Dieser machte sich dessenungeachtet zu Zeiten geltend, und andererseits regierten auch die Häuptlinge durch Schreckensherrschaft: nach Belieben erschlugen sie einen Untergebenen mit der Keule, und wer sich ihnen irgend widersetzte, ging seines Lebens verlustig. Allein seit der Verbreitung des Chistenthums unter den Insulanern ist, mit den alten Gewohnheiten, auch diese Schreckensherrschaft gebrochen; obwohl der neue Stand der Dinge noch nicht eigentlich Gestalt gewonnen hat und das Volk überhaupt sich erst in einem Uebergangszustande befindet. Daher wird die erlangte Freiheit noch in vieler Hinsicht mißbraucht, theils von Manchen aus den untern Volksklassen, theils von Häuptlingen, die sich Christen nennen, aber es nur dem Namen nach sind. Indeß hat der König Georg (s. die Einleitung zu diesem Abschnitt, S. 325) für die unter seiner Botmäßigkeit stehenden Inseln Statthalter und Gerichtshöfe eingesetzt, und die Entwerfung eines förmlichen Gesetzbuches angeordnet. So wird ein geregelter Zustand allmählig sich feststellen und die Ungeordnetheit beseitigt werden.

Ehe wir uns über die, seit Einführung des Christenthums eingetretenen Veränderungen weiter verbreiten, wollen wir über die Handwerke und Künste der Eingeborenen und deren ehemaliges Kriegswesen einige Mittheilungen machen. Den Tuahs (gemeinem Volk) liegt allein der Ackerbau, das Rasiren und Kochen ob. Ein Theil von ihnen gehörte bisher zu den Kriegern; ihre Weiber verfertigen Gnatu, Matten und Körbe. Die Köche stehen in etwas höherem Ansehen, als die Ackerleute; sie führen zugleich die Aufsicht über die Vorräthe, sehen nach den Wänden und Dächern der Häuser und zuweilen auch nach den Pflanzungen. Die Handwerke sind (oder waren bisher) meistens erblich und werden von den Männern verrichtet; es gibt aber auch einige, die sowohl durch weibliche wie männliche Hände gehen und nicht das Lebensgeschäft einer Person ausmachen. Dahin gehören das Fowaca oder Kahnbauen, welches die Tongesen von den Fidschianern gelernt haben; das Langa Falle oder Häuserbauen, das Jia Cabenga oder Netzstricken (wozu bei kleineren Netzen der Baumbast des Olonga, und bei größern das Flechtwerk der Kokosnuß genommen wird), das Catto oder Korbmachen (aus verschiedenen Materialien), das Kammmachen und die Verfertigung des Gnatu und der Matten. Das Gnatu ist ein Zeug, der dem Cattun gleicht, aber nicht gewebt, sondern aus dem Baste des Papiermaulbeerbaums etwa wie Papier zubereitet wird. Nachdem dieser Baum gefällt ist, läßt man ihn ein paar Tage an der Sonne liegen, damit er völlig abtrockne und Rinde und Bast leicht abzustreifen sind, ohne Fasern zurückzulassen. Beides wird nach dem Abstreifen 24 Stunden in Wasser eingeweicht und darauf die Rinde sorgfältig mit Muscheln abgerissen, der aufgerollte Bast nochmals einen Tag lang in Wasser gelegt, damit er aufschwelle und zäher werde, und sodann mit Schlägeln geschlagen und verschiedenen anderen

Digitized by Google

Proceduren unterworfen, bis das Gnatu fertig ist. — Die Kriegsmacht war bisher aus den Lehnsvasallen und Mannen des Königs zusammengesetzt, zu denen die Häuptlinge solcher Inseln, die nicht unmittelbar unter dem Könige standen, Hülfstruppen stoßen ließen. Die Anzahl der Truppen war ziemlich beträchtlich. Als der König bei Mariner's Anwesenheit zur Eroberung der Insel Vavau auszog, bestand sein Heer aus etwa 5000 Kriegern und 1000 Weibern, die in 50 großen Piroguen den Zug antraten; bei einer Musterung, die er auf Lefuga hielt, waren allein 6000 Krieger von der Habai-Gruppe gegenwärtig. Die Waffen bestanden aus Keulen, Bogen und Pfeilen, Wurfspießen und Schleudern. Uebrigens scheinen sie noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Beschäftigungen und die Ruhe des Friedens bei weitem und zwar in dem Grade dem Kriege vorgezogen zu haben, daß sie von diesem nicht einmal etwas verstanden. Die Kriegführung lernten sie erst von den benachbarten, streitbaren Fidschianern, nachdem sie mit denselben in nähere Berührung gekommen waren; ja, sie nahmen, wenigstens auf eine Zeitlang, von ihnen sogar die barbarische Gewohnheit an, das Fleisch der erschlagenen Feinde zu verzehren; obwohl sie sich bis dahin von aller Menschenfresserei fern gehalten hatten, und auch noch Cook sie von einem solchen Vorwurfe gänzlich freisprechen konnte. — Von dem kunstreichen Bau ihrer Piroguen gibt schon der, in der Einleitung zu diesem Abschnitte erwähnte Umstand einen Begriff, daß der Königin Victoria ein Modell davon, als etwas ganz Besonderes und Ausgezeichnetes, zum Geschenk gemacht wurde.

Der erste Versuch, das Christenthum unter den Freundschafts-Insulanern zu verbreiten, wurde schon 1797 gemacht, und zwar von zehn englischen Missionären, welche das oft erwähnte Missionsschiff Duff nach der Hauptinsel Tonga brachte. Dieselben trafen hier damals einen Engländer, Namens Morgan, an, einen aus Port Jackson (Neu-Südwales) entlaufenen Verbrecher, der, statt seinen Landsleuten mit Rath und That an die Hand zu gehen, die Insulaner gegen sie aufhetzte und ihnen einzureden suchte, die Missionäre würden sie durch Zaubermittel umbringen und das Land in Besitz nehmen; und als eben an einer Seuche Viele starben, sagte er: „Ihr sehet, diese Leute singen und beten, und dadurch bringen sie euch alle um's Leben; laßt ihr das ruhig hingehen, so ist in kurzer Zeit Alles todt." Es dauerte nicht lange, so wurden drei Missionäre ermordet und ihre Wohnungen verbrannt; die übrigen flüchteten sich auf ein englisches Schiff. Morgan erhielt indeß bald seinen verdienten Lohn und fiel in die Grube, die er seinen Landsleuten gegraben hatte. Denn nun trat er mit der Behauptung auf, er selbst könne Leute zu Tode beten, und das nahm ein Häuptling so übel auf, daß er ihn mit einem Speer durchbohrte und seine Eingeweide in's Meer warf.

Die Mission ruhte sodann, bis sie 1822 von methodistischen Missionären erneuert wurde, nachdem bis dahin durch Kriege fast die Hälfte der Bevölkerung des Archipels weggerafft worden war. Der Missionär Lawry landete mit Begleitern im August des genannten Jahres unter großem Zulauf des Volkes auf Tongatabu (so wird die Hauptinsel Tonga ebenfalls

Digitized by Google

genannt), fand in einem Engländer, Namens Singleton, der schon 16 Jahre auf der Insel umhergeschwärmt, aber einen bessern Charakter als Morgan hatte, einen Dolmetscher, und wurde von einem Häuptling freundlich aufgenommen und beschützt. Lawry durchzog die Insel, wurde indeß argwöhnisch beobachtet; und endlich brachten die Priester das alte Mährchen wieder vor, daß die Weißen sie zu Tode beten und die Insel in Besitz nehmen wollten. Auch war nichts vor den diebischen Händen der Eingebornen sicher, und deren Gleichgültigkeit so groß, daß sie sagten: „Eure Religion ist sehr gut für euch, und die unsrige ist sehr gut für uns." Bald zogen sich die Missionäre aus Furcht vor gröberen Mißhandlungen von der Insel zurück. Mittlerweile waren evangelische Lehrer aus Tahiti, welche um dieselbe Zeit an einer andern Stelle der Insel (nämlich im südlichen Distrikt Hihifo) gelandet waren, in ihren Bemühungen glücklicher gewesen. Sie errichteten hier ein Missionshaus und eine Kapelle, fanden nach und nach gegen 400 Anhänger, und als 1826 und 1827 abermals englische Missionäre ankamen, räumten sie diesen ihr Arbeitsfeld ein. Es bildeten sich von jetzt an zwei Hauptstationen auf Tonga, Hihifo, im südlichen, und Nugalofa, im westlichen Theil der Insel. Freilich nur langsam änderte sich die Gesinnung der Leute; und besonders in Hihifo gab es viel durchzumachen. Hier hatten es die Missionäre mit einem launischen und hinterlistigen Häuptling Ata zu thun, dessen Habsucht schwer zu befriedigen war. Immer noch hieß es, die Weißen hätten eine Büchse mit Geistern mitgebracht, die das ganze Tongavolk verzehren sollten. Als Dürre und Hungersnoth kam, hieß es, die Tongagötter seien zornig auf das Volk, weil es den Fremden den Zugang gestattet habe. Einmal ließ Ata förmlich den Beschluß fassen, die den Gottesdienst besuchenden Insulaner sollten aus dem Distrikte verwiesen werden; und auch die Mädchen, welche Unterricht im Nähen und Lesen empfingen, wurden verjagt. In Nugalofa ging es etwas besser. Zwar kamen auch hier die Häuptlinge zusammen und erklärten, dem Lotu (Evangelium) müsse ein Ende gemacht werden; aber der hiesige Häuptling Tubo erklärte sich trotz aller Drohungen, die gegen ihn ausgestoßen wurden, für das Evangelium, und sagte, er werde ihm treu anhangen.

Unterdessen fanden sich an beiden Orten die Eingeborenen immer zahlreicher zu den gottesdienstlichen Versammlungen ein, und das gepredigte Wort wurde immer anziehender für das Volk, je geläufiger den Missionären die Sprache ward. Allmählig kamen auch abscheuliche Volkssitten in Abgang, wie namentlich die oben erwähnten Kinderopfer und das Verstümmeln der Finger bei Krankheiten der Häuptlinge. Die Leute hielten Hausandachten, und im ganzen Archipel entstand ein solcher Zudrang, daß man nach Verlauf von sechs Jahren an 10,000 Bekehrte zählen konnte. In Hihifo wurde des feindlichen Häuptlings Stiefsohn Lolohea der Erstling, und in Nuga-

Digitized by Google

loſa ein gleichfalls angeſehener Mann, der ſich zum Chriſtenthum entſchloß mit den Worten: er habe immer geglaubt, daß den zu Gott Betenden etwas Schlimmes widerfahre und der Tod gewiß ſei; da er ſich aber vom Gegentheil überzeugt, ſo halte er den Gott der Weißen für den wahren. Auf Tongatabu wurden nunmehr auch die Stationen Bea, Mua, Waini und Hauma gegründet. Auf den andern Inſeln wurde das Verlangen nach chriſtlicher Erkenntniß ſo groß, daß ſchon 1828 ein Schiffscapitän erzählte, faſt an jedem Ort, den er berührt habe, ſei die erſte Frage des Volkes geweſen: „Habt ihr keine Miſſionäre für uns am Bord?“ und die Leute ſeien ſehr betrübt geweſen, wenn er es verneint habe. Auf einer Inſel hatten die Eingeborenen ſogar ſchon eine Kirche erbaut, in der Erwartung, daß bald ein Miſſionär kommen und ſeine Wohnung unter ihnen aufſchlagen würde.

Beſonders merkwürdig ging es mit der Anpflanzung des Chriſtenthums auf Lefuga und andern benachbarten Inſeln zu. Auf Lefuga hat nämlich der oben (S. 325) erwähnte Oberhäuptling oder König Georg, der vor ſeiner Taufe Taufaahau (Ta-ufaaha-u) hieß, ſeinen Sitz. Als dieſer von den Wirkungen des Evangeliums in Tongatabu hörte, entſchloß er ſich, dort einen Beſuch zu machen und die Sache zu prüfen. Er hatte überhaupt von Jugend auf eine Abneigung gegen den Götzendienſt gehabt; und jener Beſuch brachte in ihm den Entſchluß zur Reife, den Götzendienſt aufzugeben. Ein eingeborener Lehrer begleitete ihn auf ſeiner Rückreiſe in die Heimath, und ſofort wurden alle Götzenbilder und Götzenaltäre auf Lefuga zertrümmert. Dies geſchah 1830. Dann that er daſſelbe auf den übrigen, unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehenden Inſeln, von denen nur drei ihm widerſtanden, deren Bewohner ihm zum Trotz ein großes Götzenfeſt in einem Haine zurüſteten. Allein Taufaahau ließ eine Heerde Schweine in das heilige Gehege eintreiben und die Götter, die ſich im Tempel befanden, draußen an den Wänden an Stricken aufhängen. Als die Götzendiener in feierlichem Aufzuge der heiligen Stätte ſich näherten und den Gräuel ſahen, waren ſie freilich ſehr unwillig; aber ſie fühlten ſich zu ſchwach, Rache zu üben. Nun kam der Miſſionär Thomas von Tongatabu, und arbeitete allein in dieſem Inſelgebiete. Darauf ſandte der Häuptling Tinau von den Vavau-Inſeln (welche die nördlichſte Gruppe des Tonga-Archipels bilden) dem Taufaahau ein ſchönes Kriegsboot zum Geſchenk, um ihn zu bewegen, der Religion der Väter treu zu bleiben. Er aber gab den Ueberbringern zur Antwort: „Sagt meinem Vetter Tinau, daß ich ihm für ſein Geſchenk danke; ihr könnt unterdeſſen das Boot an den Strand ziehen und es in Stücke zerhauen, damit ich Holz für mein Küchenfeuer bekomme.“ So gewann Taufaahau, nach ſeiner Taufe König Georg genannt, durch ſein entſchloſſenes Benehmen einen vollſtändigen Sieg über den finſtern Aberglauben ſeines Volkes. Er entließ auch alle ſeine Frauen und lebte eine Zeit lang ohne Gattin, bis er ſich zu

Digitized by Google

einem förmlichen Ehebunde mit einer einzigen entschloß. Er schenkte ferner allen seinen Sklaven die Freiheit. Ueberhaupt nahm er an allem, was das Christenthum fördern und sein Volk heben konnte, persönlichen Antheil, und wurde Baumeister, Seefahrer, Prediger und Präsident einer Hülfsmissionsgesellschaft. So wurde denn Lefuga bald der wichtigste Missionsposten für die Freundschafts-Inseln.

Taufaahau's oder König Georg's Beispiel und Eifer siegte endlich auch über den oben genannten Häuptling Tinau (Tina-u) auf den Vavau-Inseln oder der nördlichsten Gruppe des Tonga-Archipels. Tinau war anfangs so feindselig gestimmt, daß er auf die Frage, ob christliche Lehrer zu ihm kommen dürften, geradezu erklärte, er würde sie auf der Stelle umbringen. Jetzt machte Taufaahau in weltlichen Angelegenheiten einen Besuch bei ihm und wußte in kurzer Zeit ihn so umzustimmen, daß er die „Lügengeister" abzuschaffen beschloß. Er gab sogleich seinen Unterthanen Befehl, die Tempel in Brand zu stecken, und in drei Tagen waren Tempel, Götzen und alle Götzengeräthschaften verbrannt. Die nunmehr 1832 von dem Missionär Cross hier begonnene Mission gedieh so herrlich, daß nach Verlauf weniger Jahre mehr als 20 Predigtorte, mit 40 Lehrern versehen, auf dieser Inselgruppe entstanden, die bald nach dem Tode Tinau's unter König Georg's Botmäßigkeit kam.

Auf der Hauptinsel Tonga hatte sich noch ein Hauptbollwerk des Heidenthums in Mua (auf der Ostseite der Insel) behauptet, trotz dem daß auch hier fast zwanzig Jahre hindurch das Evangelium gepredigt worden war und viele Anhänger gefunden hatte. Der dortige Häuptling Fatu hatte sich nie entschließen können, ein Christ zu werden, obwohl er zuletzt noch auf seinem Sterbelager den, durch die Missionäre ihm bekannt gewordenen Namen des lebendigen Gottes anrief. Anders dachte sein Sohn, Tongi, der sich nach des Vaters Tode im Christenthum gründlich unterrichten und am 15. April 1850 mit den bis dahin noch heidnisch gebliebenen Unterthanen taufen ließ, so daß nunmehr die ganze Bevölkerung von Tongatabu zum Christenthum sich bekennt.

Im J. 1850 befanden sich auf den Freundschafts-Inseln überhaupt 96 evangelische Kirchen und Kapellen und 16 kleinere Bethäuser; die Zahl der wirklichen Gemeindeglieder betrug nahe an 8000 und die der Schüler beiderlei Geschlechts in den Schulen 7426. Bei weitem größer aber war die Zahl derjenigen christlichen Eingeborenen, die als Gemeindeglieder noch nicht förmlich aufgenommen worden waren; denn bei den Methodisten, die in diesem Punkte sehr gewissenhaft sind, ist dazu eine vorgängige, mehr oder minder lange Prüfung erforderlich. Außerdem ist auf den Freundschafts-Inseln ein Schullehrer-Seminar und eine Druckerpresse, wo die Bibel und andere, von den Missionären in die Tongasprache übersetzte Bücher gedruckt werden.

Digitized by Google

Noch iſt zu erwähnen, daß ſobald die evangeliſchen Miſſionäre auf den Freundſchafts-Inſeln die Bahn gebrochen und dem Chriſtenthum daſelbſt reichlichen Eingang verſchafft hatten, auch papiſtiſche Miſſionäre ſich einfanden und, ihrer Gewohnheit nach, das evangeliſche Chriſtenthum durch ihren Papismus zu verdrängen ſich bemühten. Im J. 1841 kam ein ſolcher Prieſter, der auf der Wallis-Inſel (zu den Schiffer-Inſeln gehörig) einige Tongeſen angetroffen und römiſch-katholiſch zu werden beredet hatte, mit ihnen nach Bea (auf Tongatabu) und trat daſelbſt ſogleich mit großer Frechheit gegen die evangeliſche Miſſion auf. Denn die gewaltſame Einführung der Jeſuitenprieſter in Tahiti mittelſt franzöſiſcher Kanonen, auf die auch er pochen zu können glaubte, machte ihn übermüthig; und obwohl er bei den Tongeſen eben ſo wenig, wie ſeine Amtsbrüder auf Tahiti und den Sandwich-Inſeln (ſ. oben die Einleitung zu dieſem Abſchnitt), etwas ausrichtete, ſo hielt es doch der mehrerwähnte König Georg, der größern Sicherheit wegen für rathſam, in einem Schreiben an die Königin Victoria den Antrag zu ſtellen: daß die brittiſche Regierung ihn und ſein Volk nicht blos als Verbündete, ſondern als Unterthanen anerkennen möge. Die brittiſche Regierung hat dies zwar nicht gethan (wie ſich, nach dem, in der Einleitung zu dieſem Abſchnitt entwickelten Gründen vorausſetzen ließ); indeß iſt ſeit dem Sturz Louis Philipp's, des Bundesgenoſſen der Jeſuiten, glücklicher Weiſe alle Gefahr für die evangeliſchen Chriſten in der Südſee vorüber, und ſie haben nicht mehr zu befürchten, daß ihnen Jeſuitenprieſter mit Hülfe franzöſiſcher Kanonen aufgezwängt werden.

Mit der Civiliſation geht es übrigens im Tonga-Archipel leider etwas langſam von Statten. Denn die Freundſchafts-Inſulaner ſind im Allgemeinen mehr träge als arbeitſam und thätig von Natur, und darüber denn ſehr verkommen. Man darf aber freilich auch nicht vergeſſen, daß ſie einestheils zwar von gutem Wuchſe und ſchön gebaut, aber körperlich eben nicht die ſtärkſten ſind, und daß anderntheils das heiße Klima ſo angeſtrengte Arbeit, wie wir ſie zu thun pflegen, nicht zuläßt. Sodann muß man bedenken, daß den Leuten die Nahrung gewiſſermaßen in den Mund wächſt, daß alle Buchten und Küſten von Fiſchen wimmeln, daß ſie alſo Alles, was ſie bedürfen, von der Natur als freies Geſchenk und ohne große Anſtrengungen von ihrer Seite erhalten. Demnach fällt der Sporn des Broterwerbes bei ihnen ganz weg.

Nur erſt, wenn ſie die gehörige Erziehung, Bildung und Unterricht in den nützlichen Künſten mehr allgemein bekommen haben werden, wird Fleiß und Arbeitstrieb bei ihnen zu erwarten ſein, und dann werden ſie nicht blos nach Büchern, ſondern auch nach Handel ein Verlangen ſpüren. Ein kleiner Anfang zeigte ſich ſchon vor mehreren Jahren, wo Häuptlinge und eingeborene Lehrer, eben ſo auch die vornehmeren Frauen anfingen, über ihrer ge-

Digitized by Google

wöhnlichen Kleidung ein leinenes Obergewand zu tragen. Da nun die Tongesen der Art sind, daß sie den Höhergestellten gern nachahmen, so wird diese Sitte immer allgemeiner werden; dann aber werden sie, um das Geld für das ausländische Gewand aufzubringen, Gegenstände in den Handel bringen müssen, die in demselben einen Werth haben und durch sie hergestellt werden können. Sie werden also z. B. Kokosnußöl bereiten und haben damit auch schon einen erheblichen Anfang gemacht und viele Tonnen Oels jährlich zur Ausfuhr gebracht, wofür hauptsächlich Kallikos und Messer erstanden worden sind. Das Land bietet Hülfsquellen: Rinder, Schweine, Geflügel können im Ueberfluß gezogen werden und sind gesuchte Gegenstände bei den Südsee-Wallfischfahrern; Baumwolle und Zucker gedeihen vortrefflich, und die Kokosnuß ist in Ueberfülle vorhanden.

Trotz des verhältnißmäßig geringen Fortschrittes in der Civilisation unterscheiden sich die christlichen Ortschaften doch von den mehr oder minder noch heidnisch gebliebenen auf eine merkliche Weise, und zwar zu ihren Gunsten.

Wenn es indeß mit der Erziehung noch in mancher Hinsicht schwierig sein mag, so ist doch die Masse der unerwachsenen, wie der erwachsenen Tongesen nicht nur zum Schulbesuch willig, sondern hat auch Lernbegierde. Die Missionäre haben in der Ueberzeugung, daß die gewöhnliche Methode des Schulhaltens, wobei die Kinder Stunden lang ununterbrochen im Schulzimmer zusammengehalten und unterrichtet werden, auf diesen Inseln nicht anwendbar sei, ein Schulwesen eingeführt, bei welchem allerlei Abwechselung geistiger und leiblicher Uebung vorkommt. (Vergl. oben die Einleitung zu diesem Abschnitt, S. 325.) So weit ihre Kräfte ausgereicht haben, ist das Schulwesen von Erfolg begleitet gewesen, und es sind auch jetzt die Mittel vorhanden, die Einrichtung vollkommen durchzuführen. Eine Schwierigkeit nur macht es, die Tongesen dahin zu bringen, daß sie geeignete Baulichkeiten für die Schulzwecke herrichten. Ihre Arbeitsscheu ist Schuld daran; und in ihr hat es auch seinen Grund, daß sie unerhört hohen Arbeitslohn fordern. Sie haben die Trümmer dieses oder jenes alten Schulgebäudes vor Augen, äußern aber, erst sehen zu wollen, was der neu angekommene Schulvorsteher ausrichten könne, ehe sie ihre Zeit und Arbeit an die in Vorschlag gebrachten neuen Gebäude verwenden.

Diese Arbeitsscheu ist überhaupt sehr hervorstechend bei den Tongesen, die sich dadurch zu ihrem Nachtheil von den Fidschianern unterscheiden, und wird, so lange sie dieselbe nicht ablegen, immer eins der größten Hindernisse zu ihrer allgemeinen Civilisation sein. Als der Missionär Lawry auf seiner Untersuchungsreise im J. 1847 auf Vavau verschiedene, zu gemeinnützigen Zwecken bestimmte Gegenstände für die dortigen Missionäre landen wollte, standen zahlreiche Eingeborene am Strande und sahen zu, wie die Matrosen

Digitized by Google

und Miſſionäre die Sachen ſelbſt an's Land ſchafften; nur wenn ihnen reichliche Bezahlung würde, wollten ſie helfen. Vergebens ſtellte Hr. Lawry ihnen vor, zu welchen Zwecken die Sachen beſtimmt wären, und wie ja ſie faſt allein den Vortheil davon hätten. „Dieſe Eingeborenen", ſchreibt er, „haben eine Fülle von Liebe im Munde, aber mit dem Erweiſen derſelben ſind ſie ſehr ſparſam. Es thut mir leid, aber ich muß ſagen, daß dieſer Stand der Dinge ein ziemlich allgemeiner auf den Inſeln iſt. Wenn die Miſſionäre engliſche Dienſtboten bekommen könnten, ſo würden ſie nur wenige Eingeborene in ihren Dienſt nehmen."

Indeß hat ſich ſeitdem Manches weit günſtiger geſtaltet und ſo denn auch die Arbeitsſcheu ſich bedeutend vermindert. Und ſodann, wir wiederholen es, wenn die Freundſchafts-Inſulaner einerſeits noch in einer Uebergangsperiode ſich befinden (und zwar nur hinſichtlich deſſen, was man Civiliſation zu nennen pflegt), ſo iſt andererſeits immer doch ſchon unendlich viel dadurch gewonnen, daß ſie ſich der heidniſchen Gräuel entäußert und den ewigen Wahrheiten des Chriſtenthums ihre Herzen geöffnet haben.

Der Tonga-Archipel begreift, wie ſchon oben erwähnt, 32 größere Inſeln und mehr als 150 Eilande, Klippen und Riffe, und man pflegt ihn theils mit Rückſicht auf die politiſchen Verhältniſſe, theils der beſſern Ueberſicht wegen, in drei Hauptgruppen einzutheilen, nämlich in

die Tonga-Gruppe, die ſüdlichſte;
die Habai-Gruppe, die mittlere, und
die Vavau-Gruppe, die nördlichſte.

Alle drei Gruppen können gegenwärtig als (wenigſtens nominell) einem gemeinſamen Oberhaupte, in der Perſon des oft erwähnten Königs Georg, unterworfen betrachtet werden. Er nahm nach der Thronbeſteigung (wenn man ſie ſo nennen will) ſeinen Sitz anfangs auf Tongatabu; da er jedoch hier von den Leuten nicht behandelt wurde, wie er zu erwarten das Recht hatte, ſo ſiedelte er im September 1847 nach der Habai-Gruppe über, und ſeitdem hat er ſein Hoflager auf Lefuga. Die Macht der unter ihm ſtehenden Häuptlinge iſt indeß zum Theil ziemlich unbeſchränkt, und einige darunter ſtellen ſich ihm in der Würde und Unabhängigkeit faſt gleich. — Wir können natürlich nur die bemerkenswertheren der verſchiedenen Inſeln und Eilande hier aufführen.

a. Die Tonga-Gruppe.

Sie iſt die ſüdlichſte, hat den Namen von der Hauptinſel des ganzen Archipels und begreift:

Tonga, häufig auch Tongatabu genannt (was aber weiter nichts als das oder die heilige Tonga bedeutet), die größte Inſel des Archipels und mit ihrer Nordſpitze unter 21° 7′ 57″ S. Br. und 175° 11′ 45″ W. von Greenwich gelegen. Sie

Digitized by Google

wurde 1643 von Abel Tasman entdeckt, der sie Amsterdam nannte, ist von einem großen Riff umgeben mit 22 kleinen Eilanden, hat die Gestalt eines Dreieckes, einen Umfang von 16 Meilen und eine Bevölkerung von 16,000 E., und erhebt sich, wie schon bemerkt, bis auf 60 Fuß über dem Meeresspiegel. Sie hat also freilich weder Berge noch Hügel, weder Flüsse noch Bäche, sondern in letzterer Hinsicht nur Teiche und Lachen; aber dagegen ist sie durchgehends trefflich angebaut und durch sorgfältige Cultur in einen wahren Garten verwandelt, in der üppigsten Vegetation prangend. Als Hauptstadt der Insel gilt Nikualofa oder Nugalofa (s. oben); aber auch die schon erwähnten Missionsstationen Hihifo, Bea, Mua, Vaini und Hauma sind ebenfalls große Ortschaften und zugleich Hoflager von Häuptlingen, die, wenigstens dem Namen nach, unter dem Könige Georg stehen. Mafanga war früher das Heiligthum der Insel, mit den Gräbern der alten Könige. Verschiedene Buchten bieten gute Landungsplätze dar. Tasman ging an der Nordwestküste in der Vandiemens-Rhede und in der Marienbai vor Anker. Cook fand 1773 letztere zu diesem Zwecke nicht tauglich, dafür aber an der Nordküste einen andern natürlichen Hafen, der zwei Eingänge hat und vor welchem die beiden kleinen Eilande Hulaiva und Pangaimotu liegen. Auf dem letztern stellte d'Entrecasteaux 1793 seine Sternwarte auf. — Im NO. und etwas über ½ M. von Tonga liegt das Eiland Euaigia und im N. das Eiland Malleua.

Eooa oder Eua (E-ua), auch Jua (J-ua: im Grunde sind alle drei Namen einander gleich, oder werden doch ganz ähnlich ausgesprochen), eine halb so große Insel wie die vorige (sie hat nämlich zwischen 7 und 8 Meilen im Umfange), und ostsüdostwärts und 5 Meilen von ihr gelegen, unter 21° 26′ 20″ S. Br. und 174° 54′ 30″ W. von Greenwich. Sie bildet zu der Insel Tonga einen scharfen Gegensatz, indem sie keine flache Koralleninsel, sondern bergig und einer ihrer Berge auf 8 Meilen hin sichtbar ist. Ihr Inneres wechselt mit Anhöhen und Thälern anmuthig ab; von den Anhöhen rieseln Bäche und kleine Flüsse herab; der Boden ist fruchtbar und gut angebaut, und man kann Eua gewissermaßen als die Kornkammer des Tonga-Archipels oder wenigstens der Tonga-Gruppe ansehen. Auch hat diese Insel eine ansehnliche Bevölkerung. Ein guter Hafen befindet sich unweit ihrer Nordspitze; Cook ging an der Westküste auf einer von ihm English Road benannten Rhede vor Anker. — In südwestlicher Richtung von Eua liegt das Eiland Callow oder Cattow.

b. Die Habai- oder Happi-Gruppe.

Sie ist die mittlere, hat, aus unbekannter Ursache, ihren Namen von dem unten näher zu erwähnenden Eiland Hungo Happi, wurde von Abel Tasman und Cook entdeckt, und von dem Spanier Maurelle theilweise mit dem Namen Islas de Don Joseph de Galvez bezeichnet, und begreift:

Lefuga, die Hauptinsel der Gruppe und Sitz des (wenigstens nominellen) Königs des Tonga-Archipels (s. oben) liegt nordnordöstlich und etwas über 20 Meilen von Tongatabu, unter 19° 51′ S. Br. und 174° 27′ W. von Greenwich. Sie ist etwa 2 M. lang und durchschnittlich über ½ M. breit, sehr fruchtbar und gut bevölkert; ihr nördlicher Theil heißt Kulo. Bei dieser Insel legte das französische Schiff Port au Prince im November 1806 an und die Mannschaft gerieth in Händel mit den Eingeborenen, welche darauf den größten Theil derselben niedermetzelten und das Schiff in Besitz nahmen. Wie es gegenwärtig, seit Einführung des Christenthums, dort aussieht, ist oben und in der Einleitung zu diesem Abschnitt geschildert worden.

Digitized by Google

In der Nähe von Lefuga liegen die bewohnten und gut angebauten Eilande **Uiha** oder Whiha (im S. von Lefuga), **Foa** (im N. von Lefuga), **Nuganama** (im N. von Foa) und **Hoanno** (im N. von Nuganama). — Andere, minder bemerkenswerthe Eilande im NW. und W. von Lefuga ſind namentlich Luhoggo, Mehama, Mangonne und Offolango.

Annamoka oder Annamuka, auch blos Namoka, eine weſtlich und 7 M. von Lefuga, unter 20° 15′ S. Br. und 174° 56′ 20″ W. von Greenwich gelegene, niedrige Koralleninſel, mit prachtvollen Bäumen von ungemein hohem Wuchſe und über 2000 Einwohnern. In ihrer Mitte befindet ſich ein, ganz von Korallenfelſen umgebener und von hohen Fruchtbäumen beſchatteter, kleiner Salzſee. Abel Tasman nannte dieſe Inſel Rotterdam.

Zwiſchen Annamoka und Tonga, und von beiden Inſeln gleichweit, nämlich etwa 6 M. entfernt, liegt das oben erwähnte Eiland **Happi** oder eigentlich Hungo Happi, auch Hongahapa genannt. Es hat kaum ½ M. im Umfange und eine ſpärliche Bevölkerung. Daneben liegt das unbewohnte und blos von Seevögeln umſchwärmte Eiland Hungalonga oder Hungatunga.

Im O. von Annamoka liegt das Eiland **Komango**, welches kein fließendes Waſſer hat, und deſſen Einwohner ſich daher mit dem Waſſer aus einem Teiche behelfen müſſen. Im S. von Annamoka liegen die gleichfalls bewohnten Eilande **Fallafagia** oder Fallafajeca und **Tonnomaga.**

Kotu oder Kotou, eine ungefähr eine halbe Meile lange und eben ſo breite niedrige Koralleninſel, welche eine verhältnißmäßige Bevölkerung hat und ganz in der Nähe von Annamoka unter 19° 58′ S. Br. und 174° 55′ W. von Greenwich liegt.

Tufoa oder Tofua, eine bergige, vulkaniſche Inſel, weſtlich und 10 M. von Lefuga und nördlich und 20 M. von Tongatubu, unter 19° 46′ S. Br. und 175° 10′ W. von Greenwich gelegen. Sie iſt rund geſtaltet und gut bewaldet, beſonders an Kaſuarinenholz reich, und trägt auf ihrer Nordſpitze einen kleinen Vulkan, der ſeit undenklicher Zeit unaufhörlich dampft und Bimſtein in großer Menge auswirft. Bisweilen brechen in einer Woche die Flammen zwei- bis dreimal hervor, zu andern Zeiten im Laufe mehrerer Monate nur einmal, und in der Regel dauert eine Eruption zwei bis drei Tage. Der Krater hält etwa 30 Fuß im Durchmeſſer und öffnet ſich auf dem Gipfel des Berges, der äußerſt beſchwerlich zu erſteigen iſt. Dieſe, verhältnißmäßig gering bevölkerte Inſel wurde von den heidniſchen Tongeſen als der Wohnſitz der Meergötter betrachtet und von Maurelle 1781 Monte Hermoſa genannt.

Ganz in der Nähe von Tufoa (und daher mit Beziehung darauf auch wohl Niuafoau genannt, wobei die erſte Sylbe ein Adjectiv iſt) liegt, unter 19° 42′ S. Br. und 175° 8′ W. von Greenwich, die gleichfalls vulkaniſche Inſel **Koa** oder Kao, mit etwa 800 E. Maurelle, der ſie 1781 umſegelte, nannte ſie San Chriſtoval. Sie beſteht gewiſſermaßen ganz und gar aus einem ſogenannten Erhebungskrater, iſt zum Theil mit Lava überſäet, jedoch keineswegs unfruchtbar, ſondern an vielen Stellen gut bewaldet. Sie hat in ihrer Mitte einen, ¾ M. im Durchmeſſer haltenden und unergründlich tiefen See mit brakiſchem, ungenießbarem Waſſer, der aber mehrere, mit Bäumen bewachſene kleine Inſeln enthält. Koa hat ſehr ſchroffe, ſteile Ufer und weder einen Hafen, noch ſonſtigen gehörig zugänglichen Landungsplatz; auch ſind die Einwohner ganz auf Regenwaſſer angewieſen, welches ſie in ausgehöhlten Baumſtämmen aufbewahren. Dennoch ſind ſie nicht zu bewegen, nach irgend einer andern fruchtbareren Freundſchafts-Inſel überzuſiedeln, aus Anhänglichkeit an den Boden ihrer Väter. Als der Miſſionär Lawry auf ſeiner oben erwähnten Unterſuchungsreiſe 1847 auch hierher kam, waren die beiden Oberhäuptlinge der Inſel gerade verreiſ't, aber deßhalb

Digitized by Google

ging ihnen in Betreff des Empfanges und der Aufnahme nichts ab. Nachdem die Landung mit einiger Mühe bewerkstelligt worden war, mußte eine Reise von anderthalb Meilen nach dem Hauptorte angetreten werden, was bei der brennenden Sonne und den holperichten Wegen sehr beschwerlich war. Jedoch die Eingeborenen ließen Lawry seine eigenen Füße nicht lange versuchen, sondern luden ihn auf ein Hamo, eine Art Handbahre, und trugen ihn nun unter lautem Freudengeschrei rasch vorwärts. Das Jauchzen drang durch die Waldung von Kluft zu Kluft, und wie eine Lawine wuchs die Schaar allmälig an, indem Alle, die das hörten, herbeieilten, und den Zug begleiteten, bis offenbar die ganze Bevölkerung mit im Gange war. Sobald neue Leute sich hinzugesellten, drängten sie sich hinan, und Lawry mußte ihnen die Hand reichen; dann schoben sie ihre Schultern unter die Tragbahre, und unaufhaltsam schoß der Zug weiter, bis man bei dem, zur Aufnahme und Beherbergung des Missionärs bestimmten öffentlichen Gebäude anlangte. Es war dies an einem Sonnabend, und am folgenden Tage war die (hier schon vor längerer Zeit errichtete) Kirche gedrängt voll Menschen; 479 Gemeindeglieder genossen das heilige Abendmahl, und 94 Kinder, sowie ein Erwachsener wurden getauft. Am Montag Morgen schickte sich Lawry zur Weiterreise an, wobei die Eingeborenen nicht unterließen, ihm zu Missionszwecken ihre Mia Ofa oder Liebesgaben darzubringen, aus Kokosnüssen, Oel, Keulen, Speeren, Matten, Kämmen, Körben, Muscheln und anderen Gegenständen bestehend, und ihn damit bis zur Abfahrtstelle zu begleiten.

Von den kleinen, in der Nähe von Tufoa und Kao gelegenen, bewohnten und gutangebauten Eilanden sind besonders Futuha, Hafaive, Oua und Tungnoi zu bemerken.

c. Die Vavau-Gruppe.

Sie ist die nördlichste, hat ihren Namen von ihrer Hauptinsel Vavau, wurde von dem Spanier Maurelle 1781 entdeckt und Mayorga, später, 1791, von Edwards Lord Howe-Inseln benannt, und begreift:

Vavau (Vava-u) oder Vavao, auch Wawau (Wawa-u) oder Wawao, die nächstgrößte Insel des Tonga-Archipels, nordnordöstlich und 38 M. von Tongatabu, und nördlich und 18 M. von Lefuga, und mit ihrer Südspitze (oder vielmehr Port Refuge) unter 18° 36′ 20″ S. Br. und 173° 53′ 52″ W. von Greenwich gelegen. Sie ist, bei verhältnißmäßiger Breite, 6 Meilen lang, hat im W. ein schroffes, mit vielen Klippen und Felsen umgebenes Gestade, das aber verschiedene kleine Buchten und natürliche Häfen darbietet, liegt ziemlich hoch und hat in der Mitte selbst Berge, auf denen kleine Flüsse und Bäche entspringen. Sie zeichnet sich in hohem Grade durch ihre Fruchtbarkeit und Bodencultur aus; ihre Yams sind die besten, die auf den Freundschafts-Inseln gezogen werden, und ihre Wälder ernähren eine Menge Schweine. Auch das hiesige Gnatu (s. oben die Einleit. zu den Freundschafts-Inseln) ist feiner, als das auf den übrigen Freundschafts-Inseln verfertigte. Zugleich hat Vavau die besten Häfen im ganzen Tonga-Archipel, unter denen sich besonders der oben schon genannte Port Refuge (von Maurelle Rade del Refugio und von Edwards Curtis Sund genannt) und der daneben liegende treffliche Port Valdez auszeichnen. Niafu, auf dieser Insel, war früher ein heiliger Begräbnißplatz, und Felletoa eine sehr starke Felsenfeste. — Vor Port Valdez liegen die Eilande Manaimoja und Nuababu.

Late (Lateh) oder Lati, eine kreisrunde und 1½ M. im Umfange haltende Insel, westlich und 11 M. von Vavau, unter 18° 50′ 40″ S. Br. und 174° 39′ 30″

Digitized by Google

W. von Greenwich gelegen. Sie erhebt ſich zu einer ſolchen Höhe, daß ſie faſt 15 Meilen weit geſehen werden kann, iſt bewohnt, und hat eine gute Rhede.

Hunga, ſüdlich und nicht ſehr weit von Vavau, iſt eine gleichfalls bewohnte kleine Inſel, merkwürdig durch eine, auf der Weſtſeite befindliche Felſenhöhle, die ein 60 F. hohes Gewölbe, mit ſehenswerthen Stalaktiten, bildet, und wozu der Eingang wenigſtens 6 F. tief unter der Oberfläche des Meeres liegt.

Außer dieſen drei Gruppen ſind noch folgende iſolirte Inſeln dem Tonga-Archipel beizuzählen:

Amargura, eine ziemlich hochgelegene und ſtark bevölkerte Inſel, nordnordweſtlich und 11 M. von Vavau, unter 17° 58′ 30″ S. Br. und 174° 58′ W. von Greenwich. Sie erhielt ihren Namen von Maurelle, der ſie 1781 entdeckte; Edwards, der ſie 1791 beſuchte, nannte ſie Gardiner.

Pylſtart oder Pylſtärt, eine nicht ſehr große und im Ganzen mit nur dürftiger Vegetation ausgeſtattete Inſel, ſüdlich und beinahe 20 M. von Tongatabu, mit ihrer Südweſtſpitze unter 22° 24′ 45″ S. Br. und 175° 58′ W. von Greenwich gelegen. Sie wurde von Abel Tasman entdeckt und benannt. Maurelle, der ſie 1781 beſuchte, nannte ſie Sola. Auch von Cook, La Pérouſe und Edwards iſt ſie beſucht worden.

Nine oder Savage-Inſel, eine Korallen-Inſel, die aber ziemlich hoch (mehr als 40 F.) über den Meeresſpiegel ſich erhebt, und mit ihrer Nordweſtſpitze unter 18° 58′ 35″ S. Br. und 169° 50′ 42″ W. von Greenwich, ſowie mit ihrem äußerſten Oſtpunkt unter 19° 3′ 17″ S. Br. und 169° 41′ 56″ weſtl. L., demnach öſtlich und durchſchnittlich 70 Meilen von dem Tonga-Archipel entfernt liegt. Sie hat etwa 6 M. im Umfange und über 3000 E., und beſteht aus einem einzigen, aber mit einer dicken Schicht Dammerde bedeckten Korallenfelſen, der ein ungemein ſchroffes Geſtade hat, an welchem ſich die Wellen mit Ungeſtüm brechen. Die Klippen ſtellen ſich in den ſonderbarſten Geſtaltungen dar: einige ſtützen ſich wie ein Gewölbe auf ordentliche Pfeiler, andere bilden mehr oder weniger geräumige Grotten. Der Strand iſt ſandig und nur mit geringer Vegetation bekleidet, worunter jedoch die Kokospalme häufig iſt; dagegen iſt das Innere im Ganzen gut bewaldet und auch mit Trinkwaſſer verſehen. Taro, Bananen und Pfeilwurz ſind im Ueberfluß vorhanden. Nine, am 20. Juni 1774 von Cook entdeckt und 1777 abermals beſucht, wurde von ihm wegen der wilden Gemüthsart der Eingeborenen (bei denen die Inſel Nine heißt) Savage-Island oder die Wilden-Inſel genannt. Die Eingeborenen, die in ihrem Aeußern den Freundſchafts-Inſulanern, und deren Canots und Waffen gleichfalls den ältern tongeſiſchen gleichen, dabei bis auf dem Gürtel nackt gehen und Geſicht und Obertheil des Körpers blau oder ſchwarz zu bemalen pflegen, was ihnen nun vollends ein abſchreckendes Ausſehen gibt, bezeigten ſich gegen die früher ſie beſuchenden Seefahrer äußerſt feindſelig, wollten von keinem Tauſchhandel wiſſen und griffen die Schiffe ungereizt an, ſo daß man ſich entſchließen mußte, ſie durch Gewehrfeuer in die Wälder zu jagen, und verläugnen dieſen wilden Charakter auch jetzt noch keineswegs, und ſind zwar keine Menſchenfreſſer, liegen aber faſt beſtändig im Krieg mit einander. Der Miſſionär Williams machte mehrmals Verſuche, das Chriſtenthum bei ihnen einzuführen; und 1830 glückte es ihm, zwei Eingeborene von der Inſel zu erhalten, die er nach Rajatea (zu den Geſellſchafts-Inſeln gehörig) zum Unterricht brachte. Dort blieben ſie einige Monate, und dann kehrten ſie mit dem Wunſche, unter ihren Landsleuten dem Evangelium vorzuarbeiten, in ihre Heimath zurück. Sie wurden aber bald nach ihrer Ankunft aus unbekannten Gründen getödtet. Williams gab dennoch die Hoffnung nicht auf; aber an der Aus-

Digitized by Google

führung seines Planes hinderte ihn 1839 sein schneller Tod (s. Erromanga unter Neu-Hebriden). Später wollte der Missionär Murray das von Williams gehegte Vorhaben ausführen; allein er fand schon das Landen auf der Insel, deren Bewohner mit grimmigen Geberden und mit Speeren und Keulen bewaffnet augenblicklich in großen Schaaren herbeieilten, so gefahrdrohend, daß er den Versuch aufgab. Erst 1846 gelang ein neuer Versuch einigermaßen besser. Im October dieses ebengenannten Jahres landete hier nämlich ein Eingeborener, Namens Poniamine, welcher längere Zeit auf den Samoa-Inseln gewesen und von den dortigen Missionären im Christenthum unterwiesen und zum Lehrer ausgebildet worden war. Eine Zeitlang schwebte auch er auf Nine in großer Gefahr. Gleich am ersten Tage nach seiner Landung kamen Bewaffnete herbei, um ihn zu tödten, damit durch ihn nicht Unglück ins Land käme. Das Boot, das ihm von der Londoner Mission mitgegeben war, und seine Kleider- und Bücherkiste sollten wieder an Bord des Missionsschiffes John Williams geschafft werden; denn das fremde Holz, meinten sie, könnte dem Lande ebenfalls Schaden bringen. Poniamine machte ihnen Vorstellungen und bedeutete ihnen, daß seine Kiste aus solchem Holze gemacht sei, wie auf ihrer Insel wachse und noch nie Seuchen hervorgebracht habe; „und was mich betrifft," setzte er hinzu, „so gehöre ich ja unter euch zu Hause, bin also nicht ein Gott, sondern euer Landsmann." Als sie ihm darauf Gehör zu schenken schienen, benutzte er diese Gelegenheit, um sie nicht nur von dem eigentlichen Zweck seines Kommens in Kenntniß zu setzen, sondern auch mit den Grundwahrheiten des Christenthums vorläufig bekannt zu machen. Damit fand er wirklich bei Manchen Eingang, und diese wollten ihn nun nicht mehr tödten. Andere freilich sagten: „Tödtet ihn jetzt, da er noch allein und noch keine Seuche ausgebrochen ist; sonst wird noch immer einer mehr zu ihm stoßen, und dann können wir es nicht mehr ausführen." Indeß geschah ihm weiter kein Leid, obwohl die Nacht herankam und er nicht wußte, wohin er sein Haupt legen sollte. Denn auch die Bessergesinnten wollten ihn aus Furcht nicht beherbergen. Er wurde angewiesen, sein Nachtlager unter einem Baume zu nehmen; sodann wollten sie ihn in einer alten Veste unterbringen, doch als er sich dahin begab, kam Regen, und er mußte noch lange vergeblich umherwandern, bis man ihn endlich in ein Haus einließ und ihm Nahrung reichte, worauf er in einem andern zuletzt eine Ruhestätte für die Nacht fand. Am folgenden Tage mußte er seine Kiste öffnen und sein Besitzthum zeigen. Einiges wurde gestohlen, anderes ihm abgebettelt, und zuletzt saß er da mit leerer Kiste. Inzwischen fanden sich andererseits nun auch Eingeborene, die ihm wohlwollten, und deren Zahl wuchs von da an täglich. Als die Götzenpriester das gewahr wurden, sannen sie darauf, ihn über Seite zu bringen; allein ihn öffentlich zu tödten, wagten sie nicht, sondern begnügten sich damit, allen Hokuspokus ihrer Zauberei wider ihn in Bewegung zu setzen, wodurch sie freilich nicht schadeten. Vielmehr griff das Wort Gottes um sich; bald kamen andere Lehrer nach, und seitdem hat sich schon ein großer Theil der Insulaner zum Christenthum bekehrt.

Drittes Kapitel.

Die Schiffer- oder Samoa-Inseln.

Diese, auch wohl, obgleich selten, Hamoa-Inseln, von den Engländern Navigators Islands und von den Franzosen Isles des Navigateurs genannte Inseln liegen, der Hauptmasse nach, nordöstlich und 130 M. von den Fidschi-Inseln, nördlich (oder vielmehr Nord zum

Digitized by Google

Oſten) und 90 M. von den Freundſchafts-Inſeln, und weſtnordweſtlich und 320 M. von Tahiti, zwiſchen 13° 28′ und 14° 33′ S. Br. und zwiſchen 168° 3′ und 172° 11′ W. von Greenwich (d. h. nur den eigentlichen Schiffer-Archipel an ſich gerechnet). Zu dem eigentlichen Schiffer-Archipel gehören 8 Inſeln; außerdem aber werden noch 10 andere zerſtreut umherliegende Inſeln demſelben beigezählt.

Einige der letztern wurden theils ſchon 1595 von Mendaña, theils 1616 von le Maire und Schouten, jedoch der Archipel ſelbſt erſt 1722 von Roggeween entdeckt, der ihm den Namen Baumans-Inſeln beilegte. Bougainville, der 1768 hierher kam, ohne von dieſer Entdeckung Kenntniß zu haben, oder mit einer andern ſie verwechſelnd, betrachtete ſich als den erſten Entdecker, und nannte die Inſeln die Schiffer-Inſeln, weil er die Eingeborenen faſt nie anders als zu Waſſer ſah. Dieſer Name iſt geblieben, während der andere in Vergeſſenheit gerathen iſt. Samoa oder Hamoa heißt der Archipel bei den Eingeborenen ſelbſt. La Pérouſe kam am 6. Dec. 1787 bei dieſen Inſeln an, in der Abſicht, ſie genauer zu unterſuchen. In einer Bai der Inſel Tutuila wurde ſein Unterbefehlshaber Delangle nebſt dem Naturforſcher Lamanon und 9 Matroſen von den Eingeborenen plötzlich überfallen und erſchlagen, darauf auch ihre Körper gebraten und verzehrt. Daß der erſte Verſuch, die Samoaner zum Chriſtenthum zu bekehren, im J. 1830 gemacht wurde, iſt bereits im Beginn der Einleitung zu dieſem Abſchnitt erwähnt. Ueber den ſtaunenswerthen Erfolg der ſpätern Verſuche wird weiterhin die Rede ſein.

Was die phyſiſche Beſchaffenheit der Schiffer-Inſeln betrifft, ſo ſind ſie in ihrer Hauptgruppe vulkaniſchen Urſprunges, und nur wenige der übrigen Inſeln und Eilande gehören der Korallenformation an. Sie erheben ſich zum Theil bedeutend hoch über den Meeresſpiegel, und gehören zu den ſchönſten und anmuthigſten Inſeln Auſtraliens. Von den, bis zum Gipfel bewaldeten Bergen, die ſich meiſt im Mittelpunkte der Inſeln concentriren, ſenkt ſich das Land in ſanften Terraſſen allmälig bis zum Strande hinab; kleine Flüſſe und Bäche zeigen ſich als ſchmale Silberſtreifen zwiſchen den herrlichſten Bäumen der Tropenwelt, und allenthalben wechſeln Baumgruppen, grüne Plätze und Wohnungen mit einander ab, welche letztere faſt alle unter dem Schatten von hohen Brotfruchtbäumen ſtehen. Das Geſtade der Inſeln iſt vielfältig mit Korallenfelſen und Klippen umgürtet, doch ſind die zwiſchendurch führenden Kanäle meiſt ſo tief, daß an einigen Stellen mit 100 Faden noch kein Grund zu finden iſt. — Das Klima iſt mild, wie es ſich bei der Seehöhe der Inſeln erwarten läßt.

Die Vulkanität des Bodens hat demſelben eine üppige Fruchtbarkeit verliehen und das Gedeihen von tropiſchen Gewächſen aller Art geſichert; zumal auch die Bewäſſerung überall ſehr reichlich iſt. Die Berge ſind, wie

Digitized by Google

schon erwähnt, bis zum Gipfel dicht bewaldet, und die Bäume zeigen große Schönheit und Mannigfaltigkeit. Einige zeichnen sich durch ihre Gestalt, andere durch ihre Blüthen und deren Duft, wieder andere durch ihre Frucht aus. Die meisten sind ewig grün, und in der That findet man auf den Inseln nur zwei oder drei Arten, die ihre Blätter verlieren, bevor die neuen hervorgesproßt sind. In der Regel sieht man die neuen und alten Blätter, die Knospen und die Blüthen, die junge und die reife Frucht neben einander, und in diesem Schmuck erscheinen die Bäume das ganze Jahr hindurch. Einige derselben liefern ein äußerst schätzbares Bauholz, z. B. der Tamanu (calophyllum), der zu einer erstaunlichen Größe wächst, so daß man ihn bis zu 5 Fuß im Durchmesser findet. Die Eingeborenen benutzen dieses Holz zu ihren Kähnen, Stühlen, Bänken und andern Geräthschaften, die mit außerordentlicher Geschicklichkeit aus dem Stamme herausgeschnitzt werden. Die Engländer haben es daher auch zum Schiffbau verwendet, und da es dauerhaft ist, und die Nägel mit großer Festigkeit darin halten, so ist es für diesen Zweck in hohem Grade geeignet. Der Toi wächst ebenfalls zu einer beträchtlichen Dicke und Höhe. Das Holz hat gegen den Mittelpunkt des Stammes hin eine blutrothe Farbe, und die helleren Theile haben schöne wellenförmige Linien, wie das Atlasholz; die Politur macht es sehr glänzend. Auch der Toa (casuarina), der hier, wie auf allen Südsee-Inseln häufig vorkommt, ist ein mächtiger Baum, mit ungemein schönem Laubwerk bedeckt. Sein Holz ist röthlich braun und sehr hart. Die Engländer in der Südsee gebrauchen es zu Blockscheiben (der Seemann nennt die Flaschenzüge Blöcke), zu Radzähnen in den Zuckermühlen, und zu anderen ähnlichen Zwecken. Die genannten, und viele andere Bäume, welche in großer Menge auf den Schiffer-Inseln vorkommen, würden in Europa zu den kostbarsten Hölzern gerechnet werden. Manche derselben liefern Harze und Färbestoffe, welche gegenwärtig zum Theil schon als Handelsartikel ausgeführt werden. Kokospalmen, Brot- und andere Fruchtbäume, als Orangen, Pisangs und Gujaven sind in großer Fülle da. Die schmackhaften Früchte einer Baumart gleichen großen Mandeln und schmecken gekocht kastanienartig. Von der Rinde einer andern Baumart verfertigen die Eingeborenen ihre Matten und sonstigen Gewebe. Das an den Flußufern wildwachsende Zuckerrohr ist wässerig und nicht sehr zuckerreich, ohne Zweifel weil es sich auf einem fetten, nie bearbeiteten Boden fortpflanzt. Allein es ist jetzt bereits tahitisches hierher verpflanzt, welches auf die gehörige Weise angebaut und zu Zucker für die Ausfuhr verarbeitet wird.

Die Fauna ist auf den Schiffer-Inseln freilich eben so wenig mannigfaltig, wie auf den übrigen Südsee-Inseln. Außer Vampyren sind an einheimischen Landsäugethieren nur australische Hunde und Schweine vorhanden, diese aber, zumal letztere in so großer Menge, daß La Pérouse auf zwei

Digitized by Google

Inſeln in kurzer Zeit 500 Schweine einzutauſchen vermochte. Von Gefieder ſind Papageien, Tauben, Droſſeln, Wachteln, Hühner und Waſſerhühner (fulico porphyrio) zu nennen. Unter den Turteltauben gibt es eine weiße Art, mit violettem Kopf, grünen Flügeln und roth geſprenkelter Bruſt; und unter den Holztauben grüne und rehfarbene. Von dieſen Vögeln ſind faſt die meiſten Hausgeflügel geworden: ſo namentlich die beiden genannten Hühnerarten, die in großer Anzahl bei den Wohnungen der Eingeborenen gehalten werden und wovon La Pérouſe auf einer kleinen Inſel über 300 einhandelte; ferner Turteltauben, Holztauben und Papageien. Auf die Zucht des nutzbaren Federviehes legen ſich die Eingeborenen mit beſonderem Fleiß. Das Meer iſt in dieſem Archipel außerordentlich fiſchreich; auch findet ſich hier die Karett-Schildkröte. — Das Mineralreich bietet nichts Eigenthümliches dar.

Die Eingeborenen gehören zu den ſtattlichſten Auſtralindiern (ſ. Abſchn. I. Kap. 4.) und ſind von ſo heller Hautfarbe, daß Roggeween geradezu ſagt, ſie ſeien weiß, und von den Europäern nicht weiter verſchieden, als daß bei Einigen die Haut von der Sonnenhitze verbrannt ſei. Das iſt nun freilich Uebertreibung, aber gewiß iſt, daß die Schiffer-Inſulaner als die hellfarbigſten Auſtralier betrachtet werden können. Zugleich auch zeichnen ſie ſich durch ihren ſchönen und kräftigen Wuchs aus. Ihre gewöhnliche Höhe beträgt nicht weniger als 5 F. 9 bis 11 Z. Aber nicht ihre Größe allein, ſondern vielmehr das koloſſale Verhältniß der verſchiedenen Theile ihres Körpers iſt ſo auffallend. Franzoſen von La Pérouſe's Schiffsmannſchaft verſuchten es bisweilen, ſich mit ihnen zu meſſen, um ihre phyſiſchen Kräfte mit den ihrigen zu vergleichen; was aber durchaus nicht zum Vortheil der Europäer ausfiel. Menſchen von 5 F. 4 Z. ſind eine Seltenheit unter ihnen, und gelten gewiſſermaßen für Zwerge unter Athleten; und obgleich ſolche mit dem gewöhnlichen Europäer einerlei Größe haben, ſo unterſcheiden ſie ſich doch durch nervichtere Arme, durch eine breitere Bruſt und gewaltige Beine und Schenkel. Das Haupthaar iſt ſehr lang. Früher bemalten oder tättowirten die Männer ihren Körper ſo ſtark, daß man ſie, aus der Ferne geſehen, für bekleidet halten konnte, obgleich ſie im Grunde ganz nackt gingen, und nur einen, bis auf die Kniee herabfallenden Gürtel von Seegras um die Hüften banden. Auch die Weiber gingen bis auf einen Gürtel von Blättern oder Seepflanzen völlig unbedeckt.

Das weibliche Geſchlecht ſteht hinſichtlich der Größe dem männlichen natürlicher Weiſe nach, aber keineswegs außer Verhältniß zum ihm; und obwohl mehr ſchlank, iſt es doch in ſeiner Art nicht minder kräftig gebaut. Dabei hat es jung einen Anſtrich von Grazie, und es fehlt ihm überhaupt nicht an weiblichen Reizen; nur war in dem frühern heidniſchen Zuſtande eine große Sittenloſigkeit ihm eigen. La Pérouſe bemerkt: „Die Unanſtän-

Digitized by Google

digkeit ihrer Bewegungen und das widrige Anerbieten ihrer Gunstbezeigungen machten sie ganz würdig, die Mütter oder Gattinnen der wilden Wesen zu sein, die uns umgaben;" und erzählt dann Folgendes: „Die jungen und hübschen Insulanerinnen fesselten bald die Aufmerksamkeit eines großen Theils unserer Schiffsmannschaft. Ihre Blicke drückten Wünsche aus, die bald errathen wurden. Alte Weiber übernahmen die Unterhandlungen, und der Altar der Wollust wurde in der hervorstehendsten Hütte des Dorfes aufgeschlagen. Die Matten wurden niedergelassen, die Neugierigen entfernt, und das Opfer ward in die Arme eines Greises gelegt, der es während des Aktes ermahnte, den Ausdruck des Schmerzes zu mäßigen. Die Matronen sangen und heulten, und in ihrer Gegenwart und unter den Auspicien des Greises, der als Altar und Priester diente, wurde das Opfer vollzogen. Alle Frauen und Kinder des Dorfes waren um die Hütte her, und suchten die kleinsten Oeffnungen zwischen den Matten auf, um sich an diesem Schauspiele zu ergötzen."

Ueber den Charakter der Schiffer-Insulaner waren die Meinungen der Europäer eine geraume Zeit hindurch getheilt, und zwar aus einem einfachen Grunde, nämlich aus Mangel an genauerer Bekanntschaft. Roggeween, der, wie erwähnt, 1722 diesen Archipel besuchte, aber sich nur kurze Zeit hier aufhielt, sagt von den Eingeborenen: „Sie scheinen gute, lebhafte und in ihren Gesprächen muntere, auch gegen einander menschenfreundliche Leute zu sein, und in ihren Manieren konnte man nichts Wildes erblicken. Man muß vielmehr gestehen, daß es die humanste und artigste Nation sei, die wir auf den Südsee-Inseln angetroffen haben." Auch La Pérouse schloß anfangs auf ein „glückliches, sanftes und ruhiges Volk;" nachdem aber sein Unterbefehlshaber Delangle nebst 10 andern Franzosen von diesem Volke erschlagen worden war, äußerte er: „Wir hatten uns getäuscht; dieser liebliche Aufenthalt war nicht die Wohnung der Unschuld. Wir sahen freilich keine Waffen; aber die Körper der Samoaner, die mit Narben überdeckt waren, zeigten, daß dieselben unter sich oder mit Anderen oft Krieg geführt haben mußten; und ihre Züge verriethen eine Wildheit, von der in der Gesichtsbildung der Frauen nichts zu bemerken war." Selbst noch Kotzebue, der auf seiner zweiten Reise die Schiffer-Inseln besuchte, bleibt sich in seinem Urtheil über die Bewohner derselben nicht gleich. Denn während er einerseits die Gutmüthigkeit, Munterkeit und Ehrlichkeit der Insulaner rühmt, schildert er andererseits diese Leute, wenigstens die Eingeborenen Tutuila's, als den Abschaum des Menschengeschlechts. Erst durch die Missionäre, die nun schon zum Theil zwanzig Jahre unter den Schiffer-Insulanern sich aufgehalten haben, sind diese Widersprüche gehoben worden. Die Wahrheit liegt hier, wie in den meisten Fällen der Art, in der Mitte; oder vielmehr der Grundcharakter der Eingeborenen trägt alle Keime des Guten und Edlen in sich,

Digitized

iſt aber während ihres rohen, uncultivirten Naturzuſtandes durch die, bei der Ueberfülle phyſiſcher Kraft üppig emporwuchernden Leidenſchaften niedergehalten worden, und hat ſich erſt bei den milden Strahlen der Friedensſonne des Chriſtenthums zu entwickeln und geltend zu machen vermocht. Daß unter den obwaltenden Umſtänden die herrſchenden Leidenſchaften eine entſchieden kriegeriſche, oder wilde und grauſame Richtung nahmen, iſt natürlich, und der Eigenthümlichkeit der ſich ſelbſt überlaſſenen menſchlichen Natur ganz entſprechend. Waren die Leidenſchaften entflammt, ſo gab es Krieg oder Mord und Todtſchlag; war das nicht der Fall, ſo trat die freundliche Seite in dem Charakter der Eingeborenen hervor; und je nachdem nun zu der einen oder der andern Zeit Europäer hier landeten, fiel ihr Urtheil über die Schiffer-Inſulaner aus. Jene, von den Bewohnern Tutuila's erſchlagenen Franzoſen wurden von ihnen auch verzehrt; und ſpäter, als Kotzebue hier war, ſchnappte einer von ihnen nach dem entblößten weißen Arm eines Ruſſen, und gab zu verſtehen, daß ein ſolches Fleiſch ein wahrer Leckerbiſſen ſein müſſe. Daraus wurde ſofort der Schluß gezogen, die Schiffer-Inſulaner ſeien eben ſo arge Menſchenfreſſer wie ihre Nachbarn, die Fidſchi-Inſulaner. Allein dem iſt nicht ſo. Jenem erſtern Fall lag hauptſächlich nur die Begierde nach vollſtändiger Befriedigung des Rachedurſtes, nicht aber grade eine Gier nach Menſchenfleiſch zum Grunde; und der letztere Fall war eine Ausnahme von der Regel, wie ſie auch bei anderen wilden Völkern, denen im Uebrigen Anthropophagie fremd iſt, dann und wann wohl vorkommt. Als eine ſolche Ausnahme kann ſelbſt der oben in der Einleitung zu dieſem Abſchnitte (S. 323) erzählte Fall nur betrachtet werden. Genug, von Menſchenfreſſerei kann man die Schiffer-Inſulaner im Allgemeinen freiſprechen. Dagegen war die Rauf- und Kriegsluſt ihnen gewiſſermaßen angeboren; der geringſte Streit unter ihnen war mit Stock-, Keulen- oder Ruderſchlägen begleitet, und koſtete nicht ſelten den Streitenden das Leben; daher auch die vielen Narben an ihrem Körper, die allen Seefahrern auffielen; und auch noch jetzt zeigen ſich dieſe Auswüchſe des alten angeſtammten Heidenthums, in welches ſich das erwachſene Geſchlecht ganz und gar hineingelebt hatte. Weiter unten wird Näheres darüber mitgetheilt werden. Die früher bei den Schiffer-Inſulanern faſt unwiderſtehliche Neigung zum Stehlen hat ſich nicht blos bei den zum Chriſtenthum Bekehrten gänzlich verloren, ſondern gibt ſich auch bei den Uebrigen nur noch ſelten kund.

Die Eingeborenen wohnen in Dörfern, wovon La Pérouſe eins, das er beſuchte, folgendermaßen beſchreibt: Es lag in einem Gehölz, oder vielmehr in einem Fruchtgarten, deſſen Bäume ſich unter der Laſt der Früchte beugten. Die Hütten ſtanden rings um einen ſehr ſchönen kreisförmigen Grasplatz her, der ungefähr 300 Fuß im Durchmeſſer hatte. Die ihn beſchattenden Bäume verbreiteten eine wohlthuende Kühle. La Pérouſe ging

Digitized by Google

in mehrere Hütten hinein. Sie hatten alle einen erhöhten Fußboden von auserlesenen kleinen Kieselsteinen, der mit sehr feinen und zierlich gearbeiteten Matten bedeckt war, und so gegen die Feuchtigkeit geschützt, zugleich zur Schlafstätte diente. Die Hütten waren geräumig genug, um mehrere Familien beherbergen zu können, und es herrschte fast überall in ihrem Innern große Reinlichkeit und Sauberkeit. Meist waren sie in elliptischer Form gebaut, und mit so zierlicher Krümmung, wie man von dem geschicktesten europäischen Architekten nur irgend hätte verlangen können. Die Seitenwände waren durch Säulen gebildet, die etwa 5 Fuß von einander standen, aus sehr sauber bearbeiteten Baumstämmen gemacht waren, und zwischen denen feine Matten künstlich wie Fischschuppen einander deckten, und durch Schnüre wie Vorhänge auf- und niedergezogen werden konnten. Das Dach bestand aus Kokosblättern. In einer Hütte fand La Pérouse zu seinem Erstaunen ein geräumiges vergittertes Cabinet, das einen neuen rühmlichen Beweis lieferte, wie weit es die Insulaner in der Baukunst gebracht hatten. Gegenwärtig wohnen nicht nur die europäischen Missionäre und manche Häuptlinge, sondern auch viele der übrigen Eingeborenen in Häusern, die im europäischen Styl gebaut und nach europäischer Art ausmöblirt sind. Nach Anleitung der Missionäre haben sie die Häuser gebaut und die Meublen selbst verfertigt. (Vergl. die Einleitung zu diesem Abschnitt, S. 327 ff.).

Indeß, wenn sie gegenwärtig allerdings große Fortschritte in der Cultur gemacht haben, so läßt sich doch nicht läugnen, daß sie auch schon vorher manche Kunstfertigkeiten besaßen, durch die sie sich vor vielen andern Südsee-Insulanern auszeichneten. Von ihrer Baukunst haben wir soeben einige Beispiele angeführt; wobei zu bemerken ist, daß sie beim Zimmern kein anderes Werkzeug als ein Beil von Basaltstein hatten. Arbeiten, auf die sie unter solchen Umständen vielleicht oft Monate verwenden mußten, würde auch der geschickteste europäische Handwerker trotz aller seiner Hülfsmittel binnen wenigen Tagen zu vollenden keineswegs im Stande sein. Sie verfertigten große hölzerne Schüsseln mit drei Füßen aus Einem Stück, und wußten ihnen eine so treffliche Politur zu geben, daß sie mit dem allerfeinsten Firnisse überzogen zu sein schienen. Auch verfertigten sie (und verfertigen auch noch) äußerst feine Matten und verschiedene papierne Zeuge. Das Gewebe wird aus einem wirklichen Faden gemacht, der von einer bastartigen Pflanze gewonnen wird; und obgleich ohne Weberschiffchen gewebt, sieht man darin die Fäden genau regelrecht durchgezogen, und es hat ganz die Biegsamkeit und Festigkeit unserer Leinwand. Es dient hauptsächlich zu den Segeln ihrer Piroguen, welche gleichfalls sehr kunstvoll gearbeitet, obwohl in der Regel nur klein und zur Aufnahme von höchstens 6 Personen geeignet sind. Die Eingeborenen machen alle ihre Reisen, selbst um auf einer und derselben Insel von einem

Digitized

Punkt zum andern zu kommen, zu Wasser, und gehen selten oder nie von einem Dorfe zum andern zu Fuße.

Ihre einheimischen Waffen bestehen hauptsächlich aus Keulen oder Streitkolben und Schleudern. Jene sind aus sehr hartem und schwerem Holze geschnitzt und dergestalt geschärft, daß ein Schlag damit hinreicht, um den Hirnschädel eines Menschen zu zerschmettern. Die Schleudern sind eine nicht minder gefährliche Waffe, da die Eingeborenen zwei- bis dreipfündige Steine mit unbegreiflicher Kraft und Geschicklichkeit auf ihre Feinde zu schleudern verstehen. Eben mit Steinwürfen begannen sie den Kampf mit La Pérouse's (früher auch mit Schouten's) Mannschaft.

Die Sprache der Schiffer-Insulaner ist ein Dialekt der weit verbreiteten Malayensprache, was sich, da sie selbst dem Malayenstamme angehören, wohl erklären läßt. Sogar ein, am Bord von La Pérouse's Schiff befindlicher junger Tagale von den Philippinen verstand den größten Theil der Worte der Schiffer-Insulaner und verdollmetschte sie den Franzosen.

Auch das Lehnssystem der Malayen ist, jedoch mit manchen Modificationen, auf diesen Inseln herrschend. Sie haben ihre Oberhäupter und dem Adel vergleichbare Häuptlinge, die sich früher äußerlich dadurch hervorthaten, daß sie statt des Grasgürtels um die Hüften einen kurzen Weiberrock von dem oben beschriebenen Gewebe trugen. Unter 5- oder 600 Insulanern kündigten sich den Franzosen wenigstens 30 als Häuptlinge an; sie handhabten eine Art von Polizei und theilten tüchtige Prügel aus; aber die Ordnung, die sie bei dem Tauschhandel einzuführen versuchten, wurde in derselben Minute übertreten. Auch den Oberhäuptern ward wenig Gehorsam geleistet, was denn häufig ungeordnete und anarchische Zustände herbeiführen mußte. Auch zum Theil jetzt noch liegt bei Aufrichtung einer bürgerlichen Ordnung und bei Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände ein großes Hinderniß in dem Mangel einer anerkannten und wohlgeordneten Regierung, indem in manchen Landstrichen mehrere Häuptlinge zugleich jeder eine Gewalt für sich haben und behaupten.

Was das ehemalige heidnische Religionssystem der Samoaner betrifft, so war dasselbe sehr schwankend und locker, wenigstens bei Weitem nicht so geregelt, wie bei den Sandwich-, Gesellschafts- und anderen Südsee-Insulanern. Sie beobachteten kaum irgend eine religiöse Ceremonie, hatten auch keine eigentliche Morais, und nur auf der Duke of York-Insel hat sich noch ein Götzentempel erhalten.

Die vornehmsten Nahrungsmittel der Eingeborenen bestehen in den verschiedenen Brot- und Baumfrüchten, in Fischen und dem Fleisch von Schweinen, Geflügeln u. s. w., und sind vielleicht auf keiner andern Inselgruppe so reichlich vorhanden, wie grade hier. Da aber Nahrungsmittel die Volksvermehrung bedingen, so ist es auch kein Wunder, daß die Bevölke-

Digitized by Google

rung des Schiffer-Archipels so außerordentlich zahlreich ist. Man schätzt sie nämlich auf 160,000 E.

Wir haben bereits oben (S. 321) in der Kürze erwähnt, von welchen Auftritten Williams Zeuge sein mußte, als er 1830 den ersten Versuch zur Einführung des Christenthums im Schiffer-Archipel machte. Wie aber besonders seit 1836 das Christenthum nach und nach einen gedeihlichen Fortgang hier nahm, soll hier nun etwas ausführlicher erzählt werden.

Der Krieg, der 1830 bei Williams' Ankunft wüthete, war über der Ermordung des obersten Häuptlings von Sawaji, Namens Tamafainga, entstanden, eines furchtbaren Tyrannen, den die Malo-Partei (d. h. das siegreiche Volk) auf Manono und Upolu getödtet hatte. Williams wußte hiervon nichts, und eben sowenig ein bekehrter Samoaner, Namens Fawea, der ihn von Rajatea (Gesellschafts-Inseln) aus begleitete, in der Absicht, nunmehr auch zur Bekehrung seiner Landsleute mitzuwirken. Als das Schiff sich der Insel Sawaji näherte, wurde Fawea zusehends ernsthafter und trauriger. Man fragte ihn, was ihm wäre. Da erzählte er, wie sehr er den Einfluß jenes Tyrannen Tamafainga fürchte, selbst wenn sie von den übrigen Häuptlingen bereitwillig aufgenommen würden; denn derselbe sei ein Schrecken aller Inselbewohner; man glaube, der Geist der Götter wohne in ihm; und er brauche nur mit einem Worte den Missionären feindselig entgegenzutreten, so reiche das zum Scheitern der ganzen Unternehmung hin. Diese Nachricht war allerdings sehr niederschlagend für Williams; indeß steuerte man nichtsdestoweniger der Insel zu. Bald kamen ihnen Bewohner derselben in ihren Kähnen entgegen; sie begrüßten Fawea, und dieser wagte erst nach einer Weile, sich zu erkundigen, wie es mit Tamafainga stehe. „Der ist todt," riefen die Insulaner mit sichtbarer Freude; „vor zehn Tagen ist er getödtet worden." Da stürzte Fawea voll Jubels auf Williams zu, und jauchzte: „Der Teufel ist todt! Der Teufel ist todt!" — „Wie, der Teufel todt?" fragte Williams. „Ja," antwortete Fawea, „das einzige Hinderniß, das ich fürchtete, ist aus dem Wege geräumt; Tamafainga ist nicht mehr." Die Missionäre dankten freudig Gott für diese wunderbare Fügung. Darauf wurden die Anker geworfen und man stieg ans Land. Fawea erklärte den Insulanern in der Kürze, was es für eine Bewandtniß mit den weißen Fremdlingen habe, die hier eine ganz neue Erscheinung waren; und bald holte man von Upolu den neuen obersten Häuptling Malietoa herbei, der die Absicht der Missionäre nicht nur guthieß, sondern sich auch glücklich schätzte, das Volk unterrichtet zu sehen. Indeß war eben an diesem Tage ein Treffen vorgefallen; und in der Ferne stieg eine Feuersbrunst von den Wohnungen der Besiegten auf, die jetzt sammt den Leichen der Erschlagenen verbrannt wurden. (Vergl. oben die Einl. zu diesem Abschnitt, S. 321.) Malietoa ließ sich noch nicht zum Frieden stimmen, versprach aber, nach Beendigung dieses Krieges für immer die Waffen niederzulegen. Williams ließ die acht Lehrer, die ihn von Rajatea hierher begleitet hatten, theils auf Sawaji, theils auf Manono zurück, und versprach, im nächsten Jahre noch mehr Lehrer zu bringen.

Zwar erst nach zwei Jahren konnte Williams den Besuch wiederholen, aber er hatte dafür auch die Freude, um so größere Erfolge wahrzunehmen, die durch die zurückgelassenen Lehrer, trotz der Verwirrungen des Krieges, unter denen sie gelebt hatten, bewirkt worden waren. Er landete zuerst auf der kleinen Insel Manua oder Fanfueh, von wo ein dichtgefüllter Kahn auf ihn zufuhr, aus dem die Eingeborenen schon von fern riefen: „Wir sind Söhne des Worts; wir erwarteten ein Religionsschiff, das uns Leute bringe, die uns von Jesu Christo erzählen. Ist euer

Digitized by Google

Schiff das, auf welches wir warten?" — Noch rührender war es auf Tutuila, wo einst Delangle mit andern Franzosen erschlagen worden war. Hier standen unzählige Insulaner am Gestade, und je näher Williams kam, um so mehr wandelte ihn eine Furcht vor ihnen an und er ließ die Ruderer seines Bootes eine Weile Halt machen. Ein Eingeborener aber, der bereits erzählt hatte, daß gegen 50 Christen in seinem Distrikt seien, sprang in's Wasser, hielt das Boot fest und rief: „Sohn, willst du nicht an's Land kommen und uns besuchen?" — „Ich weiß nicht," gab Williams zur Antwort, „ob ich euch trauen darf; denn ich habe gehört, daß ihr ein sehr wildes Volk seid." — „Wir sind keine Wilde mehr," entgegnete rasch der Mann, „wir sind Christen!" — „Ihr Christen? wer hat euch denn im Christenthum unterrichtet?" fragte Williams. — „Ein großer Häuptling der Weißen, Namens Williams, ist vor zwei Jahren nach Sawaji gekommen," ließ der Insulaner sich vernehmen, „und hat dort Arbeiter zurückgelassen. Mehrere von uns, die dort gewesen sind, haben ihre Freunde hier unterrichtet; und einige derselben sind Söhne des Worts geworden. Siehe, dort am Strande, da siehst du alle stehen." Als sich endlich Williams zu erkennen gab, stürzte sich der ganze Haufe ins Meer und zog das Boot vollends an den Strand. Sie zeigten jenem eine Hütte im Gebüsch, die sie Kirche nannten. „Wer hält denn da den Gottesdienst?" fragte Williams. — „Ich!" antwortete der Insulaner, der ihm zuerst entgegen gekommen war. — „Aber wie hast du die Anleitung dazu bekommen?" — „Wie?" war die Antwort, „siehst du nicht den kleinen Kahn neben dem Deinigen? der gehört mir. Jede Woche fahre ich damit hinüber zu den Lehrern in Sawaji, und sammle mir bei ihnen wieder einen Vorrath an Erkenntniß, und dann fahre ich zurück, und theile es jeden Sonntag wieder an meine Landsleute aus. Wenn ich dann wieder leer bin, fahre ich wieder hin und hole mir mehr. Doch wo hast du den Lehrer, den du uns versprochen hast?" Als er erfuhr, daß für Tutuila noch kein Lehrer da sei, hob er mit allen Umstehenden an zu weinen, und Williams hatte Mühe, sie zu beruhigen und auf die Zukunft zu vertrösten. Und das war die nämliche Stelle, wo La Pérouse's Landsleute einst mit Keulenschlägen zu Boden geschmettert wurden! Welche Herzens-Umwandlung gegen damals! Wo Williams sonst noch auf der Insel hinkam, fand er gleiches Verlangen nach Lehrern. Auf Manono (einer kleinen Insel zwischen Sawaji und Upolu) waren bereits fast alle Eingeborenen bekehrt. Hier stand auch eine Kapelle, welche 700 Personen faßte und jeden Sonntag voll wurde; und von hier aus hatte sich das Christenthum in mehr als 30 Dörfer auf andern Inseln verbreitet. Hier ward nunmehr auch eine allgemeine Versammlung gehalten, in welcher zuletzt der Oberhäuptling Malietoa, an sein Volk sich wendend, ausrief: „Wir sind alle einverstanden; nicht wahr? wir wollen alle Christen werden?" Dann wandte er sich an Williams mit den Worten: „Gehe hin und hole so schnell wie möglich deine Frau und das Deinige alles, und komm, bei uns zu leben und zu sterben, und lehre uns Jehovah anbeten und Jesu Christo dienen!"

Williams machte bald darauf einen Besuch in England, wo er durch seine Erzählungen eine allgemeine Begeisterung für die Südsee-Missionen anregte, und es ihm gelang, sechs Missionäre für die Samoaner oder Schiffer-Insulaner zu erhalten. Zugleich wurde ein ansehnliches Schiff, der Camden, angekauft und ausgerüstet, welches der Südsee-Mission eigenthümlich zugehören und in ihrem Dienste zwischen den Inseln hin- und herfahren sollte. Im Juni 1836 brachte er die Missionäre nach dem Schiffer-Archipel; und als Bedingung, unter der sie hier bleiben wollten, trugen dieselben jetzt vor Allem die Bitte vor, daß der Krieg von nun an aufhören und die Streitigkeiten durch die Lehrer beigelegt werden möchten. Malietoa ging darauf ein, und ließ sogleich die verbannten Feinde in ihre Heimath zurückkehren. (Vergl. S. 323.) In

Digitized by Google

kurzer Zeit gingen seitdem die wunderbarsten Veränderungen auf den Inseln vor. Schaaren von Eingeborenen wurden, nach vorgängiger gründlicher Erkenntniß und Bekehrung, getauft, und unter ihnen Leute, die bisher als die ruchlosesten Menschen bekannt gewesen waren. Schon 1839 auf Upolu gegen 20,000, auf Sawaji 12- bis 13,000, auf Tutuila 6000, auf Manono 1000 Christen (die ganze damalige Bevölkerung dieser letztgenannten kleinen Insel) und so nach Verhältniß auf den übrigen kleinern Inseln. Seitdem hat sich ihre Zahl bedeutend vermehrt, und zugleich waren schon vor mehreren Jahren wenigstens 10,000 unter ihnen nicht nur im Stande, die, von den englischen Missionären in die Samoasprache übersetzte heilige Schrift zu lesen, sondern pflegten sie auch wirklich regelmäßig zu lesen. Im J. 1849 waren im Schiffer-Archipel (außer den weit zahlreicheren eingeborenen Lehrern) 15 englische Missionäre (von der Londoner Missions-Gesellschaft ausgesandt) thätig, davon 3 auf Sawaji, 7 auf Upolu, 2 auf Tutuila und 1 auf Manono. Der Letztere, Hr. Heath, unter dessen Leitung auch die dort errichtete Schule steht, erlebte eine besondere Freude an seinem Schüler Malatai, dem Sohne eines angesehenen Häuptlings von Manono. Derselbe ward bald der Erste unter seinen Schulkameraden und entwickelte so ausgezeichnete Fähigkeiten des Geistes und Herzens, daß er mit der Zeit des Missionärs Gehülfe im Unterrichten und Predigen werden konnte. Hernach ward er nach dem volkreichen Dorfe Solosolo auf Upolu geschickt, wo er täglich in der Frühe des Morgens in einer Schule für Erwachsene unterrichtete, von 9 Uhr ab in einer Kleinkinderschule thätig war und Nachmittags noch Schreibunterricht gab. Abends waren die erwachsenen Schüler wieder um ihn versammelt, Mittwoch und Freitag ausgenommen, wo er predigte. Sonntags, in der ersten Morgenstunde, leitete er eine Gebetsversammlung, hernach predigte und katechisirte er; am Nachmittage hielt er die Sonntagsschule, predigte zum zweiten Male und nahm mit der Gemeinde die Predigten durch. An seinen Abendandachten nahmen gewöhnlich mehrere Nachbarn Theil, mit denen er dann über eine Schriftstelle oder über die Erfahrungen des vergangenen Tages sich unterhielt. Seine, nicht nur stammverwandte, sondern ihm auch ganz gleichgesinnte Frau stand der weiblichen Klasse in der Erwachsenen-Schule vor.

Im J. 1847 machte einer der christlichen Samoa-Häuptlinge, Namens Mamö, auf dem Missionsschiffe Camden eine Reise nach England. Im folgenden Jahre kehrte er zurück, und suchte nunmehr seinen Landsleuten von den Wundern, die er gesehen hatte, einen Begriff zu geben. In der ersten Volksversammlung, die nach seiner Heimkehr abgehalten wurde, erstattete er folgenden Bericht:

Mitten durch einen solchen Berg — er wies auf einen hin — bin ich geführt; die Feuerschiffe zu Lande flogen wie der Blitz von einem Ende desselben bis zum andern (Eisenbahn-Tunnel); wiederum ging ich unter der See und unter Schiffen durch (Tunnel unter der Themse); ich ging auch in den Bauch der Erde, wo Leute bei Licht arbeiten und nie die Sonne scheint (Bergwerke), und außerdem sah ich etwas in Gestalt einer Blase, so groß wie ein Haus, zum Himmel hinaufgehen. Ich wartete und dachte, es sollte fallen, aber es ging auf und auf und auf (Luftballon). Drehet einen kleinen Griff und die Lichter in einem Hause leben und brennen glänzend; drehet ihn abermals und Alles ist Finsterniß (Gaslicht). — Sodann beschrieb er eine Baumwollspinnerei mit ihren fliegenden Rädern, eine Eisengießerei, „in welcher das Eisen wie Wasser fließt und Stangen mit einer Scheere geschnitten werden, wie die Leute Haare schneiden," und einen Gerichtshof, „wo den Leuten keine Gunst gezeigt wird, weil sie große Leute sind." „Alle Dinge sind den Engländern unterworfen," fuhr er fort, „Feuer und Wasser, Eisen und Steine." Indeß war es das doch eigentlich nicht, was den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte, sondern etwas ganz Anderes. Denn er

Digitized by Google

fügte hinzu: „Was soll alle meine Beschreibung nützen? Sie soll euch die Liebe der Engländer zu uns zeigen. In England wird euer Missionär Mills wahrhaft geliebt. Ich sah mehr Leute in einem Gotteshause dort, als sich hier in diesem Landstrich finden. Es wurden Sammlungen für die Armen angestellt, für die Kranken, für die Heiden. Da sah ich, wie die Blinden mit den Fingern lesen und wie die Stummen mit den Fingern reden. Alle Länder in Britannien sind mit Liebe erfüllt. Hört, was die Schriftführer sagen: „„Gewinnet Seelen!““ Hört, was die Direktoren (der Missions-Gesellschaft) sagen: „„Mamö und Mills, wir wollen für euer Leben beten und für das eurer Brüder, und daß das Wort Gottes in eurem Lande gedeihen möge!““

Der Eindruck, den dieser Vortrag machte, war ein außerordentlicher und hinterließ eine unaustilgbare Spur in den Gemüthern der Zuhörer. In der neuesten Zeit hat sich überhaupt der segensreiche Erfolg der Ausbreitung des Christenthums bedeutend gesteigert, und wenn nicht alle, so sind doch bei Weitem die meisten Samoaner gegenwärtig Christen. Der Jahresbeitrag zu Missionszwecken, den christliche Samoaner 1848 lieferten, bestand zwar, wie gewöhnlich, nur in Kokosnußöl, hatte aber doch den Werth von 272 Pfd. Sterl. oder 1900 Thlrn. Preuß.

Indeß ist bei dem Allen, was schon oben angedeutet worden, noch immer viel unchristliches Wesen vorhanden, was namentlich bei den älteren Erwachsenen, denen es vermöge der Länge der Gewohnheit schwer wird, sich der alten heidnischen Sitten und Leidenschaften gänzlich und für immer zu entäußern, eigentlich auch nicht Wunder nehmen kann. So ließen sich noch um die Mitte des Jahres 1847 einige Häuptlinge, von Ehrgeiz getrieben und von der Begierde nach der Obergewalt über den ganzen Archipel erfüllt, zu kriegerischen Unternehmungen fortreißen, wobei sie insbesondere auf der nahen Insel Upolu viele Gräuel verübten. Aber dergleichen Ausnahmen von der Regel werden denn doch immer seltener, während vor der Einführung des Christenthumes Ruhe und Friede im Einzelnen wie im Allgemeinen eben so selten oder noch seltener waren.

Wir gehen nunmehr zu der chorographischen Beschreibung der Samoa-Inseln über. Schon oben ist erwähnt, daß zu dem eigentlichen Schiffer-Archipel 8 Inseln gehören, demselben aber außerdem noch 10 andere, die zerstreut umherliegen, beigezählt werden.

Die 8 Inseln des eigentlichen Archipels sind die folgenden:

1) **Sawaji** oder Pola (auf englischen Seekarten auch wohl unter dem Namen Oteewh aufgeführt), die Hauptinsel, oder doch die größte Insel des Archipels, ist die westlichste desselben, und liegt mit ihrem östlichen Ende unter 13° 28′ S. Br. und 172° 11′ westl. L., mit ihrer Nordostspitze unter 13° 27′ 33″ S. Br. und 171° 56′ 21″ westl. L., und mit ihrer Südostspitze unter 13° 45′ S. Br. und 171° 51′ 30″ W. von Greenwich. Sie hat 55 Meilen im Umfange, und von ihren Gebirgen ergießt sich unter vielen Bächen und kleinen Flüssen auch ein größerer Fluß, dessen Mündung einen guten Ankerplatz darbietet. Oben haben wir gesehen, daß bereits 1839 es an 13,000 Christen auf dieser Insel gab, woraus sich schon auf die große Zahl ihrer Einwohner überhaupt schließen läßt. Der Name Chatham, den Edward 1791 der Insel gab, ist eigentlich nie in Anwendung gekommen.

2) **Manono** oder Mananu, auch die Platte-Insel oder Calinasse genannt, eine bedeutend kleinere Insel, in dem 2½ M. breiten Kanal, der Sawaji von

Digitized by Google

Upolu trennt, und unter 13° 51′ 15″ S. Br. und 171° 47′ 40″ W. von Greenwich gelegen. Sie zählt gegenwärtig über 1500 E.

3) **Upolu** oder Opolu, auch Ojalava (in manchen nautischen Werken Upolu Apia und auf englischen Seekarten hin und wieder Oahtooah genannt), die nächstgrößte Insel des Archipels und 40 M. im Umfange haltend. Sie liegt östlich und 2½ M. von Sawaji und mit ihrem Südwestende unter 14° 2′ 40″ S. Br. und 171° 36′ 36″ W. von Greenwich, ist hoch und gebirgig, und bietet einen äußerst reizenden Anblick dar: Diese Insel, welche 1839 allein an christlichen Eingeborenen 20,000 E. zählte, die sich seitdem beträchtlich vermehrt haben, aber doch immer noch nicht die ganze Bevölkerung ausmachen, ist in mehrere Distrikte eingetheilt, worunter Aana, Tuamasana und Atua die bemerkenswerthesten sind, und zeichnet sich durch seine vielen beträchtlichen Dörfer aus, von denen manche, z. B. Solosolo und Lenlumoega, ein stadtähnliches Ansehen jetzt bekommen haben.

4) **Tutuila** oder Mauna (Ma-una), die dritte große Insel des Archipels, liegt südöstlich und 10 M. von Upolu, unter 14° 20′ 35″ S. Br. und 170° 33′ 12″ W. von Greenwich (nämlich die Mörderbai), und hat über 20 Meilen im Umfange, nebst einer zahlreichen Bevölkerung, von der freilich 1839 erst etwa 6000 Eingeborene zum Christenthum sich bekehrt hatten, die aber gegenwärtig der Mehrheit nach sich dazu bekennt. Die Insel ist hoch und gebirgig, und an ihrer Nordwestküste befindet sich die Massacre- oder Mörder-Bai, wo am 9. Dec. 1787 La Pérouse vor Anker ging, und wenige Tage nachher, durch einen mörderischen Anfall der Eingeborenen, 11 von der Mannschaft des Astrolabe, darunter Delangle und Lamanon, verlor (s. oben). — Neben der Ostküste von Tutuila liegt (unter 14° 21′ S. Br. und 170° 2′ W. von Greenwich) das Eiland Tabutabu.

5) **Manua** oder Fanfueh, eine kleinere, jedoch hohe und gebirgige, auch stark bevölkerte Insel, nordöstlich und 6 M. von Tutuila, und zwar mit ihrem äußersten Nordpunkt unter 14° 6′ S. Br. und 169° 40′ 40″ westl. L., sowie mit ihrem äußersten Ostpunkt unter 14° 5′ 20″ S. Br. und 169° 18′ 5″ W. von Greenwich.

6) **Orosenga** oder Leoneh (auf englischen Seekarten auch Oluschonga genannt), eine noch kleinere Insel als die vorige, obwohl sie von gleicher Beschaffenheit ist und nicht weit von deren Ostküste liegt, unter 14° 7′ 50″ S. Br. und 169° 16′ 20″ W. von Greenwich.

7) **Ofu** oder Opun (auf englischen Seekarten auch unter dem Namen Tumaluah aufgeführt), eine Insel, die der Größe nach als die vierte des Archipels betrachtet werden kann. Sie ist gebirgig und liegt östlich und in der Nähe der beiden vorigen, unter 14° 9′ 10″ S. Br. und 169° 5′ 39″ W. von Greenwich.

8) **Aborima** oder Rose (auf englischen Seekarten gewöhnlich Kordakew oder Kordiukoff genannt), eine östlich und etwa 14 M. von Ofu, unter 14° 33′ S. Br. und 168° 3′ 27″ W. von Greenwich gelegene Insel, ungefähr von der nämlichen Größe wie Orosenga. Sie wurde erst 1819 von Freycinet entdeckt, ist hoch und ziemlich bevölkert.

Die übrigen, zum Schiffer-Archipel gerechneten Inseln liegen theils in nördlicher und nordwestlicher, theils und hauptsächlich in westlicher und südwestlicher Richtung von demselben, und sind die folgenden:

Duke of York, eine Insel von mittlerer Größe, nördlich und 75 M. von Sawaji, unter 8° 33′ S. Br. und 172° 0′ W. von Greenwich. Sie wurde 1765 von Byron entdeckt und 1791 von Edwards besucht, welcher Letztere hier einen sonderbaren

Digitized by Google

Tempel vorfand, deſſen Eingang unter einem umgeſtürzten alten Baume von ungeheurer Größe verſteckt lag. Durch dieſen Eingang ſah man in das Innere des in romantiſch feierlicher Erhabenheit daſtehenden Gebäudes. Drei Altäre, wovon der mittlere höher als die beiden andern war, ſtanden in ſeiner Vertiefung und es lagen auf ihnen regelmäßig aufgeſchichtete Haufen von weißen Muſchelſchalen.

Duke of Clarence, eine etwas größere Inſel als die vorige, von der ſie in ſüdöſtlicher Richtung und etwa 9 M. entfernt liegt, unter 9° 12′ S. Br. und 171° 30′ W. von Greenwich. Sie wurde 1791 von Edwards entdeckt, und die Britten fanden hier eigenthümliche Begräbnißplätze und Waſſerbehälter von ausgehöhlten Kokosſtämmen.

San Bernardo oder Danger-Inſel, liegt in ſüdöſtlicher Richtung und bedeutender Entfernung von den beiden vorigen Inſeln, unter 10° 51′ S. Br. und 167° 4′ 45″ W. von Greenwich. Sie hat über 6 M. im Umfange und in ihrer Mitte einen Salzſee, gehört zu den Korallen-Inſeln und wurde 1595 von Mendaña entdeckt, ſpäter (1606) von Quiros beſucht und Isla de gente hermoſa genannt, und im vorigen Jahrhundert von Byron und Edwards ebenfalls beſucht, von denen der oben genannte zweite Name herrührt. Quiros ſchildert die Eingeborenen, die eine ſehr helle Hautfarbe haben, als die gutgebildetſten und thätigſten Inſulaner, die ihm auf einer Auſtral-Inſel vorgekommen waren; auch kamen ſie den Spaniern mit brennenden Fackeln und grünen Zweigen entgegen, bezeigten ſich aber ſpäter feindſelig gegen ſie.

Solitaria oder Solitary-Inſel, eine kleinere, faſt eirund geſtaltete und von einem Korallenriff umgebene Inſel, nordweſtlich und zwiſchen 70 und 80 Meilen von Sawaji, unter 10° 45′ S. Br. und 174° 43′ W. von Greenwich gelegen. Sie wurde, gleich der vorigen, 1595 von Mendaña entdeckt.

Wallis oder Uwea, eine ziemlich umfangreiche Inſel, weſtlich und etwa 60 M. von Sawaji, unter 13° 20′ S. Br. und 176° 4′ W. von Greenwich. Sie wurde 1767 von dem brittiſchen Seefahrer Wallis entdeckt und nach ihm benannt; der zweite obige Name iſt der einheimiſche. Bei ihren Bewohnern herrſchte früher, ähnlich wie bei den Tongeſen, die Sitte, ſich bei dem Verluſt eines nahen Verwandten ein Fingerglied abzuſchneiden. Im J. 1849 wirkten zwei tongeſiſche evangeliſch-chriſtliche Lehrer hier, und zwar ſchon ſeit längerer Zeit mit günſtigem Erfolge. Daß auch römiſch-katholiſche Prieſter auf Wallis thätig geweſen ſind, iſt aus der Beſchreibung der Freundſchafts-Inſeln zu erſehen.

Allufatti oder Horne-Inſel, eine Inſel von mittlerer Größe, weſtſüdweſtlich und gegen 30 M. von Wallis, unter 14° 18′ S. Br. und 178° 18′ W. von Greenwich. Sie wurde 1616 von le Maire und Schouten entdeckt und im vorigen Jahrhundert von mehreren brittiſchen Seefahrern beſucht. Sie iſt hoch, hat an der Südküſte eine Bucht, in die ſich ein Strom des ſchönſten Waſſers ergießt, beſitzt Ueberfluß an Lebensmitteln, beſonders an Kokosnüſſen und Hühnern, und iſt ſtark bevölkert. Die Eingeborenen ſind groß und gut gebaut, zeigten jedoch in dem Verkehr mit jenen Seefahrern einen auffallenden Diebesſinn. Bei ihren Feſten, von denen das ſog. Heiwa in Gegenwart der Europäer gefeiert wurde und bei dem 300 Edle gegenwärtig waren, ſpielte die berauſchende Kawa (ſ. die Beſchreibung der Freundſchafts-Inſeln) eine Hauptrolle. Ihr oberſter Häuptling oder Ariki wohnte in einer großen Hütte, trug eine Federkrone und hielt ſeine Unterthanen in ſtrenger Unterwürfigkeit.

Enfant Perdu, eine Inſel von mittlerer Größe und gebirgig, wurde 1768 von Bougainville entdeckt, und liegt ſüdſüdweſtlich und etwa 16 M. von Wallis, unter 14° 21′ S. Br. und 176° 51′ W. von Greenwich.

Digitized by Google

Onukfou oder Proby-Insel, eine ziemlich große und gebirgige Insel, süd-südöstlich und gegen 25 M. von Enfant Perdu, unter 15° 56′ 30″ S. Br. und 175° 51′ W. von Greenwich. Sie wurde 1616 von dem holländischen Seefahrer Schouten entdeckt, der ihr den Namen Goede Hoop oder Gute Hoffnung beilegte, weil er hier Wasser zu finden hoffte und auch wirklich fand. Sie ist gut bevölkert und fruchtbar, und zeichnet sich besonders durch ihre schönen Kokospalmen aus.

Boscawen oder Cocos, eine kleine, aber gebirgige Insel, südwestlich und etwa 45 Meilen von Upolu (im eigentlichen Schiffer-Archipel), unter 15° 50′ S. Br. und 174° 7′ W. von Greenwich. Sie hat, aus der Ferne gesehen, die Form eines Zuckerhutes und ist bis zum Gipfel bewaldet. Sie ward 1616 von le Maire und Schouten entdeckt.

Niua oder die Keppels-Insel, in der Nähe der vorigen, unter 15° 55′ S. Br. und 174° 5′ W. von Greenwich. Sie wurde, gleich der vorigen, 1616 von le Maire und Schouten entdeckt und, da die Schiffsmannschaft von den Eingeborenen heimtückisch überfallen ward, Verraders-Insel genannt. Die Eingeborenen, die fast in allen Stücken mit den Samoanern übereinkommen, und unter denen gegenwärtig 28 evangelisch-christliche Südsee-Insulaner, als Lehrer, mit gutem Erfolge wirken, nennen die Insel Niua, und der Name Keppel rührt von dem brittischen Seefahrer Wallis her, der die Insel 1767 besuchte. Letztere ist ungemein fruchtbar und trägt in ihrer Mitte einen ziemlich hohen Berg.

Viertes Kapitel.

Die Cooks- oder Hervey-Inseln,
oder
Der Mangia-Archipel.

Der Mangia-Archipel liegt ungefähr auf halbem Wege zwischen den Freundschafts- und Gesellschafts-Inseln, jedoch etwas näher nach den Letztern hin, und mit seiner Mitte unter dem 20. Grade südlicher Breite, sowie zwischen 157° 20′ und 160° 0′ westlicher Länge von Greenwich. Er hat seinen Namen nach einer seiner Inseln erhalten, welche Mangia heißt. Der Name Hervey-Inseln ist einer andern entnommen, die ebenfalls zu ihm gehört und Hervey genannt wird.

Die Namen Cooks-Archipel oder Cooks-Inseln sind diesem Archipel beigelegt worden zu Ehren Cook's, der ihn 1777 entdeckte. Die Inseln geriethen indeß fast ganz wieder in Vergessenheit, bis 1821 der oft erwähnte Missionär Williams auf einer Reise von Rajatea (Gesellschafts-Inseln) nach Neu-Seeland sie besuchte und auf Aitutaki zwei christliche Rajateaner als Lehrer zurückließ. Seitdem, und besonders seit 1823, hat das Christenthum allmälig auf dem ganzen Archipel Eingang gefunden, so daß gegenwärtig sämmtliche Hervey-Insulaner, gegen 18,000 an der Zahl, Christen sind.

Der physischen Beschaffenheit nach gehören diese reizenden, höchst fruchtbaren und mit herrlichem Klima begabten Inseln der Korallenformation an.

Digitized by Google

Darum ſind ſie meiſt niedrig, doch immer hügelig ſich erhebend. Der ſie umziehende Korallengürtel hat nur wenige Oeffnungen für größere Seefahrzeuge, und auch ſie ſind um ſo weniger leicht zu paſſiren, da bei der ſtarken Brandung ſelbſt das Einlaufen mit Böten meiſt höchſt ſchwierig iſt. Doch die dienſtfertigen Eingeborenen ſind den Seefahrern bei ſolchen Gelegenheiten ſehr behülflich, und ſuchen ihnen das Landen auf alle mögliche Weiſe zu erleichtern. Trinkwaſſer aus Quellen oder Bächen fehlt dieſen Inſeln faſt gänzlich, und man muß ſich daher in der Regel mit dem, in Lachen, Ciſternen und andern Vertiefungen anſammelnden Regenwaſſer begnügen. Dieſen Mangel an friſchem Waſſer erſetzt indeß einigermaßen die Kokosnußmilch. Denn die Kokospalme findet ſich hier in übergroßer Menge; außerdem Brotfruchtbäume, Piſangs, die **Dracaena terminalis**, der ſchöne Apfel **Spondias dulcis**, Yams, mehrere Arten von Arum, antiſkorbutiſche Kräuter u. ſ. w. Mehrere Inſeln ſind gut bewaldet. Vierfüßige Thiere, außer den in beiſpielloſer Menge vorhandenen Ratten, traf man hier nicht an; jedoch ſind jetzt ſchon längſt auch auf dieſen Inſeln europäiſche Hausthiere einheimiſch gemacht worden. Nur auf einigen Inſeln fand man bereits früher auſtraliſche Schweine und Hunde vor, doch in keiner großen Anzahl. Von einheimiſchem Gefieder ſind namentlich wilde (jetzt auch zahme) Hühner, blaue und weiße Reiher, ſchön gefiederte, braun und ſchwarzgefleckte Kukuke, See- und Strandvögel anzumerken; von den zahlloſen Fiſchen eine porphyrfarbig gefleckte Scholle und gelbliche Aale mit ſchwarzen Punkten, und von Amphibien eine kleine Eidechſe von widerlichem Anſehen, und Schildkröten. Inſekten und Schmetterlinge umſchwärmen Büſche und Geſtade. An den Korallenfelſen finden ſich zahlreiche Auſterbänke; auch gibt es viele rothe Krabben und Mollusken.

Die Eingeborenen (über deren Zahl ſ. oben) ſind der Raſſe nach Auſtralindier (ſ. Abſchn. I. Kap. 4.), und weichen in Geſtalt, Hautfarbe und Sprache von den Geſellſchafts-Inſulanern wenig ab; daher ſie ſich mit dieſen auch ſehr leicht verſtändigen, denn ihre Mundart gleicht der tahitiſchen. Auch in ihren früheren Sitten und Gebräuchen, ſowie in manchen Laſtern (z. B. Hang zum Stehlen), herrſchte große Uebereinſtimmung. Aber in ſofern waltete zwiſchen dieſen beiden Völkern eine große Verſchiedenheit, als die Hervey-Inſulaner ſehr blutgierig und arge Menſchenfreſſer waren; und wenigſtens dieſen Vorwurf konnte man den Geſellſchafts-Inſulanern nicht machen, wenn freilich andererſeits Kindermorde und Menſchenopfer bei ihnen, und zwar nicht ſelten, vorkamen. Uebrigens zeichnen ſich die Eingeborenen des Mangia-Archipels durch eine ungemeine Geſchicklichkeit in der Verfertigung von Zeugen, ſteinernen Aexten und Ohrgehängen aus. Früher pflegten ſie ſich auch mit bemalten Zeugen und prächtigen Kopfbinden aus rothen Korallen zu ſchmücken; jetzt geſchieht das weniger, da die meiſten ſich europäiſche Kleidung zugelegt haben. Eine Ständeverſchiedenheit herrſcht, wie

Digitized by Google

auf den meisten übrigen Südsee-Inseln, so auch bei ihnen. Es gibt Edle und gemeines Volk, jene bildeten früher gewissermaßen die Kriegerkaste, und letzteres mußte, als ihnen leibeigen, für sie arbeiten. Die einzelnen Häuptlinge standen ehemals größtentheils unter dem Könige von Atiu; jetzt ist die Oberherrschaft getheilter.

Es war, wie oben erwähnt, auf Aitutaki (der nördlichsten Insel des Mangia-Archipels), wo Williams 1821 die beiden Rajateaner als Lehrer zurückließ. Daß er dies würde wagen können, dazu hatte es anfangs eben nicht den Anschein. Denn als das Schiff sich der Insel näherte, kamen die Eingeborenen demselben in ihren Kähnen unter gräulichem Lärm und in augenscheinlich feindseliger Stimmung entgegen. Sie waren theils über den ganzen Körper tättowirt, theils mit weißer und rother Thonerde beschmiert und mit Kohlenstaub bestreut. Ihr Häuptling Tamatoa erkundigte sich alsbald nach den Göttern der Gesellschafts-Insulaner und fragte zunächst nach dem großen Gotte Tangaroa. „Der ist mit Feuer verbrannt, nebst allen andern Göttern," antwortete Williams. — „Wie aber steht es mit dem großen Gotte Oro auf Rajatea?" — „Auch er ist durch Feuer vernichtet; und hier sind zwei Lehrer, die euch mit dem wahren Gott bekannt machen sollen." — Diese Nachricht schien den Häuptling plötzlich wie umzuwandeln; er begrüßte sich mit den Lehrern auf die herkömmliche Weise, nämlich durch Nasenreiben, und die Sache endigte damit, daß die Wilden mit den Lehrern und deren Habseligkeiten vergnügt dem Strande zuruderten, während Williams seine Reise fortsetzte. Allein die Lehrer — Papeiha und Vahapata nannten sie sich — gingen der wirklichen Gefahr erst jetzt recht entgegen. Denn als sie den Boden der Insel betraten, wurden sie ergriffen und vor die Götzenaltäre geschleppt, um hier geschlachtet zu werden; jedoch kam es nicht dazu, und es war, als ob eine unsichtbare Hand die Wilden vom Aeußersten zurückgehalten hätte, obwohl die Lehrer noch manchen anderen Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen ausgesetzt waren und namentlich auch ihres ganzen Eigenthums beraubt wurden. Ebenso erlebten sie die Gräuel eines blutigen Krieges, der dreimal hinter einander ausbrach. Auf einer Wanderung durch die Insel gewannen sie übrigens manche Herzen; selbst die Götzenpriester wurden nach und nach anderen Sinnes, und so schritt das Christenthum allmählig vorwärts. Am günstigsten wirkte die Ankunft eines Schiffes von Rajatea im Dec. 1822, welches mancherlei Geschenke für die Häuptlinge brachte, sodann eine Anzahl Schweine und Ziegen, welche letztere etwas ganz Neues für die Insulaner waren, und endlich auch viele Schulbücher. „Sehet," hieß es jetzt, „wir nannten unsere Lehrer Treibholz, das angeschwemmt worden sei; aber sie haben reiche Freunde, die ein Schiff mit Geschenken senden, um nach ihnen zu sehen und uns Gutes zu thun." Wenige Tage darauf entsagte das Volk dem Götzendienste; und nach drei

Digitized by Google

Wochen hielten sie in einem Haine eine Versammlung, worin der Beschluß gefaßt ward, sämmtliche Götzenaltäre der Insel niederzubrennen, die Götzen nach Rajatea zu schicken, und ein dem lebendigen Gott geweihtes Bethaus zu errichten. Man denke sich das Erstaunen des Missionärs Williams, als er nach anderthalb Jahren wieder bei der Insel anlangte! Die Kähne der Eingeborenen wimmelten gegen das Schiff her, und laut rief man: „Gut ist das Wort Gottes!“ Die Einen hielten ihre Strohhüte empor, Andere ihre Buchstabirbücher; auf der Missionswohnung wehte eine Flagge, und der herbeieilende Oberhäuptling erzählte mit freudestrahlenden Augen, was geschehen sei. Williams landete unter allgemeinem Jubel, und Jeder wollte ihm nun auch zeigen, welche Fortschritte gemacht worden seien: der Eine buchstabirte lange Worte; ein Anderer sagte aus dem Gedächtnisse Abschnitte seines Katechismus her; wieder Andere sangen einen Liedervers, u. s. f. Alsbald wurde, durch Axtschläge auf einen großen Stein, das Zeichen zu einer gottesdienstlichen Versammlung gegeben; und Williams predigte in dem 200 F. langen Bethause über einen, den Umständen angemessenen Text vor mehr als 1500 Menschen, die noch vor anderthalb Jahren Kannibalen gewesen, jetzt aber sanft und friedlich wie die Lämmer waren. Mit einem Enkel des Oberhäuptlings Tamatoa und dem einen der beiden Lehrer, Papeiha, segelte das Schiff, an dessen Bord sich auch die für's Verbrennen bestimmten Götzen, 31 an der Zahl, befanden, wieder ab.

Williams wollte nun Rarotonga, von dem er viel gehört hatte, aufsuchen, konnte es jedoch nicht finden (denn es war erst nicht lange Jahre zuvor entdeckt und daher nautisch noch nicht gehörig niedergelegt worden), gelangte aber dafür nach der östlich davon gelegenen Insel Mangia, wo bei Annäherung des Schiffes die Eingeborenen eine weiße Flagge emporhielten, was als Zeichen friedlicher Gesinnungen gelten konnte, obwohl kein Insulaner herbeikam. Der rajateanische Lehrer Papeiha wollte nun in einem Boote dem Gestade sich nähern; aber erst, als er wieder umkehrte, folgten ihm zwei Kähne der Wilden, die jedoch alsbald pfeilschnell dem Ufer wieder zusegelten, nach ihren Speeren griffen und sich in Schlachtordnung aufstellten. Bald fuhren andere Kähne aus. Man rief ihnen zu, hielt Gegenstände hin, die ihre Begierde reizen konnten, und lud sie auf alle Weise ein, das Schiff zu besteigen. Nur ein einziger Mann von riesenhafter Größe nahm das Wagestück auf sich, während jede Muskel an seinem Körper zitterte. Aber nicht lange, so sprang er wieder in seinen Kahn hinab und, froh, in Sicherheit zu sein, eilte er mit größter Schnelligkeit davon. Jetzt wollte es Papeiha mit einigen, am Bord des Schiffes befindlichen Landsleuten nochmals wagen, an's Land zu gehen. Die Wilden standen in dichten Reihen bewaffnet zum Kampfe bereit, füllten ihre Schleuder mit Steinen und hielten ihre vergifteten Speere entgegen. Papeiha erklärte ihnen, daß er friedliche Absich-

Digitized by Google

ten habe, worauf sie die Waffen niederlegten und er hinüberschwamm (denn ein Korallenriff ließ die Landung mit dem Schiffsboote nicht zu). Die Häuptlinge zeigten sich bereit, zwei Lehrer mit ihren Frauen aufzunehmen. Allein kaum waren dieselben an's Land getreten, als die Wildheit der Leute ausbrach. Sie zerstückelten eine mitgebrachte Säge, zertrümmerten und zerrissen, was die Lehrer hatten, und schleppten die Frauen in den Wald hinein. Ein Kanonenschuß vom Schiffe her jagte sie endlich auseinander; und unverweilt ward ein Boot gesandt, das die geängstigten Freunde mit zerfetzten Kleidern und in kläglichem Zustande wieder zurückbrachte. Für jetzt konnte weiter nichts geschehen und Williams setzte die Reise in nördlicher Richtung fort, bis er nach Atiu gelangte. Ueber seinen Empfang dort werden wir sogleich das Nähere berichten. Wie es wenige Monate nach diesem Vorfall auf Mangia (es war im Jahre 1823) sich dort gestaltete, und welche erfreuliche Wendung es durch die zwei Lehrer von Rajatea nahm, ist bereits in der Einleitung zu diesem Abschnitte, S. 324 ff., erzählt worden. Die unerwartete Gesinnungsveränderung der Mangianer war freilich zunächst wohl einer verheerenden Seuche beizumessen, welche kurz zuvor unter ihnen gewüthet und ihre Wildheit gebeugt hatte. Sie schrieben dieselbe dem Zorn des Gottes der Fremdlinge zu, und hatten das Gelübde gethan, künftighin christliche Lehrer freundlich aufzunehmen. Die beiden Rajateaner hatten übrigens im Anfange noch ähnliche harte Kämpfe durchzumachen, wie zuvor ihre Landsleute auf Aitutaki. Oft hielten die Heiden nahe beim Bethause ihre wilden Tänze und Spiele, und drohten den Lehrern, ihre Wohnung niederzubrennen und aus ihren Schädeln Trinkgefäße zu machen. Dennoch vermehrten sich die Christen; und zuletzt sollte eine Schlacht ihr Uebergewicht entscheiden. Beiderseits standen sie in vier Schlachtlinien hinter einander: in der ersten standen die kräftigsten Männer mit langen Speeren, in der zweiten die älteren Leute mit Streitkolben, in der dritten die Jugend mit Steinschleudern, und in der vierten stellten sich die Weiber auf. Die Christen siegten; jedoch ließen sich einige nachher von ihren alten Gewohnheiten zu Grausamkeiten verleiten, so daß die Erbitterung der Heiden noch lange fortdauerte und sie selbst mehrere Jahre später, als Williams im Mai 1830 zum zweiten Male nach Mangia kam, in der Zahl sich nicht bedeutend vermindert hatten. Jedoch waren die Christen immer schon weit zahlreicher; und Williams, der von ihnen freudig begrüßt wurde, traf jetzt schöne Anlagen um die Missionswohnungen an, viele niedliche Hütten und Männer und Weiber wohlgekleidet. Uebrigens wurde er bei dieser Gelegenheit in einer seltsamen Sache von ihnen um Rath gefragt, nämlich — wegen des Rattenessens. Wir haben schon oben erwähnt, daß sich auf den Hervey-Inseln früher fast keine andere vierfüßige Thiere als Ratten befanden; und diese waren dann von den Eingeborenen gegessen worden, und zwar mit besonderer Vorliebe; so daß sie

Digitized by Google

ſprichwörtlich zu ſagen pflegten: „Das iſt ſo ſüß wie eine Ratte.“ Auch die chriſtlich gewordenen Eingeborenen waren bei der Gewohnheit geblieben, aber doch allmählig auf den Gedanken gerathen, es liege etwas Ungehöriges darin. So erholten ſie ſich denn bei Williams Rath, und fragten ihn, ob es Sünde ſei, Ratten zu eſſen. „Eine Sünde iſt es eben nicht,“ erwiederte Williams, „aber jedenfalls thut ihr beſſer, euch die Zucht der für euch mitgebrachten Hausthiere angelegen ſein zu laſſen und deren Fleiſch zu eſſen.“ Das Jahr darauf fand Williams, bei ſeinem dritten Beſuch, ein großes Bethaus vor, 120 Fuß lang, mit einem, von 8 Pfeilern getragenen Dache und mit Wänden, die mit ſchönem Schnitzwerk geziert und geſchmackvoll angeſtrichen waren. In der Verſammlung waren an 1600 Perſonen zugegen, alle voll andächtigen Ernſtes. Williams berief dann die noch übrigen Heiden zu ſich, ſprach ihnen ernſtlich zu, beſuchte ſie auch, die Inſel durchſtreifend, und ließ gute Eindrücke bei ihnen zurück. Nur verwiſchten die chriſtlichen Eingeborenen dieſelben großentheils wieder durch unüberlegte Bekehrungsverſuche, indem ſie ihren heidniſchen Landsleuten das Chriſtenthum aufdringen wollten, und zu dieſem Ende den Entſchluß faßten, Wanderungen zu machen, von denen Jeder wenigſtens Einen Bekehrten mit ſich bringen müſſe. Das empörte die Heiden ſo ſehr, daß ſie ſich zuſammenrotteten und einen allgemeinen Angriff auf die Chriſten beſchloſſen. Letztere feierten, als Williams Ende 1833 zum vierten Male auf Mangia landete, eben einen Bußtag, weil am folgenden Tage die Schlacht geliefert werden ſollte. Er eilte nun von Diſtrikt zu Diſtrikt und beſchwichtigte die Heiden, ſo daß der Kampf unterblieb. Bald hörte denn auch der Götzendienſt hier gewiſſermaßen von ſelbſt auf, und einen Heiden gibt es auf der ganzen Inſel nicht mehr.

Drei Monate zuvor, ehe Williams auf der erwähnten Fahrt von 1823 Atiu beſuchte (ſ. oben), war dahin ein, von Rajatea nach Tahiti beſtimmtes Boot verſchlagen worden mit drei Lehrern, welche eine freundliche Aufnahme gefunden und alsbald ſich bemüht hatten, die Inſulaner für das Chriſtenthum empfänglich zu machen. Als nun Williams vor Atiu ankam, ſegelte ihm ſogleich der damalige Beherrſcher eines großen Theils der Hervey-Gruppe (ſ. oben), der König oder Oberhäuptling von Atiu, Romatane genannt, entgegen und begab ſich an Bord des Schiffes. Hier erzählte ihm der oben genannte Enkel des Häuptlings von Aitutaki, was auf ſeiner Inſel geſchehen ſei. Mit glühendem Eifer forderte er ihn auf, die ohnmächtigen Götzen wegzuwerfen; er führte ihn in den Schiffsraum und zeigte ihm die von Aitutaki mitgenommenen Götzen (ſ. oben), wie ſie ſchmachvoll auf dem Boden umherlagen. Romatane blieb die Nacht hindurch mit den rajateaniſchen Lehrern im Geſpräche, wobei er häufig vom Stuhle aufſprang und auf den Boden ſtampfte, voll Verdruß, daß er ſich von ſeinen Götzen ſo lange habe betrügen laſſen. „Wahr iſt es, was ihr ſagt,“ rief er aus; „Augen haben ſie und

Digitized by Google

können nicht sehen; Ohren haben sie und können nicht hören." — In der Folge wurde wirklich der Götzendienst auf Atiu gänzlich ausgerottet; und als Williams 1830 wieder hierher kam, war ein schönes Dorf am Ufer hin aufgebaut und wurde eine neue Kirche eingeweiht, welche 1500 Zuhörer faßte. Die Eingeborenen ließen ihm und seinem Begleiter Barff Tag und Nacht keine Ruhe; wenn der Eine vom Schlaf überwältigt war, weckten sie den Andern auf, um keinen Augenblick zu versäumen, Abschnitte der heil. Schrift sich erklären zu lassen.

Zunächst ließ sich Romatane bewegen, noch andere, ihm unterworfene Hervey-Inseln mit Williams zu besuchen. Sie kamen zuerst nach Mitiaro, wo jener mit allem Feuer der Beredtsamkeit den Häuptling aufforderte, die Götzen wegzuthun und christliche Lehrer aufzunehmen. „Werden dann die Götzen uns nicht zürnen und umbringen?" fragte das Volk. „Das kann ein Stück Holz nicht thun," versetzte Romatane, „das wir Gott genannt haben." — „Aber," fragte Einer, „soll denn auch Taria Rui (Großohr) verbrannt werden?" — „Allerdings, übergebt ihn den Flammen mit allen bösen Geistern." Das geschah, und nach wenigen Jahren waren alle Einwohner Christen.

Nun ging es noch zu der benachbarten Insel Mauke. Mit dem nämlichen Eifer predigte Romatane auch hier und gebot die Verbrennung der Götzen und freundliche Aufnahme der Lehrer. In welch' erfreulichem Zustande ein brittischer Flotten-Capitän 1839 diese Insel fand, werden wir unten in der Specialbeschreibung Mauke's sehen.

Zu bedenken ist, daß derselbe König oder Oberhäuptling Romatane wenige Jahre zuvor die beiden letztgenannten Inseln mit fürchterlicher Wuth überfallen und den größten Theil der Einwohner niedergemetzelt hatte; so daß Mitiaro nur noch 100, Mauke 300 Seelen zählte. Und dieses wilde Ungeheuer mußte jetzt das erste Werkzeug zur Friedensverkündigung für die dem Tode entgangenen geringen Ueberreste der Bevölkerung werden!

Noch wollte Williams in Begleitung Romatane's die Insel Rarotonga aufsuchen, obgleich man ihn schon in Aitutaki davor gewarnt hatte, weil die Rarotonganer abscheuliche Kannibalen und in hohem Grade trügerisch seien. Lange bekam man (aus der oben erwähnten Ursache) die Insel nicht zu Gesicht; und der Schiffscapitän erklärte endlich, daß bei dem geringen Proviantvorrath sie Hungers sterben müßten, wenn das Vorhaben nicht aufgegeben würde. Williams setzte eine Frist fest und sagte: „Wenn morgen bis 8 Uhr die Insel nicht aufgefunden ist, so kehren wir um." Viermal bestieg ein Eingeborener den Vordermast; aber erst das fünfte Mal rief er freudig aus: teie, teie, taue, fenua nei! (Hier, hier ist das Land, das wir suchen!) Bald erreichte man die Insel, deren Bewohner einigermaßen schon vorbereitet waren, und zwar durch eine unlängst hierhergekommene Tahitierin, welche

Digitized by Google

von den geſehenen Wundern und namentlich von den vielen Künſten, welche die Cooki's (Cooks Leute, d. h. Europäer) verſtänden, erzählt hatte. Papeiha (nämlich jener Lehrer, der auf Aitutaki gewirkt hatte), der ſogleich an's Land ſich begab, fand daher jetzt freundliche Aufnahme; und bald folgten ihm zwei Lehrer von Rajatea mit ihren Frauen, und außerdem ſechs bekehrte Rarotonganer (ſie hatten ſich längere Zeit auf Rajatea aufgehalten und den Unterricht der engliſchen Miſſionäre genoſſen, mit der Abſicht, auf Rarotonga zu bleiben und zu wirken. Allein am folgenden Morgen kehrten die Lehrer mit der traurigen Botſchaft zum Schiff zurück, daß ihre Frauen die Nacht hindurch ſchändlich mißhandelt worden ſeien. Dies war von feindlichen Kriegern geſchehen; denn eben jetzt hatte ein mächtiger Häuptling Rarotonga's in dieſer Inſelgegend einen Eroberungszug unternommen. Dennoch ließ ſich der muthige Papeiha nicht abhalten, allein bei dieſen Wilden zu bleiben. Er ſchwamm wieder an's Ufer und ließ das Schiff getroſt fortſegeln. Kaum gelandet, brachte man ihn in die Wohnung des hieſigen Oberhäuptlings, deſſen Sohn Makea, ein Mann von majeſtätiſchem Anſehen, ſpäter die Hauptſtütze der Miſſion wurde. Ein tobender Volkshaufe folgte ihm; der Eine wollte ſeinen Hut, ein Anderer ſeinen Rock, ein Dritter ſeine Schürze u. ſ. f. Der Oberhäuptling aber rief: „Sprich mit mir, du Mann, damit wir erfahren, warum du gekommen biſt.“ Als er vom Verbrennen der hölzernen Götzen redete, rief das Volk mit Entſetzen aus: „Wie? unſere Götter verbrennen? welche Götter ſollen wir dann haben? und was ſollen wir machen ohne die Götter?“ — Nichtsdeſtoweniger hatte Papeiha doch bald ein Häuflein von 20 Perſonen um ſich, die es mit ihm hielten. Namentlich ließ ein entfernterer Häuptling, Tinomana, der verachtet und unterdrückt war, und aus deſſen Stamm man gewöhnlich die Menſchenopfer erhaſchte, Papeiha zu ſich kommen und ſich im Chriſtenthum unterrichten. Nach vier Monaten bekam Papeiha einen Landsmann aus Rajatea, Namens Tiberio, zum Gehülfen; und nun durchzogen ſie beſtändig die Inſel und beſuchten ſelbſt mit Lebensgefahr die Häuptlinge. Endlich ſchleppte ein Prieſter auf den Schultern einen mächtigen Götzen herbei, um ihn vor den Lehrern zu verbrennen. Ein Volkshaufe lief ihm nach und erklärte ihn für wahnſinnig. Als die Säge an den Götzenkopf kam, verliefen ſich die Leute vor Schreck in den Buſch. Doch der Kopf fiel, der Götze brannte, und die Lehrer röſteten ihre Bananen an dieſem Feuer; und als ſie dieſelben ungefährdet aßen, bekamen Viele Muth, mit andern Götzen ebenfalls ein Feuer anzuzünden. Tinomana allein brachte deren vier herbei. Indeß gab es noch viele unzufriedene Heiden; aber während dieſe zu offenen Feindſeligkeiten ſich anſchickten, wurden ſie durch die Erſcheinung eines ihnen völlig fremden Ungeheuers ſo in Angſt gebracht, daß ſie ihre ſchlimmen Vorſätze aufgaben und in ihrem Heidenthum ſchwankend zu werden anfingen. Und was war es für ein Ungeheuer? Eine

Digitized by Google

— Katze, die von den Lehrern sich verlaufen hatte und nun unschuldiger Weise den Rarotonganern, welche nie zuvor ein so großes vierfüßiges Thier gesehen, auch nie von einer Katze etwas gehört hatten, einen namenlosen Schreck einjagte! — Williams kam im Mai 1827 zu einem abermaligen Besuche nach Rarotonga, und es fügte sich, daß er ein volles Jahr bleiben mußte. Schon beim Landen nahm er große Veränderungen wahr; am folgenden Tage hielt er eine Versammlung von 3000 Eingeborenen; und jetzt ging es ernstlich ans Verbrennen der Götzen. In feierlicher Prozession wurden 14 ungeheure Bilder, das kleinste 10 Fuß lang, herbeigetragen. Jedes derselben bestand aus einem Stück Holz, auf welches am obern Ende ein roher Menschenkopf eingeschnitten und das mit rothen Federn geschmückt und mit Matten dicht umwickelt war. Sie alle wurden nun den Flammen übergeben. Sodann ward, da das einstweilige Bethaus zu klein war, zum Bau einer Kirche geschritten. Williams leitete denselben, und die Eingeborenen bewiesen dabei eine so außerordentliche Thätigkeit, daß die zur Aufnahme von 3000 Menschen eingerichtete Kirche schon nach Verlauf von zwei Monaten vollendet dastand. Williams traf noch verschiedene Anordnungen im Innern der Insel für Kirche und Schulen, selbst für öffentliche gesetzliche Bestimmungen zu förmlicher Abschaffung alter heidnischer und unnatürlicher Gebräuche. Gegenwärtig ist Rarotonga einer der wichtigsten Missionsplätze der Südsee; und einzelne interessante Züge aus dem jetzigen Leben der dortigen Eingeborenen sind bereits in der Einleitung zu diesem Abschnitt, S. 325. 26. 28., mitgetheilt, daselbst auch ein Fall dort herrschender Blutrache (S. 322) erzählt worden.

Im J. 1849 befanden sich auf Rarotonga 3 englische Missionäre und 3 australische Lehrer, auf Mangia 1 europäischer und 2 australische Missions-Arbeiter, auf Atiu 3 australische Lehrer, und auf den übrigen Hervey-Inseln je 1 Missionär oder Lehrer, im Ganzen 15. Die Eingeborenen in der Niederlassung Tamarua, auf Mangia, verlangten sehr nach einem europäischen Missionär, und ihr Häuptling wendete sich dieserhalb an Hrn. Gill (der das Missionswesen auf Mangia leitet), der auch sofort über das Gesuch nach England berichtete. Nachdem der Häuptling geraume Zeit vergebens auf Antwort gewartet hatte, sagte er zu Hrn. Gill: „Schreibe noch einmal und frage die Gesellschaft (nämlich die Londoner Missionsgesellschaft), wieviel Eigenthum wir nach England schicken sollen, um einen Missionär gekauft zu bekommen; denn ich denke, wir haben so viel, ihn zu kaufen, ihn zu speisen, ihm Gehalt zu geben.“ Für das Jahr 1847 steuerten die Mangianer für die Missions-Gesellschaft 75 Pfd. Sterl. oder 525 Thlr. Pr. zusammen; sodann trugen sie zur Bestreitung der Kosten bei der Rückkehr ihres Missionärs Gill aus England 5 Pfd. Sterl. (an 25 Thlr.) bei und für den (durch eingeborene Setzer und Drucker bewerkstelligten) Druck des Neuen Testa-

Digitized by Google

ments und anderer Theile der heil. Schrift 50 Pfd. Sterl. (gegen 350 Thlr.), im Ganzen alſo beinahe 900 Thlr. Pr. In dem nämlichen Jahre brachte eine einzige Gemeinde von Rarotonga 4300 Pfd. Pfeilwurz und 26 Piaſter in klingender Münze für Miſſions-Zwecke auf: das baare Geld, das die Glieder dieſer Gemeinde ſonſt nicht beſitzen, hatten ſie ſich eigens hierzu bei Gelegenheiten, wo Schiffe an die Inſel kamen, durch Verkauf ihrer Landeserzeugniſſe verſchafft. Auf Aitutaki ſteuerten die Eingeborenen ſchon wenige Jahre nach ihrer oben erzählten Bekehrung Gegenſtände zum Werthe von mehr als 1200 Thlr. Pr. zu Miſſionszwecken auf einmal bei.

Auch nach den neueſten Nachrichten iſt das chriſtliche Leben auf den geſammten Hervey-Inſeln immer noch ein friſches und kräftiges, und von Rückfällen oder Nachklängen aus dem früheren Heidenthum und deſſen Gräueln iſt hier nicht das Mindeſte wahrzunehmen. — Wir gehen nunmehr zur Spezialbeſchreibung der Inſelgruppe über.

Der Mangia- oder Cooks-Archipel begreift 7 Inſeln, nebſt 3 kleinen Nebeninſeln oder Eilanden. Es ſind die folgenden:

1) **Mangia** oder Mangea, auch Mangeia, die ſüdlichſte der Hervey-Inſeln, liegt unter 21° 56′ 45″ S. Br. und 158° 5′ W. von Greenwich, hat 5 M. im Umfange, hatte 1849 eine Bevölkerung von 3668 Seelen, und zählt gegenwärtig über 4000 E. In ihrem nördlichen Theil iſt ſie dicht bewaldet und, obgleich an ſich eine Koralleninſel, nach der Mitte hin ſo hoch, daß ſie für die Schiffe ſchon in der Entfernung von 7 Meilen ſichtbar iſt. Das mit Drakänen und Brotfruchtbäumen beſetzte Geſtade hat in geringer Entfernung von ſich einen Korallengürtel, und das Meer hat dabei eine unergründliche Tiefe. Der angebaute Theil der Inſel beſteht aus 6 Thälern mit Pflanzungen von Piſang, Tiwurzen, Pfeilwurz, Kokospalmen, Brotfruchtbäumen u. ſ. w. Tamarua iſt eine eine, zum Theil ganz nach europäiſcher Weiſe eingerichtete Niederlaſſung und Miſſions-Station. Andere, eben ſo wichtige Ortſchaften und Stationen ſind Iwirua und Oneroa; und alle drei ſtehen gegenwärtig durch gute Straßen, die man Kunſtſtraßen nennen könnte, mit einander in Verbindung. Im März 1846 richtete ein Orkan hier und auf Rarotonga große Verwüſtungen an, namentlich an manchen Wohngebäuden, Schulhäuſern und Kirchen, deren Wiederherſtellung ſich jedoch die Eingeborenen bald auf's Eifrigſte angelegen ſein ließen.

2) **Rarotonga** oder Orurute (nur nicht mit Rurutu zu verwechſeln, welches zu den Auſtralinſeln gehört), eine 6 M. im Umfange haltende und 8000 E. zählende Inſel, weſtlich (und etwas nach Norden hin) und 30 M. von Mangia, unter 21° 20′ S. Br. und 160° 0′ W. von Greenwich. Sie iſt die größte unter den Hervey-Inſeln, wurde erſt 1814 durch ein engliſches Kauffahrteiſchiff entdeckt, beſteht in ihrer Mitte aus einer Maſſe ſehr hoher, über einander gelagerter Berge und einem rings herum ſich ausbreitenden, niedrigen Uferlande, und iſt von einem Korallenriffe umgeben, hat aber, wenigſtens für Böte und andere kleinere Fahrzeuge, manche gute Ankerplätze. Sie iſt trefflich angebaut und gleicht einem großartigen Garten. Man findet hier jetzt Buchdruckerpreſſen, zahlreiche Werkſtätten von Handwerkern, eine große Anzahl Schulen und Kirchen, und nicht nur die engliſchen Miſſionäre und die Häuptlinge, ſondern auch viele der übrigen Eingeborenen wohnen in Häuſern, die im europäiſchen Styl gebaut und nach europäiſcher Art ausmöblirt ſind. Nach Anleitung der Miſſionäre haben die

Digitized by Google

Eingeborenen die Häuser gebaut und die Meubeln selbst verfertigt. Die Insel ist in vier Missionsdistrikte eingetheilt, darunter Arorangi und Gnatangaia oder Ngatanjia. Rarotonga ist für Wallfisch- und andere Südseefahrer äußerst wichtig, nicht blos des Handels, sondern vor Allem auch der hier zu erlangenden Erfrischungen wegen. Europäische Schiffe, die um das Jahr 1830 hierher kamen, ließen eine ansteckende Krankheit zurück, welche die fürchterlichsten Verheerungen unter den Eingeborenen anrichtete und erst im folgenden Jahre aufhörte. — Südöstlich und 12 M. von Rarotonga liegt, unter 21° 36′ S. Br. und 159° 18′ W. von Greenwich, das Eiland Roxburgh.

3) **Atiu** oder Watiu (auf englischen Seekarten auch Wateoo), eine 4 M. im Umfange haltende und 2000 E. zählende Insel, nördlich und 14 M. von Mangia, unter 20° 1′ S. Br. und 158° 15′ W. von Greenwich. Sie hat ein, im Ganzen flaches und von einem Korallenriff mit fürchterlicher Brandung umgebenes Gestade, wechselt aber nach dem Innern zu mit Hügeln und Thälern lieblich ab, hat reichen Vorrath an gutem Trinkwasser und in ihren Thälern schattige Haine von Kokos-, Brotfrucht- und andern stattlichen Bäumen. — Dicht neben der Südküste von Atiu liegt, unter 20° 15′ S. Br. und 157° 57′ W. von Greenwich, das Eiland Mahowara oder Owhararuah.

4) **Mauke** oder Mauti, eine Insel mittlerer Größe, östlich und 14 M. von Atiu, unter 20° 8′ S. Br. und 157° 20′ W. von Greenwich. Seit dem oben in der allgemeinen Beschreibung der Hervey-Inseln erwähnten, von dem Oberhäuptlinge Atiu's, Romatane unter den Eingeborenen Mauke's angerichteten furchtbaren Blutbade ist die Bevölkerung der Insel immer noch gering, denn sie übersteigt nur wenig die Zahl von 600 E., die übrigens ein liebliches Bild friedlichen christlichen Lebens darbieten. Die englische Fregatte Blonde war 1839 hier, und ihr Befehlshaber liefert darüber einen interessanten Bericht, worin es unter Anderm heißt: „Zwei Personen, die durch ihre Kleidung und ihr ganzes Aussehen sich auszeichneten, stiegen bei uns an Bord, und zogen zu unserer Verwunderung ein schriftliches Dokument hervor, in welchem die auf Tahiti befindlichen Missionäre von der Londoner Gesellschaft ihnen bezeugen, daß sie als Lehrer auf der Insel Mauke angestellt seien. Es waren sehr artig aussehende Männer, in baumwollene Hemden und tuchene Jacken gekleidet, obwohl sie statt der Beinkleider eine Art Weiberrock von sehr feinen Matten trugen. Sie waren voll Verwunderung über Alles, was sie auf der Fregatte sahen, obgleich ihnen der Gebrauch der Feuerwaffen und anderer Dinge nicht unbekannt war; indeß ein so großes Schiff hatten sie offenbar noch nicht gesehen. Unser Brot aßen sie, nachdem sie daran gerochen hatten; aber der Widerwille in ihren Gesichtszügen, als sie unsern Wein versuchten, läßt sich nicht beschreiben. Nachdem wir an's Land gegangen waren, führten sie uns zu ihren Wohnungen, die ungefähr eine Stunde landeinwärts lagen. Unser Weg führte uns durch einen dichten schattigen Wald, der immer schöner wurde, je weiter wir kamen. Der Gesang der Vögel mit zum Theil für uns ganz neuem und prächtigem Gefieder, die Menge der schön gezeichneten Schmetterlinge, die über unsern Pfad flatterten, die herrlichen und stattlichen Waldbäume und vor Allem die schon wahrgenommene Liebe und Eintracht unter den Insulanern, gewährten uns eine Reihe lieblicher Bilder, die einen höchst angenehmen und überraschenden Eindruck auf uns machten. Am Ende des Waldes war ein schöner, grüner Grasplatz, auf welchem zwei nette, weiß übertünchte Häuser standen, die Wohnungen der Missionsarbeiter oder Lehrer. Das Innere entsprach ganz dem hübschen Aeußern. Der Stubenboden war gedielt und mit farbigen, gefirnißten Matten bedeckt, welche wie Wachstuch aussahen; es stand ein Sopha da nebst einigen Stühlen, Alles von Eingeborenen gefer-

Digitized by Google

tigt, und Jalousieläden statt der Fenster erhielten das Zimmer kühl und angenehm. Wir waren ganz erstaunt, wie alles um uns her so reinlich und zierlich aussah, und wie sich die Leute, Männer wie Frauen, so bescheiden und anständig benahmen. Nachdem wir die Erfrischungen, die unsere Gastfreunde uns anboten und die aus gekochtem Schweinefleisch, Brotfrucht und Yams bestanden, eingenommen hatten, begleiteten wir die Missionäre zu ihrer Kirche oder Kapelle. Sie steht in einiger Entfernung von ihren Wohnungen auf einem erhöhten Platz und ist in ovaler Form gebaut, wobei das Dach von 4 Pfeilern getragen wird. Sie vermag 200 Personen zu fassen. Zwei Thüren und 12 Fenster gewähren Licht und Luft; die Kanzel und der Altar sind zierlich geschnitzt und mit artigen Zeichnungen bemalt, und die Bänke für die Zuhörer ordentlich im Kreise herum angebracht. An die Kirche stößt der Begräbnißplatz, ein Stück Landes, mit grünen Rasen bedeckt."

5) **Mitiaro**, eine nordöstlich und kaum 5 M. von Atiu gelegene, auch dieser Insel an Größe gleichkommende, flache Insel, liegt unter 19° 55′ S. Br. und 157° 54′ W. von Greenwich, hat in der Mitte ein hübsches Wäldchen, ist aber sonst eben nicht sehr fruchtbar. Nach dem auch hier durch Romatane angerichteten Blutbade (s. oben unter Mauke und in der allgemeinen Beschreibung der Hervey-Inseln), beläuft sich die Zahl der Einwohner auch jetzt noch auf wenig mehr als 200. — Nicht weit von Mitiaro liegt, unter 19° 51′ S. Br. und 158° 23′ W. von Greenwich, das Eiland Okatulaiai oder Wenuanehe.

6) **Hervey** oder Harvey (bei den Eingeborenen Teraudschimauh), eine etwa 2½ M. im Umfange haltende Insel, zwischen Atiu und Aitutaki, unter 19° 17′ 30″ S. Br. und 158° 55′ W von Greenwich gelegen. Ihren europäisch lautenden Namen, der auf die ganze Gruppe der Hervey-Inseln übergegangen ist, erhielt sie von Cook, der sie 1773 entdeckte und 1777 abermals besuchte. Die Eingeborenen waren nicht tättowirt, sondern in leichte Matten gehüllt und trugen als Putz eine geschliffene Austerschale auf der Brust. In ihren Kähnen fand man eine Mütze von schönen rothen Federn. Sie bezeigten sich gegen die Britten als ausgemachte Diebe und boten zum Tauschhandel wenig mehr als Fische dar, von denen sie, nebst Schildkröten, Yams und Kokosnüssen, sich überhaupt nur nährten. Frisches Trinkwasser konnten die Britten hier ebenfalls nicht bekommen. Der Missionär Williams besuchte 1823 diese Insel in der Absicht, einen rajateanischen Lehrer hier anzustellen, weil er eine zahlreiche Bevölkerung zu finden hoffte; er vernahm aber, daß durch unaufhörliche Verheerungskriege, die sie unter einander geführt hatten, die Einwohnerzahl bis auf 60 Seelen zusammengeschmolzen war. Im J. 1830 besuchte er die Insel wieder, und fand nun, daß jener geringe Ueberrest einer früher starken Bevölkerung in der letzten Zeit den Vertilgungskrieg so hartnäckig fortgesetzt hatte, bis nur noch 5 Männer, 3 Frauen und ein Paar Kinder übrig geblieben waren. Und grade damals stritten sie sich darum, wer unter ihnen König sein sollte! Es hat sich zwar seitdem wieder eine namhaftere Bevölkerung gebildet, die jedoch keinen eigenen christlichen Lehrer hat, sondern auf den nahen Inseln Atiu und Aitutaki im Christenthum unterrichtet worden ist und auch dort jetzt noch dem Gottesdienste beiwohnt.

Nordwestlich, nördlich und nordnordöstlich, und zum Theil ziemlich entfernt von dem Mangia- oder Cooks-Archipel liegen verschiedene Inseln und Inselgruppen, die zwar zu diesem Archipel in keiner Beziehung irgendwie stehen, aber doch füglich weder unter einer andern Rubrik als hier, noch

Digitized by Google

wegen ihrer geringen Bedeutung, in einem besondern Kapitel beschrieben werden können. Es sind die folgenden:

Palmerston, eine Insel oder zusammenhängende kleine Inselgruppe, nordwestlich- und 65 M. von Rarotonga, unter 18° 2′ 15″ S. Br. und 163° 5′ W. von Greenwich. Sie hat ihren Namen nicht etwa nach dem, durch seine liberal-revolutionären diplomatischen Fechterkünste und als brittischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten genugsam bekannten Lord Palmerston, erhalten, sondern nach einem gleichnamigen Staatsmann und Zeitgenossen Cook's, welcher Letztere sie 1774 entdeckte und benannte, worauf sie später, im J. 1791, auch von Edwards besucht und näher untersucht wurde. Sie besteht aus 5 bis 6 (oder nach Edwards aus 9 bis 10) kleinen Eilanden, welche jedoch vermittelst einer Sandbank aneinanderhängen und von Korallenriffen umgeben sind, ist in dieser Weise etwa 1½ M. lang und beinahe 1 M. breit, und erhebt sich nur wenige Fuß über den Meeresspiegel. Indeß hat sich eine hinreichend dicke Schicht von Dammerde auf ihr angehäuft, um Kokospalmen und anderen, den niedrigen Inseln eigenthümlichen Bäumen volles Gedeihen zu sichern. In ihrer Mitte befindet sich, wie auf den meisten Inseln dieser Formation, eine Lagune, an deren einer Seite ein ungeheures Korallenlager sich gebildet hat, welches einen höchst interessanten Anblick gewährt. Edwards fand so wenig, wie vor ihm Cook, Einwohner vor, wohl aber einige leere Canots, deren Malerei Thier- oder Menschengestalten darstellte. Außer zahlreichen Seevögeln sah man hier viele rothe Krabben und, seltsamer Weise, auch Ratten, und zwar braune.

Rearson oder Reirson, eine von Australindiern (s. Absch. I. Kap. 4.) bewohnte Insel, nördlich und 135 M. vom Mangia- oder Cooks-Archipel, unter 10° 6′ S. Br. und 160° 55′ W. von Greenwich gelegen, und am 13. Oct. 1813 durch den brittischen Ostindienfahrer Good Hope entdeckt.

Humphrey, eine gleichfalls von Australindiern bewohnte und von dem eben genannten Ostindienfahrer 1813 entdeckte, nicht weit von der vorigen, unter 10° 33′ S. Br. und 161° 0′ W. von Greenwich gelegene Insel.

Peregrino oder Piscado, eine östlich von der vorigen, unter 10° 36′ S. Br. und 159° 25′ W. von Greenwich gelegene Insel, welche 1606 von Quiros entdeckt wurde, auf einem, mehrere Meilen langen Korallenriff liegt, ziemlich fruchtbar und bewohnt ist.

Penrhyn, eine ostnordostwärts von der vorigen, unter 9° 1′ 30″ S. Br. und 157° 34′ 30″ W. von Greenwich gelegene, 1788 entdeckte und 1816 von Kotzebue besuchte Gruppe niedriger Koralleninseln, reich an Kokosnüssen und Pandanus, und stark bevölkert. Die Eingeborenen, die in ihren Kähnen den Russen entgegenkamen, glichen im Aeußern den Marquesas-Insulanern, waren von starkem und festem Körperbau, und zwar nicht tättowirt, dagegen aber mit seltsamen Striemen und Furchen auf dem Körper bezeichnet. Die Männer trugen, außer einer ärmlichen Schulterbedeckung, blos vorn ein durch Schnüre festgehaltenes Bündel von Kokosblättern, und die Weiber einen, mit freihängenden Baststreifen besetzten Gürtel. Die Waffen der Eingeborenen bestanden aus langen Spießen; ihre Kähne waren mit Auslegern versehen.

Carolina, eine 1795 von Broughton entdeckte kleine Insel, ostwärts von der Penrhyn-Gruppe, unter 9° 57′ S. Br. und 150° 25′ W. von Greenwich.

Flint, eine, gleichfalls nur kleine und 1801 entdeckte Insel, südwestwärts von der vorigen, unter 11° 20′ 30″ S. Br. und 151° 53′ 30″ W. von Greenwich.

Digitized by Google

Suwarow, eine Gruppe von mehreren kleinen, aber höchſt fruchtbaren und bewohnten Inſeln, 1814 von Lazareff, Befehlshaber des ruſſiſchen Schiffes Suwarow, entdeckt und unter 13° 20′ S. Br. und 163° 30′ W. von Greenwich gelegen.

Scilly, eine, von den Eingeborenen Wenua Ura genannte und 1767 von Wallis entdeckte Gruppe niedriger Eilande, die in einem gefährlichen Korallenriff eingeſchloſſen ſind, unter 16° 28′ S. Br. und 155° 30′ W. von Greenwich.

Mopeha (auf engliſchen Seekarten Mopeelia), eine Gruppe niedriger Korallen-Inſeln, 1767 von Wallis entdeckt und unter 16° 46′ S. Br. und 154° 8′ W. von Greenwich gelegen. Dieſe, etwa 2 M. lange und 1 M. breite Gruppe, beſteht eigentlich aus kleinen und ſchmalen Landſtreifen, die durch Sandbänke zuſammenhängen und in der Mitte eine Lagune haben. Wallis nannte ſie Lord Howe's-Inſel, wogegen ihr Cook (der ſie auf ſeiner zweiten Reiſe beſuchte) den obigen, ſeitdem allein gebräuchlichen Namen beilegte. Sie war nicht bewohnt, aber reich an Kokosnüſſen, Perlenauſtern, Vögeln mit ſchmackhaftem Fleiſch u. ſ. w.

Roggeweens oder Baumans-Inſeln, eine von Auſtralindiern bewohnte und 1722 entdeckte Inſelgruppe, unter 11° 54′ S. Br. und 155° 10′ W. von Greenwich, oder nordöſtlich und 120 M. von dem Mangia- oder Cooks-Archipel.

Fünftes Kapitel.

Die Geſellſchafts-Inſeln.

Die Geſellſchafts- oder Societäts-Inſeln, welche über 1000 Meilen weſtſüdweſtwärts von der peruaniſchen Hauptſtadt Lima entfernt ſind, bilden eine, aus 11 Inſeln und verſchiedenen Eilanden beſtehenden und in der Richtung von Südoſt nach Nordweſt auf 50 Meilen ſich erſtreckende Gruppe, und liegen (in runden Zahlen ausgedrückt) zwiſchen dem 16. und 18. Grade ſüdlicher Breite und zwiſchen dem 149. und 152. Grade weſtlicher Länge von Greenwich.

Daß als ihr erſter Entdecker Quiros zu betrachten iſt, haben wir bereits im 7. Kapitel des I. Abſchnittes kurz bemerkt. Er entdeckte im Februar 1606 ihre ſüdlichſte und Hauptinſel Tahiti, welcher er den Namen Sagittaria beilegte, während er die gleichzeitig von ihm aufgefundenen benachbarten kleinen Inſeln Taturua und Maitea, jene Fugitiva, dieſe Decena nannte. Der Archipel ſelbſt erhielt von ihm keinen beſonderen Namen.

Nach einem mehr als anderthalbhundertjährigen Zeitraume, während deſſen Tahiti oder Sagittaria ſo gut wie ganz in Vergeſſenheit gerathen war, kam der brittiſche Seefahrer Wallis zuerſt wieder hierher, und zwar im Jahre 1767. Er glaubte eine völlig neue Entdeckung gemacht zu haben, nahm die von Quiros aufgefundenen Inſeln, nebſt zwei anderen, für ſeinen König Georg III. in Beſitz, und nannte nun Tahiti König Georgs III. Inſel, Eimeo Duke of York Inſel, Maitea Osnabrück-Inſel und Tapuamanu die Saunders-Inſel.

Digitized by Google

Im folgenden Jahre, 1768, kam Bougainville mit den französischen Schiffen la Boudeuse und l'Etoile nach dem Archipel und brachte wiederum neue Namen auf. Die wollüstigen Franzosen waren von der Gefälligkeit der tahitischen Schönen so entzückt, daß sie die Insel für würdig hielten, der Göttin der sinnlichen Liebe geweiht zu werden; und so legte denn Bougainville der Insel Tahiti den Namen Neu-Cythera bei, nannte auch zum Ueberfluß ihre nördlichste Spitze die Venusspitze. Das benachbarte Maitea benannte er Boudoir, und die Inseln zusammen den Archipel Bourbon.

Das Jahr darauf, nämlich 1769, besuchte endlich Cook den Archipel, und der von ihm demselben beigelegte Name Gesellschafts- oder Societäts-Inseln hat sich allein erhalten, ebenso die von ihm wiederhergestellten ursprünglichen, einheimischen Benennungen der einzelnen Inseln: Tahiti, Eimeo, Taturua, Maitea, Tapuamanu u. s. w.

Die fünf ebengenannten südöstlichen Inseln des Archipels (Tahiti, Eimeo ꝛc.) werden jedoch in einigen geographischen und nautischen Werken als eine, von den nordwestlichen Gesellschafts-Inseln zu unterscheidende, besondere Gruppe unter dem Namen der Georgischen Inseln aufgeführt, und dagegen die sechs übrigen als eigentliche Gesellschafts-Inseln bezeichnet. Diese Unterscheidung rührt von Wilson, dem Befehlshaber des ofterwähnten Missionsschiffes Duff, her, der die Wallis'sche Benennung Tahiti's in sofern wieder in's Leben rief, daß er jene fünf Inseln zusammen die König Georgs III. Inseln nannte; woraus man denn, der Kürze halber, Georgische Inseln gemacht hat.

Bis auf die neuste Zeit pflegte man auch die Austral-Inseln (s. das nächste Kapitel) dem Gesellschafts-Archipel beizuzählen; was sich allerdings rechtfertigen läßt, da sie sowohl hinsichtlich ihrer physischen Beschaffenheit, wie der Sprache und Eigenthümlichkeit ihrer Bevölkerung mit den Gesellschafts-Inseln übereinstimmen, und daher auch die in diesem Kapitel enthaltene allgemeine Beschreibung der Letztern gleichzeitig auf die Austral-Inseln sich bezieht. Da sie jedoch von dem Gesellschafts-Archipel ziemlich entfernt liegen und gegenwärtig als eine besondere Inselgruppe häufig genannt werden, so haben wir ihnen auch ein besonderes Kapitel, nämlich das nächste, zum Behuf ihrer Specialbeschreibung gewidmet.

Wir wollen nur noch bemerken, daß nach Cook's mehrmaligem Aufenthalte auf Tahiti, die Gesellschafts-Inseln jährlich von anderen europäischen Seefahrern besucht wurden, bis sie zuletzt, besonders nach Einführung des Christenthums und europäischer Civilisation, im nautischen und commerciellen Weltverkehr fast in eine Ranglinie mit den besuchtesten Inseln anderer europäischer Welttheile getreten sind. Zugleich verweisen wir hierbei auf die darüber gelegentlich schon gemachten Mittheilungen im 6. Kapitel des I. Abschnittes und in der Einleitung zu diesem VI. Abschnitt.

Digitized by Google

Der phyſiſchen Beſchaffenheit nach, bildet der Geſellſchafts-Archipel einen Gegenſatz zu den vorigen, in den vier erſten Kapiteln dieſes Abſchnittes beſchriebenen Inſelgruppen; denn er ruht nicht auf Korallengebilden, ſondern unmittelbar auf Urgebirge, iſt meiſt vulkaniſchen Urſprunges und gehört demnach (die Auſtral-Inſeln mit einbegriffen) in die Kathegorie der hohen Inſeln, deren Berge ſich bis zu mehr als 8000 F. erheben. Obwohl Granit die Urgebirgsart iſt, ſo findet man doch häufig Schiefer und Kalk aufgeſetzt, und faſt überall Lava, Bimſtein und andere vulkaniſche Erzeugniſſe. Die Gebirge erheben ſich meiſtens im Mittelpunkte der Inſeln und geben dieſen dadurch das Anſehen, als beſtände jede nur aus einem einzigen, von einem breiten Rande umgebenen Berge. Die Berge ſelbſt gewähren mit ihrer blühenden Vegetation, ihren Kaskaden und den lachenden Thälern, die zwiſchen ſie eingeſchoben ſind, einen höchſt überraſchenden und bezaubernden Anblick.

Zwar ſind auch die hieſigen Gewäſſer keineswegs frei von gefährlichen Korallenriffen, aber zwiſchen dieſen öffnen ſich doch den Schiffen ſichere Zugänge, und das Geſtade bietet wenigſtens auf allen größern Inſeln in Baien und Buchten Schutz gegen Wind und Meer dar. Tahiti, Eimeo, Huahine, Rajatea, Borabora haben ſämmtlich gute Häfen, in denen zum Theil ſogar Linienſchiffe vor Anker gehen können.

Daß es den Inſeln bei ihrer gebirgigen Beſchaffenheit nicht an Quellwaſſer fehlt, bedarf kaum der Erwähnung. Sie ſind vielmehr reich damit begabt, und auf einigen, ſelbſt auf den Bergen, findet man überdies Landſeen und Teiche mit ſüßem Waſſer. Eigentliche Flüſſe können ſich, bei dem verhältnißmäßig geringen Entwickelungsraum, den die meiſten Inſeln darbieten, freilich nicht bilden; es ſei denn, daß man den Matavai auf Tahiti ſo nennen will.

Das Klima iſt höchſt mild und mehr gemäßigt als warm, obwohl die Inſeln völlig unter dem Tropenhimmel liegen. Beſtändig wehende Seewinde kühlen die Hitze, welche in den drei letzten Monaten des Jahrs am ſtärkſten iſt, bei Tage, und Thau mit ſich führende, aus dem gebirgigen Innern kommenden Landwinde die nächtliche Schwüle ab. Die Monate von April bis October ſind übrigens die ſchönſten. Im Januar, Februar und März iſt es oft ſtürmiſch und regenig. Aber ein gemeſſener Wechſel zwiſchen trockener und naſſer Witterung findet nicht ſtatt; vielmehr wechſelt das Wetter häufig ab, und ſelbſt im Sommer regnet es keineswegs ſelten. In den drei erſten Monaten des Jahrs, oder dem hieſigen Sommer, führt der alsdann herrſchende Weſtwind oft ſo ſtarken Regen herbei, daß die Berggewäſſer zu reißenden Strömen anwachſen, über ihre Ufer treten und ſich in den Thälern und auf den Bergterraſſen verwüſtend ausbreiten. Orkane und Gewitter gibt

Digitized by Google

es zwar ebenfalls häufig, gehen aber meistens, ohne Schaden anzurichten, vorüber.

Was die Naturerzeugnisse betrifft, so liefert zwar das Mineralreich hier weder edle noch unedle Metalle, noch Edelsteine, sondern höchstens karneolähnliche Kiesel, auch Bimstein (aus welchem die Tahitier früher ihre Hauwerkzeuge und Aexte verfertigten) in Menge, außerdem Bausteine, Kalk, Walkererde, Mergel, Thon von allen Farben und Schwefel. — Auch das Thierreich zeigt sich, außer im Gefieder, arm. Denn von Landsäugethieren besaßen die Inseln vor der, besonders durch die englischen Missionäre bewirkten Einführung europäischer Hausthiere (welche hier gegenwärtig äußerst zahlreich sind), nur australische Schweine und Hunde, nebst dem (jetzt verschwundenen) Vampyr; während die von Wallis, Cook u. a. m. bereits in großer Menge vorgefundenen Ratten wahrscheinlich erst durch spanische oder andere Schiffe im 17. Jahrh. hier eingeschleppt worden waren. Aus der Ordnung der Vögel gibt es mehrere, den Gesellschafts-Inseln eigenthümliche Arten von Papageien, Kukuken, Schwalben, Fliegenfängern, Tauben, Regenpfeifern, Wiedehopfen, Lerchen und Drosseln. Das Huhn war schon vor Ankunft der Europäer hier Haushuhn. Wasser- und Strandvögel sind in Menge vorhanden und besonders zahlreich die Geschlechter der Enten, Taucher und Meergänse. Auch findet man einige Raubvögel. Der Tropikvogel, auf den die Eingeborenen wegen seiner Federn Jagd machen und dessen Nester sie, wie die Isländer die Eidergans, aufsuchen. Der Fregattvogel, dessen Federn von den Eingeborenen früher so geschätzt wurden, daß sie nicht selten für ihn ein großes Schwein hingaben, war ebenfalls ein Gegenstand der Jagd: sie warfen mit Speeren nach ihm, wenn er auf eine ihm vorgeworfene Lockspeise stieß, und bewiesen dabei eine ungemeine Fertigkeit. — Giftige Schlangen gibt es auf den Gesellschafts-Inseln nicht, wohl aber eine Wasserschlange, die hydra bicolor, welche ehemals von den Tahitiern gegessen ward, und von andern Amphibien die Schildkröte, die bei ihnen als geheiligt galt; außerdem einige Eidechsenarten. — Von den in diesen Gewässern wimmelnden Fischen waren den Eingeborenen schon früher 150 Arten bekannt und mit einheimischen Namen bezeichnet. Die meisten sind eßbar, und darunter Boniten, Makrelen, Aale, Stachelfische und Barsche am häufigsten. Einige Arten sind ungenießbar und sogar schädlich; auch gibt es einen Aal, der so giftig ist, daß der menschliche Körper davon anschwillt. — Von Schmetterlingen und Käfern ist keine große Mannigfaltigkeit da. Andererseits findet man die, in den Tropenländern sonst so äußerst lästigen Moskitos hier nicht, dagegen aber freilich zwei Fliegenarten, welche wenigstens durch ihre Zudringlichkeit sehr beschwerlich fallen. Früher, ehe die Gesellschafts-Insulaner an europäische Reinlichkeit sich gewöhnt hatten, wurden sie von Läusen ungemein geplagt: jetzt sind mit diesem Ungeziefer nur noch liederliches Gesindel und

Digitized by Google

fremde Abenteurer in den Seeplätzen behaftet. Von den übrigen Inſekten ſind Ameiſen, aber nur von der kleinen Art, Cikaden, Grillen, ein unſchädlicher Skorpion und Tauſendfüße zu nennen. — Von Cruſtaceen werden Krabben, Seekrebſe und Taſchenkrebſe von den Eingeborenen häufig genoſſen. — Vielerlei Arten von Schaalthieren bedecken die Riffe, womit die Inſeln theilweiſe eingefaßt ſind, und einige der Seeſchnecken und Muſcheln ſind von beſonderer Schönheit. Die Tahitiſche Perlmuſchel hat viel Eigenthümliches: die Eingeborenen wiſſen die Perlen recht gut auszuziehen. Außerdem findet man Porzellanſchnecken, Biſchofskronen (**Voluta mitra**), gewöhnliche Kinkhörner, Stachelſchnecken, Mondſchnecken und Schwimmſchnecken. Von Molusken gibt es ebenfalls mancherlei Arten.

Dagegen hat die Natur das Pflanzenreich auf den Geſellſchafts-Inſeln verſchwenderiſch ausgeſtattet; und es gibt vielleicht nur wenige Punkte auf der Erde, wo eine ähnliche Mannigfaltigkeit und Schönheit der Pflanzen angetroffen wird. Die Berge ſind meiſt bis zum Gipfel bewaldet und zwar mit den ſtattlichſten Bäumen, ebenſo die Schluchten und Thäler, nur daß hier die Abwechſelung mit nutzbaren und anderen Gewächſen größer iſt. Die Brotfruchtbäume, die Kokospalmen, die Piſangs (von denen es auf Tahiti allein 15 Varietäten gibt), die Yams, die Arum- oder Tarowurzeln (ſ. die Beſchreibung derſelben im 5. Kap. des I. Abſchn.), die Bataten oder ſüße Kartoffeln u. ſ. w. ſind in Ueberfülle da und hier zugleich ſorgfältig cultivirt. Aehnliches gilt von dem Papiermaulbeerbaum, dem Caſuarinen- oder Keulenbaum, den tahitiſchen Apfel- und Kirſchbäumen (jene liefern eine, im Geſchmack und Geruche den Pfirſichen, dieſe eine, den europäiſchen Aepfeln ähnliche Frucht), der tahitiſchen Kaſtanie (wie die ſüdeuropäiſche ſchmeckend, nur anders von Geſtalt), der Katappnuß (**Terminalia glabrata**), der Tiwurzel (zuckerhaltig und auf den Bergen wachſend), den Jambuſen (mit pflanzenartiger, ſehr angenehm ſchmeckender Frucht), Flaſchenkürbiſſen, Feigen, Pfeilwurz, Zuckerrohr (welches ſeiner ausgezeichneten Güte wegen ſchon im vor. Jahrh. nach Weſtindien verpflanzt worden iſt), Baumwolle, Farbenkräutern, der Silberneſſel (deren Fäden wie unſer Flachs gebraucht werden), Bambus bis zu 60 F. Höhe ꝛc. Die Blüthen des Ta-u, aus deſſen weißem, zarten Holze mancherlei Geräthe geſchnitzt werden, haben einen durchdringenden Geruch, und die Baumblätter liefern als Färbeſtoff ein ſchönes Scharlachroth. Die Zweige der Eawwa oder wilden Schlehe (aus deren Baumrinde das feinſte graue Zeug verfertigt wird) hängen lang herab, faſſen wieder Wurzeln und bilden ſo in kurzer Zeit einen kleinen Hain, der von einem einzigen Stamme ausgeht. Der Teayre hat milchweiße Blumen von einem herrlichen jasminartigen Geruche; der Bua hellgelbe, lieblich duftende Blüthen von ganz beſonderer Schönheit; mit beiden ſchmückten früher die Eingeborenen ſich die Haare. Von Staudengewächſen wurde ehemals die Awa (**Piper methysti-**

Digitized by Google

eum) sorgfältig angebaut, um das schon in der Beschreibung der Tonga-Inseln erwähnte berauschende Getränk aus ihrer Wurzel zu bereiten. Die Seidenbaumwolle wächst wild; der Tabak ist gegenwärtig über alle Gesellschafts-Inseln verbreitet, ebenso der rothe chilesische Pfeffer; der Cowtay (**Hibiscus rosa sinensis**) liefert wohlriechende rothe Blumen (zugleich Heilmittel für eiternde Augen, auch für innerlichen Gebrauch), und der Oporre vye neche ist eine Art Süßholz. Blumen zum Zierrathe sind höchst mannigfaltig, unter ihnen Guetardien, Gardenien, Passifloren, Pelargonien u. a. m. Unter den Kräutern befindet sich eine Art Kresse, die einen guten Salat gibt; man hat Portulack, Nachtschatten und die **Boerhavia procanteus.** — Zum Fischfange dienen der stinkende Zeiland (**Daphne foetida**), die giftige Kresse (**Lepidium piscidium**) und das betäubende Fleckenkraut (**Galega litoralis**).

Die Gesammtbevölkerung der Gesellschafts-Inseln (die Austral-Inseln dabei nicht mitgerechnet) kann höchstens nur auf **50,000** E. geschätzt werden, und zwar die Einwohnerzahl der Georgischen Inseln auf **25,000**, und die der übrigen oder eigentlichen Gesellschafts-Inseln (s. oben) auf eben so viel. Daß sie jetzt sammt und sonders Christen sind, bedarf wohl kaum noch ausdrücklich wiederholt zu werden. Cook berechnete die der Insel Tahiti allein auf **120-** bis **160,000**, und sein Begleiter Forster die der übrigen Inseln auf mehr als **200,000** Seelen, welche letztere Zahl er sogar noch für zu gering hielt. Allein diese Schätzungen beruhten zu sehr auf allgemeinen und schwankenden Grundlagen, als daß ihnen voller Glaube beigemessen werden könnte; obgleich soviel gewiß ist, daß die Bevölkerung zu Cook's Zeit bedeutend größer als 40 Jahre später war. Sie hatte sich während dieses Zeitraums um mehr als die Hälfte vermindert, und zwar nicht etwa in Folge innerer Kriege (denn diese waren mittlerweile weder häufig, noch sehr mörderisch gewesen), noch verheerender klimatischer Krankheiten (deren es überhaupt auf den Gesellschafts-Inseln nie gegeben hat), sondern lediglich und allein in Folge von ansteckenden Krankheiten, welche europäische Seefahrer ihnen gebracht, und den, von ihnen den Insulanern gleichfalls beigebrachten Lastern. Denn wir haben bereits im 6. Kap. des I. Abschnittes (S. 41) erzählt, daß schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das arme Volk auf Tahiti dem Capitän Wilson auf die rührendste Weise klagte, wie jedes neue Schiff von Europa ihnen auch eine neue Krankheit bringe und doch keine alte wieder mitnehme; — daß um die nämliche Zeit auf dieser Insel unter vier Personen mindestens immer eine gerechnet werden konnte, welche venerisch war, und bei Vielen das furchtbare Gift äußere Körpertheile weggefressen hatte, während vor der Ankunft der Europäer die Eingeborenen nicht einmal von dem Dasein einer Lustseuche je etwas gehört oder gewußt hatten; — daß auch die Pocken, Fieber und andere Uebel

Digitized by Google

verheerend auf ſie bereits vererbt waren; — daß die Inſulaner überhaupt alle unglückſeligen Auswüchſe der europäiſchen Welt einen nach dem andern kennen gelernt hatten, und ſo denn namentlich auch zum Trunk von den Europäern verleitet worden und deſſen traurigen Folgen anheimgefallen waren. Zugleich haben wir dort gezeigt, daß die Behauptung, die Bevölkerung der Geſellſchafts- (wie auch anderer Südſee-) Inſeln habe erſt nach Einführung des Chriſtenthums daſelbſt ſich vermindert, eine Lüge, vielmehr der umgekehrte Fall eine Thatſache iſt, da grade ſeit der Annahme des Chriſtenthums (welches den eingeriſſenen Laſtern, folglich auch den dadurch erzeugten Krankheiten einen Damm entgegenſetzte) die Sterblichkeit unter den Eingeborenen ſich nicht nur vermindert hat, ſondern auch ein allmäliges Anwachſen der Bevölkerung eingetreten iſt. Wenn alſo z. B. die Bevölkerung Tahiti's 1797 (wie eine damals von Wilſon und den Miſſionären dort vorgenommene Zählung ergab) nach einem etwa 20jährigen Zeitraume von 100,000 oder 80,000 auf 16,050, und nach einem abermaligen ähnlichen Zeitraum 1813 gar auf 8000 E. herabgeſunken war, ſo hatte ſie ſich andererſeits ſchon wenige Jahre nach Einführung des Chriſtenthums (und 1814 erklärten König Pomare und der größere Theil ſeines Volkes ſich öffentlich für daſſelbe) wieder auf 10,000 gehoben, und beläuft ſich gegenwärtig auf 18,000 E. Sie würde aber noch beträchtlicher ſein, wenn nicht aus Haß gegen die franzöſiſche Fremdherrſchaft ſeit 1842 viele Tahitier nach Rajatea und anderen, der Herrſchaft der Franzoſen nicht unterworfenen Geſellſchafts-Inſeln ausgewandert wären.

Die Geſellſchafts-Inſulaner gehören der malayiſchen Raſſe an, bilden einen der ſchönſten Stämme der Auſtralindier (ſ. Kap. 4., Abſchn. I.), und haben in der Regel eine anſehnliche Größe und einen geregelten Körperbau. Es gibt unter ihnen hin und wieder Männer von 6 F. 4 Z. bis 6 F. 6 Z. Länge; überhaupt ſind ſie durchſchnittlich von höherm Wuchs als die Europäer, und ſelten findet man einen Menſchen unter dem Mittelmaße.

Die gewöhnliche Hautfarbe iſt ein mehr oder minder helles, in's Olivengelbe ſchillerndes Braun, welches aber, beſonders bei den Erihs (oder dem höhern Adel), nicht ſelten ſo licht iſt, daß das Erröthen auf den Wangen durchſcheint. Das Geſicht bietet, wenn auch eben nicht das Ideal einer griechiſchen Schönheit, doch meiſt immer ſehr regelmäßige und einnehmende, faſt europäiſche Züge dar; und ihnen entſprechen die gefälligen Formen des ganzen Körpers. Arme und Beine ſtehen zu dieſem in richtigem Verhältniſſe, ebenſo die vollen und gut gerundeten Schenkel und Hüften. Kopfhaar und Bart ſind völlig ſchwarz, und ſelten ſieht man ein gelbbraunes oder röthliches Haar.

Die Frauen ſind im Ganzen heller tingirt als die Männer, und kaum um einige Schattirungen bräunlicher, als eine Europäerin aus dem Süden. Sie ſind nach Verhältniß kleiner als die Männer, zeichnen ſich aber durch

Digitized by Google

ein feuriges, schwarzes Auge, durch die Weiße und Glätte der Zähne, durch eine zarte, weiche Haut, durch einen schön geformten Busen, kleine Hände und Füße aus. Zugleich ist ihnen in hohem Grade weibliche Anmuth und Grazie eigen; selten oder nie wird ihr Gesicht durch mürrisches Wesen entstellt, oder ihr Blick mit den Wolken des Argwohns und Eigensinns umzogen. Sie sind redselig, ihr Benehmen anlockend, ihr Gang leicht, fest und behende, ihr Betragen frei und ungezwungen, immer liebreich gegen einander, gegen ihre Männer und auch gegen Fremde. Ihr sanftes, wohlwollendes Temperament scheint keine aufgeregte Leidenschaften zu kennen, obgleich sie von Natur nur zu empfänglich dafür sind; nicht leicht werden sie sich beleidigt finden, und sind sie es wirklich, so sind sie doch bald wieder versöhnt, und nie bleibt ein Funke von Groll oder Rache zurück, mögen sie auch noch so gekränkt sein. Wie in allen warmen Ländern reift auch hier das Mädchen früh zur Jungfrau, altert aber auch in der Regel früh. Doch gibt es in dieser Hinsicht manche Ausnahmen, und man kann ältere Frauen finden, sogar schon mit ergrautem Haar, die sich in ihren Zügen wenig verändert haben; ja, es sind andererseits Fälle vorgekommen, wo verblühte Schönheiten nach einiger Zeit von Neuem aufgeblüht sind und sich dann länger erhalten haben, als es sonst vielleicht geschehen wäre. Früher, als die Unzucht bei ihnen im vollen Gange war, verblühte eine ausschweifende Frau schon mit dem dreißigsten Jahre und zehrte ab; dagegen jetzt, wo Züchtigkeit waltet, bewahren sie durch keusches Leben jugendliche Munterkeit und lebhaftes Aussehen bis in ein spätes Alter. Mit den Männern ist es grade eben so.

Dem Grundcharakter nach sind die Gesellschafts-Insulaner von sanfter, bildungsfähiger Gemüthsart. Sie waren vor Ankunft der Europäer ein Naturvolk, das sich so eben auf die erste Stufe der Cultur gehoben hatte, sich nicht mehr im Zustande roher Wildheit befand, aber neben dem Anstriche von Geselligkeit manche Züge aus seiner frühern Kindheit beibehalten hatte. Den Europäern erschienen sie als liebenswürdige, gutmüthige, gesellige, frohe und gastfreie, aber auch als leichtsinnige, höchst sinnliche Menschen. Sie waren eben ein Naturvolk. Daher ließen sich auch manche ihrer schlimmen Charakterzüge zwar nicht unbedingt rechtfertigen, aber doch gewissermaßen entschuldigen. Ihr ehemaliger Hang zum Stehlen, oder die Neigung, alles dessen sich zu bemächtigen, was ihnen in die Augen fiel, war eigentlich ganz natürlich bei Menschen, die von Eigenthum so zu sagen noch keinen oder doch einen nur sehr unvollkommenen Begriff hatten. Zudem war dies wohl noch der geringste Vorwurf, den man ihnen machen konnte. Denn auf der andern Seite waren sie immer höchst freigebig unter sich und gegen Fremde, bereitwillig zu allen Hülfeleistungen, und mit ihren Geschenken eher verschwenderisch als haushälterisch. Armuth machte keinen unter ihnen verächtlich, aber wohlhabend und dennoch habsüchtig zu sein, galt als der größte Schimpf, und sie

Digitized by Google

gaben lieber die Kleider vom Leibe weg, ehe sie sich pire pire (geizig) nennen ließen. Keuschheit, vollends grundsätzliche Keuschheit war freilich wenig bei ihnen zu finden, aber in dem Grade wollüstig wie andere Südsee-Insulaner, waren sie in vieler Beziehung nicht, und eine durch wollüstige Bilder erhitzte und zerrüttete Phantasie, wie sie sich bei unzähligen europäischen Großstädtern findet, war, bis auf wenige Entartete, den Gesellschafts-Insulanern völlig fremd. Zu öffentlicher Unzucht wurden die Tahitierinnen erst durch die Europäer verführt, und die in dem geheimen Wollustorden der Arreoys (s. unten) betriebenen Gräuel wurden von den, die Mehrzahl bildenden Bessergesinnten im Volke verabscheut. Die ärgste Schattenseite des frühern Zustandes der Gesellschafts-Insulaner waren ihre Menschenopfer und Kindermorde, wovon weiterhin die Rede sein wird.

Gekleidet sind die Gesellschafts-Insulaner gegenwärtig fast durchgehends auf europäische Art. Früher sah sich der Anzug beider Geschlechter sehr ähnlich, und die gewöhnliche Kleidung bestand aus der Tebuta oder einem länglichen Stücke Zeug, kaum 1 Elle breit und in der Mitte durchlöchert, um den Kopf durchzustecken. Es hing über die Schultern vorn und hinten bis an die Kniee herab und ließ Seiten und Arme ganz unbedeckt. Die Männer trugen dabei den Marra, einen schmalen Zeugstreifen, der rund um den Unterleib geworfen, zwischen den Schenkeln durchging und vorn zugezogen war; die Frauen einen kleinern Unterrock. Ein viereckiges und doppelt gelegtes Stück Zeug, das unter der Tebuta einigemal um den Unterleib und bei den Frauen um den Busen geschlagen ward, hieß Paru; bei den Männern reichte es bis an die Kniee, beim weiblichen Geschlecht bis an die Waden und Knöchel. Die Frauen warfen außerdem wohl noch über die Tebuta den Abbu, einen weißen und sehr feinen Mantel. Dies war die gemeinschaftliche Tracht aller Klassen der Eingeborenen, und der Adel und die Vornehmen unterschieden sich blos dadurch, daß sie zu ihrem Anzuge eine größere Menge Zeug verwendeten; Füße und Beine blieben stets unbedeckt, und auch auf dem Kopfe trugen die Männer höchstens Federn vom Tropikvogel. Dagegen hatten die Frauen mancherlei Kopfbedeckung, entweder aus Kokosblättern, oder zierlichen Haarflechten, oder Federkronen und Blumenguirlanden bestehend. Die Haare rieben sie mit Kokosnußöl ein, womit sie aber noch die Oele verschiedener wohlriechender Pflanzen verbanden. Beide Geschlechter durchbohrten die Ohrläppchen und trugen entweder wirkliche oder künstliche Perlen darin.

Auch die Sitte des Tättowirens herrschte auf den Gesellschafts-Inseln; nur ward der Körper nicht mit vielen Figuren überladen, und die Tättowirung beschränkte sich meist auf die Hüften und Schenkel; das Gesicht blieb davon gänzlich frei. Indeß unterwarf sich Jedermann dieser Sitte, der

Digitized by Google

Jüngling, weil er nicht eher für einen Krieger, und das Mädchen, weil es nicht eher für eine Jungfrau galt.

Der nach europäischer Art gebauten Häuser gibt es heutzutage eine Menge auf den Gesellschafts-Inseln; jedoch ist man vielfältig auch noch bei den Hütten nach einheimischer Bauart geblieben. Die Eingeborenen wohnten früher nur am Strande oder in dessen nächsten Umgebungen; denn das Innere der Inseln war meist ein völliger Wald. Sie hatten keine Dörfer oder Ortschaften, sondern jede Wohnung stand isolirt und hatte ihre Pflanzungen um sich her. Gegenwärtig sind die Waldungen an sich noch eben so dicht wie früher und wie überhaupt alle Tropenwälder; aber das Innere der Inseln ist mehr angebaut, die Zahl der Wohnungen hat sich vermehrt, der europäische Baustyl ist hinzugekommen, und so sind nicht nur Dörfer, sondern auch stadtähnliche Ortschaften entstanden. Dessenungeachtet ist die Zahl der isolirt stehenden Wohnungen noch immer sehr groß, und sie stehen nach wie vor gewöhnlich in einem Haine von Kokospalmen, Brotfruchtbäumen und Pisangs, von denen rund um die Hütte her nur soviel weggeschlagen ist, daß die herabfallenden dürren Zweige das Dach nicht beschädigen können. Eine solche Hütte pflegt eine länglichrunde Gestalt zu haben, und sieht unsern Heuschobern ähnlich. Die Seitenwände bildet ein hölzernes Gitterwerk von Latten, welche 2 Zoll von einander stehen, um der Luft freien Spielraum zu lassen, und die zugleich mit einer Reihe 6 F. hoher Pfosten das Haus tragen helfen. Im Innern und in der Mitte stehen, je nachdem das Gebäude groß ist, 3, 5 oder noch mehr Pfeiler der Länge nach und tragen den Giebelbalken, von welchem die Dachsparren sich herabziehen, unten auf die Pfosten sich stützen und 3 bis 4 F. weit über dieselben vorspringen. An den Latten und Pfosten läuft ein, an die Dachsparren befestigter hölzerner Rahmen um die ganze Hütte her; das Dach selbst ist mit Palmblättern gedeckt. In diesen Hütten gibt es keine Kammern oder Abtheilungen; denn sie sind weniger für den Aufenthalt bei Tage, als vielmehr bei der Nacht berechnet. Der Fußboden wird mehrere Zoll hoch mit starkem, aber weichem Grase belegt und dasselbe so sorgfältig ausgebreitet, daß kaum ein Blättchen verkehrt liegt. Die Länge der Hütte beträgt bei dem gemeinen Mann selten mehr als 18 Fuß, bei den Erihs (dem höhern Adel) aber wohl 50 F., die Breite 8 bis 12, und die Höhe etwa 20 Fuß. Der sie gemeiniglich umgebende Hofplatz ist mit 3 F. hohen starken Pfählen eingefaßt und wie das Innere der Hütte mit Gras bestreut. In diesem Raume befinden sich die Viehställe, die Vorrathsschoppen und bei den Erihs die Hütten für das Gesinde und Gefolge. Hier brachten früher auch die Hüttenbewohner die meisten Stunden des Tages auf der Erde sitzend oder liegend entweder mit Nichtsthun oder Vergnügungen hin. Die Hütte wird zwar sehr reinlich gehalten, doch wimmelt es darin häufig von Flöhen, die sich in dem Grase eingenistet haben, übrigens erst

Digitized by Google

von den Europäern hierher gebracht worden ſind. — Außer ihren Hütten hatten die Eingeborenen, und haben zum Theil noch, größere Verſammlungshäuſer bis an 200 F. lang und 30 F. breit, als Eigenthum eines ganzen Diſtrikts.

Die Nahrungsmittel der Geſellſchafts-Inſulaner beſtehen hauptſächlich aus Vegetabilien. Die Brotfrucht und die Piſangs (ſ. darüber Kap. 4., Abſchn. I.) werden auf mancherlei Weiſe zu Speiſen, namentlich Puddings zubereitet. Indeß iſt daneben auch die animaliſche Koſt ziemlich allgemein, und ſeit Einführung europäiſcher Hausthiere vervielfältigt worden, auch ſeitdem der Genuß des Fleiſches vom auſtraliſchen Hunde (der übrigens nur mit Vegetabilien gemäſtet und für eine äußerſt ſchmackhafte Speiſe gehalten ward, auch mit unſeren Hunden eigentlich gar nicht zu vergleichen iſt) ziemlich in Abnahme gekommen. Geſchlachtet wurde aber der Hund ſo wenig wie das Schwein, ſondern entweder erſäuft oder, was noch gewöhnlicher war, erwürgt. Im letztern Fall ward eine ſtarke Schnur zwei- oder dreimal um den Hals gewunden und das Thier dann mit einem Stocke geknebelt, bis es nicht mehr athmete; ſobald es todt war, ward Hals und After mit Gras verſtopft, das Thier über und über mit Waſſer begoſſen, mit trockenen Blättern und Heu umgeben, die Haare oder Borſten abgeſengt und die Haut mit ſcharfen Inſtrumenten ſo lange geſchabt, bis ſie ganz rein war. Sodann ward der Bauch mit einem Bambusſplitter aufgeriſſen, die Eingeweide und das gewonnene Blut herausgenommen und letzteres mit einigem Fette in Kokosſchalen geſchüttet, woraus durch Umrühren ein ſchwarzer Pudding ſich geſtaltete. Das alſo innerlich ausgewaſchene und gereinigte Thier ward, zuſammen mit Brotfrüchten, Yams und Arum, in den Ofen oder die Grube gebracht, mit Gras, Piſangblättern und heißer Aſche, und darüber mit der ausgegrabenen Erde bedeckt. Ein großes Schwein brauchte wenigſtens zwei Stunden zum Garwerden; ein kleines oder ein Hund kaum die Hälfte der Zeit. Auf dieſe Weiſe backen die Eingeborenen alle ihre Speiſen; nur nicht die Fiſche, die ſie röſteten und halb roh verzehrten. Außer Schweinen, Hunden und Fiſchen genoſſen ſie auch das Fleiſch von Federvieh. — Feuer machten ſie auf ähnliche Weiſe an, wie die Eingeborenen des Mulgrave-Archipels (ſ. Kap. 3. des V. Abſchn., S. 314). Frauen durften ihr Feuer nicht bei dem der Männer, und umgekehrt die Männer das ihrige nicht bei dem der Frauen anzünden.

Das gewöhnliche Getränk der Geſellſchafts-Inſulaner iſt reines Waſſer und außerdem Kokosmilch. Die Vornehmen trinken dann und wann höchſtens noch etwas Wein. Die berauſchende Kawa iſt längſt außer Gebrauch gekommen; und auch Branntwein, zu deſſen Genuß europäiſche Seefahrer manche Eingeborene ehemals verführten, und in neuerer Zeit ſogar römiſche Prieſter die Tahitier wieder zu verleiten ſuchten, wird nur in den Seeplätzen,

Digitized by Google

und auch hier fast allein von fremden Abenteurern noch getrunken. Unter den Eingeborenen herrscht ganz der ursprüngliche Abscheu davor wieder.

Die Beschäftigungen der Gesellschafts-Insulaner drehten sich früher hauptsächlich um Jagd, Fischerei und Verfertigung von verschiedenen Kleidungsstoffen, Werkzeugen, Geräthschaften, Canots und Waffen. Der Plantagenbau war im Grunde ganz unbedeutend. Allerdings hatten sie Pflanzungen, auf denen sie ihre Brotfrucht, Pisangs, Kokosnüsse, Yams, Arum und Papiermaulbeerbäume zogen. Allein die erstgenannten dieser Früchte bedurften an sich gar keiner Pflege und Wartung; auch pflanzte man sie nicht einmal nach, sondern ließ sie durch die Natur regeneriren. Blos die Zucht des Papiermaulbeerbaumes ward mit Sorgfalt betrieben, und die Yams und Tarowurzeln wurden wenigstens auf besondern Feldern angebaut. Die Jagd beschränkte sich, aus Mangel an eigentlichen Jagdthieren, wesentlich auf das sog. Rattenschießen und den Vogelfang. Wichtiger war die Fischerei, bei der sich die Eingeborenen der Netze und Angelruthen bedienten. Die Netze (die übrigens großentheils noch im Gebrauche sind) waren von verschiedener Größe, nämlich von 5 bis 50 Klaftern Länge und 1 bis 12 Klaftern Breite. Die Leine zu den Angelschnüren und das Garn zu den Netzen ward aus der Rova oder Silbernessel (Urtica argentea) gemacht, indem sie deren Fasern mit den Händen um ihre Schenkel drehten und den 2- oder 3drähtigen Faden in Ballen aufwanden. Ihre Angelhaken, die von verschiedener Gestalt und Größe waren, machten sie aus Perlenmuscheln; jetzt bedienen sie sich der europäischen.

Die Canots, deren sich die Fischer bedienten, wurden von denselben selbst aufgezimmert, bestanden aber meist nur aus ausgehöhlten Baumstämmen und einem in die Höhe gebogenen Hintertheil. Künstlicher und sinnreicher gebaut waren die Kriegskähne. Diese waren immer doppelt, hatten eine Länge von 60 bis 90, eine Breite von 3 und eine Tiefe von 6 Fuß, und ihr Hintertheil erhob sich bis zu 12, ja zu 24 Fuß Höhe. Gewöhnlich hatte ein Kriegscanot eine Bemannung von 200 Kriegern und 80 bis 100 Ruderern. Die Angriffe in Seegefechten geschahen mit der größten Wuth; sobald als möglich suchte man zu entern und das feindliche Canot zu erstürmen. Am kunstvollsten waren übrigens die dem Eatua geheiligten Canots, die, wie die eben erwähnten, von der Volksmasse nach einem, von dem Häuptlinge ergangenen Aufgebote gezimmert wurden.

Die Waffen bestanden vorzüglich aus Schleudern, womit 2- bis 3pfündige Steine äußerst geschickt geworfen wurden, 8 bis 14 F. langen Wurfspießen und Lanzen und Keulen aus Casuarinaholz. Der Bogen und Pfeile bediente man sich nicht im Kampfe, sondern nur bei der Vögel- und Rattenjagd.

Die vornehmsten Werkzeuge, mit denen die Eingeborenen ihre Kähne, Waffen, Geräthschaften u. dgl. m. zu Stande brachten, waren eine Art aus Bimstein, Meißel und Bohrer aus Menschenknochen und Messer aus Bambus. Daß sie gegenwärtig europäischer Handwerkszeuge sich bedienen und in der Geschicklichkeit mit europäischen Handwerkern und Künstlern wetteifern, den Boden auf's Sorgsamste anbauen, in Buchdruckereien und Fabriken thätig sind und überhaupt durch Fleiß und Arbeitsamkeit sich auszeichnen, ist bereits in der Einleitung zu diesem Abschnitt (S. 326 ff.) erwähnt worden.

In der Verfertigung von Kleidungsstoffen zeichnen sich die Gesellschafts-Insulanerinnen auch gegenwärtig noch aus; und wir haben a. a. O. gesehen, daß ihre Geflechte zu Damenhüten in England den größten Beifall und starke Nachfrage gefunden haben. Die Zeuge aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes werden, nach gehöriger Zubereitung, zunächst vollkommen gebleicht und dann verschiedenartig gefärbt: schwarz durch den Saft des Gebirgspisangs; braun durch die Rinde des Toa; gelb durch die

Digitized by Google

Wurzel des Nono und durch Orleans oder Ruku, welcher Baum auf den Inſeln häufig iſt, und roth durch die Matdebeere. Grau iſt die natürliche Farbe, wenn der Stoff gar nicht gebleicht wird. Die Stoffe aus dem Baſte des Brotfruchtbaums ſind gröber und werden nur von gemeinen Leuten getragen. Der aus dem Baſte der ficus aspera oder tinctoria verfertigte Stoff iſt bräunlich. Die, gleichfalls von den Inſulanerinnen verfertigten Matten ſind äußerſt dauerhaft und ſchön gearbeitet, und manche ſogar feiner und zierlicher als in Europa. Sie werden aus verſchiedenem Material, Lindeneibiſch, Pandanus und auch einigen Grasarten geflochten. Großer Fleiß wird beſonders auf diejenigen gewendet, die aus der Rinde des hibiscus tiliaceus gemacht werden und wohl einem guten Tuche nahe kommen.

Aus den frühern geſellſchaftlichen Zuſtänden, Sitten und Gebräuchen der Geſellſchafts-Inſulaner theilen wir folgende Einzelnheiten mit: Die Monogamie war entſchieden vorherrſchend, und nur die Häuptlinge und Vornehmen nahmen neben der Gattin noch 3 oder 4 Beiſchläferinnen oder Nebenweiber. Eine Heirath ward faſt ohne Ceremonie geſchloſſen, und erſt nach ihrer Vollziehung fanden einige Feierlichkeiten ſtatt. Die Anverwandten beſchenkten das junge Ehepaar mit Schweinen, Zeugen und Victualien. Eins der erſten Bedürfniſſe einer jungen Frau war ein Haifiſchzahn, und dieſen mußte ſie haben, um bei vorkommenden Gelegenheiten ſich damit das Haupt zerfleiſchen zu können. Dies geſchah in der Regel, wenn den Gatten oder die Kinder ein unglücklicher Zufall traf, und man hat Beiſpiele, daß ein Weib bei dem Verluſt eines Kindes oder des Gatten ſich ſo zerfleiſchte, daß ſie in Fieber und Wahnſinn verfiel. Die Trauer um nahe Anverwandte bezeigten ſie auch durch das Abſchneiden der Haare, womit man oft 2 bis 3 Jahre anhielt. Uebrigens durften die Frauen nie mit den Männern eſſen oder aus derſelben Schale trinken; bei allen Gelegenheiten mußten ſie für ſich allein ſpeiſen, und nur die Frauen vom erſten Range und aus der königlichen Familie machten davon eine Ausnahme. Vielerlei Arten von Lebensmitteln waren ihnen ganz verboten, und die erlaubten mußten ſie ſelber einſammeln und zubereiten. Berührte ein Mann ihre Speiſen, ſo mußten ſie ſolche wegwerfen. Bei keinem Morai oder den Götzen geweihten Platz durfte ein weibliches Weſen ſich blicken laſſen.

So hoch geehrt das Alter auf den Freundſchafts-Inſeln iſt, ſo ſehr ſetzte man es auf den Geſellſchafts-Inſeln zurück. Ein Greis, ſelbſt wenn er von der höchſten Familie war, galt nichts, man widmete ihm nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit, und alt und unbedeutend ſein waren nach den herrſchenden Begriffen ſynonym. Der Grund davon lag wahrſcheinlich in dem wunderlichen Erbfolgegeſetze, nach welchem das Kind gleich nach ſeiner Geburt als das Haupt des Hauſes, und Vater und Mutter nur als die Verwalter ſeines Vermögens angeſehen wurden. Von väterlicher Gewalt und kindlichen Pflichten konnte unter ſolchen Umſtänden kaum die Rede ſein. — Wenn aber nicht das Alter, ſo achtete man ſeltſamer Weiſe den Kopf des Menſchen für ſo ehrwürdig, daß man nie andere Dinge damit verglich, und den Kopf auch nur mit der Hand zu berühren, ſchon für eine große Beleidigung galt. — Die Geſellſchafts-Inſulaner bedankten ſich nie für etwas, hatten auch in ihrer Sprache kaum ein Wort für den Begriff des Dankes. Dagegen kannte freilich ihre Gaſtfreundſchaft und Freigebigkeit keine Grenzen: was ſie hatten, theilten ſie mit ihren Freunden, und es würde ein Schimpf für ſie geweſen ſein, wenn Jemand hungrig aus ihrem Hauſe gegangen wäre. — Freude und Schmerz bezeigten ſie beinahe auf gleiche Art. Kehrte ein geliebter Freund oder ein Verwandter von einer Reiſe zurück, oder ging er zur ewigen Ruhe ein, gleichviel: in jenem wie in dieſem Fall ward der Haifiſchzahn herbeigeholt und Blut in Strömen vergoſſen. Die gewöhnliche Begrüßung geſchah durch das Naſen oder ſanfte

Digitized by Google

Hinneigen zweier Nasenspitzen gegen einander; vor einem Oberhaupte aber entblößten beide Geschlechter Schultern und Brust. Beim Niesen rief man sich die Worte: Yourana t'Eatua zu oder Gott segne dich! oder vielmehr: die Götter mögen dich segnen; denn Eatua war der allgemeine Name der Götter, welche von den heidnischen Gesellschafts-Insulanern verehrt wurden.

Die Leibesübungen der Gesellschafts-Insulaner bestanden in Knittelkämpfen, Ringen und Schwimmen, welches letztere obenan stand und auch jetzt mit besonderer Vorliebe und Geschicklichkeit betrieben wird. Die Tänze waren von verschiedener Art, doch der Heiva darunter der vornehmste. Ein feierlicher öffentlicher Heiva ward von Weibern und Männern in abgesonderten Reihen aufgeführt, gewöhnlich bei Nacht und Fackelschein. Er hob mit einer Rede an, worauf die Tänzer und die Tänzerinnen sich ordneten und die Tänze begannen, die mit Gesang und Musik begleitet wurden, und mit einer dramatischen Vorstellung endigten. Die gewöhnlichen Heivas wurden auch bei Tage gehalten, und hierin traten nur Tänzerinnen auf. Cook beschreibt einen solchen, bei Tage gehaltenen Tanz: Es traten zwei junge Mädchen in einen Kreis; sie waren bis über den Busen bedeckt, jede Brust mit einem Strauße von Federn geschmückt, und ihr Anzug schloß von den Hüften an knapp an den Leib; Hals und Arme waren völlig bloß. Um die Mitte des Körpers war der Anzug so geordnet, daß zwei beträchtliche Stücke desselben flügelförmig gefaltet hervorstanden. Von den Hüften bis zu den Füßen floß ein weißes Gewand mit rother Einfassung in weiten Falten herab, und war durch einen Gürtel befestigt, der in drei, bis auf die Kniee herabhängenden Quasten endigte. Auf dem Kopfe trugen sie einen turbanähnlichen Aufsatz von Haarflechten und mit schönen, wohlriechenden Blumen umwunden. Das Ganze schilderte eine dramatische Figur, unter Begleitung von sanftem Trommelschlag und Gesang, den ein im Hintergrunde sitzender Greis anstimmte und der von den Tänzerinnen absatzweise wiederholt ward. Zu beiden Seiten saßen zwei Männer, welche die Bewegungen der Tänzerinnen mit ihren Armen nachmachten, wie denn überhaupt der ganze Tanz hauptsächlich aus Gesticulationen der Arme, Hände und Finger bestand, worin die Tänzerinnen allerdings eine besondere Geschicklichkeit und Grazie entfalteten. Zwar bewegte sich der Fuß zugleich nach dem Takte, aber Sprünge kamen nicht vor. Unanständig war dabei das Schaukeln der Hüften und widrig das Verzerren des Mundes, das oft krampfartig ward, aber hier zu dem Wesen des Tanzes gehörte. Wenn die Mädchen abtraten, so trat ein Chor Sänger auf, oder es erschienen Schauspieler, die eine Pantomime aufführten. Nun muß man aber wissen, daß die ganze Vokalmusik sich auf 3 bis 4 Töne beschränkte, die natürlich stets wiederholt wurden, etwa wie beim Dudelsack; und daß die musikalischen Instrumente der Gesellschafts-Insulaner nur aus einer Trommel und einer Art Flöte, die durch die Nase geblasen ward und nicht mehr als drei Seitenlöcher hatte, bestanden. Und daß solche Gesänge verstummt waren, daß solche Tänze aufgehört hatten, darüber konnte Kotzebue eine Wehklage erheben, darüber konnten seine Nachbeter in Deutschland sich ereifern!!! (Vergl. Kap. 6. Abschn. I. S. 45.) Natürlich sollten die evangelischen Missionäre die Gesänge zum Verstummen gebracht und die Tänze „verpönt" haben; allein diese hatten sich im Geringsten nicht darum bekümmert, sondern die Sache war die, daß die Eingeborenen selbst, sobald sie mit europäischen Sitten, Ideen und Gefühlen näher vertraut geworden waren, an ihrem eintönigen Geplärr und Gedudel eben so wenig Gefallen mehr fanden, wie an den langweiligen Tänzen.

Die Sprache der Gesellschafts-Insulaner ist, als Dialekt der Malayensprache, in der Südsee eben so allgemein verständlich, wie in Vorderasien die persische, oder wie im Mittelländischen Meere die italienische; daher man sie auch wohl die Lingua

Digitized by Google

italiana des Auſtraloceans genannt hat. Sie iſt ſanft und reich an Vokalen, und jeder harte Gurgelton iſt ihr fremd. Die Wurzelſylben ſind einfach, und faſt jede beſteht aus einem oder mehreren Vokalen. Das beſtimmende Wort ſteht bei dem Hauptworte nicht vorn, ſondern in der Regel hinten: ſo Etua rahi, der Geiſt groß, Tata ete, der Menſch klein. Der Plural bleibt unbezeichnet und ohne Conſtruction, er müßte denn durch Wiederholung angedeutet werden. Statt der Declination wird in gewiſſen Fällen nur die Präpoſition no (von, gegen, zu oder nach) angewendet. Eben ſo mangelhaft iſt die Conjugation, indem das Wurzelwort alle Tempora vertritt und das Hülfszeitwort ſeyn häufig weggelaſſen wird. — Schrift und Schriftzüge waren den Geſellſchafts-Inſulanern, wie anderen Südſee-Völkern, völlig unbekannt, wogegen ſchon 1817, alſo wenige Jahre nachdem ſie den regelmäßigen Unterricht der Miſſionäre genoſſen hatten, ihrer an 5000 waren, welche leſen und ſchreiben konnten, und es jetzt faſt Niemand mehr unter ihnen gibt, der darin unerfahren iſt. Auch war es damals ſchon nichts Seltenes mehr, daß ein Tahitier unter dem Gottesdienſte mit Bleiſtift das Thema der Predigt aufzeichnete. Es gibt gegenwärtig manche wirklich wiſſenſchaftlich gebildete Männer unter den Geſellſchafts-Inſulanern. Früher hatten ſie kaum die erſten Elemente wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe inne. Sie kannten und bezeichneten zwar einzelne Sternbilder und Fixſterne, wie den Orion, die Milchſtraße, den Sirius, aber in den Sternſchnuppen ſahen ſie ſchon einen böſen Geiſt, der ſchnell durch die Luft fahre. Sie hatten eine Zeiteintheilung; aber ihr Jahr beſtand aus 13 Monaten, weil ſie ſich dabei nur nach den Mondsveränderungen richteten; die Nacht theilten ſie nach den Stand der Geſtirne in 6, und den Tag nach den verſchiedenen Sonnenhöhen ebenfalls in 6 Theile. Ihr Zählen geſchah nach der Dekadik. Sie zählten bis 10 und ſetzten zu jeder Zahl über 10 ein M hinzu, hatten aber für 20, 30 u. ſ. w. verſchiedene Namen. Bei allen ihren großen Zahlen nahmen ſie die Finger zu Hülfe. Ihre Kenntniß in der Arzneikunde beſchränkte ſich faſt nur auf die Heilung äußerer Wunden, obwohl ſie darin manchmal große Geſchicklichkeit bewieſen. So erhielt einer der Miſſionäre, die zuerſt nach Tahiti kamen, und der an einem Beinſchaden litt, von einem Prieſter (denn die Götzenprieſter waren die einzigen Aerzte auf den Geſellſchafts-Inſeln) den Saft eines Krautes, der ihm augenſcheinlich mehr half, als alle ſeit mehreren Wochen gebrauchten europäiſchen Heilmittel. Im Uebrigen heilten dieſe Prieſter meiſtens durch Schwitzbäder, indem ſie Steine erhitzten, den Kranken unter eine Decke daneben ſetzten und Waſſer auf die glühenden Steine ſprengten (ihn alſo eine Art ruſſiſchen Bades nehmen ließen); indeß verließ ſich der Kranke weniger auf dieſe Kur, als auf die Gaukeleien, welche jene zur Beſchwörung der Krankheit veranſtalteten.

Die Todten wurden in der Regel begraben, ausgenommen bei Vornehmen, gleichviel ob Erwachſene oder Kinder, wenn ſie nur nicht an anſteckenden oder entſtellenden Krankheiten geſtorben waren. Ihre Leichen legte man nicht in's Grab, ſondern bewahrte ſie auf, indem man die Eingeweide ausnahm und den innern oder äußern Körper wiederholt mit Salben und wohlriechenden Oelen auswuſch. Dies verrichtete eine Perſon, die während der ganzen Zeit für unrein geachtet und gefüttert wurde, da ſie ſelbſt dann keine Speiſen anrühren durfte. Die Verwandten und Freunde verrichteten einen Theil der feierlichen Ceremonieen, ſobald der Leichnam einbalſamirt war. Jede weibliche Anverwandte brachte ein Kleidungsſtück und der Todte wurde angekleidet und geputzt, wie bei Lebzeiten. Man ſetzte ihm Speiſen vor, zerfleiſchte ſich auch wohl wiederum Kopf und Bruſt mit dem Haifiſchzahn und breitete die blutigen Tücher über die Leiche, und ſo lange ſich noch ein unangenehmer Geruch verſpüren ließ, fuhr man fort, den Körper mit wohlriechenden Oelen zu ſalben und mit Blumenkränzen zu ſchmücken. Die Leiche eines Oberhauptes wurde in allen Diſtrikten, wo er begütert

Digitized by Google

gewesen war oder Freunde gehabt hatte, umhergetragen, und an jedem Ruhepunkte die eine und die andere Todtenceremonie wiederholt. Nach einigen Monaten gelangte sie an ihren vormaligen Wohnort zurück, und ward hier entweder wie getrocknetes Pergament aufbewahrt oder auf dem Tupapau (einem Gerüste in den Morais) ausgestellt, nachher aber, wenn alles verwes't war, begraben, jedoch nie in den Morais selbst.

Was die ehemalige bürgerliche und politische Verfassung auf den Gesellschafts-Inseln betrifft, so standen letztere unter der Botmäßigkeit eines Königs, und das Volk zerfiel in Adelige und Gemeine.

Der König, der auf Tahiti seinen Sitz hatte, führte den Titel Erih de Hoi oder oberster Häuptling, und seine Würde war erblich. Es herrschte jedoch die sonderbare Thronfolge, daß der erstgeborene Sohn dem Vater das Diadem nahm und als König anerkannt ward, nur daß bis zu seiner Volljährigkeit jener die Regentschaft führte und erst dann die Regierung dem Sohne übergab. Im Fall der Vater mittlerweile starb, führte die Mutter die Regentschaft; und starb der König unbeerbt, so folgte der älteste Bruder. Die Person des Königs und der Königin war so heilig, daß sie nie ein anderes Haus betreten durften, weil dasselbe dadurch sogleich Tabu oder für Niemand weiter zugänglich geworden sein würde. Selbst jedes Land, das der König mit seinem Fuße betrat, ward sein Eigenthum, und er mußte sich daher sehr in Acht nehmen, von seinen Domänen sich nicht zu entfernen. Er herrschte mit großer Willkür und war Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen. In Wirklichkeit aber wurden nur in den ihm unmittelbar unterworfenen Distrikten seine Befehle ohne Widerspruch vollzogen, wogegen namentlich in denen mächtiger Häuptlinge oder Vasallen seine Gewalt eingeschränkter war. Hier mußte er nicht selten mit den Waffen in der Hand Gehorsam erzwingen; daher die häufigen Kriege auf den Inseln. Das hauptsächlichste äußere Unterscheidungszeichen des Königs war der Maro, der königliche Gürtel, womit er beim Antritte seiner Regierung feierlich umgürtet wurde.

Auf den König und die königliche Familie folgte der Adel, der sich in vier Klassen theilte: Erihs, Meduas, Tauhas und Ratirrahs. Die Erihs waren die Häuptlinge der verschiedenen Distrikte oder Inseln. Sie standen sämmtlich unter dem Könige, übten aber in ihren Distrikten fast eine gleiche Gewalt aus und lehnten sich, wie schon bemerkt, häufig gegen seine Befehle auf. Sie waren völlige Eigenthümer ihrer Gebiete und der darin gelegenen Ländereien; hatten sie dergleichen in anderen Distrikten, so verliehen sie solche an Vasallen, die den Namen Meduas führten und die zweite Klasse des Adels bildeten, oder sie übergaben sie ihren Freunden zum völligen Eigenthum, mit keiner andern Verpflichtung, als sie gelegentlich bei sich zu bewirthen. Die dritte Adelsklasse der Tauhas bestand aus Verwandten oder jüngern Brüdern der Erihs, welche von diesen die größern, ihnen unmittelbar unterworfenen Güter zu Lehn empfingen; wogegen andere Verwandte oder Brüder, welche die geringeren Güter erhielten, die Klasse der Ratirrahs bildeten.

Das gemeine Volk bestand ebenfalls aus mehreren Klassen. Die Mahanune, als die vornehmsten darunter, waren die eigentlichen Bauern. Einige derselben waren Raa oder heilig, andere gemein oder unrein. Letztere standen unter Tauhas und Ratirrahs, bauten für sie das Land, verfertigten ihnen die Kleidungsstücke und verrichteten jede Art von Handarbeiten, die man von ihnen verlangte. Doch waren sie nicht an die Scholle gebunden und konnten ihre Herren wechseln, wie es ihnen beliebte. Sie glichen völlig unserem Gesinde, und hießen Tautaus, wenn sie sich dem Dienste eines Mannes, und Tuti, wenn sie sich dem Dienste einer Frau widmeten. Ueberhaupt bestand auf den Gesellschafts-Inseln keine eigentliche Sklaverei, und das Volk gehorchte mehr aus Gewohnheit, als aus Furcht vor Strafe. Auch fand wenig

Digitized by Google

äußerer Unterschied zwischen den verschiedenen Ständen statt: alle gingen auf demselben Fuße mit einander um. Indeß besaß das gemeine Volk gar kein positives Eigenthum, und Alles, was es erwarb, konnte der adelige Dienstherr an sich reißen, ohne es zu ersetzen. Das Grundeigenthum befand sich allein in den Händen des Adels, und war mit eigenen kleinen Flaggen bezeichnet, was jedesmal bei der Geburt eines Tauha oder Ratirrah wiederholt wurde. Jedermann kannte indeß sein Eigenthum und achtete mit der größten Gewissenhaftigkeit darauf, daß es erhalten ward und in die Hände seines Erben überging. Eine Ueberschreitung der Grenzen veranlaßte bisweilen die blutigsten Fehden. Es stand Jedermann frei, sein Erbe zu vermachen an wen er wollte: starb ein Grundbesitzer ohne Erben und ohne Testament, so beerbte ihn sein Tayo oder Gastfreund.

Eine Art von Rechtszustand gab es zwar auf den Inseln, aber keinen eigentlichen Richter, weder für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten, noch für Criminalfälle. War ein Prozeß im Entstehen, so legten die Parteien in der Regel ihren Nachbarn die Sache vor und erwählten sie zu Schiedsrichtern, deren Aussprüchen sie sich willig unterwarfen; und nur selten kam es wegen eines Prozesses zu Thätlichkeiten. War aber ein Mord oder eine große Beleidigung zu ahnden, so nahm gewöhnlich die Familie des Beleidigten oder der ganze Distrikt die Bestrafung auf sich und zog gegen die Beleidiger zu Felde, die, wenn sie die Fehde nicht annehmen wollten, mit Friedensgaben die Beleidigung sühnen mußten. Tödtete ein Vornehmer einen Tautau, so büßte er gewöhnlich mit einem Theil seines Vermögens; ermordete ein Erih oder sonst ein Adeliger einen Ebenbürtigen, so übernahm gewöhnlich die Familie die Blutrache. Der Diebstahl ward nur in gewissen Fällen für ein Verbrechen gehalten und auch dann nur mit Stockschlägen bestraft.

Allein nach Annahme des Christenthums und nach näherer Bekanntschaft mit europäischen Sitten und Einrichtungen hat sich hinsichtlich dieser gesellschaftlichen Zustände Vieles geändert. Es wurde eine, der englischen nachgebildete Staatsverfassung eingeführt und durch dieselbe auch eine Art Landtag oder Parlament, welches sich alle drei Jahre auf Tahiti versammelte und von zwei Abgeordneten aus jedem Bezirke beschickt wurde. Die vollziehende Gewalt blieb in den Händen des Königs, jedoch unter gewissen Beschränkungen. Auch der Adel wurde beibehalten, jedoch ebenfalls in der Ausübung seiner früheren Vorrechte beschränkt. Zugleich ward im Jahre 1824 ein ordentlicher Gerichtshof, mit Untergerichten, eingesetzt, nachdem schon vorher ein förmliches Gesetzbuch abgefaßt worden war. Nach diesem fiel die Todesstrafe (außer für den vorbedachten Mord) weg, und Todtschlag, Kindermord, Geburtsabtreibung, wiederholter Aufruhr und Empörung wurden mit lebenslänglicher Verbannung nach einer wüsten Insel bestraft. Der Dieb mußte vierfachen Schadenersatz geben oder abverdienen. Wer Sonntags arbeitete, ward zuerst von der Obrigkeit verwarnt, das zweite Mal mußte er auf eine Strecke von 50 Klaftern und das dritte Mal auf eine noch größere Strecke am Straßenbau arbeiten. Auf die nämliche Weise wurden andere Vergehen bestraft, und diesen Bestrafungen verdankt Tahiti eine, längs seiner Küsten fortlaufende Landstraße. Falsche Ankläger verfielen in die nämliche Strafe, die den Angeklagten im Fall der Wahrheit getroffen hätte. Ueberhaupt ward eine unparteiische Rechtspflege gehandhabt. Als einst die Königin Pomare einen Brotfruchtbaum in eines armen Mannes Garten fällen ließ, belangte der Eigenthümer die Königin, und diese wurde vor Gericht geladen. Man fragte sie: „Glaubt Ihr, daß es recht sei, einen Baum zu fällen, ohne dazu die Erlaubniß zu haben?“ „Es war nicht recht“, antwortete die Königin. Der Kläger wurde nun gefragt, welche Entschädigung er verlange. Aecht christlich antwortete dieser: „Wenn die Königin überzeugt ist, daß es

Digitized by Google

nicht recht war, eines Mannes Baum ohne seine Erlaubniß umzuhauen, so wird sie es nicht wieder thun; damit bin ich zufrieden und begehre sonst nichts." — Die Franzosen (s. Einl. zu diesem Abschnitt) haben Manches hierin geändert, zum Theil auch französische Einrichtungen und Gesetze eingeführt, obwohl sich ihre Gewalt oder das sog. Protectorat nur über die Georgischen Inseln (s. oben) erstreckt; wogegen die, seit 1844 auf Rajatea residirende Königin ihre Souveränität auf den eigentlichen Gesellschafts-Inseln nach wie vor ausübt.

Die ehemalige heidnische Religion der Gesellschafts-Insulaner war ein buntschäckiger Polytheismus. Sie hatten nicht allein allgemein angebetete obere Gottheiten, sondern auch die einzelnen Familien jede ihren Ti oder Schutzgeist, den sie in den Morais aufstellten und verehrten. Der allgemeine Name für die oberen wie für die unteren Götter war Eatua. Merkwürdig war übrigens die Trias in dem Religionssystem der Gesellschafts-Insulaner, welche sich auch in der indischen Mythologie, der altmexicanischen u. s. w. wiederfindet. Sie nahmen nämlich drei höchste Wesen oder obere Götter an: den Tane te Medua oder Vater, den Oromattau Tua ti te Myde oder Sohn und den Taroa Mannu te Hua oder Vogel und Geist. Die Namen und das Wesen derselben waren ihnen so heilig, daß sie nur in außerordentlichen Fällen an sie, dagegen in allen übrigen oder gewöhnlichen Angelegenheiten an die Untergötter sich wendeten. Oro, Otu Tamahorro, Toferi, Hiro, sind einige Namen dieser Untergötter. Von ihren eigentlichen Hausgöttern oder Ti's glaubten sie, daß auch die Seelen tugendhafter Menschen unter ihnen sich befänden, auf lebende Freunde einwirkten, sie von Krankheiten befreiten und gegen böse Götter beschützten. Den Untergottheiten waren Altäre in den verschiedenen Morais errichtet; der Tempel der obern Götter befand sich dagegen in dem tahitischen Distrikt Oparre, wo auch der Oberpriester oder Earie Rahie seinen Sitz hatte.

Von der Entstehung ihrer Inseln hatten sie die Vorstellung, daß einst die Himmlischen Hader und Streit mit einander gehabt und bei dieser Gelegenheit in ihrem Zorn die Erde in Stücke zertrümmert hätten, aus denen dann die vielen Inseln, die zuvor ein großes zusammenhängendes Land gewesen, entstanden wären, Tahiti an der Spitze. Das Menschengeschlecht entstand folgendermaßen: Beim Anbeginn der Erde nahm einer der Himmlischen Tane, die Taroa zur Frau, und erzeugte mit ihr das Trinkwasser, das Meer, die Wasserhose, den Wind, die Wolken, die Nacht und die Sonne in der Gestalt eines Mannes, der Oerea Tabua hieß. Als dieser das Licht erblickte, begaben sich alle seine Brüder und Schwestern auf die Erde, nur eine Tochter Taunu blieb im Himmel und heirathete den Oerea Tabua, mit welchem sie 13 Kinder oder die 13 Monate (s. oben) zeugte. Taunu floh nun ebenfalls zur Erde, und Oerea Tabua begattete sich mit einem Felsen Poppoharra Harrea, der ihm einen Sohn gebar und dann in seinen Felsenzustand zurücktrat, während der Gatte sich in Staub verwandelte. Der zurückgelassene Sohn umarmte den Meeressand und gab einem Sohn Ti und einer Tochter Opira das Leben. Diese Geschwister heiratheten sich, und Opira gebar eine Tochter Ohira Rine Mune; die Mutter wurde dann krank und bat, unter dem Versprechen ähnlicher Dienstleistung, ihren Gatten, sie zu heilen. Er aber schlug es ab und nahm nach ihrem Tode die Tochter zum Weibe, die ihn mit 3 Söhnen und 3 Töchtern beschenkte. Nach der Eltern Tod heiratheten diese Geschwister einander, und durch sie entstand das Menschengeschlecht.

Daß die heidnischen Gesellschafts-Insulaner an eine Fortdauer nach dem Tode glaubten, ist bereits erwähnt worden; nur an eine jenseitige Bestrafung glaubten sie nicht. Hiernach mußten also eigentlich die Seelen aller Verstorbenen ohne Unterschied unter die Untergötter versetzt werden; denn unter solchen Umständen war tugendhaft oder gottlos

Digitized by Google

geweſen zu ſein ganz einerlei. Ihr Teufel Ti erſtreckte ſeine Macht nur über die Erde, und verurſachte, indem er mit den Speiſen ſich in den menſchlichen Körper ſchlich, gefährliche Krankheiten und Raſerei.

Die unmittelbaren Diener der Eatuas waren die Prieſter, die ſich in zwei Klaſſen theilten, Tahaura Morai — und dieſe verrichteten den Dienſt bei allen heiligen Ceremonieen des Morai — und Tahaura Eatua, welche ſich den, ſich auf ſie herablaſſenden und ſie begeiſternden Gottheiten widmeten. An jene, wie an dieſe wendete man ſich in Krankheiten, in Fällen, wo man die Zukunft enthüllt zu ſehen wünſchte, überhaupt in allen Angelegenheiten, und ſie verſtanden es meiſterhaft, ſich ihren Nimbus zu erhalten. Eine eigene gottesdienſtliche Sprache beſaßen ſie nicht, aber ſie ſprachen bei allen gottesdienſtlichen Handlungen die Landesſprache in ſo unverſtändlichen und hohlen Tönen aus, daß man glaubte, eine ganz andere Sprache zu hören. Einige von ihnen gaben ſich das Anſehen, als wenn ſie mit einem oder mehreren Eatuas in beſonderer Verbindung ſtänden; und diejenigen, welche nun gar von den drei obern Göttern begeiſtert wurden, genoſſen die höchſte Ehre und Achtung, und ſie wußten ihre Rollen der Art zu ſpielen, daß ſie das im Aberglauben befangene Volk leicht täuſchen konnten. Daſſelbe von ſich abhängig zu erhalten, war das Hauptſtreben bei ihren Gaukeleien, und dieſen Zweck erreichten ſie vollkommen, ſo lange nicht das Chriſtenthum ihnen einen Strich durch die Rechnung machte. Daher hatten auch reiche und vornehme Leute beſtändig eine Partie Prieſter und Prieſterinnen um ſich — denn es gab auch weibliche Geiſtliche! — die für ſie beten und opfern mußten.

Dies alles wäre nun noch wohl hingegangen, und man hätte die ehemaligen Zuſtände der Geſellſchafts-Inſulaner, trotz ihres Hanges zur Trägheit und zum Nichtsthun, trotz ihrer Sinnlichkeit, ihres Aberglaubens, ihrer politiſchen Rechtloſigkeit, trotz ihres abenteuerlichen Götzendienſtes, immer noch für erträglich halten können, wenn ſie nur nicht gar zu arge Schattenſeiten gehabt oder, deutlicher geſprochen, wenn ſie nicht eine ſchreckliche Kehrſeite gehabt hätten. Daß der Albatros, der Reiher, die Taube, die Schwalbe, der Hund, die Ratte, die Eidechſe, der Tauſendfuß, der mächtige Hai, und der gewaltige Schwertfiſch, nebſt einer Menge anderer Fiſche, göttlich verehrt wurden, war dabei im Grunde eine Kleinigkeit; aber daß Kindermorde ſo zu ſagen handwerksmäßig betrieben und den Göttern Menſchen geopfert wurden, das war eben das Schreckliche dieſer Kehrſeite. Hauptſächlich fürchteten ſich die Geſellſchafts-Inſulaner vor dem Kriegsgotte Oro — einem rohen, unförmlichen Klotze aus Aitoholz, etwa 6 Fuß lang — und ſuchten ihn durch Menſchenopfer zu verſöhnen. Dieſe Schlachtopfer nahm man nie aus dem weiblichen Geſchlechte, welches als gemein betrachtet wurde, ſondern aus dem männlichen, ſoweit es Raa oder heilig war (ſ. oben). Die Ausübung eines Verbrechens gegen den König oder gegen eine Gottheit ſetzte einen Mann noch nicht der Gefahr aus, geopfert zu werden; und wenn auch ſein Leben als verwirkt angeſehen ward (alſo vielleicht weil er ſich gegen einen Haifiſch, einen Reiher oder gegen eine Ratte vergangen hatte), ſo war doch ſein Leib nicht immer tauglich zum Opfer. Vielmehr wurden die Schlachtopfer in der Regel nur aus gewiſſen Diſtrikten und Familien genommen, die man zu dieſem Zwecke ausgeſondert hatte. Man nannte ſie Fenua Tabu (geweihte Diſtrikte) und Fetui Tabu (geweihte Familien); und ſobald einmal Jemand aus einem Diſtrikt oder einer Familie geopfert war, wurden dieſe von da an als geweiht betrachtet, und jede Mannsperſon in ihrem Umkreiſe war keine Stunde mehr ihres Lebens ſicher, wenn es der Hoheprieſter oder Oberprieſter für gut fand, eine Menſchenopferung anzuordnen, oder wenn eine öffentliche Feierlichkeit ſolche erforderlich machte. Ein ſolches öffentliches religiöſes Feſt, wie z. B. die Einweihung eines Königs, oder der Verſöhnungstag des Gottes Oro, war, außer den

Digitized by Google

extraordinären Eingebungen, die der Oberprieſter hatte, die Veranlaſſung, Menſchenopfer darzubringen. Wenn man ein ſolches Feſt beabſichtigte, ſo wurde es freilich jedesmal längere Zeit, manchmal mehrere Jahre zuvor angekündigt; und ſo geſchah es wohl, daß diejenigen, die ſich in Gefahr wußten, nach einer benachbarten Inſel flohen und da warteten, bis das Feſt vorüber war; aber dennoch kamen ſie ſelten glücklich davon. Waren ſie einer Gelegenheit ausgewichen, ſo unterlagen ſie ſicher bei der nächſten; und wenn ſie auch auf eine andere Inſel flohen, ſo waren ſie da immer in der gleichen Gefahr; denn auf allen Inſeln, wo ſich Morais oder den Göttern geweihte Plätze befanden, wurden Menſchenopfer gebracht. Es gab kein Mittel, von der Opfertauglichkeit ſich frei zu machen, und natürlich noch weniger, einen Stellvertreter zu bekommen.

Indeß ſtanden zwei Auswege offen zu möglicher, wenn auch nicht ſicherer Lebensrettung: wenn man ſich nämlich im Kriege beſonders hervorthat, oder wenn man eine recht entſetzliche That verübte. Ein Beiſpiel von der letztern Art fand bald nach der Ankunft der erſten Miſſionäre 1798 ſtatt. Der Mann, der geopfert werden ſollte, erſchlug ſeinen eigenen Bruder, gewiſſermaßen als Stellvertreter des Opfers; und als der König das hörte, ſagte er: „Aha! der ſucht eine Beförderung; er ſoll ſie haben!“ und machte ihn zum Diſtriktsvorſteher. Dieſes Amt bekleidete er, bis die große ſegenvolle Veränderung eintrat, welche ihm und ſo vielen Anderen das Leben rettete. Er nahm das Chriſtenthum an, bekehrte ſich gründlich und ſtarb in hoffnungsvollem Glauben an den Erlöſer. — Auf eine wunderbare Weiſe wurde ein Anderer gerettet, in dem Augenblicke, wo er ſchon geſchlachtet werden ſollte. Tetufa, ein Erih oder Häuptling auf Tahiti, machte eine Reiſe, wurde in ſeinem Canot vom Sturm überfallen und rettete ſich mit ſeiner Mannſchaft auf eine der weſtlichen Inſeln des Geſellſchafts-Archipels; der Kahn ging aber dabei in Stücke. Er ließ ihn zwar wiederherſtellen; jedoch hatten die Schiffbrüchigen ihre ſteineren Krummhauen verloren, und beſaßen kein Fao, ein Werkzeug, mit welchem Löcher in die Kahnplanken gebohrt wurden, um ſie an einander binden zu können. Dieſes Fao wurde immer aus dem Schienbein eines Mannes verfertigt, und zwar eines ſtarkgliedrigen mit krauſem Haar, da die Knochen eines ſolchen für die zweckdienlichſten und härteſten gehalten wurden. Tetufa ſah ſich einen geeigneten Mann unter ſeinen Begleitern aus und beſchloß, ihn zu opfern, nicht allein um den erforderlichen Knochen zu einem Hohlmeißel zu bekommen, ſondern auch, um die Gottheit zu verſöhnen, damit ſie eine glückliche Heimfahrt gewähre. Während die Uebrigen umherblickten und jeden Augenblick die geheime Ordre erwarteten, das auserſehene Schlachtopfer zu überfallen, entdeckten ſie in den Korallenriffen Holztrümmer eines geſtrandeten europäiſchen Schiffes und darin einen eiſernen Pflocknagel oder Bolzen (das erſte Stück Eiſen, das, wenn nicht ihre Landsleute überhaupt, doch wenigſtens ſie in ihrem Leben geſehen hatten), und überzeugten ſich bald, daß er hart genug ſei, um ihnen als Bohrer zu dienen, und ſie ſomit der Nothwendigkeit überhebe, Einen aus ihrer Mitte umzubringen. So rettete der arme Mann, der ſchon zum Opfer beſtimmt war, ſein Leben.

Geſchlachtet wurden die Menſchenopfer entweder unter dem Schleier nächtlicher Dunkelheit, oder bei paſſenden Gelegenheiten am hellen Tage. Die letztern Fälle konnten von der eben beſchriebenen Art ſein, oder auch wohl gar im Handgemenge auf dem Schlachtfelde eintreten, wo dann etwa ein Häuptling ſeinen Dienſtleuten ein geheimes Zeichen gab, worauf der zum Opfer Auserkorene alsbald erſchoſſen, oder mit einer Keule zu Boden geſtreckt, oder mit einem Speer durchſtochen wurde. Oder während das Schlachtopfer vielleicht ruhig und nichts ahnend zu Hauſe ſaß oder bei einem Freunde weilte, kam ein Mann, der nach ihm fragte und ihm meldete: „Der Häupt-

Digitized by Google

ling läßt dir sagen, du sollst in sein Haus kommen, er hat etwas mit dir zu reden.“ Der Bote ging wieder fort oder stellte sich, als ob er fortginge, aber in einem Hinterhalte paßte er dem Unglücklichen auf und erschlug ihn. Oder man überraschte das ausersehene Schlachtopfer bei nächtlichem Dunkel im Schlafe und tödtete es mit einem geschickt angebrachten Steinschlag in's Genick; und dies geschah in solchen Fällen, wo, nach Angabe der Priester, streng darauf gesehen werden mußte, daß ihm kein Glied zerbrochen oder verstümmelt ward, weil es sonst diesmal zum Opfer nicht tauglich gewesen wäre. Es ward dann an einen langen Pfahl gebunden, in einen Korb mit Kokosblättern gesteckt und in einem sog. heiligen Kahn nach dem Morai oder geweihten Platz gebracht, wo ein Auge ausgerissen und mit gewissen Ceremonieen dem Könige dargereicht wurde, der sich stellte, als ob er es essen wollte und dann zurückwies. Cook beschreibt als Augenzeuge einen solchen Fall.

Vor dem Morai standen 4 Priester und 2 Trommelschläger, zwischen welche der König und die ihn begleitenden Engländer sich stellten. Der Leichnam oder das Opfer lag in einem Canot am Ufer, und die Ceremonie wurde damit eröffnet, daß ein Priester einen jungen Pisang zu den Füßen des Königs niederlegte. Hierauf berührte ein anderer Priester mit einem Büschel zusammengebundener rother Federn die königlichen Füße. Ein dritter Priester, das Gesicht nach dem Ufer und Canot hingewendet, sprach ein langes Gebet und warf einige Pisangpflanzen hin, die über den Leichnam gebreitet wurden. Ein Mann hielt zwei Bündel Zeug, in deren einem der Maro oder Königsgürtel, in dem andern ein Symbol des Eatua sich befand. Nach beendigtem Gebet gingen die Priester nach dem Canot, erneuerten ihre Gebete, während dessen die Pisangs von dem Leichname weggenommen wurden, und ließen diesen dann an's Ufer tragen. Er war in Kokosblätter und dünne Zweige gehüllt und ward mit den Füßen gegen das Meer gelegt. Nachdem die Priester sich um ihn gesetzt und etwa zehn Minuten lang einzelne Sprüche hergesagt hatten, auch der Leichnam entblößt und mit dem Ufer parallel gelegt worden war, hielten die, Federbüschel tragenden Priester ihrerseits noch Gebete. Nunmehr wurden dem Todten ein Auge, nebst einem Büschel Haare ausgerissen und dem Könige auf einem grünen Blatte dargereicht. Er nahm es jedoch herkömmlich nicht an, sondern schickte es mit einem Federnbündel an die Priester zurück. Da sich bei diesen Ceremonieen ein Eatuavogel (nämlich einer von den oben genannten, göttlich verehrten Vögeln) hören ließ, so wurde das für ein glückliches Zeichen genommen, und das Dasein der Gottheit angekündigt. Nun wendete sich ein Priester nochmals an den Leichnam, und setzte auseinander, wie er der Gerechtigkeit zu Gefallen und außerdem zu dem Zwecke geopfert worden sei, damit der Eatua den großen Plan, den der König vorhabe, begünstigen möge. Hierauf brachte man ihn unter Trommelschlag nach einer, auf dem höchsten Theil des Morai gegrabenen Grube und senkte ihn dort unter abermaligen Gebeten ein. Denn gegessen wurde das Fleisch der Menschenopfer nicht; wie denn überhaupt Menschenfresserei den Gesellschafts-Insulanern fremd war. Indeß war der Gebrauch, Menschen zu opfern, an sich schon schrecklich genug. Cook zählte auf diesem einen Morai nicht weniger als 49 Schädel, die sämmtlich geopferten Menschen gehört hatten. Das waren noch wenige; denn auf manchen Morais wurden beim Beginn eines Krieges oft 60 bis 80 Menschen auf einmal geschlachtet.

Was den Kindermord betrifft, so haben wir bereits in der Einleitung zu diesem Abschnitte (S. 321) erzählt, daß auf den Gesellschafts-Inseln unzählige Kinder gleich nach der Geburt getödtet wurden, entweder von ihren eigenen Müttern oder von Weibern, die den Kindermord als Gewerbe trieben. Indeß muß bemerkt werden, daß das eigentliche Volk den Kindermord auf's Höchste verabscheute und sich daher nicht im Mindesten befaßte mit diesen Teufeleien, welche nur von entarteten Mitgliedern des

Digitized by Google

Adels verübt wurden (z. B. von Häuptlingsfrauen an Kindern, welche in einer außerehelichen Verbindung mit Männern aus dem niedern Adel erzeugt worden waren) und, außer in dergleichen Einzelfällen, hauptsächlich oder vielmehr ausschließlich in dem geheimen Wollustorden der Arreoys vorkamen. Diese scheußliche Ausgeburt einer zerrütteten Phantasie war eine Verbindung, welche junge Adelige beiderlei Geschlechts geschlossen hatten, in der Absicht und zu dem Zwecke, nur in Wollustgenüssen das Leben zu verbringen und demnach allen möglichen Ausschweifungen sich zu überlassen. Sie hatte gewisse geheime Symbole, an denen die Mitglieder sich erkannten, und erstreckte sich über alle Gesellschafts-Inseln, wo es nur irgend verrufene Wollüstlinge und Messalinen unter dem Adel gab. Unter den Mitgliedern fand ein steter Genußwechsel statt, und damit ihnen nicht die erzeugten Kinder lästig werden oder sie in ihren Orgien stören möchten, war es als Hauptgesetz festgestellt, daß jede Mutter ihr Kind gleich nach der Geburt entweder selbst ersticken, oder ersticken lassen mußte. Die Götzenpriester, die immer nur aus dem Adel hervorgingen, gehörten ebenfalls, wenigstens größtentheils, diesem Wollustorden an; und daher läßt es sich auch erklären, daß bei manchen Götzenfesten neben den nämlichen Altären, wo vielleicht eben noch das Blut eines Menschenopfers rauchte, Jungfrauen gezwungen wurden, ihre Jungfrauschaft öffentlich preiszugeben. Ja, manche Mitglieder der Arreoys fanden zuletzt nicht einmal Gefallen mehr daran, ihre Wollusttriebe auf gewöhnlichem Wege zu befriedigen, sondern fröhnten einem abscheulichen unnatürlichen Laster in einer besondern Nebenverbindung, die Gesellschaft der Marrus genannt!

Dies wird genug sein, um zu begreifen, was es mit dem „heitern Muth und frohen Sinn", den Kotzebue dem muntern Völkchen der Tahitier aus der Vergangenheit zurückwünschte (s. Kap. 6, Abschn. I., S. 45), in der Wirklichkeit für eine Bewandtniß hatte, und daß das jetzige christliche Leben auf den Gesellschafts-Inseln (s. die Züge aus demselben in der Einl. zu diesem Abschnitt) denn doch wohl einen gediegenern Werth hat, als das vermeintliche ehemalige Idyllenleben, welches deutsche und französische Narren aus den ältern Beschreibungen dieser Inseln sich herausconstruirten.

Hauptsächlich angeregt durch Briefe über die Missionssache, welche Melville Horne herausgab, fand zu London im September 1795 die erste große allgemeine Missionsversammlung statt, in welcher 200 Prediger und eine große Anzahl anderer Christen aus den verschiedenen evangelischen Confessionen zusammentraten und den Grund zu der Londoner Missionsgesellschaft (s. S. 320) legten. Schon damals vereinigte man sich zu dem Beschlusse, den Gesellschafts- und andern Südsee-Insulanern das Christenthum zu verkündigen. Alsbald gingen zu diesem Zwecke ansehnliche Beisteuern ein; und auch an Männern, die bereit waren, Vaterland und Freundschaft dieserhalb zu verlassen, fehlte es nicht. Man wählte ihrer 30 aus: im Juli 1796 wurden sie als Missionäre feierlich zu ihrem Amte eingeweiht, am 10. August schifften sie sich auf dem mehrerwähnten Duff ein, und am 5. März 1797 langten sie glücklich auf Tahiti an.

Sie wurden freundlich aufgenommen von den Eingeborenen, welche, gewohnt, von den Europäern nur Wollüstlinge zu erblicken, über die Sitt-

Digitized by Google

ſamkeit und Keuſchheit der Miſſionäre ſich verwunderten. Da es gerade Sonntag war, wurde ein engliſcher Gottesdienſt gehalten, dem mehrere Inſulaner ruhig und nachdenkſam beiwohnten, obgleich ſie nichts verſtehen konnten. Der damalige König Pomare I. war gleich bereit, eine Wohnung, ja einen ganzen Diſtrikt Landes den Ankömmlingen einzuräumen. Ein ſchwediſcher Matroſe, der ſich ſeit längerer Zeit auf der Inſel umhergetrieben hatte, diente als Dolmetſcher; und die Eingeborenen verſtanden die Vorträge an ſie, die ſie begierig hörten. Doch bald traten auch die Gräuel zu Tage: die Königin, den Arreoys angehörend, gebar ein Kind, welches gleich nach der Geburt erwürgt wurde; ein Prieſter bat auf dem Schiffe um eine Stärkung durch Wein zu einem Menſchenopfer; und jene Arreoys und Marrus trieben ihre Schandbarkeiten faſt öffentlich. Die Götzenprieſter ſchenkten anfangs den Vorträgen der Miſſionäre weiter keine Beachtung; als ſie aber zu merken anfingen, daß dieſelben mehr und mehr Beifall fanden, und bei einem weitern Fortgang des Werkes für ihre, auf dem Aberglauben des Volkes beruhende Macht fürchteten, hetzten ſie das Volk gegen die Miſſionäre auf, die zunächſt unaufhörlich von nächtlichen Ueberfällen ſich bedroht ſahen und dann zum Theil auch wirklich mißhandelt wurden; worauf 11 von ihnen ſich auf ein gerade angekommenes und nach Neu-Südwales beſtimmtes Schiff flüchteten und Tahiti verließen. So blieben denn einſtweilen nur noch 5 auf den Inſeln zurück. (Die übrigen Miſſionäre, die auf dem Duff ſich ebenfalls eingeſchifft hatten, waren theils nach den Marqueſas-, theils und hauptſächlich nach den Freundſchafts-Inſeln gebracht worden.) Mittlerweile ſtarb Pomare I., und der Oberprieſter, um das Heidenthum zu ſtützen, benutzte ſofort dieſe Gelegenheit und erfand das Märchen einer Todtenerſcheinung. Er verſicherte nämlich, den vergötterten Geiſt Pomare's über dem Waſſer ſchwebend von blumiger Glorie umgeben, geſchaut und die Ermahnung zum Feſthalten am alten Glauben von ihm vernommen zu haben. Daſſelbe verſicherte auch Pomare's Wittwe. Man ſpottete allgemein der Miſſionäre, hetzte Hunde und Hähne aneinander, wenn ſie predigten, höhnte und beſchimpfte ſie überall. Zu dieſer Verachtung wirkten die von Zeit zu Zeit ankommenden fremden Seefahrer nicht wenig mit; ſie ſuchten das Volk gegen die Prediger des Evangeliums einzunehmen (aus welchen Motiven, iſt ſchon im 6. Kap. des I. Abſchnittes genugſam dargethan), und der oben erwähnte Schwede ging ſo weit, dem Könige Pomare II. anzurathen, ſie tödten zu laſſen. Nach zwölfjähriger Mühe ſahen ſich endlich im J. 1810 die Miſſionäre genöthigt, bis auf Weiteres nach Sidney ſich zu begeben. Nur zwei von ihnen blieben unerſchütterlich auf ihrem Poſten.

Endlich erſchütterte Unglück das Gemüth des eben erwähnten jüngern Pomare. Er hatte eine Gemahlin, die freilich, wie ihre Schwiegermutter, zu den Arreoys gehörte und alle ihre in dieſer Verbindung erzeugte Kinder

Digitized by Google

tödtete, aber von diesen schrecklichen Verirrungen abgesehen, ein sanftes freundliches Weib war, welches er sehr liebte: sie erkrankte und starb, trotz allen Bitten und Ceremonieen, um Hülfe von den Göttern zu erlangen. Später brach auf Tahiti eine Empörung aus, und der König mußte sich nach Eimeo flüchten. Freunde und Feinde beschuldigten ihn der Gottlosigkeit, während er sich doch seines Eifers für die alten Götter bewußt war. Der Missionär Nott war in Eimeo zurückgeblieben; des Königs Gemüth, vom Unglück erschüttert, war jetzt für Belehrung empfänglich. Auf seine Veranlassung mußte jener die Missionäre aus Neuholland zurückberufen (im Jahre 1811), und als sie kamen, wurde der König ihr eifriger Schüler. Er lernte lesen, ließ sich in den Grundwahrheiten des Evangeliums unterrichten, und alle seine Aeußerungen sprachen tiefe Reue über sein früheres lastervolles Leben aus. Die Götzen hatte er schon seit längerer Zeit von sich entfernt. Das Beispiel des Königs wirkte wohlthätig; es meldeten sich mehrere andere Eingeborene zum christlichen Unterricht, und bald hatte sich auf Eimeo eine ziemlich zahlreiche Gemeinde gebildet. Das Nämliche geschah auf Tahiti, und zwar auf Anregung zweier ehemaliger Diener der Missionäre, die zur Erkenntniß kamen und sich von Zeit zu Zeit aus Eimeo Belehrung holten. Die Missionäre, durch solche Erfahrungen ermuthigt, wagten endlich einen besondern Schritt. Sie beriefen im Juli 1813 eine Versammlung, zu der sie alle die einluden, die den Götzen entsagten und Unterricht im Evangelium begehrten: es sollten nunmehr ihre Namen in ein Buch geschrieben werden. Von den 40 Eingeborenen, die zusammenkamen, ließen sich sogleich 31 aufschreiben; die Anderen wollten sich noch besinnen. Allein es währte nicht lange, so standen über 500 auf der Liste. Indeß durch dieses Anwachsen der Zahl der Christen wurden die Götzendiener und besonders die bisher mit so unumschränkter Gewalt bekleideten Götzenpriester nur um so erbitterter; und es währte nicht lange, so brach ihr Groll los. Sie verbrannten ein Versammlungshaus, und ein junger Christ mußte als Märtyrer sterben, indem sie ihn zu einem Opferplatz schleppten und den Götzen schlachteten. Mitten unter den Verfolgungen jedoch entsagte ein vornehmer Priester auf Eimeo öffentlich dem Götzendienste und warf seine Götzen vor Jedermanns Augen in's Feuer; und seinem Beispiele folgten Hunderte auf Tahiti und Eimeo.

Auf der andern Seite ließen die heidnischen Gegner nicht nach, auf alle Weise gegen das Christenthum zu wirken, und als dieses dennoch immer weiter sich auszuverbreiten begann, verschworen sich endlich die Einflußreichsten ihrer Partei auf Tahiti, alle Christen daselbst in Einer Nacht umzubringen. Sie sammelten ihre Anhänger aus den Nachbarinseln; und schon war der Tag (7. Juli 1815) angebrochen, auf den die Blutnacht folgen sollte. Aber den Christen wurde der Plan verrathen; und als sie noch am Abende nach Eimeo flüchteten, kehrten die betrogenen Feinde die Mordwaffen gegen sich selbst zu einem

Digitized by Google

heftigen Blutvergießen, und am folgenden Tage ließen sich mehr als 90 Eingeborene in das Verzeichniß der Bekehrten eintragen. Die Spannung zwischen beiden Theilen wurde indeß immer größer, und ein entscheidender Hauptschlag, der entweder den Christen oder den Heiden das Uebergewicht sichern mußte, konnte unter solchen Umständen nicht ausbleiben. Die Christen ließen sich durch das Versprechen ihrer Feinde, daß Alles vergessen und Friede sein solle, zur Rückkehr nach Tahiti, in Begleitung des Königs, bewegen; und nun bestimmten die Heiden insgeheim den 12. Nov. 1815 als den Tag, an welchem sie während des Gottesdienstes die Christen mit dem Könige überfallen und niedermachen wollten. Allein zum Glück waren die Christen gewarnt worden, und so erschienen sie diesmal bewaffnet und boten ihren Feinden unerschrocken die Stirn. So entspann sich ein Kampf, in welchem es eine nur 800 Mann starke Christenschaar mit einer weit überlegenen Zahl heidnischer Krieger zu thun und daher anfangs einen harten Stand hatte. Aber Pomare und dessen heldenmüthige Schwägerin, Pomare Vahine, belebten sie durch ihre Unerschrockenheit; unaufhaltsam drangen Alle vor, und der Sieg fing schon an sich für sie zu erklären, als der Fall des Hauptanführers der Götzendiener für diese das Signal zu allgemeiner Unordnung und wilder Flucht wurde. Pomare gab alsbald strengen Befehl, keinen Fliehenden zu tödten, die Weiber und Kinder der Ueberwundenen liebreich zu behandeln, nirgends das Eigenthum der Besiegten zu zerstören oder zu plündern, und die Leichen der Gefallenen anständig zu begraben. Beides, der Sieg und dieser Befehl christlicher Liebe, thaten wunderbare Wirkung. Die Götzendiener erklärten einstimmig, ihre Götter seien Lügengötzen, die ihnen den Sieg versprochen, aber nicht hätten geben können; sie wollten hinfort nicht solchen ohnmächtigen Göttern mehr dienen, sondern den Gott anbeten, der Seinem Volke Sieg und ein Herz voll Liebe gebe. Nun wurden überall auf der Insel große Feuer angezündet und die Götzenbilder darin verbrannt; auch alle Opferplätze und Altäre wurden niedergerissen. Pomare fand wieder allgemeine Anerkennung; die Bürgerkriege hörten auf; Kindermord und Menschenopfer wurden für immer abgeschafft, und alle Bewohner der Georgischen Inseln bekannten sich nunmehr zum Christenthum. Auf Tahiti allein erhoben sich 90 Gotteshäuser.

Dieser Sieg des Christenthums nach neunzehn mehr oder minder mühe- und drangvollen Jahren war von unberechenbaren Folgen. Denn wie im Sturme verbreitete sich die Flamme ringsum von Insel zu Insel, indem die bekehrten Eingeborenen die eifrigsten Verbreiter des Evangeliums wurden. Schon 1818 wurde eine eigene tahitische Hülfsmissions-Gesellschaft gegründet, in deren erster Versammlung gegen 2000 Personen anwesend waren und der König selbst mit ungemeinem Ernst und ergreifendem Nachdruck das Wort führte. Uebrigens fehlte es den Leuten, die vorerst an der heitern

Digitized by Google

Milde des Evangeliums sich erwärmten, noch sehr an der Erkenntniß; und es wurde daher von den Missionären hierauf vornehmlich hingearbeitet. Diese durchzogen, soviel sie konnten, die Inseln, errichteten Kirchen und Schulen auf festen Stationen, und sorgten dafür, daß die täglichen Gebetsversammlungen, welche die Tahitier selbst überall einrichteten, in ihrer Ordnung erhalten wurden. Der Unterricht des Volkes wurde mit allem Ernst betrieben; und eine ähnliche Begierde unter allen Erwachsen und Kindern, lesen und schreiben zu lernen, war wohl noch nirgends zu sehen. Alles drängte sich herzu, und riß sich um die auszutheilenden oder zu verkaufenden Lesebücher. Wer lesen konnte, versammelte Andere um sich her unter dem kühlen Schatten eines Baumes; und schon 1818 konnte man die Zahl der im Lesen bewanderten Eingeborenen zu 6000 annehmen. Auf manchen Inseln lernten die Eingeborenen lesen und schreiben, ohne daß die Missionäre nur darum wußten. Als endlich Theile der heil. Schrift gedruckt waren, erfaßte die Leute ein solcher Heißhunger darnach, daß man ihnen die einzelnen Bogen von der Presse weg geben und das Einbinden selbst überlassen mußte, wozu sie Ziegen- und Hundsfelle zurecht machten. Bald wurde die Bibel ganz vollendet, und mit Freuden brachten sie dafür ihre Kunst- und Naturerzeugnisse, da sie damals noch kein baares Geld hatten. Auf allen Reisen war hinfort die Bibel ihr beständiger Begleiter, indem sie dieselbe in ein Stück Tuch wickelten und in einem eigends dazu gemachten Kästchen niederlegten.

Inzwischen hatten die Missionäre, ihrem Grundsatze getreu (s. S. 34 und 321), mit der Taufe nicht geeilt, und es waren vorerst nur Sterbende getauft worden. Der Wunsch des Königs darnach wurde aber jetzt immer stärker. Er ließ im Distrikt Pare oder Oparre (nicht weit von dem tahitischen Haupthafen Papaite) eine majestätisch große Kirche erbauen, 712 Fuß lang und 54 breit, mit 133 Fenstern und 29 Thüren, inwendig auf 36 und auswendig auf 280 Pfeilern ruhend, auch mit drei Kanzeln, je 260 F. von einander abstehend, versehen. So unzweckmäßig auch eine solche Kirche jetzt war, so wenig ließ sich Pomare davon abbringen; denn er wollte durchaus Alles königlich haben und ließ überhaupt sein Königsgefühl bei Gelegenheit etwas stark hervortreten. Zu Anfang des Jahres 1819 wurde diese mächtige Kirche in Gegenwart von 5- bis 6000 Menschen feierlichst eingeweiht. Darauf wurde das oben erwähnte Gesetzbuch bekannt, aus dem wir einzelne Bestimmungen schon mitgetheilt haben. Einige Tage darauf (16. Mai 1819) wurde der König mit seiner Familie und einigen Großen getauft, und in den folgenden Tagen geschah dies bei zahlreichen andern Eingeborenen. Pomare II. starb am 7. Dec. 1821 in einem Alter von 57 Jahren. „Jesus allein!“ waren die letzten Worte von seinen sterbenden Lippen. Zu seinem Nachfolger hatte er seinen Sohn Pomare III., erst 18 Monate alt und mit seiner zweiten Gemahlin erzeugt, mit den Worten ernannt: „Wird

Digitized by Google

er ein guter Mann, so nehmt ihn als König an; wo nicht, so verbannet ihn nach Huahine." Zugleich hatte er gewünscht, daß derselbe auf europäische Weise feierlich gekrönt werde, was auch drei Jahre später, 1824 geschah. Die Regentschaft übernahm Pomare's III. Tante, Pomare Vahine; er starb jedoch schon in jugendlichem Alter, und seine Schwester, die jetzige Königin Pomare I., gelangte zur Regierung über sämmtliche Gesellschafts-Inseln. Daß sie seit 1844 durch das sog. französische Protectorat von den Georgischen Inseln verdrängt worden ist, seitdem auf Rajatea residirt und faktisch und bis auf Weiteres nur noch die eigentlichen Gesellschafts-Inseln beherrscht, ist bereits oben und in der Einleitung zu diesem Abschnitt erwähnt worden. Daselbst sind auch einzelne charakteristische Züge aus den jetzigen christlichen und Cultur-Zuständen der Gesellschafts-Insulaner mitgetheilt und außerdem die Ränke des Jesuitismus und der Gewaltthätigkeiten der Franzosen auf Tahiti ausführlich geschildert worden.

Trotz der Regierungs-Veränderung in Frankreich seit Februar 1848, blieb es auf den Georgischen Inseln, Tahiti und Eimeo (nebst den 3 Eilanden dieser Gruppe) bei dem durch Louis Philipp gewaltsam eingeführten politischen Verhältnisse, oder vielmehr die republikanische Regierung mußte es schon Ehren halber vor der Hand wenigstens bestehen lassen. So trat denn also die französische Republik an die Stelle des verbannten Bürgerkönigs als Schutzherrschaft über diese Inseln auf, so sehr sich auch die Tahitier wundern mochten, daß der ihnen so vielfach als „Vater" angepriesene König der Franzosen von eben diesen Franzosen zum Lande hinausgejagt worden war, und so wenig wahrscheinlich es auch ist, daß Frankreich auf die Dauer eine Besitzung behaupten werde, welche ihm jährlich schwere Geldsummen kostet und ihm auch nicht im Mindesten einigen Nutzen gewährt. Denn die Franzosen haben noch nie mit ihren Colonisationen Glück und Erfolg, überhaupt auch kein Geschick dazu gehabt; und wie sie in dem indischen und chinesischen Handel, ebenso bei der Südsee-Fischerei gegen die Engländer und Nordamerikaner nicht im Entferntesten haben aufkommen können, so spielen sie in dem, immer mehr zu einem Welthandel sich gestaltenden commerciellen Verkehr im Großen Ocean gegenüber diesen beiden Nationen, vollends eine untergeordnete und jämmerliche Rolle. Ihr Handel mit den verschiedenen Ländern Europa's, mit den Ver. Staaten Nordamerika's, mit Brasilien und im Mittelländischen Meere ist an sich auch schon wichtig und ausgedehnt genug, als daß sie über das, was ihnen in jenen fernen Gewässern — auf die sie ohnehin so zu sagen von Natur nie hingewiesen worden sind — entgeht, sich groß zu grämen brauchten. Wozu sollten sie also ein kostspieliges sog. Protectorat und die eben so kostspielige Ehre, von den Marquesas-Inseln Besitz ergriffen zu haben, auf die Dauer behaupten; zumal sie sich jetzt, nachdem die ursprünglichen Motive zu diesen Besitznahmen (nämlich der bigott-papistischen Königin

Digitized by Google

Amalia einen Gefallen zu thun und dem Bürgerkönige Knalleffekte zu seinen politischen Comödien zu verschaffen) längst weggefallen sind, eigentlich lächerlich damit machen.

Dem sei nun wie ihm wolle: genug, die Georgischen Inseln stehen vor der Hand noch unter dem Protectorat, und es ist nur ein Glück, das dasselbe in neuerer Zeit von einem so billigen Mann, wie Lavaud (s. Einl. zu diesem Abschnitt, S. 352), ausgeübt worden ist. Er hat sein Amt mit großer Umsicht und Mäßigung verwaltet, und wenn er auch nicht hat umhin können, in die Religionsangelegenheiten sich zu mischen, doch nur solche Schritte gethan und solche Maßregeln getroffen, die geeignet gewesen sind, den Protestantismus aufrecht zu erhalten und zu befördern. Selbst für die Hebung des kirchlichen Wesens und der Sittlichkeit das ihm nöthig Scheinende zu thun, hat er sich angelegen sein lassen; das Lasterwesen unter den Fremden durch Gesetze und Verordnungen so viel wie möglich in Schranken zu halten gesucht; denen, die den evangelischen Gottesdienst regelmäßig besuchen, sein Wohlwollen zu erkennen gegeben, und endlich auch dem Schulwesen die volle Aufmerksamkeit zugewendet. Nur ist er in seinem Eifer insofern zu weit gegangen, daß er die (mit Ausnahme der oben erwähnten Riesenkirche) auf Kosten der Londoner Missionsgesellschaft errichteten Kirchen- und Schulgebäude, nebst den der Mission gehörigen Ländereien ohne Weiteres für unveräußerliches Eigenthum der einheimischen Bevölkerung erklärt, freilich aber dieselben ausschließlich zu Zwecken des evangelischen Gottesdienstes, des öffentlichen Unterrichts und des Unterhalts protestantischer Geistlicher bestimmt hat.

Zugleich darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß er weit entfernt gewesen ist, zur Förderung des Papismus irgend etwas zu thun; und andererseits haben die Jesuitenpriester in dieser Hinsicht bei der Bevölkerung eben so wenig etwas auszurichten vermocht. Vielmehr hat sich die gleich anfangs ausgesprochene Ansicht der Eingeborenen, daß zwischen ihrem alten Heidenthum und dem kirchlichen Römerthum kein erheblicher Unterschied obwalte (s. Einl. zu diesem Abschnitt, S. 338), nicht das Mindeste seitdem geändert; und alle Verlockungen, um sie zum Papismus heranzuziehen, sind ohne Wirkung auf sie geblieben. Vielmehr haben die von papistischer Seite seit zehn Jahren angewendeten Bemühungen, Schliche und Ränke nur dazu gedient, bei den Eingeborenen einen um so lebendigeren Sinn für das Evangelium und einen praktisch-christlichen Lebenswandel zu wecken und zu nähren.

Indem wir nunmehr zu der Specialbeschreibung des Gesellschafts-Archipels übergehen, verweisen wir auf die schon im Eingange dieses Kapitels gemachte Bemerkung, daß nämlich die südöstlichen fünf Inseln des Gesellschafts-Archipels (Tahiti, Eimeo, Taturua, Maitea und Tapuamanu) in einigen geographischen und nautischen Werken die Georgischen Inseln, dagegen die sechs übrigen nordwestlichen Inseln desselben (Huahine,

Digitized by Google

Maiaoiti, Rajatea, Tahaa, Borabora und Maupiti, nebst der kleinen Tubai-Gruppe) die Gesellschafts-Inseln insbesondere genannt werden. Wir beschreiben zunächst:

a. Die Georgischen Inseln.

Sie bilden die südöstliche Gruppe des Gesellschafts-Archipels, haben eine Gesammtbevölkerung von 25,000 E., und begreifen:

Tahiti, bei den Engländern Otaheite (die übrigen älteren, jetzt in Vergessenheit gerathenen Namen s. oben im Eingange dieses Kapitels), die Hauptinsel und zugleich die größte, auch südöstlichste Insel des ganzen Gesellschafts-Archipels, hat die Lage von Nordwest nach Südost, und liegt mit ihrem äußersten Nordpunkt oder der Venusspitze unter 17° 29′ 15″ S. Br. und 149° 28′ 30″ westl. L., mit ihrem äußersten Südpunkt unter 18° 16′ S. Br., mit ihrer östlichsten Spitze, Otuareite, auch Oiatipeha oder Oyatipeha genannt, unter 149° 7′ 20″ westl. L. (die Breite dieses Punktes ist 17° 46′ 28″ S. Br.) und mit ihrem äußersten Westpunkt unter 149° 45′ W. von Greenwich. Tahiti (welchem, beiläufig bemerkt, 1772 ein Spanier den Namen Amat gab, der aber ebenfalls, wie Sagittaria ꝛc., längst verschollen ist) hat einen Flächeninhalt von 20½ Q.-M., ist also ungefähr so groß wie das Fürstenthum Waldeck oder Lippe-Detmold. Seine Bevölkerung beträgt jedoch gegenwärtig nicht mehr als 18,000 E. (Vergl. darüber die Bemerkungen im Eingange dieses Kapitels.) Es besteht aus zwei, durch eine niedrige und nur ¾ M. breite Landzunge mit einander verbundenen Halbinseln, von denen die größere und nordwestliche Opureonu (sie hat etwa 20 M. im Umfange), und die kleinere und südöstliche Taiarapu (sie hat nur ungefähr 6 M. im Umfange) genannt wird. Beide ähneln sich in ihrer äußern Gestalt, und erheben sich aus einem, zum Theil ⅕ M., zum Theil nur einige Klafter breiten Küstenrande immer höher gegen die Mitte, wo sich die Gebirge zusammenhäufen, eine Menge Schluchten und tiefe Thäler einschließen und strahlenweise gegen das Gestade abfallen. Ein weites Korallenriff umgibt in der Breite von ⅖ bis ⅜ M. die ganze Insel, hat aber an verschiedenen Stellen Durchfahrten für größere Schiffe, die in eben so vielen trefflichen Buchten und Häfen der Insel selbst Sicherheit und Schutz gegen Sturm und Wellen finden. Die vornehmste dieser Baien ist die Matawai-Bai, nicht weit von der oben genannten Venusspitze. — Die höchsten Berge Tahiti's concentriren sich auf der Halbinsel Opureonu, und erheben sich hier in dem erloschenen Vulkan Oronea bis zu 10,230 F. und in dem Tobronu zu 9000 F. über den Meeresspiegel. Mehr oder minder schmale Thäler laufen von ihnen aus und werden von einer zahllosen Menge kleiner Flüsse und Bäche durchschnitten, die zum Theil in schönen Kaskaden herabstürzen und bei der reichen Vegetation, womit Felsen und Abgründe bekleidet sind, die romantischsten Partien bilden. Während der Regenzeit schwellen diese Bergwasser zu reißenden Waldbächen an, die beim Eintritt auf die niedrigern Thäler ihre Wasserfülle über dieselben ergießen, nicht selten gewaltigen Schaden anrichten, Bäume entwurzeln und Felsentrümmer mit sich fortreißen. Die Berge auf der Halbinsel Taiarapu sind zwar nicht so hoch und mächtig wie die auf Opureonu, andererseits aber bedeutend schroffer und steiler, so daß diese kleinere Halbinsel durch sie ein weit rauheres und wilderes Ansehen als die größere erhält. — Die Grundlage dieser Berge mag wohl aus uranfänglichen Gebirgsmassen bestehen, aber offenbar haben einst auch die Vulkane eine Rolle hier gespielt, und wahrscheinlich ist der See, den man am südlichen Abhange des Centralgebirges von Opureonu findet,

Digitized by Google

vormals ein Krater gewesen. Noch jetzt zeigen sich in den Flüssen verschiedene glasartige, leicht schmelzende Substanzen, und in den Gebirgen selbst schwarzes, löcheriges, lavaartiges Gestein, Bimstein, krystallisirter Schwefel und regelmäßig geformter viereckiger Basalt, woraus im Distrikte Matawai ein ganzer Fels, Piha genannt, besteht. Ueberdies ist ja der Oronea ein ausgebrannter Vulkan. — Die, die Insel bewässernden Flüsse sind zwar bei ihrer geringen Länge sämmtlich nur klein, haben aber doch, selbst außer der Regenzeit, eine bedeutende Wassermasse, welche selten getrübt, sondern in der Regel klar und hell ist. Sie sind fischreich, und da zugleich einige Seefischarten zur Laichzeit in sie hinaufsteigen, so ist die Fischerei in ihnen sehr bedeutend. Der bekannteste unter den Flüssen Tahiti's ist der Matawai, der bei der Venusspitze in's Meer sich ergießt, jedoch in der trockenen Jahreszeit so seicht ist, daß selbst kleinere Fahrzeuge in seine Mündung nicht einlaufen können. Auf der Halbinsel Opureonu befindet sich auch ein nicht unbeträchtlicher Landsee, Viehirea genannt und wahrscheinlich aus einem vormaligen Krater entstanden. Er soll unergründlich sein, hat aber schönes, klares Wasser und ernährt sehr große Aale, deren Fang den umwohnenden Eingeborenen ein Hauptnahrungsmittel darbietet. Noch gibt es einen Teich mit einem Wasser von gelblicher Farbe und so stark mit Schwefel geschwängert, daß sein Gebrauch schädlich wirkt. — Der Boden in den Thälern besteht überall aus einer schwarzen, fruchtbaren Dammerde, die in ziemlicher Mächtigkeit auf mergeliger oder sandiger Grundlage ruht und dem Gedeihen aller, der hiesigen Zone eigenthümlichen Vegetabilien höchst günstig ist. Weiterhin im Gebirge zeigt sich Thon und Mergel, der Humus ist nicht so dick, aber die schönsten Tropenbäume erreichen darin eine ungemeine Größe und Stärke. Im rothen Thone findet man zuweilen karneolartige Kiesel; sie sind indeß voller Adern und geben zwar mit dem Stahle Feuer, brechen aber schon mit dem zweiten Zuschlagen. Häufig sieht man auch Schichten von weißem Thon oder Walkererde. Alle diese Erdarten lagern auf weichem Grunde von bräunlichem Sandsteine, den man aber erst in einer Tiefe von 12 bis 15 Fuß erreicht. — Die reizenden Thäler sind zugleich trefflich angebaut, und der flache Küstenrand ist, wie schon oben erwähnt, mit einer förmlichen Kunststraße umzogen. Nicht blos die europäischen Ansiedler, sondern auch viele Eingeborene wohnen in schönen Häusern von europäischer Bauart; Zuckersiedereien, Baumwollfabriken, Buchdruckereien u. dgl. m. findet man in mehreren Orten, und Werkstätten von Handwerkern der verschiedensten Art fast überall. Im Innern der Insel sieht man auf allen Weideplätzen zahlreiche Viehheerden. Die oben beschriebene Riesenkirche würde auch in Europa durch ihren Bau die Bewunderung auf sich ziehen. Der königliche Palast in Papaite ist ein schönes massives Gebäude von 72 F. Länge und 40 F. Tiefe. Die Frontseite ist in drei geräumige Zimmer getheilt, deren jedes zwei hohe Fenster und eine doppelte, nach einer Veranda hinausgehende Glasthüre hat. Andere Zimmer sind im hintern Theil des Gebäudes. — In administrativer Hinsicht ist Tahiti in 19 Distrikte eingetheilt, unter denen Matawai, Pare oder Oparre (beide in der Nähe der Venusspitze), Atahura (auf der Westküste) und Papara (an der Südküste), auf der Halbinsel Opureonu, die bemerkenswerthesten sind. Der ostwärts und nicht weit von der Venusspitze gelegene Hafenort **Papaite** oder Papeete ist uns schon aus der Schilderung der Vorfälle mit den Franzosen, in der Einleitung zu diesem Abschnitt, als der Hauptlandungsplatz für Europäer und als ehemaliger Residenzort der Königin Pomare bekannt. Er liegt, nebst den Ortschaften Vaughtown und Hankeytown, im Distrikte Matawai. In dem benachbarten Distrikte Pare liegt die Ortschaft Wilkshaven; im Distrikte Atahura die Ortschaft Burderspoint, und im Distrikte Papara die Ortschaft Haweistown. Auf der kleinern Halbinsel Taiarapu ist besonders die 1823 angelegte Ort-

Digitized by Google

schaft Boguestown zu merken. Der beste Landungs- und Ankerplatz der Insel ist Papaua.

Eimeo, eine etwa 2 M. lange und 1 M. breite Insel, westlich und 3 M. von Tahiti, wurde von Wallis Duke of York Island (s. im Eingange dieses Kapitels) und von Vancouver Morea genannt, von welchen beiden Namen nur noch der letztere bisweilen vorkommt. Sie hat hohe Hügel, welche die Insel in mehreren Richtungen durchziehen und breite Thäler bilden, einen fruchtbaren, gut angebauten Boden, und ist stark bewaldet. Im Uebrigen sind hier die Produkte fast die nämlichen, wie auf Tahiti. Das Gestade ist mit Felsen umgürtet, von denen in der heidnischen Zeit zwei für heilig gehalten wurden. Eimeo hat mehrere treffliche Häfen, deren vorzüglichster jedoch Port Talou oder Talu ist, den Cook für einen der besten in der ganzen Südsee hielt, und der unter 17° 30′ S. Br. und 149° 44′ 47″ W. von Greenwich liegt. Er ist tief und gegen alle Winde geschützt, hat einen ungemein bequemen Eingang bei 10 Faden Tiefe, die Umgegend liefert herrliches Trinkwasser, und der Hafenort selbst Erfrischungen im Ueberflusse. Dieser vielbesuchte Ort zeichnet sich auch durch seine schönen Wohnhäuser aus. In der Ortschaft Griffiestown befindet sich eine Druckerei und die 1824 errichtete Südsee-Academie zur Erziehung der Kinder der Missionäre und zur höhern Schulausbildung von Eingeborenen, besonders solchen, die sich dem Missionsdienste zu widmen beabsichtigen. Eine andere Ortschaft ist Robysplace.

Tapuamanu oder Saunders-Insel, westlich und 14 M. von Eimeo, unter 17° 28′ 40″ S. Br. und 150° 43′ 15″ W. von Greenwich gelegen. Sie ist klein, nur etwas über 1 M. lang, aber reich an Kokospalmen, Brotfruchtbäumen u. s. w. und verhältnißmäßig stark bevölkert, und hat in ihrem gebirgigen Innern zwei ziemlich hohe Piks.

Taturua oder Tethuroa, nördlich und 6 M. von dem tahitischen Hafenorte Papeete, unter 17° 5′ 30″ S. Br. und 149° 32′ 35″ W. von Greenwich gelegen, ist eigentlich keine einzelne Insel, sondern vielmehr eine Gruppe der 5 kleinen Eilande Rimatu, Onahoa, Moturua, Hoatere und Reiona, welche gemeinschaftlich ein Korallenriff umschließt. Diese Eilande haben ein lachendes Ansehen und sind besonders reich an Kokospalmen. Da das Riff keine große Kähne zuläßt, so flüchtete früher der König von Tahiti in Kriegszeiten gewöhnlich seine Schätze hierher. Das Meer ist rund umher ungemein fischreich.

Maitea oder Osnabrück-Insel, auch Hidia genannt, eine 2¼ M. im Umfang haltende, hohe Felseninsel, ostsüdöstlich und 18 M. von Tahiti, unter 17° 53′ 5″ S. Br. und 148° 5′ W. von Greenwich. Sie ist gut bewohnt und bewaldet, und besitzt einen großen Reichthum an Perlenmuscheln. In der Ortschaft Robystown wohnt ein englischer Missionär.

b. Die Gesellschafts-Inseln insbesondere.

Sie bilden die nordwestliche größere Gruppe des Gesellschafts-Archipels, haben, gleich der vorigen, eine Gesammt-Bevölkerung von 25,000 E., und begreifen:

Huahine oder Huaheine, eine über 4 M. im Umfange haltende Insel, nordwestlich und 20 M. von Tahiti. Sie zählt etwa 5000 E., ist von vulkanischer Beschaffenheit und hat ungemein steile und schroffe Hügel, welche übrigens die Höhe der tahitischen nicht erreichen. Das Meer macht an ihren Küsten tiefe Einschnitte, von denen einer so weit eindringt, daß die Insel dadurch in zwei Hälften oder Halbinseln,

Digitized by Google

Huaheine Nue und Huaheine Ete (Groß- und Klein-Huaheine), getheilt wird. Die beide mit einander verbindende Landenge ist so niedrig, daß die Fluth dieselbe gewöhnlich überspült. Im Süden und Westen der Insel befindet sich ein Korallenriff, nebst zahlreichen kleinen Eilanden und Klippen, welche mannigfaltige Naturscenen darbieten und in eben so mannigfaltigen Gestalten sich zeigen, z. B. in der eines kühn auf die Fluthen hingebauten chinesischen Tempels. Der Küstenrand der Insel ist im Allgemeinen so schmal, daß die Eingeborenen ihre Pflanzungen zum Theil auf den Hügeln und Bergabhängen haben anlegen müssen. Indeß entwickelt der vulkanische Boden einen so hohen Grad von Wärme, daß die Vegetation hier einen Monat früher als auf den südöstlichen Gruppen des Societäts-Archipels eintritt. Huaheine scheint dieselben in mancher Hinsicht sogar an Fruchtbarkeit zu übertreffen. Die Huaheiner sind in Sprache und anderer Hinsicht den Tahitiern gleich, nur will man sie von stärkerem Gliederbau und das weibliche Geschlecht schöner oder reizender gefunden haben, als auf Tahiti. Als Turnbull im Anfange dieses Jahrhunderts hier war, stand Huaheine unter der Botmäßigkeit eines eigenen, von dem auf Tahiti unabhängigen Könige. Er ging in der lieblichen Bucht Fare vor Anker, einem natürlichen Hafen an der Ostküste, den er als tief, geräumig und vor allen Winden gesichert beschreibt; das Land um denselben gewährt einen herrlichen Anblick und hat einen Ueberfluß an Kokosnüssen und Brotfrucht. Cook legte in dem, an der Westküste befindlichen Hafen Owharre an, der unter 16° 42′ S. Br. und 151° 6′ 40″ W. von Greenwich liegt. Als die englischen Missionäre Ellis und Barff 1818 nach Huaheine kamen, fanden sie hier zwar für das Christenthum schon Manches vorbereitet; nichtsdestoweniger aber übte der alte Götzenglaube noch seine volle Herrschaft aus. Sie ließen sich an der so eben erwähnten Fare-Bucht nieder und durchzogen von hier aus die Insel in häufigen Wanderungen. Bald war der Götzendienst abgeschafft; und endlich wurde in einer Volksversammlung beschlossen, daß die zerstreut wohnenden Insulaner in der Nähe der Lehrer sich niederlassen sollten, um das Wort Gottes fleißiger hören zu können. Nun kam eine Familie um die andere; und anfänglich bildete sich eine Art Feldlager, das in verschiedene Stämme abgetheilt war und stammweise unter Zelten wohnte, bis eine schöne große Ortschaft oder die Stadt Fare sich erhob, in der nun alle Culturzweige fortschritten, da die Eingeborenen ein geregeltes und arbeitsames Leben führen lernten und an Ordnung und Anstand sich gewöhnten. Manche grausenhafte Orte und Felshöhlen auf der Insel zeugen noch von der Barbarei, welche früher hier herrschte.

Maiaoiti, ein Eiland oder kleine Insel, in der Nähe der vorigen. Sie ist nach Verhältniß ziemlich stark bewohnt, indem sie über 1500 E. zählt. Ihr ehemaliger Oberhäuptling oder König Mahine leistete in dem, am 12. Nov. 1815 auf Tahiti gelieferten Treffen (s. oben die Einl. zu diesem Kapitel) die wichtigsten Dienste, wie denn er es auch war, der den Anführer der Götzendiener erlegte. In seiner Heimath kündigte er den Sieg mit den Worten an: „Die Götzendiener sind durch Glauben überwunden worden.“ Bescheidenheit und ächt christlicher Sinn sicherten ihm ein unbeschränktes Vertrauen.

Rajatea, bei den Seefahrern Ulieta, die größte unter den eigentlichen Gesellschafts-Inseln, westlich und 5. M. von Huahine, und mit ihrer Südspitze unter 16° 55′ S. Br. und 151° 25′ W. von Greenwich gelegen. Ein majestätisches Felsenriff umschließt sie, doch so, daß das benachbarte Tahaa noch mit innerhalb desselben liegt. Rajatea hat einen Umfang von 10 M., eine Bevölkerung von 8000 E., tiefe Küsteneinschnitte und Baien, und im Innern erheben sich steile Gebirgsmassen, an einigen Stellen bis zur Höhe von 2000 Fuß. Der ganze Küstenrand hat den fruchtbarsten Boden; und von dem Gebirge herab kommen zahlreiche Bäche, die durch grünende

Digitized by Google

Thäler und über üppige Wiesen dahinfließen und in ihrem Laufe die Wurzeln der Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Pisangs und anderer tropischer Pflanzen und Gewächse dieses ergiebigen Landes bewässern. Unter den verschiedenen Hafenplätzen der Insel sind Hamaneno oder Ohamaneno (an der Nordwestküste und unter 16° 45′ 8″ S. Br. und 151° 32′ 10″ westl. L.), Uturoa (unter 16° 44′ 45″ S. Br. und 151° 19′ 2″ W. von Greenwich) und Opoa oder Upoa, an der Nordostküste, die bemerkenswerthesten. Als Turnbull, im Anfange dieses Jahrhunderts, hier war, suchten die Insulaner sich seines Schiffes zu bemächtigen, was ihnen jedoch nicht gelang. Da herrschte über Rajatea ein König, dem auch die Nachbarinsel Tahaa unterthan war. Dieser Stand der Dinge dauerte fort bis zum dritten Jahrzehend des laufenden Jahrhunderts, wo die eigentlichen Gesellschafts-Inseln unter die Botmäßigkeit des Königs von Tahiti kamen. Rajatea war früher ein Hauptsitz des Götzendienstes, wohin von allen Nachbarinseln Menschenopfer gebracht und dem Kriegsgotte Oro in der ehemaligen königlichen Residenz Opoa geopfert wurden. Auch der König wurde göttlich verehrt. Einige Rajateaner wurden 1809 mit den damals auf Eimeo sich aufhaltenden Missionären und so auch mit dem Christenthum bekannt; und als 1816 der Missionär Wilson mit dem Könige und 19 andern Tahitiern durch einen Sturm nach Rajatea verschlagen wurden und hier drei Monate verweilten, gelang es den vereinten Bemühungen der beiden Erstern, den damals regierenden König Tamatoa zur Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums zu bringen, der sodann auch die übrigen Häuptlinge und das Volk zur Annahme der neuen Lehre stimmte. In Folge dessen wurden Menschenopfer, Götzendienst und Kindermord abgeschafft und Gotteshäuser errichtet. Im J. 1818 begab sich der oftgenannte Williams mit mehreren anderen Missionären von Eimeo nach Huahine, und sie wirkten dort in der oben erzählten Weise. Ihre Ankunft ward bald den Nachbarinsulanern kund, und täglich stellten sich Gäste ein, um die neuen Ankömmlinge zu sehen. Unter diesen Gästen befand sich nun auch der eben genannte König Tamatoa, der mit allen seinen vornehmsten Häuptlingen herüberkam, um sich einen oder mehrere Missionäre für Rajatea zu erbitten. Williams und der Missionär Threlkeld wurden dazu ausersehen, und am 11. Sept. 1818 kamen sie auf Rajatea an, und die Eingeborenen suchten auf alle mögliche Weise ihre Freude darüber an den Tag zu legen. „Als wir unsere Sachen an's Land trugen," erzählt Williams, „ging ich an einer Hütte vorbei, worin die Leute grade aßen. Einer meiner Begleiter, ein Rajateaner, schlüpfte hinein, nahm einem der Essenden die Speisen so zu sagen vor dem Munde weg, ohne ein Wort zu sagen, und brachte sie mir. Auf meine Frage, ob der Mann das nicht übel nehmen werde, erhielt ich zur Antwort: nein, das sei so Sitte unter ihnen. Und wirklich sahen wir oft dergleichen. Wenn Gäste von weit herkommen, gehen sie in irgend eine Hütte, sehen sich darin um, und gefällt es ihnen da, so sagen sie ohne Weiteres: „„Hier ist's schön; hier wollen wir bleiben!"" Unter den Sachen der Missionäre sahen der König und die Königin, die mit auspacken halfen, das Bild von Williams' Mutter. Sie wurden sehr gerührt und fragten, ob seine Eltern und Freunde nicht sehr geweint hätten, als er von ihnen gegangen wäre? Williams antwortete, sie würden ihn nicht von sich gelassen haben, wenn sie nicht Mitleid mit den armen Rajateanern und andern Heiden gehabt hätten. Da seufzte Tamatoa tief auf. — Die beiden Missionäre begannen ihr Werk damit, die damals noch nicht sehr zahlreiche und über die ganze Insel zerstreute Bevölkerung zu bereden zu suchen, ihre einzelnen Gehöfte (kaigna) zu verlassen und in Eine große Ortschaft, wenigstens der Mehrheit nach, zu ziehen. Denn nur so konnte die Mission wahrhaft gedeihen und zugleich der Zweck, die Eingeborenen zu europäischer Gesittung heranzuziehen und an ein arbeitsames, thätiges Leben zu gewöhnen, gefördert werden.

Digitized by Google

König und Volk willigten ein, und es ward beschlossen, den Ort an der Bai von Uturoa (s. oben) und in der Nähe der ehemaligen königl. Residenz Opoa anzulegen. Vorläufig ward hier eine kleine Kapelle und ein Schulhaus errichtet. Tamatoa erklärte, er wolle dicht neben der Kapelle und den Missionären wohnen, und betrieb den Bau mit beharrlichem Eifer. Williams ging damit um, sich ein Wohnhaus ganz auf englische Art zu bauen, um es als Mustergebäude für die Bauten der Eingeborenen dienen zu lassen. Bisher hatten ihre besten Hütten nur Ein Gemach; sie waren mit einem Schilfdach versehen, aber an den Seiten offen; anstatt der Dielen diente trocknes, meist schmutziges Gras. Der Bau jenes Hauses war freilich keine leichte Sache. Williams mußte dabei Zimmermann, Maurer, Schlosser, Drechsler und Tischler in Einer Person sein; die Eingeborenen konnte er nur zu Handlangerarbeit gebrauchen. Doch zu solchem Werke war er grade der Mann. (Vergl. die biograph. Notiz über ihn S. 262.) Binnen wenigen Monaten stand das Haus da, und die Insulaner konnten sich nicht satt daran sehen. Es hatte eine Länge von 60, eine Tiefe von 30 Fuß und vorn 3, hinten 4 Zimmer. Aus dem Gesellschaftszimmer, dem grüne Fenstervorhänge ein beinahe elegantes Ansehen gaben, hatte man eine prächtige Aussicht nach dem Hafen. Das Fachwerk des Hauses bestand aus Balken von besonders festem Holze, und die Wände waren mit Korallenerde gemauert und berappt. Diese Erde gebrauchte Williams zugleich zum Weißen, ja, er bereitete daraus sogar, durch Zusatz von zerstoßener Kohle eine silbergraue, und durch Vermischung mit Ocker eine gelbrothe Farbe, womit er die Zimmer ausmalen konnte. Ein Schilfdach, auf Sparrenwerk ruhend, gewährte dem Hause hinlänglichen Schutz. Vorn und an den beiden Giebelseiten war ein eingezäunter Garten angelegt, mit Grasplätzen und Blumenbeeten, wo eine Menge schöner Sträucher und Blumen, inländische und europäische, blühten. Hinter dem Hause lag ein eingehegter Hof für das Federvieh, wohl versehen mit Haushühnern, Truthühnern und Enten. Aus dem Hofe kam man in einen großen Küchengarten, wo Rüben, Kohl, Bohnen, Erbsen, Gurken, Kürbisse, Zwiebeln und Suppenkräuter auf's Beste gediehen, — lauter Gewächse, welche die Missionäre aus England mitgebracht hatten. In spätern Zeiten verkündete das Meckern der Ziegen und das Blöken der Rinder auf den nahen Bergen noch größern Reichthum; Rajatea war eine kleine Schweiz geworden. Im Innern des Hauses sah es ebenfalls ganz europäisch aus; denn da waren Tische, Stühle, Schränke, Sophas und Bettstellen, mit gedrehten Füßen und schön polirt, ein glatt gedielter Fußboden und zierlich gemalte Wände. Williams hatte sich in dem heilsamen Einflusse, den er von diesem Musterbau für die Eingeborenen erwartete, nicht verrechnet. Es währte nicht lange, so rührten sich fleißige Hände rings um die „Pfarre" her; ein Häuslein nach dem andern erhob sich auf dem Bauplatze. Natürlich mußte Williams auch hierbei das Meiste thun, und er that es gern, denn die Leute hingen an ihm mit zärtlicher Liebe, und eine weite Thür zu ihrem Herzen war ihm aufgethan. Später hatte er noch eine besondere Freude an ihrem Eifer, womit sie ihre neu erlernten Handwerke trieben. Die trägen Heiden erkannte man in ihnen nicht mehr. Williams hatte unter Anderm eine Zuckermühle, mit drei großen Walzen, angelegt; die arbeitete jetzt alle Tage, da die Eingeborenen nunmehr ordentliche Zuckerplantagen hatten. Eine Schmiede war gleichfalls vorhanden. Sägen, Hobeln, Zimmern, Mauern u. dgl. m. verstanden die Lehrlinge jetzt schon eben so gut wie ihr Meister. Ein besonders anstelliger junger Mann hatte sogar das Buchbinden gelernt, und nach nicht langer Zeit kam nicht minder eine Buchdruckerei in vollen Gang. Während Williams die Männer in der Lehre hatte, war seine Frau mit dem weiblichen Theil der Bevölkerung beschäftigt. Sie lehrte die erwachsenen Schülerinnen Kleider nähen, Bast flechten und hübsche Hauben machen. Die

Digitized by Google

Schulen überhaupt wurden fleißig beſucht; und bald konnten ſchon mehrere Hundert kleine und große Schüler fertig leſen, und lernten mit der Zeit auch ſchreiben. Im J. 1823 kamen zwei Abgeordnete der Londoner Miſſions-Geſellſchaft, Tyerman und Bennet, welche die Südſeeſtationen beſuchten, von Tahiti nach Rajatea und ſahen mit Staunen und Bewunderung die hier binnen wenigen Jahren bewirkten wohlthätigen Veränderungen. Da, wo noch 1818 eine völlige Wildniß ohne eine menſchliche Wohnung geweſen war, ſtanden jetzt die langen Häuſerreihen des damals gegründeten Dorfes Vaoaara aus, einer ſchönen Stadt ähnlich, mit einer prächtigen geräumigen Kirche in ihrer Mitte, und belebt von fleißigen und glücklichen Menſchen, die in Fabriken, Werkſtätten, in Gärten und Pflanzungen thätig waren. „Wenn wir," ſchrieben die Abgeordneten, „auch weiter nichts erfahren hätten, als was wir auf dieſer Inſel mit eigenen Augen geſehen haben, ſo wäre dies doch allein ſchon der Reiſe werth geweſen. Wir beſuchten die zerſtörten Morais oder Götzentempel zu Opoa und konnten es uns kaum mehr vorſtellen, daß ſie vor ſechs oder ſieben Jahren noch ſämmtlich im Gebrauche geweſen waren; eher hätten wir denken können, daß es Ruinen aus einer Zeit von 2000 Jahren wären. Wenn wir die große Verſammlung überblicken und ſo viele achtbare Männer und Frauen ſehen, die ſich mit dem größten Anſtande benehmen, haben wir oft zu uns geſagt: Können das die nämlichen Leute ſein, die an jenen ſchauerlichen Auftritten Theil nahmen, — Menſchen opfern ſahen und mit eigener Hand ihre leiblichen Kinder mordeten? Wir konnten uns das faſt nicht vorſtellen, wenn wir ſie in ihren verſchiedenen Zuſammenkünften, in ihrem täglichen Treiben und Wandel, in ihren Kleidungen, in ihren züchtigen Sitten ſahen." — Wir haben in der Einleitung zu dieſem Abſchnitt und in der Beſchreibung der Freundſchafts- und Hervey-Inſeln mehrfach Gelegenheit gehabt, intereſſante Züge aus dem chriſtlichen Leben der Rajateaner mitzutheilen.

Tahaa oder Otaha, eine 9 M. im Umfange haltende und 4000 E. zählende Inſel, nördlich und 1⅓ M. von der vorigen, mit der ſie, wie ſchon bemerkt, in ein gemeinſchaftliches Korallenriff eingeſchloſſen iſt. Ihr äußerſter Nordweſtpunkt liegt unter 16° 32′ 30″ S. Br. und 151° 33′ 10″ W. von Greenwich. Auch ſie iſt, gleich der vorigen, gebirgig und hat einen fruchtbaren Boden, auch mehrere gute Häfen, worunter Ohamana, im ſüdöſtlichen, und Oherurua, im weſtlichen Theil der Küſte. In dem Diſtrikt Patno, und an dem Kanal, welcher (innerhalb des gemeinſchaftlichen Riffes) Tahaa von Rajatea ſcheidet, wurde 1822 eine ähnliche große Ortſchaft, wie Vaoaara (ſ. oben), angelegt. Auch die Bewohner Tahaa's, welche, wie bereits unter Rajatea erwähnt, früher unter der Botmäßigkeit des dortigen Königs ſtanden, waren höchſt entartet, und ihre große Anzahl hatte ſich während der beiden erſten Jahrzehende dieſes Jahrhunderts, durch Krankheit, Völlerei, Ausſchweifungen, Kriege, Kindermord und Menſchenopfer, ungemein vermindert. Als nun Tamatoa, der König von Rajatea, den Götzenplatz in Opoa zerſtörte und auf beiden, ihm untergebenen Inſeln die Abſchaffung des Götzendienſtes befahl, munterte auf Tahaa der Oberprieſter Faaridi den dortigen Vaſallenhäuptling Fenuapeho auf, dem Befehle ſich zu widerſetzen und für die Götzenaltäre der Väter zu kämpfen: er ſolle einen Einfall auf Rajatea wagen, wo er Unzufriedene und Anhänger genug finden werde. Wirklich landete der Häuptling mit einer Kriegerſchaar auf Tahaa, ehe ſich Tamatoa deſſen verſah, ſammelte dort die Unzufriedenen und begann den Kampf gegen ſeinen Oberherrn, der ihn jedoch beſiegte und ſogar perſönlich in ſeine Gewalt bekam. Als Rebell konnte er nach der Landesſitte nur den Tod erwarten; aber Tamatoa ſchenkte ihm das Leben und gebot überhaupt, die Ueberwundenen zu ſchonen. Das machte ſo tiefen Eindruck auf die Feinde, daß der Begnadigte mit allem Volk auf Tahaa den Götzen entſagte; und auch der

Digitized by Google

Oberpriester Faaridi konnte der Ueberzeugung, daß der Gott der Christen unüberwindlich sei, nicht länger widerstehen, gab seinem Götzen Oro den Abschied und erkannte Jehovah als seinen Gott. Gegenwärtig sind die Zustände auf Tahaa eben so erfreulicher Art wie auf Rajatea.

Borabora oder Bolabola, eine Insel um die Hälfte kleiner als die vorige, von der sie in westnordwestlicher Richtung etwa 2½ M. entfernt liegt. Sie hat 5½ M. im Umfange und eine Bevölkerung von beinahe 4000 E., und ist von vielen kleinen Eilanden und Korallenriffen umgeben, welche letztere sich weit in das Meer hinausziehen und sie nur an einzelnen Stellen zugänglich machen. Borabora hat indeß einen geräumigen und tiefen Hafen an der Westküste, Otea Vanua oder Benta genannt, der sogar für den besten des ganzen Societäts-Archipels gehalten wird und unter 16° 30′ 40″ S. Br. und 151° 45′ 53″ W. von Greenwich liegt. Die Insel trägt in der Mitte einen hohen, aber dicht bewaldeten Berg mit doppelter Spitze, und ihr fruchtbarer und gleichfalls mit Kokospalmen, Brotfruchtbäumen ꝛc. reichlich besetzter Küstenrand ist gegenwärtig auch mit einer Menge werthvoller Pflanzungen und zahlreichen Wohngebäuden, großentheils in europäischer Art aufgeführt, oder doch wesentlich eingerichtet, bedeckt. Im Anfange dieses Jahrhunderts, oder zur Zeit, als Turnbull die Insel besuchte, hatte dieselbe ihre eigenen Häuptlinge, kam aber später unter die Botmäßigkeit des Königs von Tahiti. Die Einwohner galten, wie Turnbull erzählt, für die tapfersten Krieger unter allen Societäts-Insulanern, aber auch für die rohesten und wildesten Menschen, die von allen ihren Nachbarn gefürchtet wurden. Sie sollen von Verbrechern abstammen, die in früherer Zeit von den benachbarten Inseln sich hierher flüchteten oder dahin verbannt wurden. Gegenwärtig haben sie das Waffenhandwerk mit den Künsten des Friedens vertauscht und zeichnen sich als geschickte Baumeister, Tischler, Schlosser, überhaupt in fast allen europäischen Handwerken aus. Früher übten, außer den eigentlichen Götzenpriestern, sogenannte Zauberer eine unbedingte Gewalt über sie aus; und zu den herrschenden Gräueln gehörte auch die Sitte, betagte Eltern und andere Angehörige lebendig zu begraben, oder unversehens mit Speeren zu durchbohren. Dennoch war Borabora eine der ersten Inseln, die sich nach dem Siege auf Tahiti (12. Nov. 1815) anschlossen, und seitdem haben sich die Eingeborenen nicht nur (wie aus dem Obigen zu ersehen) europäische Cultur angeeignet, sondern auch als lebendige und praktische Christen stets bewährt.

Maupiti oder Mobidi, auf englischen Seekarten Marua oder Maurua, eine verhältnißmäßig kleine, jedoch von 2500 Seelen bewohnte Insel, nordnordwestlich und 8 M. von Borabora, unter 16° 26′ 30″ S. Br. und 152° 11′ 48″ W. von Greenwich gelegen. Sie stand früher in Abhängigkeit von Borabora. Ihre Mitte bedeckt ein hoher Berg, der auf 6 Meilen hin sichtbar ist, ihr Boden ist fruchtbar und ihre Naturerzeugnisse sind die nämlichen, wie auf den übrigen, oben beschriebenen Inseln. An ihrer Westküste befindet sich ein guter Hafen. Ein, an mehreren Stellen die Durchfahrt gestattendes Korallenriff umgibt die Insel. Das hier herrschende Christenthum und europäische Cultur datiren vom J. 1822, wo Lehrer von Borabora die Eingeborenen mit den evangelischen Wahrheiten zuerst vertraut machten.

Tubai, die nördlichste der Gesellschafts-Inseln, oder vielmehr eine, aus zahlreichen flachen und bewaldeten Eilanden und Klippen bestehende Gruppe, welche eine Lagune von 3. M. im Umfange einschließt. Sie liegt nordnordöstlich und 7 M. von Maupiti, und mit ihrem äußersten Nordpunkt unter 16° 11′ 26″ S. Br. und 151° 50′ 20″ W. von Greenwich, und wird von den Bewohnern der benachbarten Inseln häufig besucht, um Schalthiere, Schildkröten und Fische zu fangen.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Die Auſtral- oder Tubuai-Inſeln.

Sie liegen ſüdlich und im Durchſchnitt 100 Meilen von den Geſellſchafts-Inſeln und dicht oberhalb und unterhalb des ſüdlichen Wendekreiſes, zwiſchen dem 144. und 152. Grade weſtlicher Länge von Greenwich. Es ſind ihrer fünf, und ſie haben zuſammen 6000 E., und ihre Namen theils von ihrer ſüdlichen Lage, theils nach einer ihrer Inſeln, welche Tubuai heißt.

Da die Auſtralinſeln ſowohl hinſichtlich ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit, wie auch hinſichtlich der Sprache und Eigenthümlichkeit ihrer Bewohner mit den Geſellſchafts-Inſeln übereinſtimmen, ſo gilt das, was im vorigen Kapitel über dieſe in der allgemeinen Beſchreibung derſelben geſagt worden iſt, im Weſentlichen auch von den Auſtral-Inſeln (vergl. S. 421); und wir haben daher hier noch blos deren Specialbeſchreibung zu geben. — Zum Chriſtenthum bekehrt wurden die Auſtral-Inſulaner in den Jahren 1820 bis 1826.

Tubuai oder Tupuai, eine etwa nur 2 M. im Umfange haltende Inſel, welche ſüdlich und 106 M. von Tahiti und faſt genau unter dem ſüdlichen Wendekreiſe liegt, nämlich unter 23° 25′ S. Br. und 149° 23′ W. von Greenwich. Sie wurde 1777 von Cook entdeckt, erhebt ſich zu einem hohen Felſengebirge im Innern, iſt jedoch gut bewaldet und angebaut, beſonders in den Thälern und auf dem Küſtenſaume, und hat namentlich auſtraliſche Schweine und Hühner im Ueberfluß; wozu in neuerer Zeit auch europäiſche Hausthiere gekommen ſind. Für Cook hatten die Eingeborenen etwas Wildes in ihrer Phyſiognomie, im Uebrigen aber Vieles mit den Geſellſchafts-Inſulanern gemein. Sie trugen Halsbänder von Perlmutter, und bliſen auf großen Kinkhornmuſcheln, an die ein 2 Fuß langes Rohr befeſtigt war. Ihre Canots waren 30 Fuß lang und mit Schnitzwerk verſehen; ſie hatten hervorragende Hinter- und Vordertheile und einen Ausleger. Die Mannſchaft eines im Jahre 1820 dieſe und die nächſtfolgende Inſel beſuchenden europäiſchen Schiffes ließ hier eine anſteckende Krankheit zurück, die unter den Eingeborenen ſo furchtbare Verheerungen anrichtete, daß binnen vier Jahren zwei Drittheile der Bevölkerung an den Folgen derſelben ſtarben, und zuletzt nur 300 Seelen übrig blieben. Indeß hat ſich die Bevölkerung, die durch zwei Tahitier zum Chriſtenthum bekehrt ward, ſeitdem reichlich wieder ergänzt.

Raiwawai oder Vavitoo, wegen ihrer ſteilen, bis 900 Fuß hohen Felſenwände von Brouhgton, der ſie 1791 entdeckte, High Island oder Hochinſel genannt, hat über 2500 E., und liegt oſtſüdöſtlich und 30 M. von Tubuai, unter 23° 42′ S. Br. und 147° 11′ W. von Greenwich. Sie iſt ſtark bewaldet und wird in das öſtliche und weſtliche Gebiet getheilt durch einen hohen Bergrücken, der früher zugleich die Streitlinie bildete, wo die Einwohner dieſſeits und jenſeits mit Speeren und Steinen ſich wechſelſeitig bekriegten. Der Kindermord war nicht herrſchend, wohl aber der barbariſche Gebrauch der Menſchenopferung. Pomare II. (König auf Tahiti), deſſen königliches Anſehen auch hier galt, beſuchte 1820 die Inſel und ſtiftete eine Verſöhnung zwiſchen den Häuptlingen, die eben im Kriege lagen. „Sehet zu und wachet“, ſagte er; „der Mann, der wieder Krieg anzettelt, muß augenblicklich zum Tode verurtheilt werden.“ Auf ſein Zureden hatten ſie bereits die Götzen weggeworfen, und zwei be-

Digitized by Google

kehrte Tahitier blieben da. Alles wandte sich dem Christenthum zu, und mit Freuden ergaben sich die Leute den neu gebotenen sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Am Meeresstrande wurde mühsam eine Kirche von Flechtwerk, mit Kalk überzogen, aufgerichtet, 180 Fuß lang und 80 Fuß breit, mit 43 Oeffnungen für Luft und Licht; und vor einer kleineren Kirche in dem andern Distrikt wurden die abgesetzten Götzen aufgestellt. Auch Kirchenstühle machte man, des guten, festen Holzes wegen, aus den Götzen. Die erste Taufe wurde 1823 an 52 erwachsenen Eingeborenen durch den Missionar Nott vollzogen. Bald waren alle Thäler auf das Nützlichste angebaut.

Rurutu oder Ohetiroa, eine der schönsten unter den Südsee-Inseln, liegt nordwestlich und 33 M. von Tubuai, unter 22° 27′ S. Br. und 150° 46′ 30″ W. von Greenwich. Sie hat beinahe 9 M. im Umfange und wurde 1769 von Cook entdeckt. Der ebene Küstenrand bis zum gebirgigen Innern ist vom Meere angeschwemmt; denn noch sieht man überall ihren Korallengrund. Ein 200 F. hoher, senkrecht sich erhebender Felsen besteht aus einem einzigen Korallenstück; und ihm gegenüber steht ein gleichgebauter Felsen, aber noch breiter und 300 F. hoch, eine Erscheinung, die nur durch gewaltige Naturumwälzungen sich erklären läßt. Die Beschreibung dieser wahrhaft reizenden Insel begeisterte den Lord Byron in dem Grade, daß er den Schauplatz eines seiner Gedichte nach Rurutu verlegte; und in der That ist die Insel für dichterische Schöpfungen auch ganz geeignet. Der Umriß der Berge Rurutu's ist wild und romantisch; die hervorspringenden Felsen und die tiefen Schluchten sind ungemein malerisch; und das Innere des Landes bietet eine größere Mannigfaltigkeit dar, als irgend eine der umherliegenden Inselgruppen. Mitten aus alten Lavadecken treten große Basaltmassen hervor; häufig trifft man auch den dunkelrothen Granit; und die weißkrustirten Tropfsteine sieht man da und dort von den gewölbten Höhlen der überragenden Felsen herabhängen. Die Berge sind zwar an einigen Stellen kahl und an andern nur mit Moos und Gras überkleidet, aber doch in der Regel mit Gebüsch und Gesträuch bewachsen; und wenn die Entfernung vom Aequator die reiche Ueppigkeit des Pflanzenwuchses etwas beschränkt, so begünstigt sie dagegen eine größere Mannigfaltigkeit der Gewächse. Die Schlingpflanzen strecken ihre Ranken über den Boden hin und öffnen ihre großen rothgeränderten Blüthen dem Sonnenstrahl; der Drachenbaum breitet seine glänzenden speerförmigen Blätter aus; die Barringtonia erhebt ihre Riesengestalt, und erreicht eine Größe, wie man sie auf den nördlicheren Inseln selten antrifft: ihr Stamm hat häufig 3 bis 4 Fuß im Durchmesser, und ihre ausgebreiteten Aeste, ihr durchsichtiges Laubwerk, ihre großen prachtvollen Blüthen gewähren einen herrlichen Anblick. Die zierliche Casuarina findet sich im Ueberfluß, und die hohe Kokospalme, welche sich weit über die Bäume des Waldes erhebt mit ihrer reizenden Krone von ewigem Grün, verleiht der Insel die täuschende Aehnlichkeit mit einer ächt tropischen Gegend. Das Meeresufer gewährt im Kleinen alle Abwechselung einer Küstenlandschaft. Bald steigen (wie bereits oben angedeutet worden) die Felsen senkrecht aus dem Meere auf und hängen über das Wasser hinaus in überragenden Vorgebirgen, an deren Fuß die brandenden Wogen des Oceans in Staub zerstieben. Bald ist das Ufer durch eine Reihe von Felsenriffen geschützt, innerhalb deren die ruhige Welle eine sandige Anfuhrt wäscht und häufig mit Muscheln bestreut. An diesen Riffen finden sich alle Arten von Korallen, die in der Südsee zu Hause sind; und wenn man durch die hellen Gewässer auf ihren seltsamen Bau und ihre glühenden Farben hinsieht, meint man eine unterseeische geschmückte Wohnung zu erblicken. Unter dem schattigen Laubdach der Bäume erschallt der Gesang von glänzend gefiederten Vögeln in den verschiedensten Tonarten, und über die Oberfläche des Meeres oder über das felsige Gestade streichen die Seevögel hin. Dieser reizende und einsame Aufenthaltsort ist von einem Volke bewohnt, dem freilich

Digitized by Google

von Allem, was man gewöhnlich zu einem glücklichen Leben für erforderlich hält, nichts fehlte, welches zugleich manche Kunſtfertigkeiten beſaß, ſich aber, wie das früher bei faſt allen Südſee-Inſulanern der Fall war, das irdiſche Paradies durch Zwietracht, Gewaltthätigkeiten, Grauſamkeiten, namentlich auch durch einen blutigen, ſchauderhaften Götzendienſt zu einer Hölle machte, bis es endlich auf eine merkwürdige Weiſe von den Feſſeln des Aberglaubens und den Drangſalen wilder Leidenſchaften befreit und dem Chriſtenthum und der Civiliſation zugeführt wurde. Die im Jahre 1820 von dem oben, unter Tubuai, erwähnten europäiſchen Schiffe auch hier zurückgelaſſene anſteckende Krankheit wirkte ſo ſchrecklich, daß von 6000 Einwohnern zuletzt nur noch 314 gezählt wurden. Darauf faßte ein Häuptling — Auura nannte er ſich — den Entſchluß, mit den Seinigen und vertrauten Freunden eine andere Inſel aufzuſuchen, um ſo dem böſen Geiſte, dem die Seuche beigemeſſen wurde, zu entrinnen. Der Entſchluß wurde ausgeführt, der Kahn aber verſchlagen und zwar nach der Geſellſchafts-Inſel Rajatea, welche damals, im Jahre 1821, auf der Bahn des Chriſtenthums und der Cultur ſchon ziemlich weit vorgeſchritten war. Wer beſchreibt die Verwunderung der hier landenden 25 Rurutuaner, als ſie die ſchönen Wohnungen, die Kleidungen, die neuerlernten Künſte, die neu eingeführte Lebensweiſe der Rajateaner ſahen, den Geſang in der Kirche, die Predigt in einer, ihnen verſtändlichen Sprache hörten? Sogleich waren ſie entſchieden, und Auura und mehrere ſeiner Begleiter fingen an, mit emſiger Begier zu lernen. Nach drei Monaten ſchickten ſie ſich zur Rückkehr in ihre Heimath an; doch erklärte dabei der Häuptling, er könne nicht in ſein finſteres Geburtsland zurückkehren, ohne ein Licht in der Hand zu haben, womit er andeutete, daß man ihm Lehrer für ſein Volk mitgeben möchte. Sein Wunſch wurde unter der Gemeinde in Rajatea bekannt gemacht, und ſogleich traten zwei Diakonen vor und riefen: „Hier ſind wir, ſendet uns!“ Auch die ganze Gemeinde bezeugte ihre Theilnahme, indem der Eine ein Meſſer, der Andere eine Scheere, ein Dritter ein Stück Leinwand, ein Vierter einige Nägel oder irgend ein nützliches Werkzeug brachte, das ſie mitnehmen ſollten. So ging denn das erſte Miſſionsboot nach Rurutu ab. Als ſie hier ankamen, knieten ſie auf dem Geſtade nieder und brachten Gott ihren Dank für die glückliche Ueberfahrt dar, ohne darauf zu achten, daß der Ort, wo ſie ſich befanden, dem Oro geheiligt war. „Sie werden ſterben“, verlautete es unter den auf der Inſel zurückgebliebenen Eingeborenen; und als jene vollends gemeinſchaftlich mit den Frauen Speiſe zu ſich nahmen, erwartete man zuverſichtlich, daß ſie am Leibe ſchwellen und todt zur Erde fallen würden. Als nichts erfolgte, hieß es: „Vielleicht wird der Gott in der Nacht kommen und ſie tödten; wir wollen warten und ſehen.“ Am Morgen verwandelte ſich das Erſtaunen der abermals in ihrer Erwartung getäuſchten Eingeborenen in förmlichen Aerger und zwar darüber, daß ſie von dem böſen Geiſte ſchon ſo lange betrogen worden ſeien. Die angekommenen Lehrer begannen nun ihr Werk; und Auura hielt eine Volksverſammlung, in welcher er auf Abſchaffung des Götzendienſtes antrug. Indeß wollten es die Rurutuaner noch auf eine Probe ankommen laſſen, und ſagten, Auura ſolle mit den Seinen gegen die hergebrachte Sitte in Gemeinſchaft mit den Weibern und Kindern Fleiſch eſſen: würden ſie unverſehrt bleiben, ſo müſſe der Götzendienſt fallen. Die Probe wurde glücklich ausgeführt, und nun durchflog die Inſulaner nur ein Drang zum Chriſtenthum. Groß war auf Rajatea das Erſtaunen, als man ſchon nach Verlauf eines Monats das Miſſionsboot, bis oben mit Götzen angefüllt, zurückkehren ſah. Man las in öffentlicher Verſammlung die Briefe der Lehrer vor und war voll Freudigkeit darüber, daß der erſte, von Rajatea ausgegangene Miſſionsverſuch ſo gut gelungen war. Auch die Götzen wurden zur Schau ausgeſtellt, und beſondere Aufmerkſamkeit erregte der rurutuaniſche Hauptgötze Ra, der nicht nur von außen mit kleinen

Digitized by Google

Götzen überdeckt war; sondern auch eine Oeffnung im Rücken hatte, die, als man sie aufthat, das seltsame Schauspiel von 24 kleinen Götzen darbot, die er im Leibe trug. — Das Jahr darauf war in Rurutu alles so verändert, daß wer die früheren dortigen Zustände gekannt hatte, es kaum zu fassen vermochte. Nicht nur, daß sämmtliche Einwohner sich zum Christenthum bekannten und an anständige Sitten sich gewöhnt hatten: sie waren auch sauber gekleidet, hatten hübsche Wohnhäuser um ihre Kirche herum, und zeigten einen großen Trieb zur Thätigkeit und zur Erlernung europäischer Künste. Seitdem hat sich auch die Bevölkerung der Insel bedeutend wieder gehoben.

Rimatara oder Remitara, eine etwa 3 M. lange, jedoch verhältnißmäßig nur schmale Insel, unter 22° 43′ S. Br. und 152° 3′ W. von Greenwich gelegen, oder West zum Norden und 45 M. von Tubuai. Ihre Bewohner wurden 1822 durch zwei Tahitier zum Christenthum bekehrt, und durch dadurch geweckte rege Thätigkeit steht seitdem die Insel in schönem Flor da.

Rapa oder Oparo, die südlichste Austral-Insel, liegt südöstlich und 92 M. von Tubuai, unter 27° 36′ S. Br. und 144° 5′ W. von Greenwich; sie wurde 1791 von Vancouver entdeckt und 1821 von Bellinghausen besucht. Sie ist zwar an sich nur klein, aber hoch und gut bevölkert. Das Gestade ist mit romantisch gebildeten, gerade aufrechtstehenden und schroffen Felsen umgeben, zwischen denen man aber nur Gestrüpp und Zwergbäume sieht. Dagegen ist das Innere sehr waldig und man findet daselbst sogar das kostbare Sandelholz, wenn auch kein passendes Bauholz. Die Eingeborenen bezeigten sich friedlich und ohne Mißtrauen sowohl gegen die Britten wie gegen die Russen: sie fingen alsbald einen Verkehr an und brachten ihnen große Seekrebse und andere Lebensmittel an Bord. Auf das dafür in Austausch erhaltene Eisen legten sie großen Werth. Sie waren nicht tättowirt, gingen aber ganz nackt mit kurz abgeschnittenem Haar. Ihre Waffen bestanden aus Speeren, Schleudern, Bogen und Pfeilen. Vancouver und Bellinghausen sahen auf den Höhen ordentliche Pahs, so stark verschanzt wie auf Neuseeland, und eben so bewacht. Im Jahre 1826 nahm ein Schiffskapitän zwei Eingeborene von Rapa nach Tahiti mit, wo der Missionär Davies sie mit dem Christenthum bekannt machte und auch auf andere Weise unterrichtete. Als man sie zurückbrachte, bat ein alter Häuptling auf's Dringendste um bleibende Lehrer, die denn auch im folgenden Jahre Davies selbst herführte. Die Mission gedieh hier auf ähnliche Weise, wie auf den übrigen Australinseln. Das Bauholz zur Kirche und den Wohnungen mußte freilich, aus dem oben angeführten Grunde, von Tahiti herbeigeschafft werden. Dagegen bietet Rapa einen vortheilhaften Handel mit dem gleichfalls schon erwähnten Sandelholze dar.

Nordöstlich und 90 Meilen von Tubuai liegen die zwar nicht unfruchtbaren, aber spärlich bewohnten Coronados, von ihrem Entdecker Quiros 1606 also benannt. Es sind 4 Eilande, daher man sie auf englischen Seekarten gewöhnlich unter dem Namen Four Crowns (Vier Kronen) aufgeführt findet. Carteret nannte sie die Duke of Gloucester Islands, und fand hier die Landvögel so zahm, daß man sie mit Händen greifen konnte. Das östlichste Eiland liegt unter 20° 42′ S. Br. und 142° 54′ W. von Greenwich, und das westlichste unter 20° 40′ S. Br. und 143° 11′ westl Länge.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Die Niedrigen Inſeln oder der Gefährliche Archipel.

Dieſer, aus mehr als 50 kleinen Inſelgruppen beſtehende weitläufige Archipel, der öſtlichſte in der Südſee, und unweit der Oſtgrenze des Geſellſchafts-Archipels gelegen, breitet ſich über 15 Längen- und 11 Breitengrade aus; denn er erſtreckt ſich vom 134. bis zum 149. Grade weſtlicher Länge von Greenwich, und vom 14. bis zum 25. Grade ſüdlicher Breite.

In der Landesſprache heißt er (nach ſeiner gleichnamigen größten Gruppe: ſ. unten Nr. 5.) **Pomotu** oder Pomutu, auch Paumutu; der Gefährliche Archipel heißt er wegen der gefährlichen Schifffahrt darin; und der Name der Niedrigen Inſeln iſt ihm beigelegt worden, weil ſeine Inſeln und Eilande auch wirklich, bis auf wenige, nur niedrige, flache Korallen-Inſeln ſind.

Im 7. Kap. des I. Abſchnittes haben wir geſehen, daß ſchon auf der erſten Reiſe um die Erde Magellan, wenn freilich nicht den Archipel ſelbſt, aber doch deſſen nördlichſten Eilande, die Desaventurados, entdeckte. Wenigſtens glaubt man, daß dieſelben mit den, unten in der Specialbeſchreibung vorkommenden Disappointment-Inſeln identiſch ſind, oder doch zu dieſer Gruppe gehören. Gewiſſer iſt, daß im J. 1606 Quiros mehrere der ſüdlichſten Gruppen, namentlich Incarnation und San Juan Baptiſta, entdeckte. Auf ihn folgten die Holländer le Maire und Schouten, welche 1616 die im nordweſtlichen und nördlichen Theil des Archipels gelegenen Gruppen Vliegeneiland, Waterland und Honden auffanden. Der Holländer Roggeween entdeckte 1722 die Gruppen Palliſer, Aurora und Karlshof; Byron 1765 die König Georgs-Gruppe; Wallis 1767 die Gruppen Whitſunday, Queen Charlotte, Egmont, Glouceſter, Cumberland und Prince Henry; Carteret 1767 die Gruppe Osnabrück; Bougainville 1768 die Gruppen Quatre Facardins, Harpe und Lanciers; Cook 1769 und 1773 die Gruppen Bird, Doubtful, Two Groups, Adventure, Chain und Furneaux; der Spanier Boenechea 1772 und 1774 die Gruppen S. Simon, S. Quentin und Narciſſo; Edwards 1791 die Gruppen Carisfort und Lord Hood; Bligh 1792 die Gruppe Bligh's Lagoon; Wilſon 1797 die Gruppen Crescent, Gambier und Serles; das brittiſche Schiff Margaret 1803 die Gruppen Buyer, Holt und Philipps; Kotzebue 1816 die Gruppen Romanzow und Kruſenſtern; Bellinghauſen 1819 die Gruppen Moller, Rigeri, Araktſchejeff, Barclay-de Tolly, Wolchonsky, Sacken, Tſchitſchakoff, Greig, Miloradowitſch, Wittgenſtein und Lazareff; das brittiſche Schiff Minerva 1822 die Gruppe Minerva, und Duperrey 1822 die Gruppen Clermont-Tonnère, Augier und Loſtange.

Digitized by Google

Die ältern Chorographen Australiens kannten nur einen Theil dieser Inselgruppen und ahnten ihren Zusammenhang noch nicht: sie zerlegten daher die ihnen bekannten Gruppen in „Bougainville's Gefährlichen Archipel", „Schouten's Böses Meer" und „Südlichsten Archipel". Auch die Engländer pflegen heutzutage noch wohl einen Unterschied zu machen zwischen den nordwestlichen Gruppen, welche sie Low Islands oder Niedrige Inseln, und den südöstlichen, welche sie den Gefährlichen Archipel oder Dangerous Archipelago nennen. Allein ein Blick auf die Karte zeigt sogleich, daß alle diese Abtheilungen zusammenfließen in einen einzigen weitschichtigen Archipel, der daher auch nur nach seinem natürlichen Bestandtheilen, den einzelnen Gruppen selbst, beschrieben werden kann.

Die Eilande, aus denen wiederum die Gruppen bestehen, sind meist äußerst klein, und nur äußerst wenige unter ihnen haben einen Flächeninhalt von 3 bis 5 Q. M.

Von den Niedrigen Inseln oder den Eilanden des Gefährlichen Archipels gilt vorzugsweise alles das, was im 3. Kap. des I. Abschnittes über die Matus oder Korallen-Inseln bemerkt worden ist. Denn sie gehören, vielleicht mit Ausnahme der Gambier-Inseln, sämmtlich der Korallenformation an, sind von kreisförmiger Gestalt und ruhen auf Tafelbergen, die steil aus dem Abgrunde aufsteigen und von einem Meere bespült werden, in welchem das Senkblei keinen Grund findet. Die Oberfläche der Tafel ist unter dem Niveau der Meeresoberfläche, und rings um ihren Umkreis bildet das Riff einen breiten Damm und trägt auf seinem Rücken die Sandbänke, die sich durch Anspülungen auf der Windseite und auf den ausspringenden Winkeln des Madreporengebäudes gebildet haben und nach und nach zu Inseln geworden sind. Das Riff und die Inseln schließen in der Regel eine Lagune oder einen Salzsee ein, von der nämlichen Natur und Beschaffenheit wie das äußere Meer und mit demselben durch mehr oder minder weite Oeffnungen im Riff zusammenhängend. Nur wo der Umfang des Riffes von geringerem Umfange war, hat sich nach und nach die Lagune ausgefüllt; das Madreporengebäude hat sich nach Innen zu erweitert, und eine größere Insel ist entstanden, die höchstens noch einen unbedeutenden Salzsee in der Mitte hat. Die ursprünglichen Sandbänke, die sich auf den Madreporengebäuden bildeten und mit der Zeit trocken wurden, erhielten bald Humus, und es entstanden auf die a. a. O. beschriebene Weise allmählig mit Pflanzen und andern Naturerzeugnissen ausgestattete und bewohnbare Inseln. Das die hier in Rede stehenden Inselgruppen bespülende Meer ist höchst gefährlich zu befahren, und Kotzebue bemerkt darüber: Ein Sturm bei trübem Wetter ist in diesen Gewässern der unvermeidliche Untergang eines Schiffes, und selbst die genaueste Seekarte könnte keine Rettung bringen, da die Strömung stark, das Land niedrig und der Wind zu heftig ist, um zurückzulaviren,

Digitized by Google

wenn man das Unglück hätte, einem Riffe zu nahe zu kommen. Die Tiefe des Meeres iſt in der Entfernung von einigen hundert Faden vom Lande nicht zu ergründen, und näher hin kommen die Untiefen ſo plötzlich, daß das Senkblei nicht die geringſte Warnung vor der Gefahr darbietet. Ein Ankergrund iſt ebenfalls nicht zu finden. Die Brandungen an den Eilanden ſind ſo furchtbar, daß ſie jede Landung verbieten; und nur wenn man das Glück hat, einen Eingang in den innern Kreis der Riffe zu gewinnen, kann man ſich einigermaßen für geborgen halten.

Das Klima iſt hier allerdings ein tropiſches, doch wird die Hitze durch das Meer ſelbſt und durch die Winde, welche ungehindert über die Gruppen hinſtreichen, in hohem Grade gemindert.

Die Produkte aus dem Pflanzenreich ſind hier meiſt die nämlichen wie auf den übrigen eigentlichen Südſee-Inſeln, jedoch begreiflich weniger mannigfaltig. Die Kokospalme und den Pandanus findet man überall; eben ſo ſind Yams und der Brotfruchtbaum ſehr häufig. Von Landſäugethieren haben die Eilande urſprünglich wohl keins gehabt. Auſtraliſche Hunde und Schweine ſind von den weſtlichen Inſeln her eingebracht, und die Ratte iſt ohne Zweifel von europäiſchen Schiffen eingeſchleppt worden. Unter dem Gefieder finden ſich wilde Hühner, Tauben, Papageien und andere Waldvögel; zahlreicher ſind jedoch die Waſſervögel. Von Amphibien gibt es, außer Schildkröten, auch eine kleine Eidechſenart. Nur wenige Inſekten umſchwärmen die Gewächſe. Bei manchen Inſeln findet man Perlmuſcheln. Das Meer iſt ungemein reich an Fiſchen der mannigfaltigſten Art.

Bevölkert ſind die Eilande im Ganzen nur ſpärlich, was bei ihrer Kleinheit und den verhältnißmäßig wenigen Subſiſtenzmitteln ſich auch leicht erklären läßt. Auf manchen wohnen nur wenige Familien; nur auf denen von älterer Formation iſt die Einwohnerzahl ſchon beträchtlicher; und die Gruppe der Gambier-Inſeln ſoll gar 4000 E. zählen.

Die Eingeborenen gehören der Malayenraſſe an, ſprechen einen tahitiſchen Dialekt, und auch ihre Sitten und Gebräuche haben mit den frühern der Geſellſchafts-Inſulaner viel Uebereinſtimmendes. Wahrſcheinlich ſtammen ſie auch von dieſen großentheils ab. Byron fand auf King George Islands ähnliche Morais, wie früher auf Tahiti. Wir werden die Eingeborenen bei Beſchreibung der einzelnen Gruppen zum Theil näher kennen lernen.

Der Gefährliche Archipel erſtreckt ſich in ſeiner Hauptrichtung aus Nordweſt nach Südoſt; und da ſeine nordweſtlichen Gruppen dem im vorletzten Kapitel beſchriebenen Societäts-Archipel am nächſten liegen und auch in einem mehr oder minder häufigen Verkehr mit demſelben ſtehen, ſo wollen wir in der nachſtehenden Beſchreibung mit ihnen den Anfang machen, und nur noch bemerken, daß Lazareff die nordweſtlichſte, Disappointment die nördlichſte und Incarnation die ſüdöſtlichſte Gruppe iſt.

Digitized by Google

1) Die Gruppe **Lazareff** ist die nordwestlichste des ganzen Archipels und liegt nördlich (doch etwas nach Osten hin) und nur 38 Meilen von Tahiti, und mit ihrer Mitte unter 14° 56′ S. Br. und 148° 45′ 12″ W. von Greenwich. Sie hat keinen großen Umfang, wurde erst 1820 von Bellinghausen entdeckt, und über ihre Bewohner ist nichts Besonderes zu bemerken.

2) Die Gruppe **Krusenstern**, östlich und 8 M. von der vorigen, unter 15° 0′ S. Br. und 148° 13′ 40″ westl. L., umschließt mit ihren Eilanden eine Lagune, in der eine dicht bewaldete kleine Insel liegt, und wurde 1816 von Kotzebue entdeckt.

3) **Vliegen** (d. h. Fliegen; denn der Name ist holländisch), eine der größten Gruppen des Archipels, östlich und in der Nähe der beiden vorigen, zwischen 15° 0′ und 15° 21′ S. Br. und zwischen 148° 27′ 30″ und 147° 5′ westl. L. Sie umschließt einen großen Salzsee oder Binnenmeer, und wurde 1616 von le Maire und Schouten entdeckt, welche sie Vliegeneiland oder Fliegeninsel nannten, aus der Veranlassung, weil die an's Land geschickte Bootsmannschaft von einer beispiellosen Menge Fliegen angefallen ward. Cook, der sie 1769 sah, nannte sie Prinz Wales-Insel, und von dem oben erwähnten Schiffe Margaret, welches 1803 daran vorüber kam, erhielt sie den Namen der Deans-Inseln. Es soll die nämliche Gruppe sein, welche 1722 von Roggeween entdeckt oder doch gesehen, und von ihm Vesper benannt worden. Unter ihren Eilanden sind einige von ansehnlichem Umfange und stark bewaldet, haben auch gutes Trinkwasser, was sonst im Allgemeinen eine Seltenheit auf den Inseln dieses Archipels ist. Ihre Bewohner haben neben der Sprachgleichheit auch in der Statur und Hautfarbe eine große Aehnlichkeit mit den Gesellschafts-Insulanern.

4) **Aurora**, 1722 von Roggeween entdeckt, und 1803 von dem mehrerwähnten brittischen Schiffe Margaret gesehen und Mattio- oder Matia-Insel genannt, obwohl sie keine einzelne zusammenhängende Insel, sondern, wie die vorigen, eine aus verschiedenen Eilanden bestehende Inselgruppe ist, liegt südlich und 13 M. von der Krusensterngruppe, unter 15° 52′ 30″ S. Br. und 148° 18′ 30″ W. von Greenwich. Sie bildet ein völlig flaches, jedoch mit Kokospalmen und Brotfruchtbäumen gut bestandenes Land, und ihre Einwohner gleichen nicht nur den Tahitiern, sondern standen auch bis zur neuern Zeit unter der Botmäßigkeit des Königs von Tahiti. Auch sind sie von den, auf den nahen Palliser-Inseln wohnenden Lehrern zum Christenthum bekehrt worden. Früher trugen sie perlmutterähnliche Austerschalen als Schmuck; ihre Bekleidungsstücke waren jedoch von schlechterem Zeuge als die auf Tahiti, und Manche von ihnen hatten nur eine sog. Tebuta umgeworfen, die aus langem Grase geflochten war und nachlässig von den Schultern auf die Kniee herabhing. Ihre Canots waren zierlicher als die tahitischen, jedoch zu sehr mit zum Theil abenteuerlichem Schnitzwerk beladen. Als Turnbull im Anfange dieses Jahrhunderts hier war, besaßen sie nur äußerst wenige Schweine, und ihre animalische Nahrung bestand daher meist aus Fischen. Gegenwärtig treiben sie auch Perlenfischerei.

5) Die **Palliser-** oder Pomotu-Inseln, ostsüdostwärts und nur wenige Meilen von den Vliegen-Inseln, bilden nicht blos eine, sondern 4 und zwar nicht unbeträchtliche Gruppen, also gewissermaßen einen kleinen Archipel für sich. Roggeween, der sie 1722 entdeckte, nannte sie Schadelyke Eilande oder Gefährliche Inseln, weil hier nicht nur sein eigenes Schiff in große Gefahr gerieth, sondern auch ein anderes scheiterte. Zweien ihrer Gruppen gab er noch besondere Namen. Cook, der 1773 der ersten und dritten der 4 Gruppen sich näherte, gab allen zusammen den Namen Palliser. Die erste oder nordwestlichste Gruppe, deren Südspitze unter 15° 34′ 25″ S. Br. und 146° 6′ 50″ W. von Greenwich liegt, wurde von Kotzebue, der bei derselben 1816 hindurchsegelte, die Rurikskette genannt und ist

Digitized by Google

die nämliche, welcher Roggeween 1722 den Namen Zoester beilegte. Die zu ihr gehörigen Inſeln, welche in Zwiſchenräumen von 100 bis 200 Faden durch niedrige Korallenriffe mit einander in Verbindung ſtehen, ſind alle ohne Unterſchied mit hohen und ſchönen Bäumen geſchmückt. Die zweite Gruppe, an der Südoſtſeite der vorigen, breitet ſich über einen Raum von 3½ M. in die Länge aus. Sie und die folgende Gruppe wurden von Roggeween die Broeders genannt. Die weſtlicher, und zwar mit ihrem äußerſten Oſtpunkt unter 15° 44′ 52″ S. Br. und 146° 28′ 2″ W. von Greenwich gelegene dritte Gruppe nimmt einen Raum von 5 M. in die Länge und 1 M. in die Breite ein und iſt von einem Korallenriffe umgeben, welches das Meer ſtellenweiſe überfluthet. Auf ihren Eilanden entfaltet ſich eine blühende Vegetation, und Kokospalmen erheben überall ihre ſtolzen Häupter. Die vierte, und ſüdoſtwärts von der dritten, unter 15° 55′ S. Br. und 145° 25′ W. von Greenwich liegende Gruppe iſt ebenfalls in ein Riff eingeſchloſſen und führt auf einigen engliſchen Seekarten den Specialnamen Eliſabeth. Die Eingeborenen der Pomotu- oder Palliſer-Inſeln galten früher für das wildeſte Volk in der Südſee. Ihre grauſamen Kriege ruhten nie. Oft retteten ſich Flüchtlinge nach Tahiti, wohin die Inſulaner überhaupt viel Verkehr hatten; und im J. 1807 kamen zuerſt die Beſiegten herüber und ſpäter die Sieger, um jene zu vertilgen. Pomare I. brachte ſie auseinander und bewilligte beiden Theilen Ländereien. Doch nur mit Mühe konnten ſie von ihren Feindſeligkeiten zurückgehalten werden. Einzelne unter ihnen wurden nachmals zum Chriſtenthum bekehrt, und Andere, die aus der Heimath herüber kamen und die ſeit 1815 auf Tahiti eingetretenen großen Veränderungen ſahen, folgten ihrem Beiſpiele. So kam es denn auf den Palliſer-Inſeln allmählig dahin, daß als 1822 zwei Eingeborene aus Pomotu, die auf Tahiti unterwieſen und ausgebildet worden waren, als Lehrer in ihre Heimath abgeſandt wurden, ſie daſelbſt den Götzendienſt bereits aufgehoben und dafür das Chriſtenthum eingeführt fanden, vornehmlich auf der Hauptinſel Aana. Im J. 1826 waren ſämmtliche Eingeborene des kleinen Pomotu-Archipels Chriſten, die es ſich nun auch angelegen ſein ließen, die Bewohner der benachbarten Gruppen, wie Aurora und Chain (ſ. unter Nr. 13), mit dem Evangelium vertraut zu machen. Im J. 1842 befanden ſich auf den Palliſer-Inſeln 4 Miſſionsſtationen, eine Haupt- und drei Nebenſtationen. In einem frühern Bericht über die Eingeborenen heißt es unter anderm: „In ihrem ganzen jetzigen Benehmen liegt etwas Auffallendes. Nichts Unanſtändiges und Rohes iſt weiter wahrzunehmen; ein milder Ernſt ruht auf jedem Antlitz. Sie ſagen: bisher waren wir an drei Augen blind, an den beiden des Leibes, und an dem Einen des Geiſtes.“ Schnell lernten ſie leſen, das Wort Gottes wurde ihnen theuer und werth, daran knüpfte ſich rege Thätigkeit und Betriebſamkeit, und ſeitdem herrſchte tiefer Friede auf den Inſeln, die jetzt durch ihren Perlen- und Trepang-Handel commercielle Wichtigkeit erhalten haben.

6) **Greig**, eine Gruppe, im S. der Palliſer, unter 16° 11′ S. Br. und 146° 22′ weſtl. L., wurde 1819 von Bellinghauſen entdeckt, nimmt zwar mit ihren Eilanden einen Raum von mehr als 11 Meilen im Umfange ein, hat jedoch keine ſehr zahlreiche Bevölkerung.

7) **Waterland**, eine kleine Gruppe, im Nordnordoſten von der vorigen, unter 14° 46′ S. Br. und 147° 12′ W. von Greenwich gelegen, wurde 1616 von le Maire und Schouten entdeckt, iſt ziemlich dicht bewaldet und mit gutem Trinkwaſſer verſehen.

8) Die **King George**- oder König Georgs-Inſeln liegen nordöſtlich und etwa 20 M. von den Palliſer-Inſeln und wurden 1765 von Byron entdeckt. Sie bilden zwei Gruppen, von denen die größere und öſtlichere unter 14° 40′ 30″ S. Br. und 145° 5′ W. von Greenwich liegt, bei den Eingeborenen Tiukea heißt und bei-

Digitized by Google

nahe 10 M. im Umfange hat. Die rothen Korallenriffe und die verschiedenartig gestalteten Felsen geben ihr in den äußern Umrissen ein romantisches Ansehen. Byron und Cook, welcher Letztere 1774 sie besuchte, fanden hier Quellwasser und außerdem namentlich Kokosnüsse, Löffelkraut, wovon die Eingeborenen einen Köder machten, um die Fische zu betäuben, und australische Hunde, die sie gegen Eisen vertauschen wollten. Die am Bord von Cook's Schiffe befindlichen Tahitier konnten sich mit den Eingeborenen leicht verständigen. Ihre Waffen bestanden aus Keulen oder Streitkolben und Lanzen mit Spitzen vom Stachelrochen. Sie standen unter Häuptlingen oder sog. Königen. Byron fand im Innern Morais oder den Götzen geweihte Plätze. In neuerer Zeit sind die Eingeborenen durch Lehrer von den Palliser-Inseln zum Christenthum bekehrt worden. Die westlichere Insel oder Gruppe heißt Ura und ist ebenfalls bewohnt. — Wahrscheinlich sind die König Georgs-Inseln identisch mit Sondergrond des le Maire (von 1616) und mit Spiridoff des Weltumseglers Kotzebue (von 1816).

9) Die Gruppe oder Insel **Romanzoff**, südostwärts von den König Georgs-Inseln, unter 14° 57′ 20″ S. Br. und 144° 31′ W. von Greenwich gelegen und 1816 von Kotzebue entdeckt. Der aufgeworfene Damm von Madreporengeschieben, der ihren äußern Saum bildet, schließt eine Niederung ein, die mit einer ziemlich mächtigen Schicht Dammerde bedeckt ist und wo sich schlankstämmige Kokospalmen hie und da erheben, ohne sich zu einem Walde zu verdichten; neben ihnen sieht man nur einige Pandanus und außerdem nur spärlich stehendes Gestrüpp. Das an mehreren Stellen sich sammelnde Regenwasser ist vollkommen trinkbar. Außer Robben gibt es hier keine einheimische Säugethiere; von Amphibien nur eine kleine Eidechsenart; Seevögel sind in Menge da, weniger zahlreich die Landvögel. Kotzebue kam mit den Eingeborenen nicht in Berührung.

10) Die Gruppe **Karlshoff** oder Carlshoff, südsüdwestwärts von der vorigen, unter 15° 27′ S. Br. und 145° 31′ 12″ W. von Greenwich gelegen, verbreitet sich über einen, 10 M. langen und 3 M. breiten Raum, hat eine Lagune in der Mitte und wurde 1722 von Roggeween entdeckt und benannt. Südostwärts von ihr liegt, unter 15° 52′ S. Br. und 144° 47′ westl. L., die Karaka-Insel.

11) Die **Wittgenstein-Inseln** liegen südöstlich und 14 M. von den Palliser-Inseln, und mit ihrem nördlichen Ende unter 16° 1′ S. Br. und 145° 39′ W. von Greenwich, bilden eine große, auf 22 M. in die Länge und 3½ M. in die Breite sich ausdehnende Gruppe, und wurden 1819 von Bellinghausen entdeckt. Ihre nördlichste Insel ist zugleich die größte und bevölkertste, wird auch von Seefahrern am häufigsten besucht. Hinsichtlich ihrer physischen Beschaffenheit und der Eigenthümlichkeit ihrer Bewohner, unterscheiden sich diese Inseln von den übrigen des Archipels wenig oder gar nicht.

12) Die **Miloradowitsch-Gruppe**, südlich und etwa 8 M. von den Wittgenstein-Inseln und mit ihrem nördlichen Ende unter 16° 42′ S. Br. und 145° 19′ W. von Greenwich gelegen, verbreitet sich über 10 Meilen in die Länge und 4 M. in die Breite, und wurde 1819 von Bellinghausen entdeckt.

13) Die **Chain-** oder Ketten-Inseln, südsüdöstlich und 32 M. von den Palliser-Inseln und unter 17° 26′ S. Br. und 145° 38′ W. von Greenwich gelegen, wurden 1769 von Cook entdeckt und erhielten von ihm obigen Namen, weil sie eine solche Lage zu einander haben, als bildeten sie eine Kette. Wahrscheinlich sind sie identisch mit den, 1777 von dem Spanier Boenechea aufgefundenen und von ihm Islas de todos los Santos (Allerheiligen-Inseln) benannten Inseln. Ihre Bewohner, welche früher sehr roh und grausam, namentlich in der Behandlung ihrer Weiber,

Digitized by Google

dabei Menſchenfreſſer und zugleich gefürchtete Seeräuber waren, ſind gegenwärtig gründlich gebeſſerte Chriſten.

14) Die Gruppe **Tſchitſchakoff**, etwas über 7 M. in die Länge und 2½ M. in die Breite ſich ausdehnend, und 1819 von Bellinghauſen entdeckt, liegt mit ihrem weſtlichen Ende unter 16° 52′ S. Br. und 144° 58′ W. von Greenwich, oder ungefähr nördlich (und etwas nach O. hin) und 9 M. von den Chain-Inſeln. Ueber ihre Bevölkerung iſt nichts Beſonderes zu bemerken.

15) Die Gruppe **Adventure** (alſo von Cook 1773) oder Guarava (alſo von Boenechea 1777 benannt) hat einen nur geringen Umfang und liegt unter 17° 4′ S. Br. und 144° 30′ W. von Greenwich, alſo nicht ſehr fern von der vorigen.

16) Die Gruppe **Sacken**, 1819 von Bellinghauſen entdeckt und benannt, erſtreckt ſich von NW. nach SO. auf beinahe 17 Meilen hin, liegt ſo ziemlich in der Mitte des ganzen Archipels der Niedrigen Inſeln, und mit ihrem ſüdöſtlichen Ende unter 16° 31′ S. Br. und 144° 12′ W. von Greenwich. Ihre Bevölkerung iſt anſehnlich.

17) Die **Philipps-Gruppe** hat eine beträchtliche Ausdehnung und iſt gut bevölkert und bewaldet, wurde 1803 von dem brittiſchen Schiffe Margaret entdeckt und benannt, auch 1819 von Bellinghauſen geſehen, der ihr den Namen Kutuſow beilegte, und liegt mit ihrem weſtlichen Ende unter 16° 27′ S. Br. und 144° 1′ W. von Greenwich, in der Nähe der Sacken-Gruppe.

18) Die Gruppe **Holt** oder Jermolow, die den erſteren Namen 1803 von dem brittiſchen Schiffe Margaret und den letzteren 1819 von Bellinghauſen erhielt, iſt durch ein höchſt gefährliches Fahrwaſſer von der vorigen getrennt und liegt in nordöſtlicher Richtung von ihr, und zwar mit ihrem nordweſtlichen Ende unter 16° 21′ 45″ S. Br. und 143° 9′ 20″ W. von Greenwich. Sie hat eine ziemlich anſehnliche Bevölkerung.

19) Die Gruppe **Barclay de Tolly**, unter 16° 13′ S. Br. und 142° 29′ W. von Greenwich, demnach nordoſtwärts von der vorigen gelegen, hat eine Ausdehnung von etwa 8 Meilen und wurde 1819 von Bellinghauſen entdeckt.

20) Die Gruppe **Wolchonsky**, nordoſtwärts von der vorigen, und mit ihrer Nordſpitze unter 15° 52′ S. Br. und 142° 5′ 20″ W. von Greenwich gelegen, erſtreckt ſich von NO. nach SW. auf 7 Meilen hin, hat eine verhältnißmäßig zahlreiche Bevölkerung, iſt ziemlich waldig, und wurde 1819 von Bellinghauſen entdeckt und benannt.

21) Die Gruppe **Araktſchejew**, breitet ſich in der Richtung von NO. nach SW. auf 3½ M. hin aus, iſt gut bevölkert, wurde 1819 von Bellinghauſen entdeckt, und liegt öſtlich und etwa 18 M. von der vorigen, unter 15° 51′ 20″ S. Br. und 140° 50′ 50″ W. von Greenwich.

22) Die Gruppe **Disappointment**, die nördlichſte des ganzen Archipels, indem ſie unter 14° 6′ S. Br. (die Länge iſt: 140° 58′ W. von Greenwich), oder oſtnordöſtlich und 116 M. von der äußerſten Nordweſtgruppe Lazareff (ſ. oben Nr. 1.) liegt. Sie wurde 1765 von Byron entdeckt, und beſteht aus einer großen Inſel und zahlreichen Eilanden, die in zwei verſchiedene Riffe eingeſchloſſen ſind, welche Byron den Zugang verſperkten; daher er die Gruppe Disappointment (vereitelte Hoffnung) nannte. Die Eingeborenen liefen mit ihren Keulen und großen Speeren am Strande umher nnd machten drohende Gebehrden gegen die Britten. Uebrigens haben die große Inſel ſowohl wie mehrere der Eilande ein lachendes reizendes Anſehen, ſind reich an Kokos- und andern Bäumen und Pflanzen, ebenſo an Schildkröten, und haben außerdem gutes Trinkwaſſer. Man glaubt, daß die von Magellan entdeckten Eilande

Digitized by Google

Desaventurados bei dieser Gruppe zu suchen seien. (Vergl. Kap. 7. Abschn. I., und oben im Eingange dieses Kapitels.)

23) Die Gruppe **Honden**, südöstlich und 36 M. von der vorigen, unter 14° 50′ S. Br. und 138° 47′ W. von Greenwich gelegen, wurde 1616 von le Maire und Schouten entdeckt und von ihnen aus dem Grunde Honden (Hunde) genannt, weil sie auf dem damals zufällig menschenleeren Strande nichts als drei todte Hunde vorfanden. Sie enthält in der Mitte eine Lagune, ist ziemlich stark bewaldet, hat unter ihren Pflanzen mehrere, die eine abführende Eigenschaft besitzen, und eine nicht unbeträchtliche Einwohnerzahl. Das Meer umher ist sehr fischreich.

24) **St. Quentin**, eine kleine Gruppe, östlich und 27 M. von den Ketten-Inseln, unter 17° 20′ S. Br. und 143° 48′ W. von Greenwich gelegen, und 1772 von dem Spanier Boenechea entdeckt.

25) **Furneaux** oder Fourneaux, eine beträchtliche Gruppe, ostnordöstlich und 36 M. von den Ketten-Inseln, unter 17° 5′ S. Br. und 143° 16′ W. von Greenwich gelegen, verbreitet sich über einen Raum von 12 M. im Umfange und wurde 1773 von Cook entdeckt. Ihre Bevölkerung ist nicht unbeträchtlich.

26) Die Gruppe **Nigeri**, nordöstlich und 20 M. von der vorigen, unter 16° 42′ S. Br. und 142° 48′ W. von Greenwich gelegen, bildet einen, in der Richtung von NO. nach SW. gegen 5 M. im Durchmesser haltenden Ring, und wurde 1819 von Bellinghausen entdeckt.

27) Die Gruppe **Doubtful**, südostwärts von Furneaux, unter 17° 19′ 46″ S. Br. und 142° 21′ 12″ westl. L. (d. h. mit ihrem östlichen Ende) gelegen, bildet einen 4 M. im Umfange haltenden Ring und wurde 1773 von Cook entdeckt.

28) **Bird**, eine Gruppe von niedrigen Lagunen-Inseln, südlich und 10 M. von der Furneaux-Gruppe, unter 17° 48′ S. Br. und 143° 10′ W. von Greenwich gelegen, wurde 1769 von Cook entdeckt und erhielt von ihm jenen Namen (der Vogel bedeutet) wegen der sie umschwärmenden großen Menge von Seevögeln.

29) **Bunyer** oder Bunyer, eine Gruppe von 2 größern und mehreren kleinern Inseln, die sich im SSW. von Bird unter 18° 12′ S. Br. und 143° 20′ W. von Greenwich ausbreiten. Sie wurde 1803 von dem brittischen Schiffe Margaret entdeckt.

30) **Two Groups**, zwei neben einander, aber auch von 2 verschiedenen Riffen eingeschlossene Gruppen, von denen die westliche (oder vielmehr nordwestliche) unter 17° 58′ 24″ S. Br. und 142° 7′ 55″ westl. L. liegt und Marakau genannt wird, und die östliche (südöstliche) unter 18° 18′ 10″ S. Br. und 142° 6′ 45″ W. von Greenwich gelegen ist und den Namen Davahaidy führt. Beide liegen in östlicher Richtung und 16 bis 17 M. von der Bunyers-Gruppe und erstrecken sich in einer Länge von 6 M. von NW. nach SO. Sie sind durch einen schmalen Kanal getrennt, den Bougainville 1768 durchfuhr; worauf im folgenden Jahre auch Cook die Inseln besuchte und benannte. Die Inseln selbst sind sämmtlich von unbedeutender Größe und niedrig, und andererseits ist das Meer umher von unergründlicher Tiefe. Die Einwohner, die den übrigen Insulanern des Archipels gleichen, trugen zur Zeit Bougainville's und Cook's ihr Haar hinten aufgeschlagen und in eine Kopfbinde gefaßt; ihre Waffen bestanden aus Pättu Pättus oder Streitärten; ihre Canots führten Segel und hatten ein ordentliches Mattenverdeck oder Zelt, zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen.

31) Die Gruppe **Resolution** oder St. Simon, nordostwärts von den Two Groups, unter 17° 22′ 20″ S. Br. und 141° 23′ 52″ W. von Greenwich (d. h. mit ihrem südöstl. Ende), wurde 1772 von Boenechea entdeckt und St. Simon benannt, während Cook, der sie später besuchte, ihr, aus Unbekanntschaft mit dieser Entdeckung, den Namen seines Schiffes Resolution beilegte, dehnt sich in der Richtung von NW. nach

Digitized by Google

SO. auf 4 M. Länge aus, iſt von furchtbaren Brandungen umgeben und hat eine ziemlich ſtarke Bevölkerung.

32) Die Gruppe **Moller**, welche ſüdoſtwärts von der vorigen und mit ihrem äußerſten Nordoſtpunkt unter 17° 43′ S. Br. und 140° 37′ W. von Greenwich liegt, dehnt ſich in der Richtung von NO. nach SW. auf mehr als 11 M. in die Länge aus, bei einer Breite von beinahe 4 M., wurde 1819 von Bellinghauſen entdeckt und 1823 von Freycinet beſucht, und hat eine mit ihrer Größe in Verhältniß ſtehende Bevölkerung.

33) Die **Bow-Inſel** oder Gruppe La Harpe, von beträchtlichem Umfange und ſüdlich von der Mollergruppe, unter 18° 6′ S. Br. und 140° 57′ W. von Greenwich (d. h. mit ihrem äußerſten Nordoſtpunkt) gelegen, wurde 1768 von Bougainville entdeckt und wegen ihrer harfenähnlichen Geſtalt La Harpe (Harfe) genannt. Cook beſuchte ſie ein Jahr ſpäter, fand ihre Geſtalt einem Bogen ähnlich und nannte ſie daher Bow (Bogen). Die Mitte bildet eine Bai mit Geſtaden ohne Vegetation; aber die beiden Enden ſind nicht nur bevölkert, ſondern auch mit Gruppen von Kokospalmen und anderen Bäumen bedeckt. Ihre, früher ſehr rohen und wilden Bewohner ſind gegenwärtig zum Chriſtenthum bekehrt.

34) Die Gruppe **Loſtange**, mit ihrem öſtlichen Ende unter 18° 43′ S. Br. und 141° 48′ 45″ W. von Greenwich, ſüdlich und nicht weit von Two Groups gelegen, breitet ſich von W. nach O. über 3 M. aus, und wurde 1823 von Duperrey entdeckt.

35) **San Pablo** oder Converſion de San Pablo, auch Surrey oder Britomart genannt, eine iſolirt von dem Archipel, unter 19° 56′ S. Br. und 145° 6′ W. von Greenwich, und zwar ſüdöſtlich und 64 M. von Otaheite gelegene Gruppe, welche ſchon 1606 von Quiros entdeckt, aber erſt 1821 von einem engliſchen Schiffe wieder beſucht und Surrey genannt wurde.

36) **San Miguel Arcangel** oder St. Michaels-Inſel, eine, ſüdoſtwärts und 13 M. von der vorigen, unter 20° 9′ S. Br. und 144° 0′ W. von Greenwich gelegene Gruppe, welche ebenfalls von Quiros 1606 entdeckt wurde. Sie nimmt einen Raum von 7 M. im Umfange ein und bietet nichts beſonders Bemerkenswerthes dar.

37) Die **Glouceſter-Inſel** (nicht mit den am Schluſſe des vor. Kap. beſchriebenen Duke of Glouceſter Islands oder den Coronados zu verwechſeln), eine 14 M. lange und 1½ M. breite Gruppe, nordöſtlich und 50 M. von der vorigen, und mit ihrem Nordoſtende unter 19° 7′ 38″ S. Br. und 140° 37′ 50″ W. von Greenwich gelegen. Sie wurde 1797 von Wilſon entdeckt und iſt gut bevölkert.

38) **Margaret**, eine gleichfalls nur kleine Gruppe, im SO. der vorigen, unter 20° 26′ S. Br. und 143° 30′ W. von Greenwich gelegen, und 1803 von dem gleichnam. brittiſchen Schiffe entdeckt.

39) **San Elmo**, eine 1606 von Quiros entdeckte und ſüdlich von der vorigen, unter 21° 20′ S. Br. und 143° 50′ W. von Greenwich gelegene Gruppe, welche zwar einen Umfang von 20 M. hat, aber nur aus kleinen niedrigen Eilanden beſteht.

40) **Prince Henry** oder eigentlich Prince William Henry, eine nach der Mitte des Archipels zu, unter 19° 13′ 50″ und 141° 17′ W. von Greenwich gelegene und nur auf etwas über 2 M. ſich ausdehnende Gruppe, welche 1767 von Wallis entdeckt wurde.

41) **Cumberland**, eine, in der Nähe der vorigen, unter 19° 10′ 19″ S. Br. und 140° 59′ W. von Greenwich gelegene, 1 M. in die Breite und 4 M. in die Länge ſich ausbreitende und ebenfalls von Wallis 1767 entdeckte Gruppe.

42) **Bligh's Lagoon**, eine ſüdlich und 36 M. von der Glouceſter-Inſel (ſ. oben Nr. 37.), unter 21° 38′ S. Br. und 140° 38′ W. von Greenwich gelegene Gruppe,

Digitized by Google

welche 1792 von Bligh entdeckt wurde, und hin und wieder auch wohl unter dem Namen Broughton vorkommen soll.

43) **Osnabrück**, eine ostsüdostwärts von der vorigen und mit ihrem äußersten Ostpunkte unter 21° 50′ 30″ S. Br. und 138° 44′ 30″ W. von Greenwich gelegene und 1767 von Carteret entdeckte Gruppe, an welcher 1792 das, von Capt. Weatherheads befehligte, brittische Schiff Matilda scheiterte, dessen Mannschaft sich übrigens nach Tahiti (nordwestlich und 160 M. von hier) rettete. Daher findet man sie auf einigen englischen Seekarten auch unter dem Namen Matilda Rocks aufgeführt.

44) **Barrow**, eine ziemlich ansehnliche Gruppe, ostnordostwärts von Bligh's Lagoon, und mit ihrem Nordwestende unter 20° 45′ 7″ S. Br. und 139° 3′ 9″ W. von Greenwich gelegen.

45) **Carisfort** oder Carysfort, eine östlich und 10 M. von Barrow, und mit ihrem äußersten Ostpunkt unter 20° 44′ 50″ S. Br. und 138° 19′ 30″ W. von Greenwich gelegene und 1791 von Edwards entdeckte Insel.

46) **Whitsunday** oder Pfingstgruppe, liegt nördlich (und etwas nach W. hin) von der vorigen, und mit ihrem Nordwestende unter 19° 23′ 38″ S. Br. und 138° 36′ 50″ W. von Greenwich, wurde am Pfingsttage 1767 von Wallis entdeckt, ist mit vielen Kokospalmen bedeckt und überhaupt im Ganzen fruchtbar, und hat eine nicht unbeträchtliche Bevölkerung.

47) **Queen Charlotte**, eine 4 M. lange und 1 M. breite, 1767 von Wallis entdeckte Gruppe, in der Nähe der vorigen, unter 19° 17′ 40″ S. Br. und 138° 42′ 30″ W. von Greenwich gelegen, mit blühender Vegetation, reich an Kokospalmen und antiskorbutischen Pflanzen, und überflüssig mit frischem Wasser versehen. Die Eingeborenen sind gut gebaut und das weibliche Geschlecht bei ihnen zeichnet sich durch ein gefälliges und munteres Wesen aus. Wallis fand hier in den Morais erhabene Bühnen, wo die Leichname der Verwesung übergeben wurden.

48) **Byam Martin**, eine ostsüdöstlich und 130 M. von Otaheite, und zwischen Cumberland und Barrow, unter 19° 54′ S. Br. und 140° 25′ W. von Greenwich gelegene und 1797 von Wilson entdeckte Insel, deren Einwohner mit den Tahitiern große Aehnlichkeit haben, und von diesen auch mit dem Christenthume, zu dem sie sich jetzt bekennen, zuerst bekannt gemacht worden sind.

49) Die **Lagoon-Insel** (von Cook 1769 so genannt) oder Quatre Facardins (von ihrem ersten Entdecker Bougainville 1768 so genannt), eine aus einer großen und einigen kleinern Inseln bestehende Gruppe, nordöstlich und 30 M. von Byam Martin, unter 18° 43′ S. Br. und 138° 47′ W. von Greenwich gelegen. Sie gewährt einen ungemein schönen Anblick. Zwar schlägt die Brandung fürchterlich an die rothen Korallenfelsen, die das Gestade umgeben, aber hinter ihnen entfaltet sich ein herrlicher grüner Teppich; hohe Kokospalmen drängen sich schirmend an den sandigen Strand; auf den bewaldeten Anhöhen nach dem Innern zu sieht man die Wohnungen der Eingeborenen, und Schwärme von allerlei Gefieder durchflattern die Luft. Den Franzosen sowohl wie den Britten unter Cook drohten die, übrigens ganz nackt einhergehenden Eingeborenen mit ihren langen Speeren, um sie am Landen zu verhindern. Dagegen rühmte Wilson, der 1797 hier war, ihre Ehrlichkeit im Tauschhandel, bei welchem sie alles hingaben, was sie hatten, um nur Nägel, Stücke Eisen und Glasperlen zu bekommen.

50) **Egmont**, eine südwestlich und 14 M. von der Lagoon-Insel, unter 19° 23′ S. Br. und 139° 13′ W. von Greenwich liegende Gruppe, 1767 von Wallis entdeckt und mit Einwohnern ähnlichen Schlages wie die Eingeborenen der Lagoon-Insel.

Digitized by Google

51) **Thrum** oder **Lanciers**, eine Gruppe von ähnlicher Naturbeſchaffenheit und mit ähnlichen Bewohnern wie die Lagoon-Inſel, liegt ſüdlich und 14 M. von Egmont, unter 18° 30′ 8″ S. Br. und 139° 8′ W. von Greenwich, und wurde 1768 von Bougainville entdeckt, von dem ſie den Namen Lanciers, und im folgenden Jahre von Cook beſucht, von dem ſie den Namen Thrum (eigentlich Cap Thrum, oder vielmehr Thumb Gap) erhielt.

52) **Narciſſo** oder **Narciſſus**, eine nordweſtlich und 8 M. von der Lagoon-Inſel, unter 17° 25′ S. Br. und 139° 15′ W. von Greenwich gelegene, 3 M. lange und 1 M. breite und von gefährlichen Riffen umgebene Gruppe, welche 1774 von dem Spanier Boenechea entdeckt und Narciſſo genannt, 1822 von dem brittiſchen Schiffe Good Hope, gleich darauf von dem Franzoſen Duperrey geſehen, und von jenem David Clarke, von dieſem Augier genannt wurde. Die Eingeborenen, die in 4 Canots (beiläufig geſagt, ſchwerfällig gebaut, und ohne Steuerruder) dem Good Hope entgegenkamen, waren ſo ſcheu, daß man ſie nur aus der Ferne beobachten konnte. Sie trugen um die Hüften ein Stück Zeug, einer auch ein Halsband von Perlmutter, und führten Speere, die aber wohl blos zum Fiſchfange dienten.

53) **Serle**, eine ſüdoſtwärts und 24 M. von Narciſſo, unter 18° 18′ 15″ S. Br. und 136° 58′ 15″ W. von Greenwich (d. h. mit ihrem Nordweſtende) gelegene, 5 M. lange und 3 M. breite Gruppe, welche 1797 von Wilſon entdeckt wurde. Sie liegt, gleich der vorigen, am nordöſtlichen Saume des Archipels und iſt, bei ihrer nicht unbeträchtlichen Höhe, ſchon aus ziemlich weiter Ferne ſichtbar. Ihre Bewohner gehören zwar ebenfalls, wie die übrigen Eingeborenen des Archipels, der Malayenraſſe an, haben jedoch auch manche Aehnlichkeit mit den Neu-Caledoniern.

54) **Minerva** oder **Clermont-Tonnère**, eine nicht ſehr große Gruppe, öſtlich (und etwas nach S. hin) und 14 M. von Serle, und mit ihrem Südoſtende unter 18° 33′ 20″ S. Br. und 136° 9′ 30″ W. von Greenwich gelegen. Sie bildet einen ſog. Atollon oder Ring, der eine Lagune einſchließt, wurde 1822 von dem brittiſchen Schiffe Minerva entdeckt und im folgenden Jahre von Duperrey wiedergeſehen und Clermont-Tonnère genannt. Ihre Bewohner haben, gleich denen von Serle, Aehnlichkeit mit den Neu-Caledoniern.

55) **Lord Hood**, eine mehr als 11 M. lange und 6 M. breite Gruppe, welche ſüdſüdöſtlich und 52 M. von der vorigen, unter 21° 30′ 50″ S. Br. und 135° 33′ W. von Greenwich liegt, und 1791 von Edwards entdeckt wurde.

56) Die **Aktäons-Gruppe**, eine langgedehnte Gruppe, im W. von Lord Hood, und erſt in neuerer Zeit entdeckt. Ihre Hauptinſeln ſind: Melbourne (unter 21° 28′ 30″ S. Br. und 136° 26′ 46″ W. von Greenwich), Minto (unter 21° 23′ S. Br. und 136° 32′ weſtl. L.) und Bedford (unter 21° 18′ 30″ S. Br. und 136° 37′ 46″ W. von Greenwich).

57) Die **Gambier-Inſeln**, eine aus einer großen und mehreren kleinern Inſeln beſtehende Gruppe, am ſüdöſtlichen Saume des Archipels der Niedrigen Inſeln, von denen im Allgemeinen ſie ſich dadurch unterſcheiden, daß ſie, zwar auch von Koralenriffen umgeben, aber an ſich vulkaniſchen Urſprunges ſind. Sie haben Berge bis zu 1250 F. Höhe, die von unten nach oben ganz mit Wald bedeckt ſind und einen ſehr angenehmen Anblick gewähren. Sie ſind auf 10 M. hin ſichtbar, werden die Duffsberge genannt (nach dem mehrerwähnten Miſſionsſchiffe Duff), und der höchſte von ihnen liegt unter 23° 8′ S. Br. und 134° 55′ 30′ W. von Greenwich. Die Inſeln wurden 1797 von Capt. Wilſon, Befehlshaber des Duff, entdeckt und nach dem damaligen Präſidenten der Londoner Miſſions-Geſellſchaft, Lord Gambier, benannt. Die Eingeborenen waren ganz erſtaunt beim Anblick eines europäiſchen Hundes, da ſie zu-

Digitized by Google

vor nie ein größeres vierfüßiges Thier, als eine Ratte, gesehen hatten. Sie waren höchst verwegene Diebe, und als eine Muskete auf sie gerichtet wurde, glaubten sie, dieselbe sei ihnen zum Geschenk bestimmt, und rannten darauf zu, um sie in Empfang zu nehmen. Ein Theil der Eingeborenen zeichnete sich durch ein schöneres Aeußeres und zugleich durch einen bessern sittlichen Charakter vor den übrigen aus. Wir haben uns bereits in der Einleitung zu diesem Abschnitte, S. 334 u. ff., mit ihnen beschäftigt, und dort gesehen, wie schnell die Jesuitenpriester Caret und Laval, sowie der Bischof Stephan Rochouse die Gambier-Insulaner „zu bekehren" gewußt haben. Schon wenige Monate nachher berichtete der Bischof nach Rom, er habe sämmtliche Eingeborene der Gambier-Inseln, 4000 an der Zahl, „bekehrt." Ob nun diese Einwohnerzahl die richtige ist, müssen wir dahin gestellt sein lassen; obwohl die Gruppe allerdings stark bevölkert ist. Die Hauptinsel heißt Mangareva; sie ist an ihrem südlichen Ende sehr schmal, wird aber nach N. hin immer breiter, und in diesem breitern nördlichen Theil erheben sich auch die oben genannten Duffsberge. Die Insel, wo die Jesuitenpriester landeten, heißt, wie wir gesehen haben, Akena; eine dritte führt den Namen Akamaru, und eine vierte heißt Taravai. Von dieser letztern kam 1832 ein Häuptling, Terura genannt, nach Tahiti, wurde hier im Christenthum unterwiesen und faßte dessen Wahrheiten begierig auf. Nach drei Monaten kehrte er mit einem tahitischen Lehrer nach seiner Heimath zurück, ward aber hier von dem Volke argwöhnisch angesehen. Denn eine eben herrschende Epidemie schrieben die Leute einem frühern Bekehrungsversuche zu, den Lehrer aus Rapa (oder Oparo, die im vor. Kap. beschriebene Austral-Insel; sie liegt südwestlich und 150 M. von den Gambier-Inseln) gemacht hatten. Jener Tahitier kehrte daher sogleich wieder um. Noch einmal (1836) kamen Lehrer nach den Gambier-Inseln; aber eben in diesem Jahre kamen auch die Jesuitenpriester hierher, und das Weitere ist in der Einl. zu diesem Kapitel a. a. O. erzählt worden. Im J. 1844 hielten es die hier ihr Wesen treibenden Jesuiten für rathsam, sich unter den unmittelbaren Schutz ihres Freundes und Gönners Louis Philipp und der französischen Kanonen zu stellen. Indeß hat wenigstens die 1848 zur Gewalt gelangte französische Regierung von diesem Protectorat weiter keine Notiz genommen.

58) **San Juan Baptista** (St. Johannes der Täufer), eine sehr weit sich ausbreitende, aber nur spärlich bewohnte Gruppe, westsüdwestlich und 66 M. von den Gambier-Inseln, unter 24° 0′ S. Br. und 139° 0′ W. von Greenwich gelegen, und 1606 von Quiros entdeckt und benannt.

59) **Crescent**, eine ostsüdostwärts und nur wenige Meilen von den Gambier-Inseln, unter 23° 20′ 30″ S. Br. und 134° 35′ W. von Greenwich gelegene Gruppe, die östlichste des ganzen Archipels der Niedrigen Inseln. Sie stellt sich in der Form eines wachsenden Mondes dar, weshalb ihr obiger Name beigelegt worden ist, und hat 5 Meilen im Umkreise. Sie ist niedrig, mit einer Lagune in der Mitte und von einem Riffe umgeben, über dessen südlichen Theil das Meer gewaltsam eingreift. Graue Korallenklippen, stellenweise an 30 F. hoch, umgeben das Gestade; im Innern sieht man Pandanus und Stechpalmen wälderweise, Kokos- und Brotfruchtbäume weniger. Wilson entdeckte 1797 auch diese Gruppe. Die Eingeborenen gingen meist nackt, nur wenige hatten Zeuge übergeworfen, und einer trug eine Art Turban; drohend schwangen sie ihre langen Speere gegen die Britten.

60) **Incarnation**, die südöstlichste Gruppe des Gefährlichen Archipels, liegt südwestlich und 44 M. von der vorigen, unter 24° 45′ S. Br. und 136° 40′ W. von Greenwich, und wurde 1606 von Quiros entdeckt.

Die Pitcairn Insel, welche sonst gewöhnlich auch zu dem Archipel der Niedrigen Inseln gerechnet wird, werden wir im 10. Kap. dieses Abschn. beschreiben.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Die Marqueſas-Inſeln.

Sie liegen nördlich und etwa 60 Meilen von dem im vorigen Kapitel beſchriebenen Archipel der Niedrigen Inſeln, und ſüdoſtwärts (eigentlich Südoſt zum Süden) und beiläufig 460 Meilen von den Sandwich-Inſeln, zwiſchen 7° 50′ und 10° 25′ ſüdlicher Breite, und zwiſchen 138° 28′ und 140° 20′ weſtlicher Länge von Greenwich.

Sie bilden einen kleinen Archipel, den man auch wohl, ſeinem Entdecker Mendaña zu Ehren, den **Mendaña-Archipel** nennt und der aus 12 größeren und kleineren Inſeln beſteht, welche wiederum unter ſich zwei Gruppen bilden, eine ſüdöſtliche und eine nordweſtliche.

Nun nennt man die 5 Inſeln der ſüdöſtlichen Gruppe inſonderheit die **Marqueſas**, weil nur dieſe Gruppe es war, welche Mendaña entdeckte und ſeinem Vetter, dem Marquis von Mendoza, Vicekönig von Peru, zu Ehren die Marquiſen oder Marqueſas de Mendoza benannte.

Die 7 Inſeln der nordweſtlichen Gruppe dagegen werden auf nordamerikaniſchen und engliſchen Karten vorzugsweiſe die **Waſhington-Inſeln** genannt, weil ſie von dem Nordamerikaner Ingraham 1791 zuerſt entdeckt wurden und er dieſen Namen ihnen beilegte.

Beide Gruppen ſind etwa 12 Meilen von einander entfernt, haben aber eine und dieſelbe Naturbeſchaffenheit, und können auch, da ſie von dem nämlichen Volke mit gleichen Sitten und Gebräuchen bewohnt ſind, nicht von einander getrennt werden. Wenn daher von ihnen im Allgemeinen die Rede iſt, wird ſtets nur der Ausdruck Marqueſas-Inſeln gebraucht. Die Eingeborenen ſelbſt betrachten beide Gruppen als einen einzigen Archipel und nennen ihn **Nukahiwa**.

Mendaña alſo — wie wir bereits im 7. Kap. des I. Abſchn. S. 55 erzählt und oben angedeutet haben — war der Entdecker der Marqueſas-Inſeln, oder doch der ſüdöſtlichen Gruppe derſelben, und zwar im J. 1567. Die nordweſtliche Gruppe ſah er nicht, eben ſo wenig Cook, der im J. 1774 ſüdwärts vorbei nach den Geſellſchafts-Inſeln ſegelte. Dieſe wurde erſt im Mai 1791 von dem Nordamerikaner Ingraham entdeckt, und dem Präſidenten Waſhington zu Ehren benannt. Im folgenden Monate kam auch der Franzoſe Marchand dahin, und nannte ſie im damaligen Revolutionsfieber und nach der herrſchenden neueſten Mode die Revolutions-Inſeln — ein Name, der längſt in Vergeſſenheit gerathen iſt und von dem auch kaum noch ein Seefahrer etwas gehört hat. Die oben näher bezeichneten Namen ſind allein im Gebrauch, obwohl am häufigſten Marqueſas-Inſeln ſchlichtweg geſagt wird.

Digitized by Google

Die Marquesas-Inseln sind vulkanischer Entstehung und gebirgig, mit Bergen bis zu 6000 Fuß Höhe. Die Abhänge der Gebirge sind fast überall mit dem üppigsten Pflanzenwuchse bedeckt. Am meisten jedoch entfaltet sich der vegetabilische Reichthum in den Thälern. Gewächs an Gewächs drängt sich hier seit Jahrhunderten, altert, stirbt und hinterläßt eine dicke Schicht Humus, welcher ohne Unterlaß zunehmend dem überdies durch zahlreiche Flüsse und Bäche bewässerten Boden eine noch größere Fruchtbarkeit sichert. Man kann, die Grenzen der bewohnten Bezirke überschreitend, nicht ohne Bewunderung jene noch im Urzustande der Natur befindlichen Theile der Inseln betreten, wo dichtes Gesträuch, riesenmäßige Bäume und üppige Wiesenfluren kaum einen Fußpfad zu bilden gestatten und nicht selten alles Vordringen des Menschen ganz unmöglich machen.

Das Klima ist zwar, bei der Nähe des Aequators, im hohen Sommer sehr heiß; doch wird es wiederum durch die Seewinde ungemein abgekühlt, und die mittlere Temperatur übersteigt nicht 25° Réaumur.

Zerstreute Pflanzungen, zum Theil von schützenden Einfriedigungen umgeben, bezeugen die Fruchtbarkeit des Bodens, der fast ohne alle Cultur die Bedürfnisse der Einwohner im reichsten Maße befriedigt.

Unter den Nahrungspflanzen sind besonders der Brotfruchtbaum, die Kokospalme, der Pisang, Yams, Tarowurzeln, Pfeilwurz, Bataten ꝛc. zu bemerken. Zuckerrohr wächst ohne Pflege, und der in neuerer Zeit eingeführte Tabak ist den Eingeborenen bereits zum Bedürfnisse geworden. Der Papiermaulbeerbaum, die Casuarina, der Bambus werden wie auf Tahiti benutzt, und von einer Palmenart die Blätter als Sonnenschirme gebraucht. Sonst findet man aber noch unzählige andere Erzeugnisse aus dem Pflanzenreich: so eine Art lieblich schmeckender Aepfel, den tahitischen Kastanienbaum (inocarpus), mehrere Schminkbohnenarten und Kürbisse, Ingwer, Taumelpfeffer, Kresse, Portulak u. s. w.

Den Inseln eigenthümliche Säugethiere gibt es nicht, und man kennt nur Schweine, Ratten und Katzen, die durch Europäer hergebracht worden sind. Von Vögeln hat man etwa 4 oder 5 Arten vom prächtigsten Gefieder, obwohl nur von der Größe der Sperlinge oder höchstens unserer Tauben. Marchand erwähnt einer kleinen Reiher- und zweier schöner Taubenarten. Das Huhn ist Hausthier. Von Amphibien gibt es, außer den häufig vorkommenden Schildkröten, eine unschädliche Schlangen- und eine metallisch glänzende Eidechsenart. Insekten sind selten. — Aus dem Mineralreiche ist nichts Erhebliches zu bemerken.

Die Gesammtbevölkerung des Mendaña-Archipels wird auf 37,000 E. geschätzt, von denen 12,000 auf die eigentlichen Marquesas- und 25,000 auf die Washington-Inseln kommen würden.

Digitized by Google

Die Schilderung, welche Mendaña, der die Inſeln nicht nur 1567 bei ihrer Entdeckung, ſondern auch 1595 zum zweiten Male beſuchte, von den Eingeborenen macht, ſtimmt im Weſentlichen mit neueren Berichten überein, namentlich was den ſchönen Körperbau, beſonders des weiblichen Geſchlechts, betrifft. Jedenfalls ſind ſie als die ſchönſten unter den Auſtralindiern, wie unter den Auſtraliern überhaupt zu betrachten, und Manche, vornehmlich Frauen, haben faſt die Weiße des europäiſchen Teints. In der Regel zeichnet den Marqueſas-Inſulaner ein ſtattlicher Wuchs, ein gutgebauter muskelſtarker Körper aus. Der Hals iſt lang und ſchön, die Geſichtszüge ſind regelmäßig, die Zähne weiß wie Alabaſter, die Naſe gut geformt und zum Theil ſelbſt bis zur Adlernaſe ſich geſtaltend, und das Auge iſt zwar eben nicht ſprechend, aber doch weit entfernt, ſtumpfe Gleichgültigkeit zu verrathen. Alle Glieder des Körpers greifen ſo ineinander, daß Cook und Forſter, Kruſenſtern und Langsdorf, überhaupt alle Diejenigen, welche in älterer und neuerer Zeit die Inſeln beſucht haben, der Anſicht ſind, unter den dortigen Eingeborenen eben ſowohl Modelle zu einem Herkules, wie zu einem Adonis finden zu können. „Manchen von den jungen Inſulanern," bemerkt Forſter, „hätte man neben die Meiſterſtücke der alten Kunſt ſtellen können, und ſie würden bei der Vergleichung nichts verloren haben." Verwachſene und gebrechliche Menſchen ſieht man ſo wenig wie Ausſätzige; vielmehr genießen alle ohne Ausnahme (ſofern ſie nämlich bei ihrer urſprünglichen mäßigen Lebensweiſe geblieben ſind) einer feſten dauerhaften Geſundheit. Ihre natürliche Hautfarbe iſt ſo licht und hell, daß ſie ſich der Weiße der Europäer nähert, nur daß ſie im Allgemeinen etwas in's Gelbliche ſchillert. Bei denjenigen Männern, die noch tättowirt ſind, ſieht man ſie freilich nicht; denn eine ſo übermäßige Tättowirung wie hier, iſt bei keinem anderen auſtraliſchen Volke Gebrauch geweſen. Doch davon nachher.

Die Frauen ſind in ihrer Art körperlich eben ſo ſchön gebildet, wie die Männer. Sie haben einen gut geformten, meiſt ovalen Kopf, große funkelnde Augen, die ſchönſten Zähne, ein gekräuſeltes ſchwarzes Haar, das ſehr geſchmackvoll mit einer weißen Binde umwunden iſt, einen blühenden Teint, niedlich geformte Arme und Beine, und dabei ein friſches, munteres Anſehen. Nur fehlt ihnen der Ausdruck von Sanftmuth und das gefühlvolle Lächeln, was über das Geſicht ſo vieler anderer Auſtralindierinnen eine ſo bezaubernde Anmuth verbreitet. Ihre Mienen ſprechen häufig nur Frechheit aus, was ihren zügelloſen Ausſchweifungen in der Liebe beizumeſſen ſein mag. Mädchen und Weiber nehmen auch bei Fremden nicht den geringſten Anſtand, ſich ihnen, und zwar oft auf die ſchamloſeſte Weiſe, anzubieten; und andererſeits tragen Männer kein Bedenken, ihre eigenen Frauen und Töchter auf die europäiſchen Schiffe zu führen, und ſie dort wohl gar zu zwingen, ſich preiszugeben. Es gilt auf dieſen Inſeln überhaupt für einen großen Vorzug,

Digitized by Google

wenn ein Mädchen recht viele Liebhaber hat; und Unzucht vor der Ehe heiligt die Sitte.

Die weibliche Kleidung besteht in der Regel aus einem, zwischen den Schenkeln durchgezogenen Gürtel und einem Stücke Zeug, das zwar bis auf die Beine herabhängt, aber freilich den Körper immer nur dürftig bedeckt. Im Uebrigen wird der ganze Körper täglich mit Kokosöl eingerieben, wodurch er allerdings Geschmeidigkeit und Glanz gewinnt, aber auch einen unerträglichen Geruch annimmt. Wo noch die Sitte des Tättowirens herrscht, geschieht es, wie früher, beim weiblichen Geschlecht nur an Armen, Händen, Ohrläppchen und Lippen.

Die Männer gehen beinahe ganz nackt, indem sie außer einem schmalen Gürtel, von Maulbeerrinde gemacht, den sie um die Mitte des Leibes wickeln, ihren Körper gar nicht bedecken; und viele werfen auch diesen Gürtel weg.

Indeß ersetzt die übermäßige Tättowirung des Körpers einigermaßen dessen Nacktheit. Der Knabe bleibt bis zum 12. oder 13. Jahre gänzlich damit verschont; dann aber wird der Anfang mit Einzeichnung einiger Hauptfiguren gemacht, während welcher Zeit er Tabu und in einer besondern Hütte eingeschlossen ist. Uebrigens sind die Figuren eines schön tättowirten Körpers jedem einzelnen Theile desselben anpassend gewählt, und es herrscht darin eben so viel Geschmack wie Symmetrie. Die ganz Armen, deren es aber verhältnißmäßig nur wenige gibt, lassen sich gar nicht tättowiren; und dies geschieht jetzt auch bei vielen der übrigen Eingeborenen, nachdem sie mit europäischen Sitten mehr und mehr vertraut worden sind. Auf Nukahiwa gehen sogar schon manche Eingeborene europäisch gekleidet.

Die Wohnungen bestehen meist aus langen schmalen Hütten, die auf eingerammten Bambuspfosten oder Pfeilern ruhen und deren Wände mit Kokosblättern und Farrnkraut durchflochten sind. Auf der Hinterseite der Hütte ist die Wohnung höher als auf der Vorderseite, weshalb das, mit trockenen Blättern vom Brotfruchtbaum belegte Dach sich immer nach einer Seite hinneigt. Das Innere des Gebäudes wird, der ganzen Länge nach, durch einen Balken in zwei Theile abgetheilt, von denen der eine gepflastert, und der andere, der als Schlafstätte dient, mit Matten belegt ist. Der Hausrath ist sehr einfach und gering. Die Kokosschalen und Kalebassen sind gewöhnlich mit den Fingerknochen der erschlagenen und verzehrten Feinde verziert. Die beim Hüttenbau und Verfertigen der Waffen benutzten wenigen Werkzeuge bestanden vor der Ankunft der Europäer aus einem scharf zugespitzten Stein, der als Bohrer diente, einem steinernen Beil und einem Messer aus dem Zahn eines Haifisches. Jetzt haben sie eiserne Werkzeuge.

Die Weiber müssen den ganzen Haushalt versehen, und sind im Allgemeinen auch weit fleißiger als die Männer, die den größten Theil des Tages mit Faullenzen verbringen. Sie sind es auch, die Alles, was zu der Be-

Digitized by Google

kleidung und zum Putze gehört, ſchaffen müſſen: ſie verfertigen die Matten, die zum Schlafen und zur Bedeckung gehören; ſie bereiten die Gürtel, die ihre und ihrer Männer Hüften bedecken; ſie drehen die Fäden und Schnüre für den Fiſchfang u. dgl. m. Alle ihre Zeuge ſind aus Baumrinde gemacht, wobei ein ähnliches Verfahren wie auf Tahiti beobachtet wird. Sie unterſcheiden ſich in gröbere, aus Baumfaſern gemacht und von Anſehen grau, und in feinere und blendend weiße, wozu der Papiermaulbeerbaum den Stoff liefert. Auch recht hübſche Körbe und Thongefäße werden verfertigt.

Die Weiber kochen zwar in der Regel für ſich und für die Männer beſonders, und nur ausnahmsweiſe eſſen ſie mit dieſen an Einem Tiſch. Sonſt aber ſtehen ſie zu ihnen nicht in ſolcher Abhängigkeit, wie es auf andern Südſee-Inſeln früher der Fall war und zum Theil noch iſt. Hin und wieder kommt es allerdings wohl vor, daß Männer ihre Weiber mißhandeln, aber auch, daß Weiber auf ihre Männer losſchlagen. Zwiſchen Eltern und Kindern herrſcht im Allgemeinen große Zärtlichkeit und Liebe.

Mit Ausnahme mancher Häuptlinge, hat der Marqueſas-Inſulaner nur Eine Frau; dagegen iſt der Ehebruch weder verboten, noch wird er beſtraft; wenigſtens wird es damit nicht genau genommen, wie ſich ſchon aus den oben angeführten Beiſpielen entnehmen läßt. So iſt ſtets um die Perſon eines Häuptlings der ſogenannte Feuermacher, der unter anderen Obliegenheiten auch die hat, bei einer längern Abweſenheit des Häuptlings deſſen Stelle bei der Frau zu vertreten.

Zu den Zeitverkürzungen gehören Tänze (die aber eigentlich nur in Pantomimen und Schwingungen der Arme und Hände beſtehen), Geſänge (die eben ſo monoton wie die ehemaligen tahitiſchen ſind), Kawatrinken, Waffenſpiele, Schwimmübungen und ſeltſamer Weiſe auch ein Wettrennen auf Stelzen. Wie dieſe ſonderbare Kunſt hierher gekommen, iſt ſchwer zu erklären.

Die Sprache der Marqueſas-Inſulaner iſt ein Dialekt der malayiſchen und hat zugleich ſo große Aehnlichkeit mit der der Geſellſchafts-Inſulaner, daß beide Theile einander leicht verſtehen. In eine grammatikaliſche Ordnung iſt ſie noch nicht gebracht, und eben ſo wenig ſchon zu einer Schriftſprache gemacht, weil die 1842 unter den Auſpicien Louis Philipps hierher gebrachten Jeſuitenprieſter die Wirkſamkeit der evangeliſchen Miſſionäre auf den Marqueſas-Inſeln völlig gelähmt haben.

Verfaſſung und Religion iſt im Ganzen die nämliche wie bei den übrigen noch heidniſchen Südſee-Inſulanern. Die Religionsbegriffe bewegen ſich um einen abenteuerlichen Mythus und um den allgemein verbreiteten Glauben an Hexerei und Zauberei. Die Prieſter, die eine beſondere Tracht als Unterſcheidungszeichen haben, gelten für Zauberer, werden dabei als heilig und unverletzlich betrachtet, und haben das Recht, das Tabu (ſ. Kap. 6, Abſchn. 1.)

Digitized by Google

auszusprechen, und besorgen die Begräbniß-Feierlichkeiten, die meist in Schmausereien bestehen. Die Morais sind ähnlicher Art, wie sie früher auf den Gesellschafts- und anderen Südsee-Inseln waren. — Unter einem einzigen Oberhaupte oder Könige stehen die Marquesas-Inseln nicht, sondern unter verschiedenen Häuptlingen, die von einander unabhängig sind. Diese führen zwar den Titel Hekaai oder Könige, haben aber im Ganzen nur eine beschränkte Gewalt, und ihr Ansehen ist durch ihren größern oder geringern Reichthum bedingt. Mit der Gerechtigkeitspflege haben sie nichts zu schaffen, auch können sie nicht strafen, weil die Selbstrache alle Strafen entbehrlich macht; den Mord rächen die Verwandten des Erschlagenen. Die Rangabstufungen treten auf den Marquesas-Inseln nicht so schroff hervor, wie früher auf den Gesellschafts- oder den Freundschafts-Inseln. Wenigstens machen sich die Geburtsvorrechte nicht sehr geltend; und nur der Reichthum — der nach dem Besitz von mehr oder weniger zahlreichen Brotfruchtpflanzungen bemessen wird — bedingt eine gewisse Standesverschiedenheit.

Indeß führen die Häuptlinge, die im Kriege die Anführer bilden und daher dann auch eine größere Macht besitzen als in Friedenszeiten, häufig blutige Fehden mit einander. Die Waffen sind die gewöhnlichen anderer Südsee-Insulaner: sie bestehen nämlich aus Streitkolben, Speeren und Schleudern. Seeschlachten werden nie geliefert; denn die Marquesas-Insulaner sind schlechte Seeleute, und geben sich mit dem Meere nicht weiter ab, als zum Fischfange, oder zum Uebersetzen von einer Insel ihres Archipels zur andern eben nöthig ist. Ueberziehen sie eine andere Insel mit Krieg, so richten sie ihr Augenmerk auf eine Landung lediglich zu dem Zwecke, um auf festem Grund und Boden im Handgemenge ihre Sache auszufechten.

Uebrigens werden die Kriege meistens nur in der Absicht unternommen, um Menschenfleisch zu erhalten; denn gefangene und erschlagene Feinde werden ohne weitere Umstände gebraten und verzehrt. In diesem Stücke gleichen die Marquesas-Insulaner ganz den Neuseeländern aus früherer Zeit und den noch unbekehrten Fidschi-Insulanern, und in einiger Hinsicht können sie sogar als die ärgsten Menschenfresser in der Südsee betrachtet werden. Alle Gräuel des Kannibalismus sind bei ihnen im Schwange; Freund und Feind wird geschlachtet, bei Hungersnoth selbst Weib und Kind (s. Kap. 6, Abschn. I, S. 27). Den im Gefechte erlegten Feinden pflegen sie häufig schnell noch Löcher in den Hirnschädel zu schlagen, um das Blut zu trinken bevor es gerinnt. Die Weiber sind nach Menschenfleisch eben so lüstern, wie die Männer, und andererseits in Zeiten, wo Nahrungsmittel spärlich sind, trotz ihrer sonstigen Mutterliebe wohl im Stande, für dergleichen mit gefühlloser Grausamkeit ihre Kinder hinzugeben. So bot, als Kotzebue 1816 hier war, eine Eingeborene ihren Säugling den Russen zum Verkaufe dar.

Digitized by Google

Alle dieſe Gräuel wären ohne Zweifel, wie auf ſo manchen anderen Südſee-Inſeln, längſt verſchwunden; und die Marqueſas-Inſeln würden, zumal bei ihrer trefflichen geographiſchen Lage und bei der geiſtigen Bildſamkeit ihrer Bewohner, gewiß eine ähnliche Stufe der Civiliſation erreicht und eine ähnliche commercielle Wichtigkeit gewonnen haben, wie die Sandwich- und Geſellſchafts-Inſeln, wenn die evangeliſchen Miſſionäre ihr Bekehrungswerk hier ungehindert hätten fortſetzen können.

Das Miſſionsſchiff Duff ſetzte ſchon 1797 zwei der aus London mitgekommenen Miſſionäre hier an's Land. Indeß wurde der eine, da er einige Tage unter den Wilden ſich allein fühlte, ſo von Angſt überwältigt, daß er halb wahnſinnig, wieder zurückgenommen werden mußte. Nur der andere, Crook, hatte Muth, auf der (zu den eigentlichen Marqueſas gehörenden) Inſel Tahuata zurückzubleiben, da er die Häuptlinge und das Volk günſtig geſtimmt fand. Im folgenden Jahre begab er ſich nach England, um noch mehr Arbeiter zu holen. Er kehrte auch allerdings nach der Südſee zurück und wirkte noch über 30 Jahre auf den Geſellſchafts-Inſeln; allein der Erneuerung der Miſſion auf den Marqueſas-Inſeln ſtanden noch manche Bedenken und Schwierigkeiten entgegen. Erſt 1825 hielt man dieſelben für ſo weit gehoben, daß man es wagen zu dürfen glaubte, drei tahitiſche Lehrer dahin zu ſenden; indeß noch vor Jahresfriſt kehrten ſie hoffnungslos zurück. Auch Verſuche in den Jahren 1826, 1829 und 1831 ſcheiterten. Endlich 1834 kamen zwei engliſche Miſſionäre mit vier Tahitiern nach Tahuata, wo ſie in Waitahu, oder an der Reſolutionbai, ſich niederließen und bei dem dortigen Häuptlinge Totite günſtige Aufnahme fanden. War aber auch der Kannibalismus etwas gewichen, ſo konnten ſie doch nicht wagen, mit Frau und Kindern hier zu wohnen. Darum blieb nur der Miſſionär Stallworthy, zu dem 1840 auch der Miſſionär Thomſon ſich geſellte. Vier Jahre hatte jener mit gutem Erfolge hier gearbeitet, eine nicht geringe Zahl von Eingeborenen zum Chriſtenthum bekehrt und das Vertrauen des Häuptlings ſich immer mehr zugewendet, als die Jeſuitenprieſter auf den Gambier-Inſeln hiervon Kunde erhielten, ſofort den Entſchluß faßten, das Bekehrungswerk des evangeliſchen Miſſionärs auf den Marqueſas-Inſeln zu zerſtören, und ihren Freund Dupetit-Thouars erſuchten, zu dieſem Zweck zwei von den Ihrigen unter dem Schutz ſeiner 68 Kanonen dort zu landen. Bereitwillig erfüllte er ihren Wunſch und brachte im Jahre 1838, kurz vor ſeiner erſten Heldenthat in Tahiti (ſ. die Einl. zu dieſem Abſchn., S. 341), zwei römiſche Prieſter nach der Reſolutionbai, eben nach dem nämlichen Orte, wo Stallworthy ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Dieſer Miſſionär hielt den papiſtiſchen Eindringlingen vor, es gebe ja noch heidniſche Inſeln genug im Archipel, auch auf Tahuata ſelbſt noch unbeſetzte Gegenden in Menge. Aber die Prieſter erwiederten, man werde ſeiner Zeit auch die ſchon beſetzen, jedoch jetzt ſei

Digitized by Google

es grade auf den Ort abgesehen, wo er wohne. Im Namen Frankreichs traten die Papisten an's Land; 10 Gehülfen kamen ihnen bald nach. Der Häuptling Totite, durch Geschenke angelockt, räumte ihnen Land ein; und nun boten sie alles auf, um die durch die Predigt des Evangeliums bei den Eingeborenen zurückgelassenen Eindrücke baldmöglichst zu vertilgen. Sogar der sonst so ausgezeichnete französische Weltumsegler Dumont d'Urville, der im August 1838 grade auch nach der Resolutionbai kam, ließ sich so weit herab, ihnen hülfreiche Hand zu bieten und zu diesem nämlichen saubern Zwecke am Bord seiner Schiffe Astrolabe und Zelée schamlose Unzuchtfeste zu veranstalten, deren eines absichtlich an einem Sonntage, nämlich am 26. August des genannten Jahres, gehalten ward, und zwar in der Art, daß es nach der eigenen Versicherung der übrigen französischen Offiziere, an Rohheit und Gemeinheit alles Denkbare übertraf. Daß zu ähnlichen Zwecken ähnliche Dinge auf Tahiti geschahen, haben wir in der Einleitung zu diesem Abschnitte (S. 338, 344, 348) gesehen. Nach der im J. 1842 erfolgten förmlichen Besitznahme der Marquesas-Inseln durch die Franzosen (s. S. 345) mußte die evangelische Station daselbst ganz und gar aufgegeben werden.

Diese Besitznahme geschah nicht etwa zu dem Zwecke, damit die papistischen Missionäre das Werk der Bekehrung und Civilisation unter den Marquesas-Insulanern desto ungehinderter und wirksamer betreiben könnten — denn was lag ihnen daran? —, sondern erstens damit sie auf diesen, gewissermaßen auf halbem Wege zwischen dem Gesellschafts- und Sandwich-Archipel gelegenen Inseln festen Fuß und einen festen Anhaltspunkt zu weiteren Operationen wider das evangelische Christenthum auf diesen beiden Archipelen gewinnen möchten (vergl. S. 334, 338); und zweitens und hauptsächlich aus dem Grunde, weil Louis Philipp gerade damals Stoff zu einem Theatercoup für die Kammernsession von 1843 brauchte (vergl. S. 341).

So sind denn aus solchen schandbaren und elenden Ursachen die Marquesas-Insulaner in ihr altes heidnisches Wesen theils zurückgefallen, theils darin geblieben; denn die von den Jesuitenpriestern „Bekehrten" sind darum eben so wenig Christen oder eben so wenig, dem Herzen nach, gründlich umgewandelt, wie die „bekehrten" Gambier-Insulaner (vergl. S. 336); und was sie von europäischen Künsten und Sitten sich hin und wieder angeeignet, haben sie entweder nur von den evangelischen Missionären oder von den jetzt häufig nach den Inseln kommenden Seefahrern gelernt. Uebrigens ruhte schon gleich von Anfang an kein Segen auf dem französisch-jesuitischen Unternehmen. Denn der von Dupetit-Thouars in der Resolutionbai zurückgelassene Befehlshaber der französischen Corvette Halley wurde nebst seinem Lieutenant Lafont-Ladebat von den Eingeborenen ermordet.

Uebrigens ist noch zu bemerken, daß nach einem französischen Gesetz vom 8. Juni 1850, in denjenigen Fällen, für welche nach dem 5. Art. der

Digitized by Google

Verfaſſung die Todesſtrafe aufgehoben worden iſt, Deportation eintritt, und zu Verbannungsorten die Inſeln Nukahiwa und Tahuata beſtimmt worden ſind.

Wir beſchreiben nunmehr zunächſt die nordweſtliche Gruppe des Mendaña-Archipels, oder die Waſhington-Inſeln, und ſodann die ſüdöſtliche Gruppe oder die eigentlichen Marqueſas.

a. Die Waſhington-Inſeln.

Sie bilden die nordweſtliche Gruppe des Mendaña-Archipels und ſind die folgenden 7 Inſeln:

Nukahiwa (auf engl. Seekarten Nookaheeva oder Noukahua; von Ingraham ward dieſe Inſel Federal Island, von Marchand Isle Beaux, von Roberts im nämlichen Jahre 1791 Adams, und von Hergeſt 1792 Sir Henry Martin genannt), die Hauptinſel, nach welcher die Eingeborenen den ganzen Archipel benennen, und die gegen deſſen Mitte zu liegt. Sie iſt 11 M. lang und 6½ M. breit, hat eine muthmaßliche Bevölkerung von 18,000 E., und wird von einer hohen Bergkette durchzogen, mit Gipfeln von mehr als 3500 F. Höhe und mehreren Nebenketten, zwiſchen denen fruchtbare Thäler, die Wohnungen der Eingeborenen umſchließend, ſich erſtrecken. Es gibt mehrere ſchöne Waſſerfälle, worunter einer im ſüdlichen Theil der Inſel von 180 F., der einen in die Akani-Bai ſich ergießenden Fluß bildet. Außer dieſer, unter 8° 57′ S. Br. und 139° 42′ 15″ W. von Greenwich gelegenen und auch Tſchitſchakoff genannten Bai, findet man weiter öſtlich an dieſer Küſte noch die Baien Taïohaeh oder Anna Maria (unter 8° 55′ 30″ S. Br. und 139° 30′ 45″ weſtl. L.) und Taïpi oder Comptrollar- auch Martin-Bai (unter 8° 57′ S. Br. und 139° 32′ 30″ weſtl. L.). Daß Nukahiwa jetzt Verbannungsort für franzöſiſche Deportirte iſt, haben wir bereits oben erwähnt.

Uapoa oder Ouapoa, auch wohl Huapou (von Ingraham Adams, von Marchand nach ſich ſelbſt Marchand und von Roberts Jefferſon genannt), die ſüdlichſte unter den Waſhington-Inſeln, liegt ſüdlich und 6 M. von Nukahiwa, und mit ihrer Nordſpitze unter 9° 21′ 30″ S. Br. und 139° 39′ weſtl. Länge, iſt 8 M. lang und 5 M. breit, hat eine Menge ſeltſam geformter Piks (darunter einer 3570 F. hoch), die wie Obelisken oder wie Spitzthürme gothiſcher Kirchen des Mittelalters ausſehen, gewährt zugleich bei ihrer üppigen Vegetation einen höchſt maleriſchen Anblick, und hat 3000 E., die ſchon von Cook (der von der nordweſtlichen Gruppe wenigſtens dieſe Inſel auffand) als die umgänglichſten des ganzen Archipels gerühmt wurden. An ihrer Südſeite und durch einen nur 2 M. breiten Kanal von ihr getrennt, liegt (unter 9° 29′ 30″ S. Br. und 139° 33′ 30″ W. von Greenwich) das niedrige und unbewohnte Eiland **Lincoln**, welches etwas über 1 M. im Umfange hat. Von Marchand wurde es La Platte, von Roberts Reſolution und von Wilſon Cevel genannt.

Uahuga oder Ouahuga, auch wohl Huahuga, die öſtlichſte Inſel der Nordweſtgruppe, liegt öſtlich und 5 M. von Nukahiwa, und mit ihrer Südſpitze unter 8° 58′ 15″ S. Br. und 139° 13′ weſtl. L., iſt faſt kreisrund, fruchtbar und gut bewaldet, und ihre 2—3000 Einwohner leben mehr im Innern als an der Küſte. Sie wurde von Ingraham Waſhington, von Roberts Maſſachuſets und von Hergeſt Rious genannt.

Mottowaty oder Mottuaity, eine unbewohnte und nur bisweilen von den benachbarten Inſulanern des Fiſchfanges wegen beſuchte Inſel, nordweſtwärts und 10 M.

Digitized by Google

von Nukahiwa, unter 8° 37′ 30″ S. Br. und 140° 20′ W. von Greenwich. Sie besteht eigentlich aus zwei, dicht neben einander liegenden Eilanden, von denen das eine Ingraham Franklin und das andere Roberts Black Isle genannt ist. Hergest nannte beide die Hergest Rocks.

Hiau oder Hiaou (von Ingraham Knox, von Marchand Masse und von Roberts Freemantle genannt, und mit der Südspitze unter 7° 59′ S. Br. und 140° 13′ westl. L. gelegen) und **Fattuuhu** oder Fetuuhu (von Ingraham Hancock, von Marchand Manal und von Roberts Langh genannt, und mit der Nordostspitze unter 7° 50′ S. Br. und 140° 6′ westl. L. gelegen), liegen nördlich und etwa 12 M. von Mottowaty, sind gebirgig und die nordwestlichsten Inseln des ganzen Archipels, mit etwa 1500 E. Obgleich reich an Kokosnüssen, hatten sie doch früher keine bleibenden Einwohner, und wurden nur zum Einsammeln dieser Nüsse und um des Fanges der zahlreichen Seevögel wegen, deren Federn als Schmuck dienen, zu gewissen Zeiten von den benachbarten Insulanern besucht.

b. Die eigentlichen Marquesas-Inseln.

Sie bilden die südöstlichste Gruppe des Mendaña-Archipels und sind die folgenden 5 Inseln:

Fetugu oder Fetuga, die nördlichste dieser Gruppe, und unter 9° 24′ 30″ S. Br. und 138° 29′ 30″ W. von Greenwich gelegen, ist übrigens nur ein unbewohntes Felseneiland und wurde 1774 von Cook entdeckt und Hood benannt.

Ohiwao oder Hiwao, auch Ohewahoa, von Mendaña, der sie auf seiner zweiten Reise 1595 entdeckte, La Dominica genannt, liegt südöstlich und 15 M. von Nukahiwa, und mit ihrem äußersten Westpunkt unter 9° 44′ S. Br. und 138° 51′ westl. L., sowie mit ihrem äußersten Ostpunkt unter 9° 42′ S. Br. und 138° 32′ W. von Greenwich, und ist die größte Insel nicht nur der Südostgruppe, sondern auch des ganzen Archipels. Sie ist 22 M. lang und 10 M. breit, hat schroffe Felsengestade längs der ganzen Ostküste, und im Innern thurmartig aufsteigende hohe Gebirge vulkanischer Natur, die jedoch mit lieblichen Thälern abwechseln, und ist überhaupt fruchtbar und zahlreich bevölkert, obwohl sich ihre Einwohnerzahl nicht genauer angeben läßt.

Tahuata oder Taowatte (von Mendaña Santa Cristina genannt), eine über 2 M. lange und 1 M. breite, und etwa 1500 E. zählende Insel, welche von den Seefahrern häufiger als irgend eine der übrigen des Archipels besucht wird. Sie liegt dicht neben der Südküste der vorigen, und wird ihrer ganzen Länge nach von einer schmalen Bergkette durchzogen, die sich in der Mitte bis zu 6000 F. erhebt. Die Berge sind steil, aber gut bewaldet; auch die Thäler sind reich an Wald- und Fruchtbäumen. An der Westküste befindet sich die bereits oben in der Einl. erwähnte Resolution-Bai (unter 9° 55′ 30″ S. Br. und 138° 50′ 10″ westl. L.) oder Waitahu. Seit 1850 ist hier ein Verbannungsort für französische Deportirte.

Motane, von Mendaña San Pedro genannt, ist eine länglich gestaltete und über 2 M. im Umfange haltende Insel, östlich von der vorigen und ebenfalls neben der Südküste von Ohiwao, unter 9° 57′ S. Br. und 138° 32′ westl. L. gelegen. Sie ist ebenfalls gebirgig und anmuthig, jedoch weniger fruchtbar als Tahuata und auch nur spärlich bewohnt.

Fatuiwa oder Ohitaheuh, die südlichste Insel des ganzen Archipels, unter 10° 25′ S. Br. und 138° 28′ W. von Greenwich gelegen, und zugleich die erste Marquesas-Insel, welche Mendaña 1567 entdeckte und La Madalena nannte; weshalb sie auch jetzt wohl noch Magdalen-Insel genannt wird. Sie ist gebirgig, hält 4 M. im Umfange, und hat 1800 bis 2000 E.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Die Sandwich-Inseln.

Die Sandwich-Inseln, von den Eingeborenen gewöhnlich **Hawaii** (nach der Hauptinsel) genannt, liegen weit nördlich von allen bisher beschriebenen Gruppen der Südsee-Inseln, in der Nähe des nördlichen Wendekreises, jedoch unter den Meridianen der Hervey- und Gesellschafts-Inseln (s. Kap. 4 und 5 dieses Abschnittes); sie liegen nämlich zwischen dem 19. und 23. Grade nördlicher Breite, und zwischen dem 155. und 161. Grade westlicher Länge von Greenwich. Ihre Lage zu Tahiti ist Nord zum Westen, und ihre Entfernung davon beträgt über 550 Meilen (s. Kap. 1, Abschn. I., S. 4). Da sie sonach nicht in der eigentlichen Südsee, sondern im Stillen Meere (vergl. Kap. 2, Abschn. I., S. 7) liegen, so könnten sie freilich, genau genommen, nicht zu den Südsee-Inseln gerechnet werden; allein im gemeinen Leben geschieht dies dennoch, und zwar mit Recht; denn sie tragen in allen Stücken das Gepräge der Südsee-Inseln an sich, und die Unterscheidung zwischen Südsee und Stillem Meer ist keine scharf begrenzte oder geographisch festgestellte, sondern nur eine altherkömmliche. Daß Cook die Sandwich-Inseln entdeckte (im J. 1776) und im J. 1779 erschlagen ward, ist bereits im 7. Kap. des I. Abschnittes, S. 57) erwähnt worden.

Die Sandwich-Inseln bilden einen Archipel von 11 (oder sofern man noch drei andere, abgesondert liegende dazu rechnet, 14) Inseln, mit einem Gesammtflächeninhalte von 300 Quadratmeilen und einer Gesammtbevölkerung, die nach der Zählung von 1840 nicht mehr als 80,000 Einwohner, dagegen nach der von 1836 noch 108,579 und nach der von 1832 noch 130,313 E. betrug; sie hat sich demnach allmählig vermindert, aber nicht etwa weil das Christenthum hier eingeführt ist (vergl. Kap. 6, Abschn. I., S. 41, und Kap. 5, Abschn. VI., S. 425), sondern weil die Sandwich-Insulaner, als höchst unternehmende und spekulative Leute, gleich den Chinesen oft auf lange Zeit auswandern und in fremden Ländern (z. B. auf den Ladronen, Carolinen, in Neu-Guinea, Ober-Californien u. s. w.) ein Vermögen zu sammeln suchen, welches sie bei der starken Concurrenz und den örtlich oder materiell beschränkten Hülfsmitteln in ihrer Heimath nicht so schnell würden erringen können. Im J. 1779 schätzte Cook die Einwohnerzahl auf 400,000; hätte er sie aber damals, wie in neuerer Zeit geschehen ist, gezählt, so würde er sicherlich eine bei weitem geringere Volksmenge vorgefunden haben. Wir haben nur noch hinzuzusetzen, daß die ganze Bevölkerung des Sandwich-Archipels gegenwärtig aus Christen besteht.

Die Inseln gehören zu den gebirgigen und vulkanischen des Großen Oceans, und ihre Berge sind nicht nur die höchsten des ganzen Welt-

Digitized by Google

theiles Australien, sondern auch, nächst denen Asiens und Amerika's, die höchsten auf der Erde. Denn der Maunaroa (Ma-una-roa) auf Hawaii ist 15,980 Fuß hoch, übertrifft also den Montblanc noch um 312 F., und den Pik von Teneriffa gar um 3804 Fuß. Der ebenfalls auf der eben genannten Hauptinsel gelegene Maunakoa (Ma-una-koa) hat eine Höhe von 13,800 Fuß, ist also ebenfalls noch höher als der Pik von Teneriffa und als die (nur 13,730 F. hohe) Jungfrau. Der Kiraruëa (oder Wororai), gewöhnlich Pele genannt, ebendaselbst und von 10,123 F. Höhe, ist ein vulkanischer Pik, dessen Krater fast 2 Meilen im Umfange und eine Tiefe von 1300 Fuß hat, beinahe immer in Rauch gehüllt ist und in regelmäßigen Zwischenräumen Flammen ausstößt, die den Horizont gleich dem Nordlichte erhellen. Auf Owahu (im mittlern Theil des Sandwich-Archipels) erheben sich ebenfalls zwei Bergreihen; auf den übrigen Inseln drängt sich das Gebirge im Centrum zusammen. Mauwi hat nach Hawaii die höchsten Bergspitzen. Die Hauptgebirgsart ist Granit, worauf Mandelstein und Thonporphyr aufgesetzt sind; die Felsen des Gestades bestehen zum Theil aus Sandstein, zum Theil aus Korallengeschieben, die Hügel aus Kalkstein; und ganze Striche sind mit Lava und anderen vulkanischen Erzeugnissen bedeckt. Wo sich das Gebirge an das Gestade drängt, bildet es die pittoreskesten Ansichten.

Aus dem Schooße der Gebirge entwickeln sich zahlreiche Quellen, Bäche und kleine Flüsse, die dem Meere zueilen, den Boden tränken und zur Regenzeit eine große Wassermasse hinabführen. Jedoch gibt es unter den Flüssen nur einen schiffbaren, nämlich den Perlfluß auf Owahu, während von den übrigen keiner eine bedeutende Größe erreicht, da sie sich nicht genugsam entwickeln können. Denn selbst auf Hawaii vermag das Gebirge nur kleine Bergströme zu bilden, weil es sich hier zu dicht an das Gestade drängt, von dem sie zum Theil in Kaskaden herabstürzen. Kleine Landseen mit dem schönsten Wasser sind häufig; auch fehlt es nicht an Heilquellen, darunter eine heiße Mineralquelle auf Hawaii.

Das Klima ist mild und gesund, und im Ganzen dem westindischen vergleichbar.

Bis auf einige der kleinern Inseln oder Eilande haben die Sandwich-Inseln einen sehr fruchtbaren Boden. Unter den Erzeugnissen sind die des Pflanzenreichs die wichtigsten, namentlich Sandelholz (welches aber jetzt seltener zu werden anfängt, da man die Sandelholz-Wälder zu wenig geschont hat), Kokosnüsse, Brotfrucht, Taro- oder Arumwurzeln, Tiwurzeln (diese wie jene gehören zu den Hauptnahrungsmitteln), Wautipflanzen (eine Art von Papiermaulbeerbäumen), Yams, Pisang, Bataten, Zuckerrohr (welches hier von eben der Zuckerfülle wie das tahitische ist) ꝛc. Durch die Europäer sind auch Mais, Citronen, Pomeranzen, Weintrauben, Tabak, Erbsen, Boh-

Digitized by Google

nen u. dgl. m. hergekommen. Die einheimiſche Flora iſt am reichſten im Innern der Inſeln. So findet man in den höhen Bergſchluchten wundervolle Piſanghaine, welche Stamm an Stamm gepreßt, eine dunkele Nacht unter ihren großen Blättern verbreiten. Dieſer Baum wird im Binnenlande wohl an 15 Fuß hoch, wogegen er cultivirt an der Küſte kaum die Höhe von 5 Fuß überſteigt.

Einheimiſche vierfüßige Thiere ſind auſtraliſche Hunde und Schweine, zu denen durch die Europäer unſere Hausthiere gekommen ſind, insbeſondere aber zahlreiche Schafe, Rinder und Pferde, welche letztere hier jetzt nicht etwa blos zum Reiten, ſondern auch vor Equipagen und Poſtkutſchen gebraucht werden. — Von den hieſigen Vögeln verdienen beſonders erwähnt zu werden: der Bienenvogel, deſſen prächtige Federn zum Putze dienen, mehrere Arten Kolibris und ſchöne Spechte (deren Federn ebenfalls als Schmuck dienen, oder vielmehr früher dienten), die purpurbrüſtige Schwalbe, der Scharlachfink (**Fringilla coccinea**), der rothbrüſtige Fliegenfänger (**Muscicapa Sandwich.**), die rothgelbe Ralle (**Rallus Sandwich.**), die auſtraliſche Bachſtelze, der auſtraliſche und der tropiſche Rabe, mehrere Papagaienarten (darunter der **Psittacus australis** und **P. ulictanus**), verſchiedene Arten von Kernbeißern, Eisvögeln, Würgern und Habichten, die hellbraune Droſſel (**Turdus Sandwichensis**), große weiße Tauben, bläuliche Reiher und Brachvögel, wilde Gänſe, Waſſerhühner, das Haushuhn und merkwürdigerweiſe auch Eulen. Aus der Klaſſe der Amphibien finden ſich nur Land- und Meerſchildkröten, auch kleine Eidechſen vor, aber keine Schlangen. — Aus dem Mineralreiche ſind nur Marmor, Schiefer, gelblicher und dunkeler Wetzſtein u. dgl. m. anzuführen. Salz wird am Geſtade durch Abſchlämmung gewonnen.

Ueber die Bevölkerung der Sandwich-Inſeln iſt bereits oben das Nähere bemerkt worden. Die Eingeborenen, die ihrer Abſtammung nach zu den Auſtralindiern gehören, ſind im Durchſchnitt von mehr als mittlerer Größe, dabei wohlgebildet und muskelkräftig, von offenem Angeſicht, häufig mit europäiſchen Geſichtszügen. Die Häuptlinge namentlich haben eine große, kräftige Figur und zeichnen hierdurch vor dem gemeinen Volke ſo ſehr ſich aus, daß Einige auf den Gedanken gekommen ſind, ſie ſeien als ein beſonderer Volksſtamm anzuſehen. Dies iſt übrigens nicht der Fall; die größere Sorgfalt, mit welcher ſie in der Kindheit gepflegt werden, und die beſſere Lebensweiſe ſind ohne Zweifel als Urſache dieſes Unterſchiedes anzuſehen. Die Hautfarbe iſt in der Regel röthlich braun, in's Olivengrüne ſpielend; das theils ſchwarze, theils braune Haupthaar iſt ſchlicht, obwohl beim weiblichen Geſchlecht nicht ſo lang, wie bei den Europäerinnen. Vor der Einführung des Chriſtenthums wurden Arme und andere Theile des Körpers tättowirt; doch war dieſe Sitte hier bei weitem nicht ſo allgemein, wie auf

Digitized by Google

manchen anderen Südsee Inseln. Bekleidet sind die Eingeborenen gegenwärtig fast alle auf europäische Weise. Früher gingen Kinder beiderlei Geschlechts bis in's achte Jahr völlig nackt, und auch die Erwachsenen trugen nur eine leichte Umhüllung um die Mitte des Leibes, wozu ein Zeug aus dem Baste des Maulbeerbaums diente. Bei dem weiblichen Geschlechte reichte die Bekleidung von der Brust bis zu den Knieen herab; jedoch ließen die jungen Mädchen den Busen unbedeckt. Bei feierlichen Gelegenheiten wurde ein, mit Vogelfedern besetzter Mantel von feinen Bastmatten umgeworfen. Die höchst einfachen Wohnungen glichen unsern Heuschobern. Gegenwärtig sind sie auf europäische Art gebaut, oder doch zweckmäßiger als zuvor eingerichtet.

Ausgezeichnet sind die Sandwich-Insulaner durch ihre Kunstfertigkeit; denn schon in ihrem frühern uncultivirten Zustande, wo sie eiserne Werkzeuge noch nicht kannten, verfertigten sie aus Stein, Zähnen, Kokosschalen, Holz und Muscheln die mannigfachsten Geräthe mit außerordentlicher Geschicklichkeit. Bewunderungswürdig sind die aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes bereiteten Zeuge, ihre Matten und vor allem die aus Federn gleichsam gewebten Arbeiten. Sie haben überhaupt viele natürliche Anlagen, und wissen namentlich auch Eindrücke schnell aufzufassen und durch Zeichnungen darzustellen. Zum Schwimmen und Tauchen haben sie so zu sagen einen unwiderstehlichen Hang und suchen darin ihres Gleichen. Stundenlang kann man sie auf der Meeresoberfläche sich ruhen sehen, als lägen sie auf einem bequemen Lager. Drei bis vier Minuten unter dem Wasser zuzubringen, ist ihnen ein Leichtes; ja, sie nageln sogar Kupferplatten an den äußern Schiffsboden unter dem Wasser, und einst wälzten sie einen eisernen Ambos fast eine Viertelstunde weit auf dem Meeresgrund fort, wozu sie natürlich nicht auch eine Viertelstunde Zeit brauchten. Vor der Einführung der Schießgewehre pflegten die Männer im Gebrauche der verschiedenen einheimischen Waffen sich zu üben und Kriegsspiele vorzunehmen. Eine dieser Uebungen bestand darin, daß man Steine nach einem Ziele schleuderte. Sie warfen ihre Steine mit großer Kraft und Genauigkeit, und waren im Stande, auf 50 Schritt einen kleinen Stab bei fünf Würfen wenigstens viermal zu treffen. Auch im Wurfspießwerfen, sowie im Zurückwerfen und Pariren übten sie sich, und diese letztere Uebung trieben sie auf einen außerordentlich hohen Grad. Es gab Manche, die sich hinstellten und sechs Männer ihre Wurfspieße auf sich werfen ließen, während sie die Spieße entweder auffingen und ihren Angreifern zurücksandten, oder sich so geschickt auf die Seite zu drehen wußten, daß die Wurfspieße unschädlich zur Erde fielen. Uebrigens vertrieben sie sich die Zeit auch durch andere Spiele, namentlich durch eine Art Brettspiel (weiße und schwarze Kieselsteine wurden auf einem, in 38 Vierecke getheilten Brette wie unsere Damensteine gezogen) und selbst durch solche, die man Hazardspiele nennen könnte. Auch Tänze wurden aufgeführt und

Digitized by Google

sogar musikalische Theaterstücke. Bei großen festlichen Tänzen, die man Hurahs nannte, wurde beides mit einander verbunden, und es traten darin wohl an hundert Tänzer und Schauspieler auf, die aber nicht ein Ballet oder etwas dem Aehnliches aufführten, sondern besonders durch taktmäßige Bewegung der Arme ihre Kunst an den Tag legten. Sie begleiteten damit den Gesang förmlich einstudirter Chöre; und das musikalische Accompagnement machten mehrere Männer, die mit kleinen Stäben auf ausgehöhlte Kürbisse schlugen, was begreiflich nur ein dumpfes Geklapper hervorbringen konnte. Das war aber auch das einzige musikalische Instrument, welches die Sandwich-Insulaner besaßen. Außerdem hatten sie freilich auch eine Art Trommel, und zur Kriegsmusik dienten ihnen große Seeschnecken. Selbst die schlichten Blasinstrumente der Tahitier hatten sie nicht einmal.

Die Weiber standen in großer Abhängigkeit von den Männern; sie durften nicht mit ihnen zusammen, sondern mußten für sich allein essen; gewisse Nahrungsmittel waren ihnen gänzlich verboten, und bei Gastmählern, welche Männer einander gaben, durften sie sogar bei Todesstrafe nicht zugegen sein. Freilich waren aber auch die ehelichen Verhältnisse so ungeordnet und regellos, und das Band derselben so locker, wie bei wenigen andern Völkern. (S. den Schluß dieser Einl.)

Diebereien erlaubten sich allerdings auch die Sandwich-Insulaner, doch nicht in dem Grade wie vormals die Tahitier und andere Südsee-Insulaner. Nur dem Kawatrinken waren sie sehr ergeben; später, nachdem ihnen die Europäer Branntwein zugeführt hatten, zogen sie diesen vor und genossen diesen eben so übermäßig, als zuvor ihr aus Taumelpfeffer bereitetes Getränk; sie lernten von den Europäern auch aus dem Zuckersaft Rum brennen, und waren ganz auf dem Wege, sich durch den Trunk total zu Grunde zu richten; bis sie mit dem Christenthum vertraut wurden und nun allmählig den Abgrund erkannten, in den sie zu stürzen Gefahr liefen. Je mehr sie zur wahren innern Erkenntniß kamen, um so mehr lernten sie das Laster der Völlerei verabscheuen; und gegenwärtig sind sie im Allgemeinen von der Trunkliebe dermaßen geheilt, daß selbst die Aufmunterungen der, mit Hülfe französischer Kanonen ihnen aufgezwängten Jesuitenpriester (s. den Schluß der Einl. zu diesem Abschnitt, S. 352) keinen von ihnen wankend zu machen vermocht haben, und sie vielmehr fast Alle Eine große Mäßigkeitsgesellschaft bilden.

Ihre ehemalige heidnische Religion war ein abenteuerliches Gemisch von Unsinn und hatte leider auch, wie wir sogleich sehen werden, ihre schreckliche Seite. Jeder vornehme Häuptling hatte seine eigenen Akuas oder Götter, die er in gräulichen Fratzenbildern in seinen Morais aufstellte. Das Volk hatte keine Morais für sich und daher auch keine solche Idole; aber es schuf sich zum Ersatz dafür seine Götter bald in Vögeln, bald in Bäumen, oder in Felsen. Es wurden aber eigentlich nur Schutzgötter darunter verstanden, welche allgemeinen Gottheiten, ähnlich den Eatuas auf den Gesellschafts-Inseln, untergeordnet waren. In dem oben erwähnten feuerspeienden

Digitized by Google

Berge Kiraruëa sollte die Mutter aller Götter Pele wohnen und sie daselbst sammt und sonders geboren haben. Ihren Zorn gab sie durch heftige Ausbrüche von Lavaströmen zu erkennen, und wollte man sie dazu nicht reizen, so mußte man an die Tempel und an die Priester reichliche Opfergaben liefern. Die Priester verwalteten die Heiligthümer und waren im Besitz der mythischen Traditionen; auch wurden ihre Zaubereien und Beschwörungen gutgläubig gefürchtet. Jene Traditionen ließen übrigens die über die Erde gekommene allgemeine Fluth nicht unberührt, obwohl der natürliche Ideengang dahin führen mußte, daß als erster Bergungsort der wenigen geretteten Menschen der höchste Berg auf den Sandwich-Inseln selbst, der Maunaroa, bezeichnet ward. Man glaubte, die Seelen der Verstorbenen zögen an einen Ort der Nacht, wo sie von den Göttern aufgezehrt würden, oder in die Gebiete gewisser Gottheiten in der Unterwelt, wo ihre Speise in Eidechsen und Schmetterlingen bestände. Jene waren die Seelen der Bösen, diese die Seelen der Guten. Mit andern Worten, man glaubte an ein Leben nach dem Tode, wo jeder, nachdem er hienieden gelebt, Belohnung oder Strafe erhalte. Nur waren die Begriffe von bösen und guten Handlungen zum Theil ganz anderer Art als die gewöhnlichen. Denn so wurde ein Weib, welches das Speisehaus eines Mannes betrat, ohne Gnade getödtet, blos weil ein solches Haus Tabu war (vergl. Kap. 6, Abschn. 1., S. 26); der Günstling eines vornehmen Jerie oder Häuptlings mußte bei dessen Tode ihm unmittelbar in's Grab folgen, und ward zu dieser Pflicht durch Keulenschläge, die ihn todt zu Boden streckten, angehalten; und die königlichen Günstlinge wurden ebenfalls auf den Morais geschlachtet, oder geopfert, wie man es nannte. Allein es gab auch noch manche andere Fälle, wo in teuflischem Aberglauben Menschen geopfert wurden.

In den geschichtlichen Nachrichten, die man bei den Sandwich-Insulanern antrifft, sticht nichts so sehr hervor, wie die Erzählungen von den Mord- und Raubzügen der Eingeborenen einer Insel gegen die der andern, oder von den blutigen Schlachten zwischen den Bewohnern verschiedener Bezirke einer und derselben Insel. Die ganze Gruppe hat in früherer Zeit selten oder nie unter einer gemeinsamen Herrschaft gestanden, sondern in der Regel waren auf jeder der größern Inseln abgesonderte Regierungen und unabhängige Könige oder Häuptlinge; und zuweilen hatte jeder der sechs großen Distrikte von Hawaii sein eigenes Oberhaupt. Diese hatten oft widersprechende Neigungen und Interessen, und fast jede Streitigkeit endigte mit einer Herausforderung zum Kriege. So oft man aber einen Krieg beabsichtigte, wurden die Poe Kiro (Wahrsager und Priester) angewiesen, die Opferthiere zu schlachten und die Götter zu befragen. Gewöhnlich brauchte man zu diesem Zweck in Wirklichkeit nur Thiere, namentlich Schweine und Hühner. War indeß der beabsichtigte Kriegszug von Wichtigkeit oder die drohende Gefahr bedeutend, so brachte man Menschenopfer, um sich der Mitwirkung der Kriegsgötter bei der Vernichtung der Feinde desto gewisser zu versichern. Das eine Mal machten die Priester den Vorschlag, Menschen zu schlachten; das andere Mal sagten sie, die Götter hätten es so befohlen und dagegen Sieg verheißen. Hatte man einige von den Feinden gefangen genommen, so wurden die Schlachtopfer aus ihrer Mitte genommen; wo nicht, so richtete man sein Augenmerk auf solche Personen, welche die Gesetze übertreten oder die Häuptlinge beleidigt hatten. Man schickte eine Botschaft an den Häuptling, unter dessen Botmäßigkeit sie standen; und dieser schickte seine Leute ab, welche gewöhnlich das Schlachtopfer mit einem Stein oder einer Keule ohne Weiteres niederschlugen und dann zum Tempel oder Morai schleppten. Zuweilen wurden die zum Opfer Ausersehenen gebunden und lebendig nach dem Morai geschleppt, wo man sie in dem äußern Vorhofe, unmittelbar vor der eigentlichen Opferung, erschlug. Die Zahl der Geschlachteten wechselte, je nach den Umstän-

Digitized by Google

den, von 2 bis 4, 7, 10 oder gar 20 auf einmal. Noch im J. 1804, als der König von Hawaii, Tamehameha I., auf dem Wege war, Atoway (die westlichste der größern Inseln) anzugreifen, machte er mit seinem 8000 Mann starken Heere auf der Insel Owahu halt. Hier aber brach unter den Truppen das gelbe Fieber aus, und in wenigen Tagen waren mehr als zwei Drittheile derselben hingerafft. Während des Grassirens dieser Seuche begab sich der König nach dem großen Opferplatze zu Wahititi (einem südlich von der jetzigen Residenzstadt Honolulu gelegenen Dorfe), um den Götzen, dessen Zorne er das Unglück zuschrieb, zu versöhnen. Die Götzenpriester verordneten nun eine zehntägige Reinigung und ein Opfer von drei Menschen, 400 Schweinen, 400 Kokosnüssen und 400 Pisangzweigen. Drei Männer, welche das schreckliche Verbrechen begangen hatten, mit der alten Königin Kokosnüsse zu essen, wurden sofort festgenommen und auf den Opferplatz geführt. Da es aber noch drei Tage zu früh war, um das Opfer zu vollbringen, so wurden den Schlachtopfern einstweilen die Augen ausgestochen und die Arme und Beine zerbrochen, und darauf wurden sie in ein Haus gebracht, wo sie den Gnadenstoß am Opfertage erwarten mußten. Man denke sich die unsäglichen Schmerzen, welche diese verstümmelten Unglücklichen bis dahin ausstehen mußten! Als die Schlachtzeit da war, wurde einer von ihnen unter die Beine des Götzen gelegt, und die andern mit den Schweinen und Früchten zusammen auf den Altar, und darauf mit Keulen so lange auf die Schultern geschlagen, bis sie todt waren. Der uns aus dem 6. Kap. des I. Abschn. bereits genugsam bekannte Flottencapitän von Kotzebue führt, als einen Beweis der aufgeklärten Denkungsart Tamehameha's, folgende, mit Hinweisung auf die neben ihm aufgestellten Götzenbilder gemachte Aeußerung von ihm an: „Dies sind unsere Götter, die ich anbete; ob ich recht daran thue, weiß ich nicht; aber ich folge meinem Glauben, der nicht schlecht sein kann, da er mir vorschreibt, keine Ungerechtigkeit zu thun. Wir haben schon oben bemerkt, daß die heidnischen Sandwich-Insulaner von Recht und Unrecht ganz andere Begriffe als wir hatten; und so mochte denn auch wohl Tamehameha es für „keine Ungerechtigkeit" halten, Menschen die Augen ausstechen, verstümmeln und todtschlagen zu lassen, blos weil sie mit der alten Königin Kokosnüsse gegessen hatten. Wie man aber so etwas eine aufgeklärte Denkungsart nennen kann, ist schwer zu begreifen!

Menschenfresser waren die Sandwich-Insulaner, ungeachtet der Menschenopfer, sonst nicht. Ueberhaupt waren sie, von dieser schrecklichen Ceremonie abgesehen, ein äußerst gutmüthiges Volk und zeichneten sich sogar von jeher durch sanften Charakter aus. Auch selbst die Begleiter Cook's, der am 14. Februar 1779 auf Hawaii von den Eingeborenen erschlagen wurde, gestehen ein, daß er an seinem Unglück selbst Schuld war und sie auf die unverantwortlichste Weise gereizt hatte. Die Eingeborenen bezeigten ihm eine, an göttliche Ehrfurcht grenzende Hingebung, und mit Freuden gaben sie hin, was er verlangte. Nur die hölzerne Einfriedigung ihres Nationalheiligthums, die er als Nutzholz verwenden wollte, glaubten sie ihm verweigern zu müssen; und da er sie dennoch von den Matrosen niederreißen und die Planken in das Schiffsboot laden ließ, entstand unter den Eingeborenen eine Mißstimmung, die aber erst dann zu Thätlichkeiten überging, als Cook, aus Wuth über einen verübten Diebstahl, ihren alten König Teraiobu mit Gewalt an Bord des Schiffes schleppen lassen wollte. Es entstand ein Handgemenge, und Cook wurde getödtet. Später bereuten die Insulaner diese rasche That auf das Tiefste.

Daß die Sandwich-Inseln vor Cook's Ankunft noch von keinem Europäer besucht worden waren, muß man aus dem Staunen der Eingeborenen beim Anblick der weißen Männer schließen. Die Inseln standen damals, wie überhaupt von jeher, nicht

Digitized by Google

unter Einem Oberhaupte, sondern unter zahlreichen, von einander unabhängigen Häuptlingen (s. oben). Erst dem schon genannten Tamehameha, König oder Oberhäuptling von Hawaii, gelang es, die ganze Gruppe unter seine Herrschaft zu vereinigen, und zwar hauptsächlich dadurch, daß er die Kriegskunst der Europäer — die seit Cook's Entdeckung der Inseln dieselben sehr häufig besuchten — bei seinem Heere einführte und mit Hülfe Vancouver's und zweier anderer englischer Seeleute, die er in seine Dienste nahm, eine kleine Flotte baute. Im Jahre 1781 gewann er, ohne damals schon die europäischen Einrichtungen getroffen zu haben, eine entscheidende Schlacht, wurde dadurch Herr von ganz Hawaii und der benachbarten Insel Mauwi, und hatte so den ersten Grund zu seiner Herrschaft über den ganzen Sandwich-Archipel gelegt. Im J. 1794 begann er seine durchgreifenden Reformen und führte europäische Cultur ein, so weit ihm nämlich diese zu seinen Zwecken förderlich schien. Denn er handelte hierin nur als kalter Staatsmann, und die Wohlfahrt seiner Unterthanen war ihm dabei Nebensache. Ehrgeiz und Eroberungssucht waren seine herrschenden Leidenschaften, und zuletzt gesellte sich noch die Habsucht hinzu. Es war unter solchen Umständen wohl natürlich, daß er den Handel möglichst zu befördern suchte; und er selbst nahm den thätigsten Antheil daran. Jährlich verkaufte er für 300,000 Piaster Sandelholz nach China, handelte von den Nordamerikanern für eben dieses Produkt große Handelsfahrzeuge ein; und um seine Nation für den Seedienst zu bilden, bemannte er seine Schiffe mit Europäern und Eingeborenen. In der Wahl seiner Rathgeber war er sehr glücklich, und sein erster Minister Karaimoku, der 1828 in einem Alter von 70 Jahren starb, war ein Mann von Geist und Gemüth, und hat nach Tamehameha und den später wirkenden evangelischen Missionären am meisten Einfluß auf die Civilisation der Sandwich-Inseln ausgeübt.

Tamehameha I. starb am 18. Mai 1819. Wie sehr aber die schrecklichen Gebräuche seiner heidnischen Religion, trotz seiner „aufgeklärten Denkungsart" und trotz seiner äußern Reformen, noch bis zu seinem letzten Augenblicke durch die Macht der Priester festgehalten wurden, zeigen die Vorgänge an seinem Sterbelager. Sobald nämlich die Priester einsahen, daß sie außer Stande seien, ihn von seiner lebensgefährlichen Krankheit zu heilen, riethen sie ihm, zu dem Gotte Kukailimoku seine Zuflucht zu nehmen und demselben ein Haus bauen zu lassen, damit er genese. Tamehameha willigte ein, und alsbald wurde für Kukailimoku ein Betplatz hergerichtet und Abends eingeweiht. Die Priester schlugen darauf dem Könige vor, dem Gotte nun auch Menschen schlachten zu lassen, damit er um so geneigter werde, sein Leben zu verlängern. Kaum wurde dies im Volke bekannt, als sich der größere Theil desselben (denn die Häuptlinge und deren Angehörige und Freunde hatten nichts zu fürchten) aus Todesfurcht versteckte und Bergungsorte aufsuchte, bis das Verderben drohende Tabu vorüber war. Zum Glück befolgte Tamehameha diesmal nicht den Rath der Priester, obwohl auch die Häuptlinge demselben beipflichteten. Entweder fühlte er jetzt deutlich das Herannahen des Todes und glaubte sich daher aller weitern Verpflichtung gegen den Gott Kukailimoku überhoben; oder er war der Ansicht, daß sein Sohn und Nachfolger lebende Menschen besser werde brauchen können als geopferte: genug, es behielt mit jenem Betplatze sein Bewenden, und kurz nachher gab Tamehameha seinen Geist auf.

Unterdessen war das Volk schon seit geraumer Zeit der grausamen Tabus müde geworden, und hatte hie und da auch schon manche Götzen und Götzenaltäre zerstört. Jetzt gab Tamehameha's Tod das Signal zu einer allgemeinen Aufregung wider den heillosen Unfug der Götzenpriester; diese wollten zwar ihre bisherige unumschränkte Gewalt nicht gutwillig fahren lassen, sondern suchten dieselbe mit den Waffen in der

Digitized by Google

Hand zu behaupten; allein sie wurden besiegt, und die Freunde der Verbesserungen bekamen um so entschiedener die Oberhand, als auch der junge König auf ihre Seite trat. Denn nun erhoben sich die Insulaner in Masse, zerstörten die Opferplätze, und schafften mit Einem Male alle Tabus und alle bisherigen Götzengebräuche ab. Das geschah wenige Monate vor der Ankunft der nordamerikanischen Missionäre (s. Einl. zu diesem Abschnitt, S. 321), die auf's Freudigste überrascht waren, als sie nach kurzer Darlegung ihrer Absicht mit dem Rufe empfangen wurden: „Tamehameha ist todt! die Tabus sind aufgehoben! Die Götzen verbrannt! die Morais zerstört! die Götzenpriester abgeschafft!" Die Missionäre trauten ihren Augen kaum, als sie nirgends Altäre der Gräuel, nirgends die blutigen Gebräuche des Aberglaubens erblickten. Wo sie hinkamen, wurden sie mit herzlicher Freude empfangen und dem Ausrufe: „Wir haben keine Religion mehr, gebt uns eine andere; wir warten auf eure Lehre."

Auf Verlangen des neuen Königs Rihoriho oder Tamehameha II. (s. über ihn Kap. 6, Abschn. I., S. 45), ließen sich die Missionäre zunächst auf der Insel Oahu (wo die jetzige k. Residenzstadt Honolulu sich befindet) nieder. Sie waren in Begleitung von jungen Sandwich-Insulanern gekommen, welche die Wanderlust getrieben hatte, Nordamerika zu besuchen. Dort hatten sie nicht nur das Englische erlernt und einen geregelten Unterricht genossen, sondern auch das Christenthum lebendig aufgefaßt und sich zum Missionsdienste herangebildet. Daher waren sie den amerikanischen Missionären von mehrfachem und unschätzbarem Werth, sowohl bei Bekehrung der heidnischen Insulaner, wie auch bei Erlernung der Landessprache. Die schwere Aufgabe, die Orthographie einer Sprache, die bisher nicht geschrieben worden, festzustellen, nahm den ganzen Fleiß der Missionäre in Anspruch; aber mit unablässiger Anstrengung und mit Hülfe der Elementarbücher von den Gesellschafts-Inseln (denn die dortige Sprache hat mit der der Sandwich-Insulaner große Aehnlichkeit) brachten sie es doch im Anfange des Jahres 1822 dahin, den ersten Bogen eines hawaiischen oder sandwichinsulanischen ABC-Buches unter die Presse geben und den Eingeborenen die Elemente ihrer Muttersprache gedruckt vor Augen legen zu können. Im Monat Mai 1823 wurde in Lahaina auf der Insel Mauwi eine evangelische Mission errichtet; und was dieselbe in kurzer Zeit zu Stande gebracht hat, das wird sich am anschaulichsten darstellen lassen, wenn wir einen zwölfjährigen Zeitraum überspringen und ein Blatt in die Hand nehmen, das folgenden Titel hat: „Reglements der hohen Schule zu Lahaina, auf den Sandwich-Inseln. Nebst einem Namens-Verzeichniß der zu dieser Schule gehörigen Direktoren, Lehrer und Zöglinge. Lahainalua, gedruckt in der Druckerei der hohen Schule, Juni 1835." Diese Schule wurde 1831 errichtet, und der regelmäßige Schulkursus auf derselben dauert vier Jahre. Erstes Jahr: Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, biblische Geographie, Grammatik der hawaiischen (sandwichinsulanischen) Sprache, und für eine besondere Klasse Unterricht in fremden Sprachen. Zweites Jahr: Algebra und praktische Geometrie, Weltgeschichte und für eine besondere Klasse fremde Sprachen. Drittes Jahr: Fortsetzung der Mathematik, Naturgeschichte, Sittenlehre, und für eine besondere Klasse fremde Sprachen. Viertes Jahr: Astronomie, Chemie, Fortsetzung der Sittenlehre, Kirchengeschichte und Sprachen wie oben.

Wir nehmen ein anderes Blatt zur Hand. Es ist die „Zeitung und Handels-Journal der Sandwich-Inseln", seit dem 1. Aug. 1836 in Honolulu erschienen. In der Nummer vom 19. Nov. 1836 steht ein Handelsvertrag zwischen Großbritannien und den Sandwich-Inseln, unterzeichnet von dem Könige Tamehameha III. und dem britt. Bevollmächtigten in der Person des Flottenkapitäns Russell, wodurch den englischen Unterthanen ungestörter Aufenthalt auf den Sandwich-Inseln und völlige Freizügigkeit zu-

Digitized by Google

gesichert wird. Zum Beweise, wie lebhaft der dortige Handelsverkehr schon damals war, diene eine Probe von den, in der genannten Zeitung enthaltenen Annoncen. Es werden nämlich darin zum Verkaufe ausgeboten: Champagner, Rheinwein, alter Jamaikarum, holländischer Käse, westphälischer Schinken, chinesische Confituren, Damenschuhe aus Paris, französische Seidenzeuge, Spielkarten u. dgl. m. Die Engländer und Nordamerikaner haben hier ihre Consuln. Auch haben sich sehr viele Privatpersonen aus den beiden Nationen, wie auch Spanier, selbst einzelne Chinesen, auf den Sandwich-Inseln niedergelassen und stehen zum Theil im Dienste des Königs. Im Ganzen halten sich über 1000 Europäer und andere Fremde dort auf.

Die gegenwärtigen Beschäftigungen der Eingeborenen sind Landbau, Viehzucht, Manufakturarbeiten, Schifffahrt und Handel; und wie sie schon als Wilde und Heiden durch manche Kunstfertigkeit sich auszeichneten, eben so geschickt zeigen sie sich jetzt in europäischen Handwerken. Als Zimmerleute, Böttcher, Schmiede, Schneider ꝛc. verrichten sie ihre Arbeit so vollkommen wie Europäer; sie bauen große Schiffe und sind zugleich tüchtige Seeleute. Sie treiben Handel mit China, Sidney, Kamschatka, Californien (wohin jetzt eine regelmäßige Dampfschifffahrt eingerichtet ist) und andern Gegenden des Großen Oceans; und es kommen jährlich wenigstens 200 nordamerikanische Schiffe mit einem Gehalt von mehr als 50,000 Tonnen und einem Ladungswerthe von 2 Mill. Piaster hier an. Ebenso treiben die Engländer hier einen förmlich europäischen Handel. Zu den Hauptausfuhrartikeln, Sandelholz und Salz, sind in neuerer Zeit noch verschiedene andere hinzugekommen; und schon im Anfange des vorigen Jahrzehends circulirten mehrere hunderttausend Piaster baaren Geldes auf den Inseln. Andere Einzelnheiten über die Fortschritte in der Civilisation daselbst sind in der Einleitung zu diesem Abschnitte bereits mitgetheilt worden.

Tamehameha II. starb 1824, wie bereits im 6. Kap. des I. Abschnittes, S. 45 erwähnt worden ist. Indeß brachte dies weiter keine nachtheilige Veränderungen hervor; denn sein zum Thronfolger bestimmter jüngerer Bruder Kauikeouli, der damals erst 10 Jahre alt, demnach noch unmündig war, wurde den Missionären zur Erziehung übergeben, und die vormundschaftliche Regentschaft übernahm die kluge, verständige und wahrhaft christlich gesinnte Königin Elisabeth oder Kaahumanu I., welche zur Erhebung des Volkes viel beitrug. Bis 1827 hatten sich an die Missionäre 21 Häuptlinge angeschlossen, welche ihre bisherige Liebe zu Krieg und Ausschweifungen ablegten, und in christlichem Leben vorleuchteten. Es wurden zweckmäßige Gesetze gegeben, und allmählig bildete sich eine ganz neue Regierungsverfassung. Der 1832 erfolgte Tod der Regentin Elisabeth war freilich für das Land ein großer Verlust, der jedoch reichlich wieder ausgeglichen wurde durch die Tugenden ihrer Nachfolgerin, der Prinzessin Kinau, die unter dem Namen Kaahumanu II. die Regentschaft fortführte bis zur Volljährigkeit (20. Mai 1834) des jetzt regierenden Königs Tamehameha III., dessen ursprünglicher Name Kauikeouli ist, wie wir oben gesehen haben. Er besitzt die glücklichsten Eigenschaften des Geistes und Gemüthes, und hat in seiner schwierigen Stellung schon mehrmals gezeigt, daß es ihm auch an fester Entschlossenheit nicht fehlt. Er ist in den Grundsätzen der christlichen Religion sorgfältig unterrichtet und natürlich auch getauft. Die Staatsverwaltung ist ganz nach europäischem Fuß eingerichtet. Der König hat einen Staatsrath, der aus den Gouverneurs der verschiedenen Inseln des Archipels besteht, und in welchem er den Vorsitz führt; er hat seine Minister, ein auf europäische Art mit Feuergewehr bewaffnetes, exercirtes und uniformirtes Militär, eine Flotte von 200 Kriegsfahrzeugen, worunter 1 Fregatte und 1 Cutterbrigg; sodann ein, den Hafen von Honolulu beherrschendes und mit 50 Kano-

Digitized by Google

nen besetztes Fort, und einen in europ. Styl gebauten großen und geschmackvoll eingerichteten Residenzpalast. Die herrschende Religion ist die christlich-evangelische, mit vielen Kirchen, Kapellen und Schulen, von nordamerikanischen, brittischen und jetzt auch von eingeborenen Geistlichen versehen. Daß die, den Sandwich-Insulanern mit Gewalt aufgedrängten papistischen Priester kein Glück hier gemacht haben, ist bereits am Schluß der Einleitung zu diesem Abschnitt erwähnt worden. Indeß haben sie durch ihre Intriguen und ihr immerwährendes Recurriren und Pochen auf französischen Beistand, den ihnen zwar grade nicht die jetzige französische Regierung, wohl aber eigenmächtiger Weise der Befehlshaber der franz. Südseestation dann und wann gewährt, dem Könige so vielfältigen Verdruß bereitet, daß er, um diesem Unwesen ein für allemal ein Ende zu machen, im Juni 1851 der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ‚das Protectorat über die Sandwich-Inseln antragen ließ, mit der Erklärung, daß er nöthigenfalls auch abzudanken bereit sei, damit das Inselreich als republikanischer Staat der nordamerikanischen Union einverleibt werde.

Die jämmerlichen Verläumdungen eines Kotzebue und der auf den Sandwich-Inseln sich aufhaltenden fremden Abenteurer (denn die zur Betreibung solider Handels- und anderer ehrenhafter Geschäfte dort ansäßigen Fremden haben sich mit solchem Schmutz nie befaßt) sind bereits im 6. Kap. des I. Abschnittes, S. 36 ff., hinlänglich besprochen und wiederlegt worden. Indeß dürfte besonders noch folgende Zusammenstellung sie in ihrem wahren Lichte erscheinen lassen.

Am 4. Februar 1851 waren es ein und dreißig Jahre, seitdem die ersten christlichen Missionäre für den Sandwich-Archipel auf Hawaii landeten. Damals trugen die Eingeborenen nur den untern Theil ihres Körpers bedeckt, und beim Baden gingen die Frauen von ihren Wohnungen aus mitten durch den Ort ganz nackt an das Meer und von da zurück, die Kinder aber liefen oft bis zum 9. oder 10. Jahre durchaus nackt umher. Daß das von Schamlosigkeit zeugt, wird Jeder zugeben müssen. Wie steht es aber jetzt? — Nackt sieht man Niemand mehr; nur selten noch sieht man eine Frau mit dem alten Kleidungsstücke aus Maulbeerbast verfertigt; allgemein tragen sie gewebte Stoffe, und die allermeisten Leute sind anständig, manche sogar elegant gekleidet.

Als die Missionäre zuerst die Inseln betraten, fanden sie unzählige Trunkenbolde vor, und alle Schande und Laster, alle Abscheulichkeiten, die mit der Trunkenheit zusammenhängen, offenbarten sich überall; in jedem Dorfe herrschte Zügellosigkeit und Liederlichkeit als gesetzmäßiger Zustand; und nicht allein auf den gemeinen Mann war diese schändliche Lebensweise beschränkt, sondern vielmehr gingen die Häuptlinge darin mit ihrem Beispiele voran. — Wie steht es aber jetzt? — Statt viehischer Trunkenheit herrscht christliche Nüchternheit. Ein betrunkener Eingeborener ist eine Seltenheit, und Trunkenheit ist nur unter den angesiedelten oder seefahrenden Europäern und Amerikanern zu finden. Der König und die Häuptlinge haben den Verbrauch von Branntwein verboten; die Franzosen haben zwar, wie auf Tahiti, so

Digitized by Google

auch hier die Einführung von Branntwein mit Gewalt erzwungen, um den Jesuitenpriestern ein Volksbethörungsmittel an die Hand zu geben; allein dieses Mittel ist bei den Eingeborenen unanwendbar geblieben: das gesammte Volk, der König und die höchsten Beamten an der Spitze, bildet, wie bereits in der Einleitung erwähnt worden, Eine große Mäßigkeits-Gesellschaft. Die Schenkwirthe finden demnach Abnehmer ihres Branntweins nur in den Fremden.

Zu der Zeit, als die Missionäre eintraten, gab es so wenig geheiligte Familien- als Gesellschafts-Verhältnisse. Ein Mann durfte so viel Frauen nehmen, als er ernähren konnte; er konnte sie aber auch nach Belieben wieder verstoßen. Auch eine Frau konnte so viel Männer haben, als ihr gelüstete, und wiederum dieselben nach Belieben verabschieden und andere nehmen; umgekehrt konnten auch sie von ihr gehen. Polygamie war an der Tagesordnung. Tamehameha I. hatte fünf Frauen; davon war die Eine seine Stiefmutter und zwei andere seine Stiefschwestern; jede dieser Fünf hatte ihren besondern Diensttag bei ihm, wo sie ihm allenthalben mit dem Spuckkasten und Fliegenwedel folgen mußte. Von ehelicher Liebe und häuslicher Eintracht konnte natürlich unter solchen Umständen nicht die Rede sein. Es fehlte daher auch an wahrhaft elterlicher Liebe und so wieder an kindlicher Zuneigung und an kindlichem Gehorsam. Die Eltern fühlten sich nicht verpflichtet, für ihre Kinder Sorge zu tragen, und die Kinder eben so wenig, ihren Eltern zu gehorchen. Ja, es sind manche Fälle vorgekommen, wo Kinder schon vor oder gleich nach der Geburt getödtet worden sind, blos um sich der Sorge für dieselben zu entledigen. — Wie steht es jetzt? — Von allen diesen unnatürlichen und beklagenswerthen Verhältnissen und Zuständen ist keine Spur mehr vorhanden; das Familien- wie das gesellschaftliche Leben haben die durchgreifendste Umwandlung erfahren, und es ist eine Lebensordnung aufgerichtet, die den sittlichen Anforderungen entspricht; es ist eine Gesetzgebung in's Leben und in Kraft getreten, welche die natürlichen, wie die häuslichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, den sittlichen Anlagen und Zwecken gemäß, geordnet hat und geordnet hält. Gleiche Rechte und Pflichten haben vor diesen Gesetzen Eltern und Kinder, Gatten und Gattinnen, Herren und Diener, und wer sie verletzt oder übertritt, verfällt der gerichtlichen Ahndung, die stets sehr unparteiisch und prompt erfolgt.

Im Jahre 1819 gab es für die Inseln nur Einen unumschränkt geltenden Willen; das Wort des Königs war Gesetz, und in seiner Hand stand Leben und Tod. Das Volk hatte keine Stimme bei dem Regierungswesen, keine Rechte, die geachtet wären, kein Eigenthum, das dem rechtmäßigen Besitzer nicht hätte geraubt werden können von seinem Gebieter. Jeder Häuptling oder Grundbesitzer konnte ein mit Yams, Bataten oder andern Fruchtarten bestelltes Feld jederzeit dadurch, daß er ein Stück Zuckerrohr in

Digitized by Google

eine Ecke desselben hineinsteckte, Tabu machen, nämlich durch diesen geringfügigen Akt das Feld für sich in Beschlag nehmen; und Niemand durfte sich unterstehen, ohne seine Erlaubniß das Mindeste davon zu ernten. Wie die Felder, so war jedes Eigenthum den Gelüsten der Häuptlinge preisgegeben. Weigerte sich Jemand, den Befehl eines Häuptlings auszuführen, oder bezeigte er sich auch nur saumselig darin, so wurde ihm seine Hütte über dem Kopf angezündet. — Wie steht es aber jetzt? — Das Gemeinwesen ist auf den Sandwich-Inseln nach den Grundsätzen ächt christlicher Gleichheit und Freiheit in der Art geregelt und geordnet, daß es, auch von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet, allen Anforderungen eines gesunden Staatsprinzips entspricht.

Ein sehr günstiges Zeugniß über die Wirksamkeit der Missionsarbeit auf den Sandwich-Inseln hat ein dabei ganz unbetheiligter Mann, nämlich der nordamerikanische Consul in Honolulu, Joel Turrill, abgelegt, indem er sagt: „Mehrere Jahre vor meiner Abreise aus den Verein. Staaten war ich abgeneigt, die Bestrebungen für Aussendungen von Missionären zu begünstigen, indem ich der Ansicht war, daß auf andere Weise mehr Gutes gestiftet werden könne; allein während meines Aufenthalts im Sandwich-Archipel bin ich ein aufmerksamer Beobachter der Wirkungen gewesen, welche hier durch diese Bestrebungen hervorgerufen sind; und ich muß bekennen, daß meine Ansicht völlig zu ihren Gunsten umgewandelt worden ist."

Wir gehen nunmehr zur Spezialbeschreibung der Sandwich-Inseln über, dabei, rücksichtlich ihres Gesammtflächeninhalts und ihrer Gesammtbevölkerung, auf den Eingang zu dieser Einleitung verweisend. Von Ober-Californien liegen die Sandwich-Inseln südwestwärts und etwas über **500** Meilen, und von Canton in China ostwärts und über **1270** Meilen.

Hawaii oder Owaihi (in der Schreibart der Engländer Owhyhee), die größte und südlichste der Sandwich-Inseln, zwischen 18° 54′ und 20° 18′ 30″ N. Br. und zwischen 154° 48′ und 156° 5′ 30″ W. von Greenwich. Sie liegt Nord zum Westen und 550 M. von Tahiti, und nordnordwestlich und 470 M. von Nukahiwa (Hauptinsel der Marquesas-Inseln), hat ungefähr die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks, einen Flächeninhalt von 187 Q. M., und hatte nach der Zählung von 1836 eine Bevölkerung von 39,364 E. Auf ihr befinden sich die beiden höchsten Berge der Sandwichgruppe, der Maunaroa und der Maunakoa, sowie der thätige Vulkan Kirauea oder Wororai (s. oben die Einl. zu diesem Kap.). Der Maunaroa erhebt sich mit breiter Wölbung im südlichen Theil der Insel und überragt die, sich anschließenden andern Gebirge. Der Maunakoa nimmt mit seiner zackigen Spitze den Norden ein; und der Kirauea erhebt sich auf der Westküste und hatte Ende Mai 1840 eine furchtbare Eruption, die von einem, Entsetzen erregenden Getöse begleitet war. Die wüthenden Feuerwogen schlugen mit so heftiger Gewalt gegen die innern Wände des Kraters, daß die Erde über ihnen erbebte und mächtige Massen überhangender Felsen ihr altes Lager verließen und in den feurigen Schlund hinabstürzten. Der Anblick war so grausenhaft, daß Niemand näher zu treten wagte, und Reisende auf der, längs des

Digitized by Google

Kraterrandes sich hinziehenden Landstraße seitwärts in die Ferne flüchteten, weil der Boden unter ihren Füßen zitterte. Nachdem die Thätigkeit des Feuers aufgehört hatte, glich das Ganze einem tobenden Meere, dessen Wogen mitten in der heftigsten Bewegung plötzlich erstarrt sind. Die Gegend von Kaao, wo der Vulkan seine Wirkungen verbreitet, hat überhaupt ein ödes Ansehen; fast die ganze Landschaft ist mit Asche bedeckt, und deutlich sieht man die Wege, welche die Lava darin gezeichnet hat. Den Grundfesten des Maunakoa schließt sich, als Vorberge, das, die Nordwestspitze der Insel bildende Puoray-Gebirge an. Hawaii's Gebirgscharakter nimmt sich großartiger und erhabener, wenn auch weniger romantisch und pitoresk als der von Tahiti aus. „Bei der Annäherung an diese Insel (Hawaii)," bemerkt der Missionär Ellis, „gewahrte ich die Berge ihres Innern lange bevor die Küste sichtbar ward. Die erhabenen Gipfel des Maunaroa und des Maunakoa erschienen über der, den Horizont gewöhnlich umgürtenden Wolkenmasse wie eine stattliche Pyramide, oder wie die übersilberte Kuppel eines prachtvollen Tempels, und unterschieden sich von den Wolken unter ihnen durch ihre scharfen Umrisse, ihre unveränderte Stellung und den starken Glanz, den die Sonnenstrahlen auf der Schneeoberfläche hervorbrachten." Während der Nacht und am Morgen erscheinen die Höhen dem Auge meistens rein; erst gegen Mittag schlagen sich die Dünste an ihnen nieder, und die dadurch erzeugten Wolken ruhen Abends in dichten Lagern verhüllend über der Insel und lösen sich erst gegen Mitternacht wieder auf. Der Fuß der Gebirge ist stark bewaldet; weiter hinauf wachsen Buschwerk, Farrnkräuter und Alpenpflanzen, und der Gipfel besteht aus verwitterter Lava. Die Gebirgsabhänge sind in der Regel nicht steil, zum Theil mit dichtem Graswuchs, jedenfalls immer mit üppiger Vegetation überkleidet und meist auch mit Pflanzungen bedeckt. Sonst ist das Innere nach Verhältniß nicht sehr angebaut; dagegen herrscht längs der äußerst fruchtbaren Küsten eine blühende Cultur, und man sieht hier eine Menge Dörfer, Pflanzungen und Lusthaine. Hawaii, welches noch in den beiden ersten Jahrzehnden dieses Jahrhunderts der Sitz des Königs war, ist in mehrere Distrikte eingetheilt, deren bemerkenswertheste die folgenden sind: Akuna, im südwestlichen Theil der Insel, trefflich angebaut und stark bevölkert, und die Umgegend einer von den Seefahrern häufig besuchten Bai bildend. Diese, unter 19° 28′ 5″ N. Br. und 155° 59′ W. von Greenwich gelegene Bai wird **Karakakoa** oder Kearakekua genannt, und an ihr liegt der volkreiche Ort oder Flecken und Missionsstation Kealakakua, mit dem ehemaligen königl. Residenzpalaste, der auf europäische Art gebaut ist. Der Ort steht auf der Stelle, wo 1779 Cook erschlagen wurde. Nördlich und 2¼ M. von hier liegt **Kairua** oder Kailua, an der gleichnamigen (aber auf englischen Seekarten Kowrooa oder Kaurua, sonst auch wohl Tyahtatua genannten) Meeresbucht, Sitz des Gouverneurs der Insel und einer Missionsstation, mit einem guten Ankerplatze, einer evangelischen Kirche, 700 Häusern und 3500 E. Das hier befindliche, mit Kanonen besetzte Fort ist aus den Trümmern eines ehemaligen Götzentempels, in welchem dem daselbst aufgestellten Kriegsgotte zahlreiche Menschenopfer gebracht wurden, erbaut worden. Der Ort liegt in dem, die ganze Westküste einnehmenden Distrikt Koarro, der außerdem die Missionsstationen Kohala und Kealia begreift. Der Distrikt Amakua liegt am nördlichen Fuße des Maunaroa, den auf dieser Seite hohe und steile Felsen umgürten, von denen sich zahlreiche kleine Flüsse und Bäche malerisch herabstürzen. An der Küste dieses Distrikts breitet sich, unter 20° 3′ N. Br. und 155° 58′ W. von Greenwich, die kleine Bai Tonaigh oder Tocahai aus. Auch sind im Distrikt Amakua heiße Mineralquellen. Der im südlichen Theil der Insel gelegene Destrikt Kaao enthält unter anderen Ortschaften das Dorf Powarna und die Missionsstation Kau (Ka-u). In dem südöstlichen, äußerst frucht-

Digitized by Google

baren und anmuthigen Distrikt Apuna (wo sich ehemals der König während einer gewissen Jahreszeit aufzuhalten pflegte) befinden sich die Missionsstationen Puna und Hilo, der volkreiche Ort Kearakomo und das Dorf Kaimu, mit 800 bis 1000 E. An der Nordostküste befindet sich der Distrikt Ahiduh, mit der Bai Whytee oder Whyetatea, auch Byronsbai genannt (unter 19° 43′ 51″ N. Br. und 155° 7′ 10″ W. von Greenwich), an welcher die Ortschaft und Missionsstation Waiakea oder Waimea, mit 450 Häusern und 2200 E., liegt.

Oahu oder Owahu (auf englischen Seekarten Woahoo), eine im mittleren Theil des Archipels mit ihrem äußersten Nordpunkt unter 21° 43′ N. Br. und 158° 0′ W. von Greenwich, sowie nordwestlich und 30 M. von Hawaii gelegene Insel, gegenwärtig durch ihren ausgebreiteten Handel und als Sitz der Regierung die wichtigste der ganzen Gruppe. Ihr Flächeninhalt beträgt 24 Q. M., und ihre Bevölkerung belief sich 1836 auf 27,809 E. Sie wird wegen ihres äußerst fruchtbaren, in üppiger Vegetation prangenden und vortrefflich angebauten Bodens der Garten der Sandwich-Inseln genannt. Auch ist sie stark gebirgig, obwohl bei Weitem nicht mit so kolossalen Höhen, wie Hawaii sie aufzuweisen hat. Sie wird von zwei Gebirgsketten, einer westlichen, die sich bis zu 3787 F., und einer östlichen, die bis 3174 F. sich erhebt, durchzogen. Die östliche Berggruppe hat einen größern Umfang als die westliche, die dagegen die höheren Gipfel begreift. Auf den Gebirgsabhängen ziehen sich dichte Waldungen bis zu den, die Insel wie ein Saum umziehenden Ebenen hinab. Unter den Vorbergen in der Gegend von Honolulu sind einige erloschene Vulkane, von denen einer der Diamantberg genannt wird und diesen Namen daher erhalten hat, weil die an ihm sich vorfindenden Quarzkrystalle von den Britten anfangs für Diamanten angesehen wurden. Hinter diesen Vorbergen erhebt sich das Gebirge, in herrlichem Grün prangend, terrassenartig bis zu seinem höchsten Rücken, der längs der Nordküste sich hinzieht. Thäler und Schluchten führen zu den, die Gipfel durchkreuzenden Gebirgspässen. Das Nuanuthal, hinter Honolulu, ist unter allen Thälern der Insel das weiteste und anmuthigste. Auf der Nord- und Nordostseite fällt das Gebirge steil ab, und nur schwindelnde Pfade und Felsensteige führen an seinen Rand. Auf der östlichen Bergkette entspringt der schon in der Einleitung oben erwähnte Pearl- oder Perlenfluß, dessen Mündung einen der besten Häfen darbieten würde, wäre sie nicht durch eine Sandbank verengt. Ueberhaupt ist die Insel außerordentlich gut bewässert, und wie schon bemerkt, in ausgezeichnetem Grade angebaut. Die künstlich angelegten Tarofelder, in regelmäßige Quadrate eingeschlossen, erscheinen wie kleine Seen; Zuckerrohr und Pisang, ordentlich in Alleen gezogen, bilden ihre Befriedigung. Jenes erreicht nicht selten eine Höhe von 18 Fuß. Kokospalmen und Brotfruchtbäume umgeben die mit zahlreichen Wohnungen besetzten Dörfer, und auf den Hügeln sieht man den Tappa- oder Papiermaulbeerbaum angepflanzt, der den Eingeborenen das Material zu den einheimischen Zeugen liefert. (Uebrigens werden dergleichen Zeuge nur noch wenig mehr gemacht.) Auch gewinnt man Indigo, Baumwolle ꝛc., und aus den Waldungen zieht man ein sehr gesuchtes Gummi. Am Gestade findet man größere und kleinere Salzseen, deren Ufer mit gutem Seesalze bedeckt sind und die für ihre Besitzer bedeutende Einkünfte abwerfen. Auf denselben leben Taucherenten, die jedoch schwer zum Schusse zu bringen sind, und eine Gattung wilder Enten, die im Januar aus dem N. herkommt, hier brütet und dann wieder heimkehrt. Im Gebirge findet man nicht nur viel Sandelholz, sondern auch verwildertes Rindvieh. An der Südküste liegt **Honolulu** oder Honoruru, königliche Residenz und Hauptstadt der Sandwich-Inseln, mit reinlichen und geräumigen Straßen, dem oben in der Einl. erwähnten königl. Residenzpalaste, einem ebenfalls schön gebauten und bequem eingerichteten Missionshause,

Digitized by Google

3 Kirchen, darunter eine große steinerne, einem wissenschaftlichen Institute, Museum, Bibliotheken, Gasthöfen, Billardstuben, Postkutschen, Equipagen, reich ausgestatteten Kaufläden (wo man die oben in der Einl. aufgeführten europäischen Artikel haben kann), mehreren angesehenen nordamerikanischen Handelshäusern, 2 Forts, dem besten Hafen des Archipels, lebhaftem Handel und 12,000 E., worunter 600 Ausländer. Das Hauptfort liegt unter 21° 18′ 5″ N. Br. und 157° 54′ 36″ W. von Greenwich, und Honolulu selbst liegt südwestlich und 533 M. von St. Francisco in Obercalifornien. Im Innern der Insel befinden sich mehrere königliche Landhäuser. Nördlich und 5 M. von Honolulu befindet sich die Waimea- oder Whymea-Bai, unter 21° 38′ N. Br. und 158° 0′ W. von Greenwich; und südlich und nicht weit von Honolulu ist die Whyteete- oder Wahititi-Bai, unter 21° 16′ 42″ N. Br. und 157° 47′ westl. L., mit dem gleichnam. Dorfe, auf dessen Rhede die europäischen Seefahrer früher gewöhnlich Anker warfen. Im Innern liegt das Dorf Waujau, an einem gleichnam. Flusse. Außer in Honolulu sind noch in folgenden Ortschaften der Insel Missionsstationen: Kaneohe, Waialua, Waianä, Kuläu und Ewa oder Jua.

Mauwi oder Maui (nach engl. Schreibart Mowee), eine zwischen den beiden vorigen, jedoch etwas näher nach Hawaii zu, und mit ihrem äußersten Nordwestpunkt unter 21° 3′ N. Br. und 156° 37′ W. von Greenwich gelegene Insel, welche etwas größer als Owahu ist, nämlich einen Flächeninhalt von 31 Q. M. hat, und nach der Zählung von 1836 eine Bevölkerung von 24,199 E. hatte. Sie ist ganz vulkanischer Natur und trägt zwei Gebirgsstöcke, die durch eine niedrige Landenge mit einander in Verbindung stehen. In dem südöstlichen Bergstocke erhebt sich der 10,135 F. hohe Mauna-Haleakala; der westliche Gebirgsstock ist niedriger, und sein Gipfel ist in der Richtung von N. nach S. tief gespalten. Von den Gebirgen ergießen sich zahlreiche kleine Flüsse und Bäche, deren Wasser von den Insulanern zu künstlichen Kanälen benutzt wird. Mauwi gilt für die fruchtbarste und ergiebigste Insel des Archipels, und wird von vielen europäischen Schiffen besucht. Die Bai von Mackerrey theilt die Insel in zwei ungleiche Theile, von denen der westliche und kleinere Owyrroko, und der größere östliche Wahmadua genannt wird. Eine andere Meeresbucht, die gleich der vorigen als Ankerplatz dient, ist Patoa; jedoch den bequemsten und auch am häufigsten besuchten Hafen hat die, an der Nordwestküste befindliche Bai Kipokipo oder Raheina, unter 20° 50′ N. Br. und 156° 41′ W. von Greenwich. Die Missionsstationen auf Mauwi sind: Lahaina (mit großer massiver Kirche), Lahainaluna, Wailoku oder Waiuku, Hana, Kaupo und Kaanapali.

Ranai oder Lanai, eine neben der Westküste der vorigen und mit ihrem äußersten Nordwestpunkt unter 20° 58′ 30″ N. Br. und 157° 3′ W. von Greenwich gelegene Insel, welche 5 Q. M. groß ist und 1836 eine Bevölkerung von 1200 E. hatte. Sie ist sehr gebirgig, ihre Berge sind jedoch bei Weitem niedriger als die von Mauwi, aber ganz vulkanischer Natur, und geben der Insel ein zertrümmertes Ansehen. Nichtsdestoweniger hat sie an verschiedenen Stellen einen fruchtbaren Boden mit reicher Vegetation.

Südlich und 5 bis 6 Meilen von Ranai und neben der Südwestspitze von Mauwi liegt, und zwar mit dem äußersten Nordostpunkt unter 20° 36′ N. Br. und 156° 34′ westl. L., die kleine Insel **Tahurowa** (nach engl. Schreibart Tahoorowa) oder Tahurawa, auch Toharawa, endlich auch Kahulawe, welche 1836 von nicht mehr als 80 Eingeborenen, meist Fischern bewohnt war, übrigens auch nur einen Flächeninhalt von 3 Q. M. hat. Indeß ist sie, wenigstens im Innern, keineswegs ohne fruchtbaren Boden. — Dicht neben ihr liegt, unter 20° 37′ N. Br. und 156° 30′ W. von Greenwich, das öde Felseneiland **Marokinne** oder Marokinni, auch

Digitized by Google

wohl Marotinne genannt, welches nur des Vogel- und Fiſchfanges wegen von den benachbarten Mauwiern und Owaihiern zu Zeiten beſucht wird.

Morotoi (auch Morotai) oder Morokai, auch Molokai, eine zwiſchen Mauwi und Owahu, und mit ihrem äußerſten Oſtpunkt unter 21° 9′ 30″ N. Br. und 156° 41′ W. von Greenwich gelegene Inſel, welche 8 Q. M. groß iſt und 1836 eine Bevölkerung von 6000 E. hatte. Sie iſt mit Gebirgen bedeckt, welche gewiſſermaßen eine Fortſetzung derjenigen von Mauwi bilden, aber minder hoch ſich erheben. Die öſtlichen endigen in eine lange Erdzunge. Der öſtliche Theil der Inſel iſt übrigens ſehr fruchtbar, mit guter Bewäſſerung, geregeltem Anbau und üppiger Vegetation. Die meiſt ſandige Weſtküſte bietet einige gute Ankerplätze dar. Kaluaha iſt eine Miſſionsſtation auf dieſer Inſel.

Atowai (bei den Engländern Atooi, bei andern ſeefahrenden Nationen Atuai) oder Tauai, auch Kauai, eine weſtnordweſtlich und 20 M. von Oahu, und mit ihrem äußerſten Südoſtpunkt unter 21° 51′ N. Br. und 159° 30′ weſtl. L., ſowie ihrer Weſtſpitze unter 22° 4′ N. Br. und 159° 50′ W. von Greenwich gelegene Inſel, welche von gleicher Größe wie Oahu, nämlich 24 Q. M. groß iſt, und nach der Zählung von 1836 eine Bevölkerung von 8934 E. hatte. Sie iſt ſehr gebirgig, und zwiſchen der Bergkette im Innern und deren Vorbergen zieht ſich ein bezaubernd liebliches und durch reiche Bewäſſerung äußerſt fruchtbares Thal hin. Die Gebirgsabhänge ſind mit prächtigen Waldungen bedeckt. Die Südoſtſpitze der Inſel bildet ein hohes felſiges Land, das ſenkrecht gegen das Meer abfällt und fruchtbare Thäler umſchließt. Der einzige Ankerplatz der Inſel iſt in der Whymea- oder Whymoa-Bai, unter 21° 54′ N. Br. und 159° 41′ 45″ W. von Greenwich. An derſelben liegt die Miſſionsſtation Waimea. Andere Miſſionsſtationen auf dieſer Inſel ſind Waioli und Koloa.

Ohinau (auf engliſchen Seekarten Oneehou) oder Niihau, eine weſtlich und 5 M. von der vorigen, und mit ihrer Südſpitze unter 21° 46′ 30″ N. Br. und 160° 10′ W. von Greenwich gelegene, 4 Q. M. große Inſel, welche nach der Zählung von 1836 eine Bevölkerung von 995 E. hatte. Sie hat ſteile Ufer, iſt gut angebaut und auch fruchtbar, namentlich an Yams und anderen ähnlichen Früchten. — Neben der Nordſpitze von Ohinau liegt, unter 22° 2′ N. Br. und 160° 7′ W. von Greenwich das unbewohnte, unfruchtbare, felſige und von einem Korallenriffe umgebene Eiland **Orehua** oder Orehowa (auf engl. Seekarten Oreehoua). — Weſtlich und 5 M. von der Südſpitze Ohinau's liegt, unter 21° 39′ N. Br. und 160° 32′ 30″ W. von Greenwich, das ebenfalls unbewohnte und kleine, doch hohe Felſeneiland **Tahura** oder, nach engliſcher Schreibart, Tahoora.

Dies ſind die 11 eigentlichen Sandwich-Inſeln, die den Archipel ausmachen. Der Nachbarſchaft wegen rechnet man jedoch auch dahin:

Mudomanu oder Moodomanoo, eine von den Britten Bird (Vogel-Inſel) genannte kleine Inſel, welche nordweſtlich und 30 M. von dem Sandwich-Archipel, unter 23° 3′ 50″ N. Br. und 162° 2′ 45″ W. von Greenwich liegt und 1789 von Douglas entdeckt wurde. — **Necker**, ein weſtlich und 36 M. von Mudomanu, unter 23° 34′ N. Br. und 164° 36′ W. von Greenwich gelegenes Felſeneiland, welches ſich 360 F. hoch aus dem Meere erhebt und 1786 von La Pérouſe entdeckt ward. — **Baſſes des Français**, auf engl. Seekarten entweder blos Shoals oder French Frigate Bank, eine von einem Korallenriffe umgebene Gruppe niedriger Eilande, weſtlich und 16 M. von der Necker-Inſel, unter 23° 45′ N. Br. und 165° 45′ W. von Greenwich. La Pérouſe, der ſie 1786 entdeckte, nannte das größte Eiland der Gruppe Piton.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Die Pitcairn-Inſel, die Oſterinſel und einige andere zerſtreut umherliegende Inſeln.

1) Die **Pitcairn-Inſel**, welche von Manchen dem Gefährlichen Archipel beigezählt wird (vergl. Kap. 7 dieſes Abſchnittes, S. 471), liegt indeß ziemlich abgeſondert von demſelben, zwiſchen den Gambier-Inſeln (ſ. S. 470) und der Oſterinſel, der öſtlichſten aller auſtraliſchen Inſeln; obwohl freilich näher zu jenen, als zu dieſer hin. Sie liegt nämlich oſtſüdöſtlich und 77 M. von den Gambier-Inſeln, und oſtnordöſtlich und 291 M. von der Oſterinſel, unter 25° 3′ 37″ ſüdlicher Breite und 130° 8′ 23″ weſtlicher Länge von Greenwich (d. h. das auf der Inſel befindliche Dorf hat dieſe geogr. Lage). Eigentlich iſt ſie in ſofern eine Gruppe zu nennen, als ſie verſchiedene kleine Inſeln oder Eilande um ſich hat und mit ihnen in einem Korallenriffe verſteckt liegt, was in Verbindung mit ihren ſteilen Felſenufern, das Herannahen eines Schiffes in hohem Grade ſchwierig macht. Sie ſelbſt ragt ſo hoch über der Meeresoberfläche empor, daß ſie auf 10 Meilen weit ſichtbar iſt; indeß haben ihre Berge nur gegen 1000 Fuß Höhe. Auch iſt ſie holzreich und hat im Ganzen einen fruchtbaren Boden. Sie wurde bereits 1767 von Carteret entdeckt, blieb aber gänzlich unbeachtet, bis ſie in neuerer Zeit ein ganz eigenthümliches Intereſſe gewann, das ſie auch jetzt noch darbietet. Als nämlich der engliſche Capitän Beechy 1824 dieſe einſam liegende Inſel beſuchte, war er nicht wenig überraſcht von der zutraulichen Begrüßung, womit er hier empfangen ward. Er fand hier einen, den Europäern ähnlichen Menſchenſchlag; es kam ein Boot heran, und die darin befindlichen jungen Burſchen riefen den auf dem Verdeck ſtehenden Matroſen in engliſcher Sprache zu, ſie möchten ihnen ein Tau zuwerfen, um das Boot daran feſtzuhalten. Der Capitän erkundigte ſich näher, ging an's Land, und fand hier ein niedliches Dörfchen mit bequemen Häuſern, und von 36 Perſonen männlichen und 30 Perſonen weiblichen Geſchlechts bewohnt. Ein ehrwürdiger Greis, den er für ihr Oberhaupt halten mußte, bewillkommnete ihn und erzählte den ganzen Zuſammenhang. Im J. 1789 kam der (in dieſem Werke häufig erwähnte) engliſche Capitän Bligh mit dem Schiffe Bounty nach Tahiti, in der Abſicht, den Brotfruchtbaum nach Weſtindien zu verpflanzen. Nachdem er die Inſel wieder verlaſſen hatte, brach eine Meuterei unter der Mannſchaft aus, wovon er übrigens einen großen Theil der Schuld ſelbſt trug. Denn einerſeits hatte auf Tahiti die Mannſchaft allen möglichen Zügelloſigkeiten ſich überlaſſen und ſogar Subordinationswidrigkeiten ſich herausgenommen, ohne daß der Capitän dies im Geringſten geahndet hatte, und andererſeits wieder war er nach der Abfahrt plötzlich zu einem entgegengeſetzten Syſtem über-

Digitized by Google

gegangen und hatte gegen Jedermann am Bord ein unmenschliches Verfahren beobachtet. Dem sei nun wie ihm wolle; die Meuterei an sich war im höchsten Grade strafbar und obendrein noch mit der Härte gepaart, daß der Capitän und 18 Mann, die ihm treu geblieben waren, mitten auf dem Meere in einem offenen Boote ausgesetzt wurden. Nur wie durch ein Wunder erreichten sie, nach den unsäglichsten Beschwerden und Gefahren, endlich die Insel Timor und wurden durch den dortigen niederländischen Gouverneur in den Stand gesetzt, nach England zurückzukehren. Die Meuterer unterdessen, denen es in Tahiti ungemein gefallen hatte, kehrten anfangs dahin zurück, aber nur ein Theil blieb hier, während die übrigen, worunter der bisherige Steuermann, Christian Fletcher, aus gerechter Besorgniß (die auch nachher an den auf Tahiti Zurückgebliebenen in Erfüllung ging), daß man in England Kunde von der Meuterei erhalten und die Regierung dann nicht säumen werde, die Verbrecher aufsuchen zu lassen und auf das Strengste zu bestrafen, bald nachher die Insel wieder verließen, begleitet von 18 Eingeborenen, worunter 12 Weiber. Anfangs wollten sie auf der (südlich und 106 M. von Tahiti gelegenen) Australinsel Tubuai (s. Kap. 6 dieses Abschn., S. 456) sich niederlassen, gaben aber diesen Plan auf, und geriethen bald darauf nach der Pitcairn-Insel, welche ostsüdöstlich und 288 M. von Tahiti liegt. Hier fanden sie Wasser, Holz, einen guten Boden, keine Bewohner und keinen Hafen, weshalb auch ein europäisches Schiff nicht landen konnte. Sie beschlossen also hier zu bleiben, ließen die Bounty auf den Grund treiben, brachten alles nur irgend Benutzbare an's Land, verbrannten das Schiff und behielten nur zwei von dessen kleinern Böten. Die am Bord befindlichen Pflanzengewächse hatten sie ebenfalls an's Land gebracht, bauten sie hier an, und lebten, bis reiche Ernten Nahrung lieferten, von Fischen, die sie fingen. Schon das nächste Jahr lieferte Yams, Bataten und ähnliche Erdfrüchte im Ueberfluß. Indeß ruhte auf der Colonie selbst kein rechter Segen, sondern Zwietracht untergrub die anfängliche Eintracht und endigte gar mit Mord und Todtschlag. Einer der 9 Engländer, ein geschickter Schmied, verlor sein Weib durch einen unglücklichen Sturz von einem Felsen. Er verlangte nun ein anderes, und drohte, in einem jener Böte die Insel zu verlassen, wenn man ihm hierin nicht zu Willen wäre. Da man seiner bedurfte, so zwang man einen der 6 Tahitier, ihm sein Weib abzutreten. Das verdroß den Tahitier dermaßen, daß er auf blutige Rache sann; und da er zur Ausführung derselben allein zu schwach sich fühlte, so verschwor er sich mit den andern tahitischen Männern gegen das Leben der Engländer, und diese wurden denn auch unversehens von ihnen überfallen und erschlagen. Nur Adams, ein Matrose, behielt noch so viel Lebenskraft übrig, daß er mühsam sich fortschleppen und ein Versteck aufsuchen konnte. Die Tahitierinnen, die den Engländern sehr zugethan gewesen waren, beschlossen deren Tod zu rächen,

Digitized by

und ermordeten ſchon in der folgenden Nacht alle jene Männer. Sie ſahen, daß ein Leichnam der Weißen fehlte, ſuchten überall nach ihm und fanden endlich den ſchwerverwundeten Adams im Walde. Sorgfältige Pflege ſtellte ihn wieder her, und alle Weiber vereinigten ſich nun um ihn, als den einzigen Gegenſtand ihrer gemeinſchaftlichen Zärtlichkeit. Adams rühmt von ihnen, daß ſie nie einen Zank erregt, oder durch Eiferſucht ihn gequält hätten. Uebrigens brachten die furchtbaren Mordſcenen, die er erlebt hatte, ihn zum ernſten Nachdenken über ſich ſelbſt; er las von jetzt an häufig in der Bibel, kam dadurch noch mehr zur Erkenntniß, und beſchloß, ſich gründlich zu bekehren, und wo möglich auch ſeine Gefährtinnen und die Kinder. Es gelang; und ſeitdem kehrte der Segen wieder: die Frauen hingen nunmehr mit um ſo reinerer und innigerer Liebe ihm an und die Kinder wurden ganz das Gegentheil ihrer Väter. Sanftmuth und ungeheuchelte Frömmigkeit wurden das Band der Liebe, welches die verjüngte Colonie vereinte. Adams verheirathete die Jünglinge, ſobald ſie das zwanzigſte Jahr erreicht hatten, theilte das Land unter ſie, unterrichtete ſie im Chriſtenthume, ſoweit ſeine Fähigkeiten reichten, civiliſirte ſie, ſoviel immer die Umſtände vermochten, und war ſo Vater, Regent und Prieſter dieſer kleinen Colonie, welche, wie ſchon bemerkt, bei Capt. Beechy's Beſuch aus 36 Perſonen männlichen und 30 Perſonen weiblichen Geſchlechts beſtand. Adams ſtellte ſie nunmehr unter den Schutz der brittiſchen Regierung, welche ſie unter anderm mit Ackergeräth verſehen ließ; und da er, in der Ueberzeugung, daß ein geregelter Unterricht im Chriſtenthum und wenigſtens in den Anfangsgründen anderer Kenntniſſe noth thue, um einen europäiſchen Lehrer bat, ſo wurde ihm ein ſolcher von Tahiti aus zugeſandt. Bei den Schülern dieſes Lehrers wurde allmälig, theils durch ſeine Erzählungen, theils in Folge mehrmaliger Beſuche von Seefahrern und deren Schilderungen, der Wunſch rege, wenigſtens Tahiti zu ſehen, oder vielmehr dieſe Inſel mit ihrem bisherigen Wohnorte (wo mittlerweile Adams in hohem Alter geſtorben war) zu vertauſchen. Ihr Wunſch ging in Erfüllung; denn nachdem ſich auf der Pitcairn-Inſel die Einwohnerzahl auf 87 Seelen vermehrt hatte, ließ die brittiſche Regierung ſie im J. 1832 nach Otaheite verſetzen, wo jedoch die meiſten, nachdem die erſte Freude vorüber und die Neugierde befriedigt war, eine Sehnſucht nach ihrer heimathlichen Inſel empfanden und in kurzer Zeit, 79 an der Zahl, dahin zurückkehrten. Im J. 1837 zählte hier die Colonie 92 Perſonen, unter denen nach wie vor patriarchaliſche Sitten herrſchten, und die ſich 1841 bis auf 114 vermehrt hatten. Seit der Anſiedelung von 1789 findet man auf der Pitcairn-Inſel nicht nur Kokospalmen, Piſangs, Yams, Bataten, Melonen u. ſ. w., ſondern auch Schweine, Ziegen und Geflügel in großer Menge.

2) Die **Oſterinſel**, bei den Engländern Eaſter Island, und bei den Eingeborenen **Waihu**. Sie iſt die öſtlichſte aller Inſeln des Welt-

Digitized by Google

theils Auſtralien (denn die unten vorkommende kleine Sala y Gomez-Inſel kann als unbewohntes Eiland nicht mit in Anſchlag gebracht werden) und liegt einſam im Großen Ocean und einige Grade ſüdlich vom Wendekreiſe des Steinbocks, unter 27° 7′ S. Br. und 109° 25′ 20″ W. von Greenwich (d. h. die Cooksbai oder der Cookshafen hat dieſe Lage), weſtſüdweſtlich und 505 M. von Lima, und weſtnordweſtlich und 540 M. von Valparaiſo. Sie wurde von Roggeween 1721 am Oſterſonntage entdeckt und daher Oſterinſel genannt. Im J. 1769 wurde ſie von einem franzöſiſchen Schiffe und im folgenden Jahre von dem Spanier Gonzalez beſucht, der ſie für die Krone Spanien in Beſitz nahm und ihr den Namen San Carlos Terzeros beilegte, was aber ohne weitere Folgen geblieben iſt. Cook, der 1774 hier landete, hielt ſie für identiſch mit einer, ſchon 1687 von einem Flibuſtier Davis geſehenen Inſel, was auch leicht möglich, aber doch an ſich unerheblich iſt; im J. 1786 beſuchte La Pérouſe die Inſel; 1791 ſah Edwards ſie vom Bord ſeines Schiffes, und 1816 legte v. Kotzebue bei ihr an. In neuerer Zeit iſt ſie überhaupt von Seefahrern häufig beſucht worden, da ſie auf dem Wege zwiſchen Cap Horn und den Geſellſchafts-Inſeln liegt. — Die Oſterinſel hat einen Flächeninhalt von 1½ Q. M. und eine Bevölkerung von 1500 bis 2000 E., welche übrigens nur aus Eingeborenen beſtehen. Sie hat die Geſtalt eines gleichſchenkeligen Dreiecks, erhebt ſich mit breitgewölbtem Rücken aus den Fluthen des Meeres und zeigt im Innern hohe Gebirge von durchgängig vulkaniſcher Natur. Die ſteilen und ſchroffen Ufer und die übrigen zahlreichen Felſen beſtehen gänzlich aus Lava, und faſt auf allen Bergſpitzen werden kleine erloſchene Krater angetroffen, darunter einer, der beinahe 1 Meile im Umfange und eine Tiefe von wenigſtens 800 Fuß hat; obwohl das an den Seitenwänden wachſende Gras den Beweis liefert, daß das unterirdiſche Feuer hier längſt erloſchen iſt. In Folge dieſer Beſchaffenheit der Oberfläche iſt die Inſel von keinem Fluß bewäſſert, und Waſſer findet ſich nur in Teichen. Obgleich dieſer Waſſermangel die Kokospalme und den Brotfruchtbaum nicht gedeihen läßt, ſo hat doch die Betriebſamkeit der Eingeborenen die felſigen Hügel mit einem grünen Teppich überzogen und ihnen ein freundliches Anſehen gegeben. Die geradlinig abgetheilten Felder unterſcheiden ſich durch anmuthige Farbenabſtufungen und liefern Yams, Bataten und andere Erdfrüchte in Menge. Außerdem findet man ſogar Zuckerrohr, Piſangs, die Curcuma, Sellerie, Flaſchenkürbiſſe, eine Seifenbaum- und eine Mimoſenart, auch den Papiermaulbeerbaum, indeß keinen einzigen Baum, der zu Nutzholz dienen könnte. Jedoch in gewiſſen Jahreszeiten ſchwemmt Floßholz an, und hieraus verfertigen die Eingeborenen ihre Canots. Von Quadrupeden ſind nur Ratten da, und dieſe auch erſt durch die europäiſchen Schiffe hier eingeſchleppt. Das einzige Hausthier iſt das Huhn. Sonſt ſind Landvögel ſehr ſpärlich vorhanden, deſto zahlreicher dagegen die Seevögel.

Digitized by Google

Die der Raſſe nach zu den Auſtralindiern (ſ. Kap. 4, Abſchn. I.) gehörenden Eingeborenen ſind ein ſchöner Volksſtamm mit zum Theil europäiſchen Geſichtszügen, ſtattlichem Körperbau und richtigem Ebenmaß der Glieder. Dem weiblichen Geſchlecht fehlt nichts als die kaukaſiſche Geſichtsfarbe, um nach europäiſchen Begriffen auf wirkliche Schönheit Anſpruch zu machen. Das ſchwarze Haupthaar iſt bei demſelben voll und lang. Beide Geſchlechter gehen, bis auf eine leichte Bekleidung um die Mitte des Leibes, nackt. Die Rieſengröße, von der Roggeween ſpricht, haben die neueren Beobachter unter den Eingeborenen nicht wahrgenommen, vielmehr nur das gewöhnliche europäiſche Körpermaß. Die Oſterinſulaner ſind, wie bereits angedeutet worden, betriebſam, auch geſchickt in mancherlei Kunſtfertigkeiten. Ihre Religionsbegriffe ſind ungefähr der Art, wie die Freundſchafts- und Geſellſchafts-Inſulaner früher ſie hatten; ſo haben ſie namentlich auch Morais, begraben ihre Todten u. ſ. w. Was ihre bürgerlichen Einrichtungen betrifft, ſo ſtehen ſie unter Häuptlingen, wie die meiſten übrigen Südſee-Inſulaner. Sie haben ein fröhliches Temperament, ſind äußerſt gewandt und im Allgemeinen gutmüthig, doch dabei leichtfertig und diebiſch, und tragen kein Bedenken, zu Gewaltthätigkeiten zu ſchreiten, ſofern ſie nur ihre Abſicht erreichen. In der Befriedigung der Wolluſt kennen ſie keine Grenze, ſo daß man ihnen ſogar alle ehelichen Verhältniſſe hat abſprechen und behaupten wollen, die Frauen wären Gemeingut der Männer, und die Kinder würden, ſobald die Mütter ſie entwöhnt, gewiſſen Weibern übergeben, um für ihre weitere phyſiſche Ausbildung zu ſorgen. Indeß iſt dieſe Behauptung übertrieben; obwohl ſoviel gewiß iſt, daß das weibliche Geſchlecht hier ſich ſtets ohne Umſtände den fremden Seefahrern ergeben hat, und ſogar Väter ihre Töchter, Männer ihre Frauen aus Gewinnſucht ihnen ſelbſt zugeführt haben. Gegen Kotzebue bewieſen ſich die Eingeborenen höchſt mißtrauiſch. Der Grund davon war wahrſcheinlich, weil im J. 1808 die Mannſchaft eines nordamerikaniſchen Schiffes verſucht hatte, Oſterinſulaner nach der (ſüdöſtlich und 390 M. von hier gelegenen) chileſiſchen Inſel Masafuero (neben der bekannten Robinſon- oder Juan Fernandez-Inſel) zu ſchleppen und dort durch ſie eine Colonie zum Behufe des Robbenſchlags zu gründen. Nach einem mörderiſchen Kampfe gelang es ihr wirklich, 12 Männer und 10 Weiber in ihre Gewalt zu bekommen, allein ſobald jene am Bord des Schiffes von ihren Banden ſich befreit ſahen, ſtürzten ſie ſich augenblicklich in's Meer und ſchwammen dem Lande wieder zu; und nur die Weiber konnten zurückgehalten werden. Im folgenden Jahre hatte die Mannſchaft des nordamerikaniſchen Schiffes Albatroß einen ähnlichen Menſchenraub verſucht. — Uebrigens hat man auf der Oſterinſel auffallende Spuren vormaliger Cultur entdeckt, nämlich Ruinen ſteinerner Tempel und an ihnen koloſſale Bildſäulen, die den alt-egyptiſchen nicht ganz unähnlich ſind. Ebenſo fand man bei den Eingeborenen aus Holz

Digitized by

geſchnitzte menſchliche Figuren von ſolchen Holzarten, die auf der Inſel weder vorkommen, noch angeſchwemmt werden. Die jetzigen Inſulaner können, ungeachtet ihrer ſonſtigen Kunſtfertigkeit, dergleichen Figuren weder gemeißelt noch geſchnitzt haben; auch haben ſie dieſelben im Laufe der Zeit zu allerhand Dingen verwendet, oder verſtümmelt, ſo daß ſchon 1824 Capt. Beechy nur noch wenige in gut erhaltenem Zuſtande vorfand. Uebrigens haben auch die jetzigen Eingeborenen einzelne ihrer Wohnungen aus Lavablöcken aufgeführt oder zuſammengeſetzt, obwohl ſie ſonſt nur Schilfhütten haben. — Die Oſterinſel iſt in ſo viele Bezirke eingetheilt, als es Dörfer und Morais gibt. Ihr einziger Landungsplatz iſt der bereits oben erwähnte Cooks hafen oder Cooks bai, der gegen die hier vorherrſchenden Winde Sicherheit gewährt.

3) Das oben ſchon beiläufig erwähnte Felſeneiland **Sala y Gomez**, von gleicher vulkaniſcher Beſchaffenheit, wie die Oſterinſel, liegt öſtlich und 56 M. von dieſer, unter 26° 27′ 46″ S. Br. und 105° 26′ 8″ W. von Greenwich, und wurde 1793 von einem ſpaniſchen Seefahrer eben jenes Namens entdeckt. Es gewährt den Anblick einer düſtern Ruine, und kein freundliches Grün ſchmückt die grauen Felſen, die in großen Maſſen umherliegen, Schaaren von Seevögeln ſind ſeine einzigen Bewohner.

4) Die kleine, mit Vegetation bekleidete, aber unbewohnte Lagunen-Inſel **Ducie** liegt weſtnordweſtlich und 190 M. von der Oſterinſel, und Oſt zum Norden und 84 M. von der Pitcairn-Inſel, unter 24° 40′ 20″ S. Br. und 124° 47′ 40″ W. von Greenwich. Sie wurde 1791 von Edwards entdeckt und dem Lord Ducie zu Ehren benannt.

5) Die Inſel **Eliſabeth** liegt weſtlich und 40 M. von der vorigen, unter 24° 26′ S. Br. und 127° 50′ W. von Greenwich, und wurde 1819 von King entdeckt. Sie hat etwas über 1 M. im Umfange und gehört ebenfalls zu den Lagunen-Inſeln. Sie iſt bewaldet, und King fand hier Papagaien, Tauben, Ratten u. ſ. w., aber keine Einwohner.

6) Die **Chriſtmas-** oder Weihnachts-Inſel, eine iſolirte Inſelgruppe, ungefähr auf der Mitte des Weges zwiſchen den Sandwich- und Geſellſchafts-Inſeln, nämlich (mit ihrem äußerſten Südoſtpunkt) unter 1° 41′ nördlicher Breite und 157° 30′ W. von Greenwich gelegen. Sie wurde 1778 von Cook auf deſſen Fahrt von dem Geſellſchafts-Archipel nach Amerika entdeckt, war indeß wahrſcheinlich ſchon 1537 von Grijalva und Alvarado geſehen und Azea benannt worden. Sie beſteht aus mehreren kleinen Lagunen-Inſeln, auf denen Cook zwar Kokospalmen, aber ſonſt keine große Pflanzenmannigfaltigkeit, auch wenige Landvögel, jedoch zahlreiche See- und Strandvögel, Landkrabben, kleine Eidechſen und Schildkröten fand. Er ließ hier Yams anpflanzen und Melonenkerne legen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

Register.

Aana 405, 464.
Aborima 405.
Acacia 79.
Adams 213.
Adamsäpfel 19.
Adams (Marqueſas) 480.
Adelaide 154, 157.
Adelaidefluß 64.
Admiralitäts-Inſeln 239.
Admiralitätsſund 71.
Adventure 466.
Agaña 291.
Agrigan 292.
Agugan 291.
Aguigan 291.
Abiduh 496.
Ailu 315.
Airick 316.
Akamaru 471.
Akani-Bai 480.
Akatembo 359.
Akaterabo 359.
Akena 471.
Aktäons-Gruppe 470.
Akuna 495.
Alamaguan 292.
Albany 72, 150.
Albert 64.
Alexandrinaſee 65.
Alforen 229.
Allens-Inſel 70.
Allufatti 406.
Amakua 495.
Amargura 392.
Amat 448.
Ambow 358.
Ambrym-Inſel 261.
Ameiſenbär, ſtacheliger 85.
Ammalikala 305.
Amſterdam 389.
Anachoreten 240.
Anatajan 292.
Andany 269.
Angour 305.
Anna Maria 480.
Annamoka 390.
Annamuka 390.
Annatom 267.
Anſon 251.
Anthropophagie 20.
Antichton 51.
Antichtonen 51.
Antipoden-Inſel 213.
Aotna 184.
Aouvea 280.
Apee 261.
Api 261.
Appapa 291.
Apra 291.
Apsleyſtraße 71.
Apuna 496.
Araktſchejef 316.
Araktſchejew 466.
Archipel de la Recherche 72.
Arfakgebirge 219, 230.
Argyle 147.
Arikis 190.
Armuthsbai 184, 208.
Arnhem-Bai 70.
Arnhems Land 70.
Arno 317.
Arorangi 417.
Arrecifes 314.
Arrecifos 314.
Arrowſmith 317.
Arſaciden 243.
Arub 70, 124.
Arum 17.
Aſhby 152.
Aſia-Inſeln 305.
Aſſumption 292.
Atahura 449.
Atiu 417.
Atooi 498.
Atowai 498.
Atua 405.
Atuai 498.
Auckland 184, 203, 207, 213.
Aucklands-Inſeln 213.
Augier 470.
Aur 316, 317.
Aurora 260, 463.
Aurupig 306.
Ausſätzigen-Inſel 261.
Auſtral-Alpen 63.
Auſtralaſien 2, 3.
Auſtralbuſen 72.
Auſtralia Felix 151.
Auſtralind 72, 151.
Auſtralindier 15.
Auſtral-Inſeln 456.
Auſtraliſches Feſtland 59.
Auſtralneger 14.
Auſtralland 3, 59.
Azea 504.
Babel-Inſel 168.
Babelthuup 305.
Badſchus 229.
Baladea 271.
Balade-Hafen 277.
Bananen 19.
Banks-Halbinſel 208.
Banks-Inſeln 259.
Barbas-Inſel 314.
Barbers-Inſel 314.
Barclay de Tolly 466.
Baring 318.
Barren-Inſel 72, 168.
Barrierriff 69.
Barrow 469.
Barrows-Inſel 71.
Bartholomäus-Inſel 260.
Barwell-Inſel 269.
Basco-Inſel 239.
Baſſes des Français 498.
Baßſtraße 72.
Batanta 232.
Bathurſt 147.
Bathurſt-Inſel 71.
Batoa 360.
Bau 358.
Baubelthuap 305.
Baumans-Inſeln 394, 420.
Bea 389.
Beaupré 279.
Bedford 470.
Beecham Dale 184.
Belfaſt 152.
Ben Lomond 164.
Bennet-Vorgebirge 213.
Benta 455.
Bentinck-Inſel 70.
Bethanien 155.
Beutelhund 164.
Biadſchus 229.
Bigar 315.
Bigini 318.
Birara 234.
Bird 467, 498.
Biſhop and Clerk 213.

Digitized by Google

Bittoa 360.
Black Isle 481.
Blaue Berge 62.
Bligh-Insel 260.
Bligh's Lagoon 468.
Blith-Insel 260.
Boguestown 450.
Bolabola 455.
Bonaparte-Archipel 71.
Bonaparte-Busen 72.
Bondsriff 272.
Bonham 318.
Bonvouloir 243.
Booby-Insel 70.
Borabora 455.
Boscawen 407.
Boston-Insel 318.
Botany Bai 69.
Botany-Insel 280.
Boudoir 421.
Bougainville-Inseln 241, 251.
Bougainvillestraße 249.
Bouka 251.
Bounty-Inseln 212.
Bourke 152.
Bow-Insel 468.
Boydan 122.
Boydan-Insel 69.
Brickfield 147.
Brighton 152.
Brisbane 64.
Bristol 213.
Britannia 278.
Britomart 468.
Broad-Sund 69.
Broeders 464.
Bronus-Gruppe 314.
Brotfrucht 17.
Broughton 469.
Broughton-Gruppe 211.
Browns-Gruppe 314.
Brunswick 152.
Brunswick-Bai 71.
Bua-Bai 358.
Buache 308.
Buenavista 291.
Büschings-Insel 70.
Buka 251.
Bukkanier-Archipel 71.
Bumerang 99.
Bunyer 467.
Burdenspoint 449.
Buschkänguruh 82.
Button 315.
Buyer 467.
Byam Martin 469.
Bygar 315.
Byron-Insel 319.
Byronsbai 496.
Byronsstraße 238.
Calderone de Apra 291.
Calinasse 404.
Callow 389.
Calvert-Inseln 316.
Cambridge-Golf 71.
Camden 147.
Camden (Landgut) 143.
Camorchi 290.
Campbell 213.
Campbelltown 166.
Capenuir 315.
Capricorn-Cap 69.
Cap Alexander 249.
Cap Anna 235.
Cap Arnhem 70.
Cap Barrington 269.
Cap Bernardin 278.
Cap Bocage 277.
Cap Boscowen 269.
Cap Brett 207.
Cap Buller 235.
Cap Byron 69, 237, 269.
Cap Capricorn 69.
Cap Comfort 249.
Cap Cornwallis 249.
Cap Costard 278.
Cap Cumberland 259.
Cap Deliverance 242.
Cap Denis 243.
Cap Direction 69.
Cap Dory 230.
Cap Entrecasteaux 72.
Cap Esperance 250.
Cap Freycinet 250.
Cap Friendship 251.
Cap Glouceſter 235.
Cap Good Hope 229.
Cap Henry 242.
Cap Henslow 250.
Cap Hotham 98.
Cap Howe 69.
Cap Hunter 250.
Cap Laverdi 251.
Cap Leeuwin 72.
Cap Levesque 71.
Cap Lisburn 259.
Cap Londonderry 71.
Cap Maria van Diemen 207.
Cap Melville 69.
Cap Mendaña 269.
Cap Naturaliste 72.
Cap Orford 235.
Cap Palliſer 235.
Cap Pierſon 242.
Cap Pitt 249.
Cap Prieto 249.
Cap Prince of Wales 278.
Cap Quiros 250.
Cap Raoult 236.
Cap Rodney 230.
Cap St. George 237.
Cap St. Mary 237, 238.
Cap Saley 230.
Cap Stephens 235, 251.
Cap Townshend 69.
Cap Tribulation 75.
Cap Upſtart 69.
Cap Weſſel 73.
Cap Wezel 73.
Cap Wilberforce 70.
Cap Wilſon 72.
Cap York 70.
Carisfort 469.
Carlshoff 465.
Carolina 419.
Carolinen 293.
Carpentaria-Buſen 70.
Carpentaria-Land 70.
Carrington 142.
Carteret 250.
Carteret-Bai 237.
Carysfort 469.
Casbobus 314.
Caſuarinen 80.
Caſuar, neuholländiſcher 85.
Catharina 318.
Cattow 389.
Cauri-Tanne 173.
Central-Archipel 309.
Cevel 480.
Chabrol 307.
Chabrol-Insel 278.
Chain-Inseln 465.
Charlotte 318.
Charlotten-Inseln 318.
Charlottenſund 184, 208.
Charlotten-Vorgebirge 271.
Chatham 404.
Chatham-Insel 208.
Chatham-Inseln 211.
Cherry 270.
Choiſeul 249.
Choiſeulbai 249.
Chriſtmas-Insel 504.
Clarenceſtraße 71.
Clarke-Insel 72, 168.
Clermont-Tonnère 470.
Cleveland-Bai 69.
Cloudy-Bai 184.
Clwyd-Thal 63.
Coburg-Halbinſel 70.
Cockburn, Port 71.
Cocos 407.
Cocos-Insel 238.
Codocupuei 305.
Collino-Bai 71.
Colnett 277.
Comptrollarbai 480.
Concepcion, La 292.
Contrarietäts-Insel 250.
Converſion de San Pablo 468.
Cooksbai 504.

Digitized by Google

Cooksbafen 504.
Cooks-Inſeln 407.
Cooksſtraße 169.
Coquille 307.
Cornwallis-Inſel 211.
Cornwallis-Inſeln 314.
Coronados 459.
Coronation 277.
Cosbodus 314.
Court of Aldermen 207.
Cowpaſtures 147.
Cox 63.
Corpaß 63.
Crescent 471.
Cretin-Inſeln 230.
Crozet 308.
Cumberland 147, 468.
Cumberland-Inſeln 69.
Curtis 213.
Curtis Sund 391.
Cygnetſund 71.
Cypreſſen-Inſel 280.
Dalrymple 166.
Dambeling-See 65.
Dampier-Archipel 71.
Dampier-Land 71.
Dampiers-Inſeln 232.
Dampiersſtraße 214.
Danger-Inſel 406.
Dangerous Archipelago 461.
Daniel 317.
Darling 64.
Darnley-Inſel 70, 124.
Davahaidy 467.
David Clarce 470.
Dawſon's Inſel 315.
Days-Inſel 238.
Deans-Inſeln 463.
Decena 420.
Decrès 120.
Deliverance 231.
Denis-Inſel 238.
Depuch 71.
Derwent 164.
Desaventurados 53.
Dewittsland 71.
Diebes-Inſeln 280.
Dillonsbai 263.
Dingo 83.
Dirk Hartig 71, 72, 73.
Disappointment 213, 270.
Disappointment-Gruppe 466.
Dominica 481.
Dorre-Inſel 72.
Dory 230.
Doubtful 467.
Dreieinigkeitsbai 69.
Drummond 319.
Dubus-Fort 216.
Ducie 504.
Duffsberge 470.
Duffs-Gruppe 270.
Duke of Clarenen 406.
Duke of Glouceſter Islands 459.
Duke of York 405.
Duke of York Inſel 420.
Dundas Fort 71.
Dundasſtraße 71.
Duportail-Inſel 235, 236.
Durour-Inſel 241.
Duskybai 170.
Eahaheinomauwe 169.
Eap 306.
Eaſter Island 501.
Eavu 359.
Ebeneo 358.
Edelland 72.
Edgecombe 170, 207.
Edgecumbe 270.
Edward Pellew 70.
Eendrachtsland 71.
Efbe 232.
Egmedio 316.
Egmont 169.
Egmont-Gruppe 469.
Egmonts-Inſel 269.
Eichhornartiger Flugbeutler 83.
Eichhorn, fliegendes 83.
Eimeo 450.
Eiſenholz 80.
Ekeamu 267.
Elath 307.
Eliſabeth 504.
Elizabethtown 166.
Elmore 318.
Emu 85.
Emungs 305.
Encounterbai 72.
Endeavourhafen 69.
Endeavourſtraße 70.
Enderby 213.
Enderby-Inſel 71, 307.
Enfant Perdu 406.
Engliſh Road 389.
d'Entrecaſteaux-Gruppe 242.
d'Entrecaſteaux-Riff 272.
Entry-Inſel 184.
Eooa 389.
Eregup 316.
Eremiten 240.
Eriklithu 305.
Erromanga 262.
Erronam 266.
Eſchſcholz 318.
Eſpiritu ſanto 259.
Eua 389.
Euaigia 389.
Eucalyptus 79.
Ewa 497.
Exequer-Inſeln 241.
Ermouth-Golf 71.
Fair-Cap 69.
Fais 306.
Falco 307.
Fallafajeca 390.
Fallafagia 390.
Fallao 306.
Falſches Cap 217, 231.
Fanfueh 405.
Farallon 292.
Farallon de Pararos 293.
Fare 451.
Fare-Bucht 451.
Farrnkrautbaum 174.
Farroilep 306.
Farruelap 306.
Fate 261.
Fattuuhu 481.
Fatuiwa 481.
Fatuna 266.
Favouriteſtraße 169.
Fayo 306.
Fearn 280.
Federal Island 480.
Feis 306.
Felletoa 391.
Fetuga 481.
Fetugu 481.
Fetuuhu 481.
Fichten-Inſel 278.
Fidſchi-Inſeln 355.
Fidſchi Lawa 358.
Fiſhermanscap 230.
Fitzmauriceſluß 71.
Fitzroy 64.
Five Islands 307.
Flat Point 230.
Flatt 207.
Fliegender Fuchs 82.
Fliegendes Eichhorn 83.
Flindersbai 72.
Flinders-Fluß 70, 107.
Flinders-Inſel 72, 167.
Flint 419.
Flugbeutler, großer 82.
Foa 390.
Fordyce Paſſage 317.
Forreſtier-Gruppe 71.
Fort Dundas 71.
Four Crowns 459.
Fourneaux 467.
Foveaurſtraße 169.
Franklin 481.
Franzöſiſches Riff 272.
Freemantle 150, 481.
French Frigate Bank 498.
Freundſchafts-Inſeln 368.
Freycinethafen 71.
Friedrich-Heinrichs-Inſel 217, 231.
Fuchs, fliegender 82.

Fünf Inſeln 307.
Fugitiva 420.
Furneaux 467.
Furneaux-Gruppe 72, 119.
Furneaux-Inſeln 119, 167.
Futuha 391.
Gambier-Inſeln 470.
Gardiner 392.
Garrat Denis 238.
Gaspar Rico 314.
Géant Moulineau 230.
Geelong 152.
Geelvinkbai 230.
Gefährliche Inſeln 463.
Gefährlicher Archipel 460.
Georgetown 166.
Georgiſche Inſeln 448.
Geographenbai 72.
Gerard de Nys 238.
Geſellſchafts-Inſeln 420, 450.
Gilbert-Inſel 318.
Gilberts-Inſeln 308, 318.
Gippsland 72, 151.
Givory 307.
Glenlee 142.
Gloucester-Inſel 468.
Gnatangaia 417.
Goede Hoop 407.
Goldinſel 214.
Grampians 63.
Greenwich-Inſel 307.
Greig 464.
Grenville 361.
Griffiestown 450.
Grigan 292.
Groote Eiland 70.
Große Bai 230.
Große Cykladen 252.
Große Inſel 70.
Großer Ocean 2, 6.
Großes Barrierriff 69.
Großes Weltmeer 6.
Guadalcanar 250.
Guaham 290.
Guajan 290.
Guam 290.
Guarava 466.
Guedes 305.
Guerta-Inſel 270.
Guildford 150.
Gummibäume 79.
Guguam 292.
Guguan 292.
Guru 359.
Guy's Inſel 293.
Habai-Gruppe 389.
Hafaive 391.
Hahndorf 155.
Halbinſel Coburg 70.
Halifax-Bai 69.
Hall 319.
Hamaneno 452.
Hamoa 394.
Hamoa-Inſeln 393.
Hana 497.
Hancock 481.
Hankeytown 449.
Happi 390.
Happi-Gruppe 389.
Haraforen 229.
Haraforen-See 70.
Harvey 418.
Haſtings 64.
Hauma 389.
Hauraki 183.
Hawaii 482, 494.
Haweis-Inſeln 306.
Haweistown 449.
Hawlis-Inſeln 306.
Hawksbury 64.
Hayfiſchbai 71.
Heemskerk's Untiefen 355.
Heiden Inſel 316.
Heilige Geiſt-Archipel 252.
Heilige Geiſt-Inſel 259.
Henderville 319.
Hergeſt Rocks 481.
Hervey 418.
Hervey-Bai 69.
Hervey-Inſeln 407.
Herzog von Yorks-Inſel 236.
Hiaou 481.
Hiau 481.
Hidia 450.
High-Island 456.
Hihifo 389.
Hilo 496.
Hinchinbroke 69.
Hinchibroke-Inſel 261.
Hippahs 191.
Hiwao 481.
Hoanno 390.
Hoatere 450.
Hobarton 166.
Hochinſel 456.
Hogolen 307.
Hokianga 185.
Holt 466.
Holothurien 89.
Honden 467.
Hongahapa 390.
Honipaka 184.
Honolulu 496.
Honoruru 496.
Hood 481.
Hopper 319.
Horne-Inſel 406.
Houtmans Abrolhos 72.
Huaheine 450.
Huahine 450.
Huahuga 480.
Huapou 480.
Hüonbuſen 230.
Hulaiva 389.
Humata 291.
Humphrey 419.
Hund, neuholländiſcher 83.
Hunga 392.
Hungalonga 390.
Hungatunga 390.
Hungo Happi 390.
Hunie 63.
Huon-Inſeln 280.
Hunter 64, 280, 318.
Hunter-Inſel 72, 168.
Jade 175.
Ibargoitia 307.
Ibbetſons-Inſeln 316.
Jefferſon 480.
Jermolow 466.
Jeſus Maria-Inſel 240.
Jfelouk 306.
Jgnamen 19.
Jkanamavi 169.
Illawarra 147.
Immer 266.
Incarnation 471.
Indenny 269.
Indiſches Meer 4.
Inſelbai 180, 185, 207.
Jobie 232.
Jordan 259.
Joſephine-Buſen 72.
Iriſchtown 152.
Iſabella 249.
Iſla de gente hermoſa 406.
Iſlas de todos los Santos 465.
Iſle Beaux 480.
Iſle of Pines 278.
Iſle des Lepreux 261.
Iſles des Navigateurs 393.
Jua 389, 497.
Judge and Clerk 213.
Jvu 359.
Jwirua 416.
Kaanapali 497.
Kaao 495.
Känguruh 80.
Känguruhratte 82.
Känguruh-Inſel 72, 120.
Kabulawe 497.
Kailua 495.
Kaimu 496.
Kaipara 184.
Kairua 495.
Kaitaia 183.
Kaitotehe 183.
Kalamu 209.
Kaluaha 498.
Kanalleute 117.
Kandabou 359.
Kandavu 359.

Digitized by Google

Kaneohe 497.
Kao 390.
Kapiti 184.
Karaka-Inſel 465.
Karakakoa 495.
Karakkabaum 209.
Karlshoff 465.
Karura 305.
Kata-Inſel 307.
Katharinen-Inſeln 305.
Kathogube 305.
Kua 495.
Kauai 498.
Kauakaua 181, 184.
Kauakauafluß 207.
Kaupo 497.
Kaurua 495.
Kawen 316.
Kawia 184.
Kealakakua 495.
Kealia 495.
Kearakekua 495.
Kearakomo 496.
Keppel 270.
Keppel-Bai 69.
Keppels-Inſel 407.
Kerikeri 180, 183.
Kermandec 213.
Keth 305.
Ketten-Inſeln 465.
Kiangle 305.
Kiddikiddi 180, 183.
King George-Inſeln 464.
King-Inſel 72, 117.
Kingsmill 319.
King William's Cap 230.
Kipokipo 497.
Kiraruea 483.
Kirauea 483.
Klemzig 155.
Knox 481.
Knoy 318.
Koa 390.
Koarro 495.
König Georgs III. Inſel 420.
König Georgs-Inſeln 464.
Königgeorgsſund 72.
Königin Charlotten-Inſeln 252, 267.
Königs-Inſel 117.
Königs-Inſeln 309.
Königsinſeln 207.
Königsſund 71.
Kohala 495.
Kokospalme 18.
Koloa 498.
Komango 390.
Korallen 9.
Korallenmeer 7, 69.
Kordakew 405.
Kordiukoff 405.
Kororarika 183.
Korrobory 108.
Koto Dua 170.
Kotou 390.
Kotu 390.
Kotzebue, Otto von 43.
Kowrooa 495.
Kruſenſtern 463.
Kruſenſtern-Inſeln 315.
Kuhweiden 147.
Kukibs 189, 190.
Kulāu 497.
Kulo 389.
Kururu 305.
Kutuſow 315, 466.
Kwadelen 318.
Kyangle 305.
Lachlan 76.
Ladronen 280.
Lagoon-Inſel 469.
Laguaba 360.
Laguas 281.
Lahaina 497.
Lahainaluna 497.
La Harpe 468.
Lakemba 359.
La Madalena 481.
Lamantsjien 218.
Lammas-Pik 244, 250.
Lamurek 307.
Lanai 497.
Lanciers 470.
Langh 481.
Langmeil 155.
La Platte 480.
Laquaba 360.
La Recherche 213.
Late 391.
Lati 391.
Launceſton 166.
Lazareff 463.
Lazarus-Archipel 280.
Leeuwin-Cap 72.
Leeuwin-Land 72.
Lefuga 389.
Legendre-Inſel 71.
Leierſchwanz 86.
Leiervogel 86.
Lele 308.
Lenlumoega 405.
Leoneh 405.
Levers Island 261.
Lifu 278.
Lifuka 359.
Ligiep 316.
Lileb 318.
Lincoln 480.
Linty 232.
Liverpool 147.
Liverpool-Plains 147.
Lobethal 155.
Lobo 220.
Lord Hood 470.
Lord Howe 269.
Lord Howe-Gruppe 252.
Lord Howe-Inſeln 391.
Lord Howe's Inſel 420.
Lord Mulgrave's Inſeln 317.
Lord North's Inſel 305.
Loſtange 468.
Louiſiade 241.
Low Islands 461.
Loyalty-Gruppe 278.
Lugulus 307.
Luhoggo 390.
Lydia 318.
Macaulay 213.
Mac Cluers Inlet 230.
Mackerrey 497.
Macquarie 64.
Macquarie-Inſel 213.
Macquarie-Inſeln 213.
Madalena, La 481.
Mänura, prächtige 86.
Mafanga 389.
Magdalen-Inſel 481.
Magellan 53.
Magnetiſche Inſel 69.
Mahowara 417.
Maiaoiti 451.
Maitea 450.
Maitland 147.
Malanta 250.
Malapta 250.
Malleua 389.
Mallicolo 260.
Manaimoja 391.
Manakau 183.
Manal 481.
Manaswary 230.
Mananu 404.
Manawatu 170.
Mangareva 471.
Mangea 416.
Mangeia 416.
Mangelbäume 79.
Mangia 416.
Mangia-Archipel 407.
Mangonne 390.
Mangroves 79.
Mangs-Inſel 293.
Mangunga 184.
Mannicolo 269.
Manningſtraße 249.
Manono 404.
Manſigham 230.
Manua 405.
Manurvan-Inſel 305.
Maori 186.
Marakau 467.
Marchand 480.
Mare 278, 279.

Margaret 318, 468.
Marianen 280.
Marianenſtraße 217.
Maria von Diemen, Cap 207.
Marlars-Inſeln 319.
Marokinne 497.
Marokinni 497.
Marotinne 498.
Marqueſas-Inſeln 472, 481.
Marſhall-Inſel 318.
Marſhall's-Inſeln 308, 314.
Marsden-Inſel 124.
Marsden, Samuel 179.
Martinbai 480.
Martires-Inſeln 307.
Marua 455.
Maskelyne 260.
Maſſachuſets 480.
Maſſacre-Bai 405.
Maſſe 481.
Maswapy 230.
Matawai 449.
Matawai-Bai 448.
Matelotas 306.
Matia-Inſel 463.
Matilda Rocks 460.
Matthäus 280, 318.
Matthew 280.
Matthews 318.
Matthias-Inſel 240.
Mattio-Inſel 463.
Maui 497.
Mauke 417.
Mauna 405.
Mauna-Haleakala 497.
Maunakoa 483.
Maunaroa 483.
Maupiti 455.
Maurua 455.
Mauti 417.
Mauwi 497.
Mayor 207.
Mayorga 391.
Medinilla 292.
Mediuro 317.
Megapodius Tumulus 87.
Mehama 390.
Meiwulla 359.
Melbourne 152.
Melbourne (gefährl. Archipel) 470.
Melville-Bai 70.
Melville-Inſel 71.
Mendaña-Archipel 472.
Menſchenfreſſerei 20.
Merir 305.
Merkursbai 207.
Miadi 315.
Middleton 359.
Mille 317.
Miloradowitſch-Gruppe 465.
Minerva 470.
Minto 470.
Mitiaro 418.
Mitre 270.
Mobidi 455.
Mörderbai 405.
Mogemug 306.
Mogmug 306.
Mokau 184.
Moki 187.
Moller 468.
Molokai 498.
Montague-Inſeln 261.
Monte Hermoſa 390.
Monteverdo-Inſel 308.
Mondeverdos-Inſeln 307.
Monument-Inſel 261.
Moodomanoo 498.
Mopeelia 420.
Mopeha 420.
Morais 17.
Morderih 170.
Morea 450.
Moretonbai 69, 147.
Mornington-Inſel 70.
Morokai 498.
Morotai 498.
Morotoi 498.
Moskitos-Inſeln 318.
Motane 481.
Mottowaty 480.
Mottuaity 480.
Moturoa 207.
Moturua 450.
Motus 10.
Mountnorrisbai 70.
Mowee 497.
Mowtohora 207.
Mua 389.
Mudomanu 498.
Mulgrave-Archipel 308.
Murray 63.
Murray-Inſel 70, 124.
Murrumbidgi 64.
Muteri 184.
Muttonbird 119.
Myſole 232.
Myspalu 230.
Myſſory 232.
Mywulla 359.
Naſidſchi Lawa 358.
Namoka 390.
Namu 318.
Nandrango 359.
Nandrongo 359.
Narciſſo 470.
Narciſſus 470.
Natimotungo 211.
Natitomma 211.
Nautilus 319.
Navigators Islands 393.
Nawihiliwu 358.
Necker 498.
Negritos 14, 226.
Neow 359.
Nepean (Eiland) 127.
Neu-Britannien 233, 234.
Neu-Caledonien 271.
Neu-Cythera 421.
Neugeorgien 244, 249.
Neu-Guinea 214.
Neu-Hannover 238.
Neu-Hebriden 252.
Neu-Holland 3, 59.
Neuholländer 92.
Neuholländiſcher Hund 83.
Neujahrs-Inſel 315.
Neujahrsinſel 118.
Neu-Jeruſalem 253.
Neu-Irland 237.
Neu-Leinſter 169.
Neu-Munſter 169.
Neu-Philippinen 293.
Neu-Plymouth 208.
Neuſeeland 168.
Neuſeeländiſcher Flachs 174.
Neu-Südwales 127.
Neu-Ulſter 169.
Newark 184.
Newcaſtle 147.
New-Norfolk 162, 166.
Newtown 152.
Ngatanjia 417.
Ngoli 306.
Niafu 391.
Niederländiſche Inſel 319.
Niedrige Inſeln 241.
Niedrigen Inſeln 460.
Nigeri 467.
Niihau 498.
Nikualofa 389.
Nine 392.
Nirie 359.
Niua 266, 407.
Niuafoau 390.
Nookaheeva 480.
Nordauſtralien 158.
Nordcap 168, 207.
Nord-Inſel 243.
Nordoſtcap 250.
Nordweſtcap 71.
Norfolk-Inſel 126.
Norfolkplains 162.
Normanby 152.
North-Rock 260.
Northumberland 147.
Northumberland-Inſeln 69.
Nuabadu 391.
Nuanuthal 496.
Nugalofa 389.
Nuganama 390.
Nukahiwa 472, 480.

Digitized by Google

Nuytsland 72.
Notasien 2.
Notso 359.
Noukahua 480.
Nahtooah 405.
Nahu 496.
Observatoriums-Insel 277.
Ocean, Großer 2, 6.
Oceanien 2.
Odia 318.
Oedschine 277.
Offak 231.
Offolango 390.
Ofu 405.
Ohamana 454.
Ohamaneno 452.
Oherurua 454.
Ohetiroa 457.
Ohewahoa 481.
Ohinau 498.
Ohitaheuh 481.
Ohiwao 481.
Oiatipeha 448.
Ojalava 405.
Okatulaiai 418.
Olap 307.
Olot 316.
Oluschonga 405.
Onahoa 450.
Oneehou 498.
Oneroa 416.
Onin 231.
Ono 360.
Ontong-Java 251.
Onukfou 407.
Oparo 459.
Oparre 449.
Opoa 452.
Opolu 405.
Opotiki 184.
Opun 405.
Opureonu 448.
Orangeriebusen 243.
Oreehoua 498.
Orehowa 498.
Orehua 498.
Ormed 316, 317.
Oronea 448.
Orosenga 405.
Orulong 305.
Oruru 184.
Orurute 416.
Osnabrück 469.
Osnabrück-Insel 420, 450.
Osfy 230.
Osteap 207.
Osterinsel 501.
Otaha 454.
Otaheite 448.
Otawu 183.
Otdia 316.
Otea Vanua 455.
Oteewh 404.
Otuareite 448.
Oua 391.
Ouapoa 480.
Oury 270.
Ovalau 359.
Owahu 496.
Owaihi 494.
Owhararuah 417.
Owharre 451.
Owyrroko 497.
Oyatipeha 448.
Pagon 292.
Pahs 191.
Paihia 181, 183.
Paiou 270.
Pakea 187.
Pakea mango mango 187.
Palaos 304.
Paleu 304.
Palliser 463.
Palliser-Inseln 463.
Palmerston 419.
Pangaimotu 389.
Paoom-Insel 261.
Papaite 449.
Papara 449.
Papaua 450.
Papeete 449.
Papuas 14.
Papuasland 214.
Papusien 226.
Papusland 226.
Paradiesfeige 19.
Paradiesvögel 222.
Paramatta 147.
Pare 449.
Parry's-Insel 314.
Patno 454.
Patoa 497.
Pau 357.
Paum-Insel 261.
Paumutu 460.
Pearlfluß 496.
Pedder 317.
Pedler 317.
Pele 483.
Pelelew 305.
Pelew-Inseln 304.
Penalstationen 135.
Penantipoden-Insel 213.
Penrhyn 419.
Pentecote 261.
Percy-Inseln 69.
Peregrino 419.
Perlenfluß 496.
Peron, Halbinsel 71.
Pérouse, La (Weltumsegler) 269.
Perry's-Insel 314.
Perth 150, 166.
Pescadores 318.
Pfingstgruppe 469.
Pfingst-Insel 261.
Philipp (Eiland) 127.
Philipps-Gruppe 466.
Phöbe 319.
Piapis 231.
Pic de l'Etoile 260.
Piesan 230.
Pigali 306.
Pigen 317.
Piguelao 306.
Pinay 230.
Pinien-Insel 278.
Pisang 19.
Piscado 419.
Piso 307.
Pisonia-Insel 70.
Pitcairn-Insel 499.
Piti 291.
Piton 498.
Pitt 318.
Pitts-Insel 211.
Pitt's-Insel 269.
Pittstraße 232.
Pittwater 162.
Platte-Insel 404.
Plentybai 207.
Pococke 207.
Pointe d'Urville 230.
Pola 404.
Polynesien 2, 3.
Pomotu 460, 463.
Pomotu-Inseln 463.
Pomutu 460.
Port Augusta 151.
Port Beechy 235.
Port Carteret 237.
Port Cockburn 71.
Port Dalrymple 166.
Port Essington 158, 70.
Port Gower 238.
Port Grey 150.
Port Hunter 236.
Port Hutt 211.
Port Jackson 69.
Portland 152.
Portlands-Inseln 238.
Port Lincoln 158.
Port Macquarie 147, 166.
Port Montague 235.
Port Nelson 184, 208.
Port Nicholson 184, 208.
Port Noël 316.
Port Philipp 72.
Port Philipp (Colonie) 151.
Port Princessa 251.
Port Refuge 391.
Port Resolution 265.
Port St. Vincent 278.

Port Sandwich 260.
Port Stephan 142.
Port Talou 450.
Port Valdez 391.
Port Veracruz 259.
Port Wakefield 211.
Port Western 72.
Pouinipet 307.
Povertybai 184, 208.
Powarna 495.
Praslin-Bucht 238.
Praslinhafen 250.
Preservation-Insel 118.
Prince Henry 468.
Prince William Henry 468.
Prinz-Regentfluß 71.
Prinz v. Wales-Inseln 70.
Prinz Wales-Insel 463.
Prinz Wilhelms-Inseln 355.
Proby-Insel 407.
Providence-Inseln 314.
Pudyua 277.
Puinipete 307.
Pullan 123.
Pulo Adi 232.
Pulo Anna 305.
Pulo Merrière 305.
Puluhot 307.
Puluſuk 307.
Puna 496.
Puoray-Gebirge 495.
Pylſtärt 392.
Pylſtart 392.
Qualan 397.
Quatre Facardins 460.
Queen Charlotte 469.
Queen Charlotte Cape 238.
Queen Charlotte Foreland 238.
Queen Charlotte's Cap 271.
Radack-Kette 315.
Rade del Refugio 391.
Raffles-Bai 70.
Raheina 497.
Rajatea 451.
Raiwawai 456.
Rakiraki 359.
Ralick-Kette 317.
Ramatode 220.
Ranai 497.
Rangaura 211.
Rangihaude 211.
Rangihu 180, 183.
Rangitukia 184.
Raoul 213.
Raoult-Insel 237.
Rapa 459.
Rarotonga 416.
Rearſon 419.
Recherche-Inſel 269.
Reiona 450.
Reirſon 419.
Remitara 459.
Renard 242.
Rennell 250.
Reſolution 480.
Reſolutionbai 481.
Reſolution-Gruppe 467.
Reſtauration-Inſel 69.
Revengeſtraße 230.
Revolutions-Inſeln 472.
Rewa 359.
Richmond 147, 152.
Rimatara 459.
Rimatu 450.
Rimsky Korſakoff 318.
Rious 480.
Riva 359.
Robysplace 450.
Robystown 450.
Rocher de l'Esperance 213.
Roebuck-Bai 71.
Roggeweens-Inſeln 420.
Romanzoff 316, 465.
Roſe 405.
Roſemary-Inſel 71.
Roſſel 242.
Rota 291.
Rotorua 184.
Rottenest-Inſel 125.
Rotterdam 390.
Rotuma 361.
Rouſſel 242.
Rorburgh 147, 417.
Ruapahu 170.
Ruapuki 184.
Rug 307.
Rurikskette 463.
Rurutu 457.
Sable-Inſel 278.
Sacken 466.
Sagittaria 56, 420.
Sagobaum 221.
Sala y Gomez 504.
Salawatty 232.
Salomons-Archipel 243.
Salomons-Inſeln 243.
Samoa 394.
Samoa-Inſeln 393.
San Bartolomeo 314.
San Bernardo 406.
San Carlos 292.
San Carlos Terzeros 502.
San Chriſtoval 250, 390.
San Elmo 468.
San Felipe 259, 292.
San Francisco Xavier 292.
San Ignacio 292.
San Joaquim 292.
San Juan 290.
San Juan Baptiſta 471.
San Lorenzo 293.
San Miguel Arcangel 468.
San Pablo 468.
San Pedro 481.
San Salvador 259.
St. Aignan 242.
St. Andreas-Inſeln 305.
St. Ange 291.
St. Anna 291.
St. Bartholomäus-Insel 314.
St. Davids-Inſeln 305.
St. Georgskanal 235.
St. Jean 238.
St. Ignacio de Agaña 291.
St. Johannes der Täufer 471.
St. Johns 238.
St. Joſeph 292.
St. Michaels-Inſel 468.
St. Philippsbai 259.
St. Quentin 467.
St. Simon 467.
St. Vincent-Buſen 72.
Sandelholzbai 358.
Sandelwoodbai 358.
Sandwich 238.
Sandwich-Inſeln 482.
Sandwich (Neu-Hebriden) 261.
Sandy-Cap 69.
Santa Criſtina 481.
Santa Cruz 269.
Santa Cruz-Archipel 252, 267.
Santjago 259.
Sarahbuſen 213.
Sarah-Inſel 135.
Sarigan 292.
Satahual 307.
Satisfaction 242.
Saunders-Inſel 420, 450.
Savage-Inſel 392.
Sawaji 404.
Sayyan 292.
Schadelyke Eilande 463.
Schatz-Inſeln 251.
Schiffer-Inſeln 393.
Schildkröten-Inſel 360.
Schleuderer-Bucht 237.
Schnabelthier 84.
Schneeberge 63.
Schoug 307.
Schouten 232.
Schoutens-Inſeln 232.
Schungi 181.
Schwan, ſchwarzer 86.
Schwanenfluß 64.
Schwanenfluß-Colonie 149.
Schwanen-Inſel 167.
Schweifbeutler 82.
Schweifthier 82.
Scilly 420.
Seaview 63.
See-Elephanten-Eiland 120.

Digitized by Google

Sequeira-Insel 306.
Seriguan 292.
Serle 470.
Sesarga 251.
Setwar 307.
Shepherd's-Inseln 261.
Shoals 498.
Shortland-Insel 251.
Sidney 146.
Sipunkel 89.
Sir G. Rooke's-Insel 237.
Sir Henry Martin 480.
Sirreb 124.
Slape 230.
Slingers-Bai 237.
Smith's Insel 250.
Societäts-Inseln 420.
Sola 392.
Solitaria 406.
Solitary-Insel 406.
Solosolo 405.
Somosomo 358.
Sondergrond 465.
Songsong 292.
Sonserol 306.
Sonsorol 396.
Spencerbusen 72.
Spiridoff 465.
Stachelameisenfresser 85.
Star-Island 260.
Steep-Point 71.
Stern-Insel 260.
Stewarts-Insel 169.
Stiller Ocean 7.
Stilles Meer 2, 7.
Stobual 317.
Straitsmen 117.
Stroud 142.
Stuart 208.
Stuarts-Insel 169.
Sturmvogel 119.
Südaustralien 153.
Südcap 235.
Südindien 2.
Südland 59.
Südliches Riff 272.
Südostinsel 211.
Südsee 2, 7.
Südsee-Inseln 2, 3, 320.
Sugar Loaf 260.
Sunday-Island 213.
Surrey 468.
Suwarow 315.
Suwarow 420.
Swallow 270.
Swedes-Inseln 306.
Sweers-Insel 70.
Sydenham 319.
Sidney 146.
Tabu 27.
Tabutabu 405.
Tättowiren 21.
Tafelberg 164.
Tagai 315.
Tahaa 454.
Tahiti 448.
Tahlee 142.
Tahoora 498.
Tahoorowa 497.
Tahuata 481.
Tahura 498.
Tahurawa 497.
Tahurowa 497.
Taiarapu 448.
Taiohaeh 480.
Taipi 480.
Takandrova 357.
Takanova 357.
Takemba 359.
Talu 450.
Tamar 164.
Tamarua 416.
Tamatam 307.
Tanadick 307.
Tangata maori 187.
Tanna 265.
Taoneroa 208.
Taowatte 481.
Tapuamanu 450.
Taranaki 184.
Taraniki 184.
Taravai 471.
Taro 17.
Tasmanien 160.
Tasman-Land 71.
Tasmanpik 164.
Taturua 450.
Tauai 498.
Tauranga 184.
Tawaipunamu 169.
Tawöna 358.
Telut 318.
Temo 316.
Tepuna 183.
Teraudschimauh 418.
Tethuroa 450.
Theemyrthe 173.
Themse 170.
Three Hills 261.
Three Kings 207.
Thrum 470.
Thulle e Noyer 305.
Thumb Gap 470.
Thunder Point 271.
Tian 316.
Timor-Meer 70.
Tinian 291.
Tiukea 464.
Tobronu 448.
Tocahai 495.
Tofua 390.
Toharawa 497.
Tomarico 269.
Tombara 237.
Tonnomaga 390.
Tonaigh 495.
Tonga 388.
Tonga-Archipel 368.
Tonga-Gruppe 388.
Tonga-Inseln 368.
Tongariro 170.
Tonnère 271.
Tongatabu 388.
Torrensſee 65.
Tores 292.
Torres 307.
Torres-Insel 260.
Torresstraße 70.
Torua 316.
Totarra 173.
Towha 173.
Traitors Head 262.
Traversey 316.
Treasure-Inseln 251.
Treasure's-Island 270.
Trepang 89.
Trevanion 270.
Trinity-Bai 69.
Tritonbai 220.
Trobriand 243.
Tschitschakoff 316, 466.
Tschitschakoff-Bai 480.
Tuamasana 405.
Tubai 455, 456.
Tubuai-Inseln 456.
Tuch 307.
Tuckers-Inseln 306, 307.
Tucopia 269.
Tufoa 390.
Tumaluah 405.
Tunariro 170.
Tunas 293.
Tungnoi 391.
Tupuai 456.
Turanga 184.
Turtle-Island 360.
Tutuila 405.
Two Groups 467.
Two Hills 261.
Tyahtatua 495.
Uahuga 480.
Ualan 307.
Uapoa 480.
Udirick 315.
Uiha 390.
Ulea 306.
Ulieta 451.
Ulimirak 306.
Ulimireh 306.
Umata 291.
Umatac 291.
Umatac-Bai 291.
Upoa 452.

Digitized by Google

Upolu 405.
Upolu Apia 405.
Ura 465.
Uracas 293.
Urak 293.
Utana 219.
Uturoa 452.
Uwawa 184.
Uwea 406.
Vaini 389.
Valſche Hoek 217.
Vandiemensbai 71.
Vandiemens-Inſel 161.
Vandiemensland 71.
Vandiemensland (Inſel) 160.
Vandiemensländer 167.
Vandola 240.
Vanikoro 269.
Vanſittart-Bai 71.
Vaoaara 454.
Vasqueux 213.
Vasquez 213.
Vaughtown 449.
Vavao 391.
Vavau 391.
Vavau-Gruppe 391.
Vavitoo 456.
Venusſpitze 448.
Verd-Cap 278.
Verraders-Inſel 407.
Vesper 463.
Victoria (Colonie) 151.
Victoriafluß 64.
Victorialand 72.
Victoria (Nordauſtral.) 70.
Viehirea 449
Viti-Inſeln 355.
Viwa 358.
Vlamingland 72.
Vliegen 463.
Volcano 270.
Volcanos 293.
Vuiha 358.
Vulcano 237.
Wahititi-Bai 497.
Wahmadua 497.
Waiakea 496.
Waialua 497.
Waianä 497.
Waigiu 231.
Waihu 501.
Waikare 183.
Waikato 183.
Waikowaiti 184.
Wailoku 497.
Waima 184.
Waimate 182, 183.
Waimea 496, 498.
Waimea-Bai 497.
Waingaroa 184.
Waioli 498.
Waipa 184.
Wairoa 184.
Waitahu 481.
Waiuku 497.
Walan 307.
Waldente 86.
Walker-Inſel 118.
Wallabat 82.
Wallaby 82.
Wallis 406.
Wallis-Inſel 238.
Walpole-Inſel 280.
Wamara 99.
Wangaroa 177, 181.
Wanikolo 269.
Wanu 270.
Wanua Lawa 357.
Warragong-Geb. 63.
Warrekauri 208.
Waſhington 480.
Waſhington-Inſeln 472, 480.
Wateoo 417.
Waterland 464.
Watiu 417.
Waujau 497.
Wawao 391.
Wawau 391.
Weihnachtshafen 316.
Weihnachts-Inſel 504.
Weißes Gebirge 63.
Wellesley-Inſeln 70.
Wellington 208.
Wellingtonberg 164.
Wellingtonthal 135.
Weltmeer, Großes 6.
Wenuanehe 418.
Wenua Ura 420.
Weſſel 232.
Weſtauſtralien 149.
Weſtberge 164.
Weſtern-Port 72.
Weſtmoreland 147.
Whiha 390.
White 207.
Whitſunday 469.
Whitſun Island 261.
Whyetatea 496.
Whymea-Bai 497, 498.
Whymoa-Bai 498.
Whytee 496.
Whyteete-Bai 497.
Wilkshaven 449.
Williamsberg 63.
Williams (Miſſionär) 262.
Williamstown 152.
Willaumez 237.
Wilſons-Inſeln 306.
Windſor 147.
Wittgenſtein-Inſeln 465.
Wiwa 358.
Woahoo 496.
Wolchonsky 466.
Wolgan 63.
Wombat 82.
Woodle-Inſel 319.
Wororai 483.
Wuja 358.
Yams 19.
Yap 306.
Yfelug 306.
York 150.
York (Berg) 63.
Yſabel 249.
Zarpana 291.
Ziegen-Inſel 316.
Zoeſter 464.

Digitized by Google

Druckberichtigungen.

Seite	32	Zeile	15	von unten	statt auszubeuten lies auszubreiten.
„	33	„	7	v. oben	fällt ausführlich weg.
„	41	„	10	v. o.	statt an dem l. an den.
„	55	„	6	v. o.	„ Marschalls-Inseln l. Marshalls-Inseln.
„	55	„	14	v. u.	„ den l. der.
„	58	„	5	v. o.	„ Marschall l. Marshall.
„	70	„	24	v. o.	„ Flieders l. Flinders.
„	70	„	11	v. u.	„ Mellville l. Melville.
„	72	„	1	v. o.	„ Hartog l. Hartig.
„	75	„	12	v. o.	„ wie l. wo.
„	77	„	12	v. o.	„ Grampions l. Grampians.
„	77	„	17	v. o.	„ einem l. einen.
„	81	„	2	v. u.	„ Vorderpfoden l. Vorderpfoten.
„	84	„	7	v. o.	„ in l. im.
„	130	„	2	v. o.	„ einem l. einen.
„	130	„	15	v. o.	„ dem l. den.
„	158	„	12	v. u.	„ 1839 l. 1838.
„	186	„	9	v. u.	„ Australindiern l. Australindiern.
„	240	„	9	v. u.	„ , —?— muß stehen worden,.
„	447	„	5	v. o.	„ das l. daß.
„	461	„	17	v. o.	„ Matus l. Motus.
„	471	„	25	v. u.	„ Kapitel l. Abschnitt.
„	488	„	26	v. o.	fehlt hinter zu thun das Anführungszeichen.

Digitized by Google

Druck von Fr. Campe & Sohn in Nürnberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by G